This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe.

Zweiter Band.

Rosa Holub.

Emil Holub.

Von der Capstadt

ins

Land der Maschukulumbe.

Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883—1887

von

Dr. Emil Holub.

Mit 205 Original-Holzschnitten und 2 Karten.

Zweiter Band.

Wien, 1890.
Alfred Hölder,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Rothenthurmstraße 15.

Afr 9488.90

Harvard College Library
Von Wiener Collection
Gift of Mrs. Coolidge
July 18, 1904

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Inhalt.

Seite

XIV. Antritt der Nord-Zambesireise. Von Panda-ma-Tenka nach Gazungula.

Hanna mit den abgebrannten Fingern. — Folgen eines gestohlenen Rattengerichtes. — Befreiung der Sclaven auf gütlichem Wege. — Jonas, der geschenkte Knabe. — Das verkaufte Kind. — Abreise von Panda-ma-Tenka nach dem Leschumothale. — Die Gewinnung werthvoller Erzeugnisse der Schwarzen. — Ankunft am Zambesi. — Das Leschumothal als Aufenthalt der Tsetsefliege. — Beobachtungen über die locale Verbreitung der Giftfliegen. — Mr. Wa.'s Ideen gewinnen die Oberhand und die Folgen davon. — Masarwa-Flüchtlinge unter den Marutse. — Die Ueberfahrt über den Zambesi. — Die Boote der Eingeborenen im Vergleiche zu unserem dreitheiligen Ponton. — Die Zambesi-Tschobe-Vereinigung. — Luanika's Boten 1

XV. Von Gazungula nach Mo-Rukumi.

Luanika's neuer Handelsminister, Liomba. — Der König als Schuldner. — Niedergang des Marutse-Reiches. — Charakter der Zambesiträger. Kurze Märsche derselben. — Unsicherheit in den Nord-Zambesigegenden. — Häuptling Matakala's 33 Träger. — Schwierigkeiten im Beschaffen des Restes in Mambowa, Gazungula und Umgebung. — Sinjandu, der Fährmann. — Freundliche Menschen zu Mokanda. — Häuslichkeit der Süd-Matoka. — Ankunft in Matakala's Stadt Mo-Rukumi. — Das Ki-Sinde-Thal. — Ankunft im Lager der vorausgesandten Begleiter. Matakala's Auftreten in der Trägerfrage. — Freches Benehmen seiner Leute und Hinterlist der Maschupiaträger. — Des Königs Anforderungen. — Mokuri, des Königs Neffe. — Der Rettung verheißende krankhafte Husten des Königs. — Das System der Matokastädte in den nördlichen Provinzen. — Jonas, unser früherer Diener. — Der

Seite

künftige Thronerbe für Mo-Rukumi. — Unsere Abreise. — Der Krokodilenvater. — Der erste Marsch. — Im Silimbathale. — Mo-Goma und Mokanda 19

XVI. Die Matokastämme. — Von Mo-Rukumi bis Mo-Sinkobo.

Abmarsch von Matakala. — Cultur und Charakter der Matoka. — Der Marsch von Matakala zu Sakasipa. — Oro- und Hydrographie des zurückgelegten Weges. — Erlebnisse auf demselben. — Pit als Biertrinker, Folgen und Reue. — Ankunft in Mo-Sinkobo, Sakasipa's Residenz. — Trägerrevolte. — Wirkung des »brennenden Wassers« die Meuterer. — Gute Aufnahme in Mo-Sinkobo. — Todtenfeier. — Der Talisman »Impande« und dessen böse Wirkung auf unsere Reise. — Tanz und Gelage im königlichen Gehöfte. — Für uns zwecklose Träger. — Mo-Rukumi. Durch die Ki-Indabile-Dörfer. — Nach dem Dorfe Kakalembas. — Sakasipa verweigert Träger bis Sietsetema. — Entlohnung derselben. — Machtlosigkeit Sakasipa's 68

XVII. Von Mo-Sinkobo bis Mo-Monquembo.

Vom Inquisi bis Ki-Assa. — Träger-Revolte. — Oswald's Erkrankung und Besserung. — Masuku-Zone. — Neue Revolte der Träger. — Amare. — Ankunft vor Ki-Schindu. — Simuliti verwundet. — Der Weitermarsch bis zur Tschi-Kufumpfe-Spruit. — Der Gu-Njatifluß. — Das Dorf Ma-Kuruba. — Furchtbarer Waldbrand. — Sietsetema's Freundlichkeit und Bestreben, mich von den Maschukulumbe abzuhalten. — Marsch in das Gehöft des Königs Sietsetema. — Furchtbare Strafe flüchtiger Frauen. — Berichte über die nachbarlichen Stämme nach Norden zu. — Das Dorf Ki-Bondo. — Wildreichthum. — Treue der schwarzen Diener. — Moeba's Zurückhaltuug und spätere Hilfe. — Die Ausbezahlung und Entlassung der fünf Rädelsführer. — Marsch von Moeba's Stadt bis zum Dorfe Ki-Kabura. — Der freundliche Häuptling von Ki-Kabura. — Fieberanfälle 100

XVIII. Der Marsch von Mo-Monquembo bis Mo-Ponde.

Kahuma-Palmen. — Wir als erste Europäer im Dorfe Ki-Bondo. — Feuersgefahr. — Dorf Kobo. — Ankunft beim Häuptling Mosba. — Eine neuerliche Revolte der Träger. — Sakasipa's naher Verwandter als Rädelsführer. — Der ärztliche Beruf wieder als Retter. — Mosba als Bundesgenosse. — Matoka-Häuptling Tschanci von den Maschukulumbe getödtet. — Ein vereitelter Plan. — Der Marsch bis Ki-Kabura. — Heftige Fieber-Recidiven. — Weitermarsch bis zum Ki-N'Ongaflüßchen. — Aufenthalt daselbst. — Mo-Panza. — Fekete's Besuch bei demselben und Mo-Panza's Botschaft 153

Seite

XIX. Der Aufenthalt bei Mo-Panza und die Reise bis zur Maschukulumbegrenze.

Ein Rasttag, ein Fiebertag. — Beim Nachbarfürsten der Maschukulumbe. — Mo-Panza's Botschaft. — Mo-Panza's Rathgeber, sein Bruder und der alte Häuptling. — Unser Einzug bei Mo-Panza. — Matokafrauen als Maurer. — Auffallende Typen unter Mo-Panza's Matoka. — Mo-Panza als Sultan. — Die ersten Maschukulumbe. — Meine Frau von einer Cobra bedroht. — Mo-Panza's Empfangssalon. — Abermalige Warnung vor den Maschukulumbe. — Der Marsch bis zum Dorfe. — Musosa- und der Monjekofluß. — Vermeintliche Grenzen des Tsetsegebietes nach Norden. — Kahuma-Palmenhain. — Die Monjeko-Kahuma-Ebene und ihr Wildreichthum. — Unsere Esel bei den Maschukulumbe in großem Ansehen. — Merkwürdige Termitenbauten an der Maschukulumbegrenze 174

XX. Die Maschukulumbe. — Die Gebiete von M'Beza bis Kaboramanda.

Schliche der Matokaträger. — Die ersten Maschukulumbe auf eigenem Boden. — Mein ärztlicher Beruf bei den Maschukulumbe werthlos geworden. — Felder und Feldhütten. — Das erste Maschukulumbedorf, seine Einwohner und deren Hausthiere. — Kriegsrath der M'Beza-Bewohner. — Unangenehme Situation. — Die erste Nacht im Maschukulumbelande. — Haarkünstler unter den Maschukulumbe und ihre Erzeugnisse. — Die Stellung der Frauen. — Der Weitermarsch bis zum Moko-Ruange-Weiher. — Maschukulumbe als Fischer. — Trägerrevolte am 20. Juli. — Der Marsch bis Kaboramanda. — Der schönste Palmenwald 196

XXI. Von Kaboramanda zum Luengestrom. — Die Fürstenthümer von Kaboramanda und Bosango-Kasenga.

Kaboramanda. — Der Besuch im Lager. — Interessante Römergestalten unter den Bewohnern, namentlich den Häuptlingen des Ortes. — Feindseligkeiten seiner Bewohner. — Marsch nach Bosango-Kasenga. — Verirrt. — Das Luengethal und sein Wild. — Lage Bosango-Kasengas. — Der kranke Maschukulumbe-Häuptling Siambamba. — Jonas, der Flüchtling. — Flucht von 19 Dienern. — Situation nach der Flucht. — Unterhandlungen mit dem Riesen. — Der Aufbruch von Bosango-Kasenga. — Die Ueberfahrt über den Strom. — Auf einer Insel ausgesetzt. — Die erste Rast am Nordufer des Luenge. — Das Durchqueren der Luenge-Lagunen. — Die Tragthiere in Gefahr. — Die große Lagune von Nikoba 225

Seite

XXII. Der Aufenthalt im Weichbilde von Nikoba und Diluka.

Unsere Lagerstelle als Zufluchtsort im Nord-Luengegebiete. — Ein Beispiel der »Allgewalt« eines Maschukulumbefürsten. — Der erste Angriff bei Nikoba. — Der vereitelte Plan der beutelustigen Rotte. — Aussicht zu verhungern. — Der Nutzen der Lagune. — Maschukulumbehändler vom Norden. — Der Portugiese jenseits des Passes. — Barmherzige Frauen. — Unsere Esel in großer Gefahr. — Njambos Trägerschaar von unseren Gegnern gewonnen und zum Rückzuge bewogen. — Hadschi-Loja's letzter Trumpf, sein wüthender Tanz und sein Mißerfolg. — Gefahr durch Verbrennen. — Raubsucht der Träger. — Eine weitere Ursache des über uns gesprochenen Todesurtheiles. — Die furchtbare Trophäe des Königs Njambo . . 280

XXIII. Der Aufenthalt bei Njambo. — Marsch bis Galulonga.

Njambo, der Teufel. — Die vergiftete Milch. — Unser Lager bei Njambo. — Njambo's Gebiet. — Eine furchtbare Nacht. — Die Ebene nach Süden ein einzig Feuermeer. — Das Opfer eines hungrigen Hyänenpaares. — Njambo's Besuch. — Die zerschossene Flasche. — Marsch gegen Norden. — Rettung durch Maschukulumbehirten. — Ankunft in Galulonga. — Eine Lagerwand aus Maisstengeln. — Fekete und Oswald's Rückkehr und ihr niederschlagender Bericht. — Vierzig Trägerlasten gestohlen. — Rückkehr von acht Dienern. — Boy als Urheber ihrer Desertion. — Bericht über die Absichten Uschimata-Zumbos. — Unsere Vorkehrungen in der Nacht. — Der für den 2. August gefaßte Plan 306

XXIV. Der zweite August 1886.

Verirrt. — Folgen jener Schreckensnächte. — Der Marsch durch den Sumpf. — Das Maschukulumbedorf auf der Insel. — Ausforschen einer Trägerkarawane und der Dorfbewohner. — Widersprechende Berichte der Schwarzen. — Erpreßte Geständnisse der Führer. — Umkehr nach dem Süden. — Rückmarsch durch die Sümpfe. — Zusammentreffen mit Fekete und sein Bericht. — Oswald's tödtliche Verwundung. — Das Lager geplündert. — Wiedergewinnung des Lagers. — Situation bei Galulonga. — Episoden aus der Plünderung des Lagers. — Umzingelt. — Marsch zum südlichen Sumpfe. — Die Maschukulumbe suchen unseren Plan zu vereiteln. — Meine Frau in Lebensgefahr. — Marsch durch das Schilfdickicht. — Teuflischer Plan der Maschukulumbe und Treue der eigenen Schwarzen. — Der arme Pit. — Die ärgste Qual am zweiten August 1886. — Zurück am Luenge. — Monohela, der Luengeheld. — Ueberfahrt im Sturme. 341

Seite

XXV. Vom Luenge bis zur südlichen Maschukulumbegrenze.

Mapani bringt Alle über den Strom. — Die letzte Nacht am Luenge. — Aufbruch durch die Sümpfe gegen Bosango. — Im Palmenwalde. — Das zweite Nachtlager im Südluenge-Gebiete der Maschukulumbe. — Nächtliche Löwenbesuche. — Das letzte Maschukulumbedorf. — Leiden meiner Frau. — Die drei Matakaträger, gewesene Diebe und Räuber, erweisen sich nun als Samariter. — Eine erfolgreiche Gnujagd. — Ueber der Grenze. — Eintägige Rast. — Zurück am Monjekofluſſe. — Tſetſefliegen in Masse. — Meine Frau in großer Gefahr. — Den Nachstellungen der Maschukulumbe glücklich entronnen 379

XXVI. Rückreiſe durch die Matoka-Gebiete. — Vom Masosa-Dorfe bis zum Makalaka-Inquiſi.

Ankunft bei Mo-Panza. — Nächtlicher Hyänenbesuch. — Marsch nach dem Süden. — Neue Begleitung. — Der Marsch am 10. Auguſt. — Schöne Gebirgsscenerie. — Zahlreiche Matokadörfer und zahlreiches Wild. — Allein auf dem Wege. — Das Djesadorf und widerwärtiges Betragen meiner Schwarzen. — Das Wild im Kessel des Makalaka-Inquiſi. — Häufigkeit der Löwen bei Mala. — Die Geschichte des Schädels einer Löwin. — Ein fetter Biſſen. — Büffelheerden. — Das Brackthal. — Der Makalaka-Inquiſi. — Rasttag. — Schwere Fieberanfälle. — Die Bewohner von Mala wandern aus. 400

XXVII. Rückreiſe durch die Matoka-Gebiete. — Vom Makalaka-Inquiſi bis zur Tſchobemündung.

Der Marsch am 16. Auguſt. — Das Dorf Sikiwinda. — Wiederfinden der bei Mo-Panza aufgenommenen Deſerteure als Träger. — Eine Emigranten-Familie. — Der Marsch am 17. Auguſt. — Errichtung des Nachtlagers unter Löwengebrüll. — Erreichung von Mo-Sinkobo nach einem langen Marsche. — Vollkommen erschöpft. — Freundlichkeit der Matoka. — Meine Frau muß getragen werden. — Das Silamba-Thal. — Scenerie auf den Märſchen des 21. und 22. Auguſt. — Ein Schreiſeeadler erlegt. — Empfang durch Mr. Wa. 423

XXVIII. Drei Monate an der Tſchobemündung.

Erfolg und Mißerfolg der nach Panda-ma-Tenka und Scheſcheke geſendeten Boten. — Eine ſchwierige Bootfahrt. — Fekete nach dem Maschupia-Inquiſi-Gebiete geſendet. — Unſere Beſchäftigung in Gazungula. — Notizen zur Völkerkunde am centralen Zambeſi. — Die

Seite

Sonnenfinsterniß vom 29. August. — Schwere Krankheiten im Lager. — Jagden in Gazungula. — Leeb's Verwundung durch einen Leoparden. — Löwenbesuch in Gazungula und in Panda-ma-Tenka. — Nilpferde von den Maschupia getödtet. — Jäger Augusts Lebensgefahr. — Niklas' Grausamkeit. — Zweikampf zwischen Jantje und Afrika eines Weibes halber. — Luanika's neues Jagdgesetz. — Abnahme der Elephanten im Marutse-Reiche. — Nachrichten von Mo-Panza. — Oswald Söllner's Tod. — Abreise von Gazungula. — Fekete's Trans-Zambesijagdzug. — Weitermarsch. — Fekete's Verdrängung aus dem Jagdfelde durch den Statthalter von Makumba. 428

XXIX. Von Gazungula nach Schoschong. — Aufenthalt in Schoschong.

Mühseligkeiten der Reise nach der Leschumostation. — Im Moraste der Gaschumaebene. — Auf dem Zuge nach Süden. — Fekete erlegt eine Elandantilope. — Die unselige Stelle im Klamaklenjanawalde. — Der Natafluß und sein Fischreichthum. — Marsch durch das überschwemmte Gebiet an den Ma-Karri-Karri-Salzseen. — Die Hilfe von Schoschong. — Boy's Flucht. — Tod von 27 Zugthieren durch das Tsetsegift; schwere Erkrankung der übrigen. — Unsere Ankunft in Schoschong. — Herzliches Entgegenkommen König Khama's und der Europäer. — Schwere Erkrankungen. — Das neue Goldfieber in der Transvaal. — Sejous, der Elephantenjäger. — Entlassung meiner Schwarzen 482

XXX. Von Schoschong bis in die Diamantenfelder. — Mehrmonatlicher Aufenthalt in Linokana.

Veränderungen auf der bereisten Strecke von Schoschong nach Linokana. — Herr Rolfs aus Kimberley. — Beobachtungen an Thieren im Maricothale. — Pater Booms. — Unfall mit dem Wagen. — Schlechte Nachrichten. — Herzliche Aufnahme bei Freund Rev. Jensen. — Unsere Arbeiten in Linokanas Umgebung. — Die Hilfe von Daheim. — Das Hilfscomité. — Meine Verpflichtungen. — Weitere Beobachtungen über die Thier- und Pflanzenwelt im Maricodistricte. — Fekete wird nach Schoschong gesendet. — Die erworbenen Sammlungen seit dem Beginne der Reise, speciell jene, seit dem Antritte der Nordzambesireise bis zum Verlassen Linokanas. — Abreise von Linokana. — Auf Mr. Attwell's Farm. — Ein früherer Patient. — Eine heitere Episode in einem Farmhause. — Ankunft am Vaalflusse, freundliche Aufnahme von Mynheer Combrink. —

Seite

Schlechte Nachrichten über die heimgesendeten Sammlungen. — Eine Hartebeestantilope erworben. — Ankunft in den Diamantengruben . 496

XXXI. Die Diamantenfelder von Kimberley. — Aufenthalt in Capstadt. — Heimfahrt.

Die Austro-Hungarian Patriotic-Relief-Society of Kimberley. — Ihre Gründung und ihre Zwecke. — Die südafrikanischen Diamantengruben. — Ihre Entdeckung und Geschichte. — Einige Worte über die Verwaltung und das Trapping-System. — Allgemeine Bemerkungen über die Gewinnung der Diamanten. — Die Diamantengruben als Beförderer des Wohlstandes in Südafrika. — Die geologische Zusammensetzung der Diamantenfelder. — Das »Permitt«. — Alte Freunde in the field. — Fahrt nach Capstadt. — Zur Geschichte des Caplandes. — Entgegenkommen in Capstadt und von Seite der Union-Steam-Ship-Company. — Auffindung der seit 1884 verloren gegangenen Combrink- und Attwellsendung. — Heimfahrt am Dampfer »Tartar«. — Ankunft in Wien 511

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Titelbild: Emil und Rosa Holub.

111. Blockley stößt auf zwei Leoparden . . . 8
112. Fischende Kormorane am Tschobeflusse . 9
113. Lager unter den Matoka 24
114. Ueber den Zambesi 25
115. Als Sclave meiner Esel 32
116. Ki-Mona-Lagune bei Gazungula (Norduser des Zambesi) 33
117. Maschupia in den Silamba-Tümpeln, Welse erlegend 41
118. Matokafrauen von Mokanda, die schönsten des Stammes, meiner Frau Geschenke darbringend 48
119. Falle der Matoka für kleine Gazellen, Springhasen ꝛc. 49
120. Falle der Matoka für Wildkatzen und Schakale 52
121. Der Matokafürst Matakala. Tabakkuchen, Milchschüssel, Fruchtbrode, Bobobabalsack 56
122. Widerspenstigkeit der Maschupiaträger von Mamboya 57
123. Riesige Kornbehälter bei den Betschuana 64

Seite

124. Empfang in Matakala's Hütte 65
125. Riesige Kornbehälter und eine Kornhütte der Matoka 72
126. Eine Tabakpflanzung im Ki-Sindethale 73
127. Hyänenfalle der Matoka 80
128. Matokafürst Sakastpa. 1. Irdenes Biergefäß, 2. Schöpflöffel, aus einer Kürbisschale gefertigt 89
129. Uebergang über den Inquisi 97
130. Das Matokadorf Amare 105
131. Jagd auf Katakombe-Hartebeeste 112
132. Zugang zu einem befestigten Matokadorf 121
133. Das Ueberschreiten des Navisti-Flüßchens 129
134. Sietsetema 137
135. Sietsetema's ältester Sohn, zum Tanze geschmückt 144
136. Gruppe von Kahuma-Palmen 154
137. Wachthütte der Matoka in einer Tabakspflanzung 160
138. Trägerrevolte bei Mosba's Gehöft . . . 162
139. Der Häuptling Mo-Panza 176
140. Mo-Panza's Gehöft, Mo-Ponde 177

Seite

141. Typen von Mo-Panza's Matoka . . . 184
142. Inneres der Empfangshütte Mo-Panza's 185
143. Kriegsrath der Bewohner von M'Beza 201
144. Maschukulumbeköpfe, Tafel I. 208
145. Maschukulumbeköpfe, Tafel II. 209
146. Maschukulumbeköpfe, Tafel III. 211
147. Auf der Gnujagd 216
148. Verwundeter Gnuftier 217
149. Riesige Korngefäße der Maschukulumbe 221
150. Geräthschaften der Maschukulumbe: Baftkorb mit Salzstock, Reibstein für Hirse, Milchschüssel und Ruder . . . 224
151. Boy in tausend Aengsten 231
152. Anlage eines Maschukulumbedorfes . . 233
153. Unterhäuptling von Bosango 241
154. Maschukulumbe von Basango entführen ihren Häuptling 249
155. Maschukulumbe-Frauen beim Hüttenbau 256
156. Meine Frau von den Maschukulumbe arg bedrängt 257
157. Ueberfahrt über den Luenge 264
158. Das Ueberführen der Esel 265
159. Gefährliche Situation auf der Sumpfinsel 269
160. Marsch durch die sumpfige Insel im Luenge 272
161. Marsch durch die Sümpfe und die zweite Lagune am Nordufer des Luenge . . 273
162. Marsch durch die erste Lagune am Nord-Luenge 275
163. Der hinkende Häuptling 281
164. Geplanter heimtückischer Ueberfall bei Rikoba 289
165. Unser Langohr von Hunden und Rindern verfolgt 296
166. Streit unter den Trägern und »Hadschi-Losa«, vor Wuth springend 297
167. Schädelbaum in Njambo's Residenz . . 304
168. Rauchrequisiten der Maschukulumbe . . . 307
169. Die ertappten Diebe vor Njambo . . . 309
170. Der Häuptling Njambo 312
171. Maschukulumbe und Mankoja-Tabakhändler 313
172. Das Giftgefäß, die Zauberkalebasse und der vergiftete Hund Wittstock 315
173. Grasbrand während Njambo's Angriff 321

Seite

174. Galulonga und unser Lager, im Hintergrunde die Franz Josefsberge 329
175. Marsch durch die Sümpfe nördlich von Galulonga 337
176. Hüttenschmuck eines Maschukulumbedorfes an der Nordgrenze 349
177. Oswald's tödtliche Verwundung 352
178. Scene aus der Plünderung unseres Lagers bei Galulonga 353
179. Das ausgeraubte Lager 355
180. Der entscheidende Kampf vor Galulonga 361
181. Auf der Flucht am Luengeflusse 369
182. Monohela's Wagniß 373
183. Fekete's und Leeb's Unfall 374
184. Rast auf der Sumpfinsel im Luenge . . 375
185. Flucht über den Luenge 377
186. Meine Frau bricht vor Erschöpfung zusammen 384
187. Nächtlicher Löwenbesuch 385
188. Im Palmenwalde vor Kaboramanda . 389
189. Gnujagd an der Maschukulumbegrenze . 395
190. Meine Frau von Matoka getragen . . . 400
191. Das im Bau begriffene Matokadorf Jankuba 405
192. Sitzgeräthe der Matoka 409
193. Löwenangriff auf das Dorf Mala . . . 417
194. Reliquien vom Rückzuge aus dem Maschukulumbeland 422
195. Matokadorf bei Sikiwinda 424
196. Am Ufer des Makalaka-Inquisi 425
197. Auf dem Rückmarsche durch die Matoka-Gebiete 438
198. Unsere Rückkehr nach Gazungula 441
199. Gazungula-Baum und Baobabbäume . . 449
200. Frucht- und Blüthenzweige des Gazungulabaumes 450
201. Früchte und Blüthenzweig des Baobabs 451
202. Ankunft meiner Schwarzen mit der Jagdbeute am Zambesi-Ufer 457
203. Heuschreckenschwärme von Steppenbrachschwalben verfolgt 489
204. Missionsstation Linokana 505
205. Van Bievel nimmt Besitz von der Cap-Halbinsel 545
Meine Begleiter: Fekete, Leeb und Haluschka 561

Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe.

Zweiter Band.

XIV.

Antritt der Nord-Zambesireise.

Von Panda-ma-Tenka nach Gazungula.

Hanna mit den abgebrannten Fingern. — Folgen eines gestohlenen Rattengerichtes. — Befreiung der Sclaven auf gütlichem Wege. — Jonas, der geschenkte Knabe. — Das verkaufte Kind. — Abreise von Panda-ma-Tenka nach dem Leschumothale. — Die Gewinnung werthvoller Erzeugnisse der Schwarzen. — Ankunft am Zambesi. — Das Leschumothal als Aufenthalt der Tsetsefliege. — Beobachtungen über die locale Verbreitung der Giftfliegen. — Mr. Wa.'s Ideen gewinnen die Oberhand und die Folgen davon. — Masarwa-Flüchtlinge unter den Marutse. — Die Ueberfahrt über den Zambesi. — Die Boote der Eingeborenen im Vergleiche zu unserem dreitheiligen Ponton. — Die Zambesi-Tschobe-Vereinigung. — Luanika's Boten.

Bevor ich von der seit 1885 verlassenen Missionsstation und der seit dem im Jahre 1888 erfolgten Tode Westbech's auch aufgegebenen Handelsstation Panda-ma-Tenka scheide, halte ich es für meine Pflicht, der heute wieder in den Vordergrund tretenden Frage des afrikanischen Sclavenhandels, soweit er die Zambesigegenden berührt, mit wenigen Worten zu gedenken. Die englische Regierung hat schon Millionen für die Unterdrückung der Sclaverei ausgegeben und trotz alledem ist man bis zum heutigen Tage noch nicht im Stande gewesen, diese traffic with human beings selbst nur an den Küsten zunichte zu machen! Auch die soeben in Scene gesetzte Action Englands und Deutschlands wird das Erzweckte nicht erreichen, die laut Zeitungsberichten angewandten Mittel reichen höchstens gegen den Schiffstransport längs der Küste aus; man muß eben nicht denken, daß

Sclaverei und Menschenhandel nur bei mahomedanischen Stämmen gang und gäbe seien, im Gegentheile, fast alle afrikanischen Stämme haben, so lange wir von ihnen wissen, das Institut der Sclaverei gehabt.

Ich werde später auf diesen Gegenstand nochmals zurückkommen und will jetzt nur zweier Episoden erwähnen, wie wir den fluchwürdigen Sclavenhandel am Zambesi aus eigener Anschauung kennen gelernt haben.

Einer der Mischlinge hatte eine schwarze, etwa sechzehnjährige Dienerin, die er von dem Sclavenhändler R. gekauft hatte und der er soweit ihre Freiheit schenkte, daß sie bei ihm als Kindermädchen beschäftigt, keinen Lohn bekam, allein förmlich wie sein eigenes Kind von ihm behandelt wurde. Leider hatte sie, wie es zu erwarten war, bei dem Sclavenhändler keine gute Erziehung genossen, ihr Hauptfehler bestand darin, daß sie ans Stehlen gewöhnt war. Meine Frau spielte gerne mit dem Kinde, das ihrer Obhut anvertraut war, und so hatten wir ihr, nichts Böses ahnend, den Besuch unseres Häuschens gestattet. Der Leser wird nun mein Erstaunen begreifen, wenn ich ihm mittheile, daß eines Tages die Frauen der Mischlinge Ma—Tom und Clara mit goldfarbenen Glasperlenschnüren am Halse geschmückt erschienen, mit Glasperlen, welche außer uns niemand in Panda-ma-Tenka besaß. Der Sache nachgehend, war es nicht schwer herauszufinden, daß Hanna die Besuche mit dem Kinde zu Diebstählen benützt hatte. Dieser Hanna fehlten nun einige Fingerglieder an beiden Händen. Selbe verlor sie durch eine schreckliche Verstümmelung von Seite ihres früheren Gebieters, und diese Greuelthat wurde an dem Mädchen als eine Art Strafe ausgeübt, weil sie, allerdings damals aus Hunger, stahl. Wie sie dazu kam, ist schrecklich, aber auch für die schwarzen Sclavenhälter so charakteristisch, daß ich den Fall kurz erzählen will.

Auf dem Wege von dem Heimatsorte des Sclavenhändlers R. nach Panda-ma-Tenka, während einer vierzehntägigen Fußreise, litt die ganze Gesellschaft, welche aus dem Sclavenhändler, seiner Frau, aus Sclavinnen und erwachsenen Sclaven als Trägern bestand, welch' letztere auch ihr Gebieterpaar zu tragen hatten, viel an Hunger. Diese Sclavenhändler jagen auf solchen Märschen auffallender Weise gar nie. Sie halten wohl in ihrem Dienste ausgezeichnete Elephantenjäger (auch Schwarze),

allein sie benützen sie eben nur zu Elephantenjagden und begnügen sich so auf ihren Handelszügen lieber mit der schlechtesten Kost. Die Sclaven, welche sie als Träger und als Verkaufsobjecte mithaben, taugen auch in der Regel als Jäger zu nichts, auch besitzen diese Leute zumeist so schlechte Gewehre, daß bei ihnen im Allgemeinen an einen guten Jagderfolg gar nicht zu denken ist. Auch diese Reisegesellschaft begnügte sich allabendlich kleine Thierfallen um das stets in Wassernähe aufgeschlagene Lager aufzustellen, allein man fing in denselben in der Regel nur Mäuse und Ratten, welche neben der von den Schwarzen erkauften Hirse die gewöhnliche Nahrung bildeten. Es geschah nun, daß man einige Tage lang mit der Hirse sparen wollte und die Diener nur auf die gefangenen Mäuse und Ratten verwies. Da aber wollte das Unglück, daß die Fallen nur so wenig einbrachten, daß, wie es in solchen Fällen der Brauch ist, nur auf die Erwachsenen überhaupt eine Beute entfiel und die Jüngeren leer ausgingen und sich mit ihrem Magen abfinden mußten, so gut sie konnten. Die Hauptschuld an dieser Nichtbetheiligung der armen Jungen aber trug Madame.

Die über Nacht gefangenen Ratten zeigten sich so überaus feist, daß sich Madame bewogen fand, aus der Beutezahl die schönsten Stücke für sich zu beanspruchen. Von Hunger getrieben und einen unbewachten Augenblick benützend, hatte sich Hanna an einigen der feisten Ratten vergriffen und sie rasch beiseite schaffend an einem Kohlenfeuerchen gebraten und gegessen. Als man später am Tage der in der schwebenden Traghängematte ruhenden Madame den mit den geschmorten Ratten gewürzten Hirsebrei präsentirte, entrang sich den wulstigen Lippen ein durchdringender Schrei. Die Hälfte der Ratten fehlte! — »Wer hatte das gethan? — Wer hatte sich einer solchen Verwegenheit erfrecht?« Schon war der Gebieter zur Stelle. Es war nicht schwer, die Diebin herauszufinden und sofort folgte die unmenschliche Strafe auf dem Fuße. Das unglückliche Mädchen wurde zum Feuer geschleppt und ihr die Hände so lange in dasselbe gehalten, bis einige Fingerspitzen vollkommen verkohlt und später abgefallen waren. — Dieses so verstümmelte Mädchen, Hanna, wurde später in Panda-ma-Tenka für eine Muskete verkauft.

Europäer können sich nicht lange im Gebiete des centralen Zambesi aufhalten, ohne daß ihnen Zambesi-Schwarze, namentlich Wanke's Makalaka, Matoka, Maschupia und Marutse, kleine Kinder, doch auch Jünglinge und erwachsene Mädchen zum Kaufe anbieten. Als Kaufpreis werden Gegenstände im Werthe von einem Kotzen bis zu einem Gewehre gefordert. Die feilgebotenen Opfer sind entweder Kinder der Sclaven der obgenannten Stämme oder es sind Kinder der nördlich von ihnen wohnenden Völker, mit denen sie Tauschhandel treiben. Ich habe Fälle erlebt, wo solche Kinder gekauft wurden und wo der Käufer den armen Geschöpfen die Freiheit wieder gab; natürlich müssen dann solche Befreite am Südufer des Zambesi verbleiben, da sie sonst bei einer Rückkehr ans Nordufer von ihren früheren Herren oder deren Häuptlingen sofort wieder als Eigenthum beansprucht würden. Im allgemeinen ist der Zambesi die südliche Grenze für die Sclaverei des schwarzen Erdtheiles. Bis dahin reicht das englische Gesetz und verhängt auch, wie es sich gebührt, eine vierzehnjährige Zuchthausstrafe auf derartige Vergehen. Es wäre nur nöthig, daß dieses Gesetz eine Clausel enthielte, nämlich die Erlaubniß, an allen Orten, wo der Europäer zu schwach ist, um mit Waffengewalt oder durch diplomatische Vermittlung Sclaven zu befreien, sie zu kaufen, um sie sofort in Freiheit zu setzen, was jetzt nach dem todten Buchstaben des Gesetzes unmöglich ist, weil ein solcher Philanthrop einen Proceß wegen Ankauf von Sclaven, respective 14 Jahre Kerker riskiren würde.

Ich kann nicht umhin, hier an jene mächtige und reiche philanthropische Gesellschaft in London zu appelliren, die am Zambesi ein Feld für Werke der Menschenliebe fände. Jenen reichen Herren, welche dieser Gesellschaft als Mitglieder angehören, wäre es ja nicht schwer, jährlich 5000 Pfd. St. (60.000 Gulden) auszuwerfen, um dort Hunderte und Hunderte unglücklicher Geschöpfe aus der Sclaverei zu befreien. Wohl aber müßte dieses Befreiungswerk sehr klug angefaßt werden. Man dürfte nur solche Kinder kaufen, welche dem oder jenem zum Austausche gegen Waaren angeboten werden. Man dürfte nicht nach zu verkaufenden Kindern fragen, sonst würden Kinder als ein gesuchter Artikel angesehen, was nichts anderes als Sclavenjagden zur Folge hätte; falsch angefaßt,

würde die Philanthropie über Nacht »Menschenfleisch« zum gangbarsten Artikel machen, was man eben verhüten muß, um nicht ein unsägliches Elend für den centralen Zambesi heraufzubeschwören, größer als jenes, welches wir in dieser Beziehung gegenwärtig dorten vorfinden. — Mir wurde einmal auf der Reise ein Knabe geschenkt, den ich sofort für frei erklärte. Jonas, der hoffnungsvolle Junge, machte auch kurze Zeit darauf von diesem Zugeständnisse Gebrauch und empfahl sich auf Nimmerwiedersehen. Bevor er zu mir kam, hatte er zwölfmal durch Kauf und Verkauf seinen Herrn gewechselt und mußte überall ein Lastthier abgeben; bei mir genoß er eine Behandlung wie noch nie zuvor, aß mit uns Europäern die gleiche Kost und hatte auf der Reise nur seine Bettdecke und eines meiner Gewehre zu tragen, wobei ich ihm jedoch gestattet hatte, während des Marsches nach Belieben das Gewehr zur Jagd zu benützen. Die Träger nannten ihn den »Herrn« und meine Diener das »Kind des weißen Mannes«, und doch vertrug er unsere Gesellschaft nicht und zog eine ungebundene, zweifelhafte Zukunft vor. Bezeichnend für die Natur des inferioren Negers.

Diesen kurzen Bericht über eine der traurigsten Seiten der Verhältnisse am Zambesi schließe ich mit der Schilderung einer anderen peinlichen Scene, welche wir in Panda-ma-Tenka miterlebten, da diese Episode bereits von der Feder meiner Frau in der am 1. Jänner 1888 erschienenen Zeitschrift »Wiener Mode« behandelt worden, so lasse ich meine Frau erzählen:

»Bana Bana, niaja lisa m'uschemani a mee«* — so schrie und jammerte das arme Weib mit gebrochenen Worten; Thränen erstickten ihre Stimme, kaum daß sie die Worte herauszustoßen vermochte. »Männer, Männer, o habt Erbarmen, ich will ja gerne wie bis zum heutigen Morgen die schweren Mabele- und Niama**-Lasten tragen; ich will für euch Körbe und Körbe voll der Mohamami und der Mobula*** sammeln und nicht ermüden, das Korn für euren Bochobe und das Butschuala† euch zu stampfen; ich will auch hungern, Alles, Alles will ich

* Männer, Männer, nein; o lasset ab von meinem Kinde.

** Eine Sorghum-Art und Fleisch.

*** Zwei genießbare Früchte der Zambesiwälder.

† Mehlbrei (Polenta) und gewöhnliches Sorghum- (Mabele-) Bier.

thun, o lasset mir nur mein Kind, mein armes Kind!‹ Und nur noch inniger umschlang sie und drückte ihren etwa achtzehn Monate alten und jämmerlich weinenden Knaben an die nackte Brust. Das Weib war in die Knie gesunken, und, sich tief vorneigend, sucht sie das Kind mit ihrem Rücken gegen die Andringenden zu schützen; — das ist das Los einer Sclavin am centralen Zambesi!

Panda-ma Tenka, die Handelsstation am Matetsefluſſe und der offene Raum zwischen dem aus Pfählen gebauten Häuschen der Ansiedlung und den Hütten der Elephantenjäger, war der Ort dieſer traurigen Scene. Eine Schar herzloſer Männer umlärmte die Frau, schrie in sie hinein und schimpfte auf sie los; sämmtliche aber waren Makalaka, die Unterthanen des neunzigjährigen Fürsten Wanke, der, wie schon erwähnt, von den kriegeriſchen Matabele bedrängt, vor vielen Jahren über den Zambesi floh und hier ein kleines, zumeiſt von flüchtigen Makalaka gebildetes Reich gegründet hat. Dieſe Makalaka kommen nun zeitweilig nach Panda-ma-Tenka, um Korn, Mais, namentlich aber die bekannten Matoka-Zwergziegen, auch Tabak gegen Kattun, Glasperlen und Schießbedarf zum Austausche zu bringen, manchmal jedoch bieten sie auch Menschen zum Kaufe aus. An jenem Tage war nun ein Trupp dieſer Makalaka in Geſellschaft von einigen Frauen und Sclavinnen gekommen, und eben eine der Letzteren, ein etwa dreißigjähriges, durch schwere Arbeit sichtlich herabgekommenes Weib, das Niemandem daheim ihr Kleinstes hatte anvertrauen können, war die Aermſte, der man jetzt ihr Kind zu entreißen suchte, um es zu verkaufen. Und man entriß es ihr auch wirklich, stieß sie zurück, schlug sie mit der Peitsche und verkaufte das Kind. Ein Miſchling aus dem Süden, der zufällig in Panda-ma-Tenka zu Beſuche weilte, war der Käufer! Eine Baumwolldecke, ein elender Fetzen, kaum einen Gulden werth, wurde für das Kind gegeben! Ein Glück, daß es jener Miſchling nur aus Mitleid erstand. Einige Wochen später nahm er es mit nach dem Süden, und da in der Stadt, in welcher er wohnt, keine Sclaven mehr gehalten werden dürfen, behandelt er den Knaben wie sein eigen Kind und erzieht ihn zu einem Hirten. Bevor er jedoch nach dem Kaufe des Kindes Panda-ma-Tenka verließ, verſlossen, wie schon erwähnt, einige Wochen; der Mann war während der Zeit von Panda-ma-Tenka abwesend und hatte das Kind

einer Schwarzen anvertraut; eine böse Zeit, welche das arme Geschöpf bei dieser Matoka zu verleben hatte; sehr wenig Nahrung, dafür Schläge im Uebermaß. Täglich sahen wir das nackte Kind mehrmals an den Feuern, in der abgekühlten Asche, herumkriechen, um sich zu erwärmen und vor den Mosquitos durch eine Aschenkruste zu schützen. Wie oft suchten wir nicht zu vermitteln; allein jedes Dazwischentreten hatte nur eine noch schlechtere Behandlung des Kindes zur Folge.

* * *

Endlich am 24. Mai verließen wir Panda-ma-Tenka in einem Wagen, den mir Mr. Westbech zur Verfügung stellte und der von dem Mischling »Geschwind« getrieben wurde. Wir reisten eine Strecke lang mit Blockley, der auf Mr. Westbech's Wunsch nach Panda-ma-Tenka berufen worden war, um hier seine Stelle als Hüttenverweser anzutreten. Blockley, der uns nachgeritten kam, hatte auf dem Wege ein Leopardenpaar getroffen, ohne jedoch einen guten Schuß anbringen zu können. Zwischen der ersten und zweiten Haltestelle der Reise, da, wo das Hügelland in den großen, dicht bewaldeten Gaschuma-Lateritbult übergeht, bemerkte er bei seinem Ritte eine auffallende Bewegung in dem dichten hohen Grase zu seiner Linken. Er hielt sogleich das Pferd an, stellte sich im Steigbügel auf und im selben Momente, in dem sein Blick die plötzlich ruhig gewordenen Graswipfel traf, erhoben sich aus demselben, gleichfalls um Umschau zu halten, die Köpfe zweier, nahe an einander hockender Leoparden. Sofort griff Blockley zum Gewehr, doch schon hatten sich die Köpfe der Raubthiere wieder gesenkt und die neuerliche Bewegung zeigte, daß sie ihre Flucht wieder aufgenommen hatten. Des hohen Grases halber und da er zwei Feinde vor sich sah, hielt es Blockley für rathsam, eine Verfolgung der Thiere nicht zu wagen.

Obwohl ich auf diesem Wege nach dem Leschumothale sehr bald fieberkrank wurde, so legte ich denselben bis auf 4 englische Meilen zu Fuße zurück; ich that es zumeist, um mich für die bevorstehende lange Fußtour wieder etwas zu trainiren, da ich der anhaltenden Krankheit wegen in den letzten Monaten nur kurze Ausflüge machen konnte und so, wie man in

Wien sagen würde, förmlich das Gehen verlernt hatte. Auf diesem Wege hatten wir viel an Wassermangel zu leiden, da auf eine Entfernung von über 50 Kilometer kein Wasser zu finden und der Weg durch den tiefen Sand für die Zugthiere sehr beschwerlich war.

Zeitlich am 27. Mai langten wir im Leschumothale an und waren durch Oswald's gutes Aussehen, den ich, wie dem Leser wohl noch erinnerlich ist, mit Mr. Westbech's Wagen vorausgesendet hatte, auf das Angenehmste überrascht. Er war uns entgegengekommen und schien sich sehr wohl zu fühlen. Ich fand die ihm anvertrauten Waaren in der besten Ordnung, auch hatte er für unsere zukünftigen Träger drei Säcke Hirse als Nahrungsmittel eingetauscht. Ich blieb im Leschumothale bis zum 1. Juni, um dann nach der Tschobemündung (Gazungula) abzugehen. Wie stets, auch diesmal unserer Reiseparole getreu: »Den bestmöglichsten Nutzen für die Zwecke der Expedition von unserem Aufenthalte auf afrikanischem Boden zu nehmen,« gelang es uns auch während dieser kurzen Zeit die Sammlungen, diesmal zumeist durch Industrieartikel der Eingeborenen, zu mehren. Als besonders nennenswerth erscheinen einige der am Zambesi so gesuchten, prächtigen Monkojabogen und riesige aus Holz gearbeitete Fleischschüsseln vom Mabundastamme gefertigt, ferner

Blockley stößt auf zwei Leoparden.

Lanzen, Schlachtbeile und kleine Holzstühlchen. Ich hatte mir von Mamboa einige meiner zukünftigen Träger kommen lassen, um ihnen die zum

Fischende Kormorane am Tschobefluſſe.

Tragen bestimmten Packete vorzuweisen. Zu meiner Ueberraschung war ihnen das und jenes nicht recht. Nach längerem Debattiren entschloß ich mich, die Packete ihrem Gutdünken gemäß umzugestalten, damit die Träger später auf der Reise durch grundlose Beschwerden nicht Verzögerungen herauf-

beschwören könnten. Diese Arbeit nahm nahezu zwei Tage und zwei Nächte in Anspruch. Die mit den neuen Sammlungen gefüllten Kisten nahm Mr. Blockley in Verwahrung und versprach, sie bei der nächsten Gelegenheit nach dem Süden zu senden. Zur selben Zeit kam vom Süden her der im Jänner nach Pretoria gesendete Coillard'sche Wagen zurück. Er war mit Waaren vollgeladen und Coillard's Aufseher brachte auch ein Pferd, eine Eselin und einige Angoraziegen mit, welch' letztere der Missionär im Marutselande acclimatisiren und sich so bei den Marutse ein freundliches Entgegenkommen sichern wollte. Die lange Reise und die ungewohnte Weide schien jedoch den Thieren nicht zu behagen, man hatte nur den Rest einer Heerde nach dem Zambesi gebracht und nach wenigen Tagen schon war hier auch dieser Rest auf einige wenige Thiere zusammengeschmolzen, und auch diese, sämmtlich krank, schienen eine Veredelung des Kleinviehes am Zambesi nicht in Aussicht stellen zu wollen. Das hervorragendste Symptom ihrer Krankheit lag in einer ausgebreiteten katarrhalischen Entzündung der Gedärme.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten Juni machten wir uns auf, um mit Hilfe des Wagens den größten Theil meiner Ausrüstung nach der Tschobemündung, d. h. nach dem diesseitigen Zambesiufer, das nach einem unmittelbar am Ufer stehenden schattigen Gazungula-Baume Gazungula genannt wird, zu bringen, und hier bis zur Ueberfahrt über den Zambesi zu verbleiben. In der Nähe des Baumes befand sich auch jene Stelle, wo sich die Panda-ma-Tenka-Firma, nach der Verdrängung Blockley's aus dem Leschumothale, niederzulassen gedachte. Wir sahen uns gezwungen, wie schon erwähnt, in der Nacht diese Strecke zu bewältigen, weil auf einem Theile des zurückzulegenden Weges noch die Tsetsefliege während des heißen Tages ihr Wesen trieb, so daß diese Stelle nur bei Nacht passirt werden konnte. Ist wirklich, wie man bis jetzt anzunehmen pflegte, die Tsetsefliege jenes verderbliche Item, welches unsere Hausthiere in gewissen afrikanischen Gebieten durch giftigen Stich tödtet, so schützt es nach meinem Begriffe nicht, wenn man gewisse, dichtbewaldete und in der Regel quer über unsere Richtung dahinstreichende Laterithalde, welche von der Tsetse bevölkert sind, in der Nacht, d. i. zur

Zeit, wann dieses gefährliche Insect an den Zweigen schlafend weilt, passirt. Der Weg ist so schmal und die Bäume so dicht am Wege, daß man gar nicht vorüberkommen kann, ohne daß die Zugthiere und der Wagen an den Zweigen anstreifen und die Tsetse abschütteln und sie so verschleppen. Ich habe gefunden, daß zur Zeit meines ersten Besuches die Tsetsefliege auf der Strecke Panda-ma-Tenka—Tschobemündung, vom Schneemannsweiher (12 englische Meilen von der Leschumostation) bis zur Tschobemündung reichte. Seitdem ist die Tsetsefliege nach und nach durch periodische Waldbrände aus diesem Gebiete bis auf einen Lateritbult nahe an der Mündung des Leschumothales in das Zambesithal vernichtet worden.

Da jedoch im Jahre höchstens zwei- bis dreimal ein Wagen diese Stelle passirte, so bot sich keine Gelegenheit zu einer ausgiebigen Verschleppung der giftigen Fliege und sie blieb auf jenen schmalen Waldstreif beschränkt. Als jedoch im Jahre 1885 der Missionär Coillard wiederholt vom Leschumo nach dem Zambesi fuhr, um nach Schescheke zu übersiedeln, als ferner im Jahre 1886 das Geschäft von Panda-ma-Tenka nach Gazungula verlegt wurde und man die Stelle so oft mit Wagen und Zugthieren passirte, wurde natürlich eine Verschleppung bis ins Leschumothal leicht möglich. Ich sprach diese Befürchtung bei meinem ersten diesmaligen Besuche des Leschumothales (Februar 1886) schon aus und war froh, als ich endlich abreisen konnte und meine Zugthiere glücklich aus dem Leschumothale wieder nach Panda-ma-Tenka gebracht hatte. Es war wohl höchste Zeit, daß dies geschah, denn als nach mir Mr. Westbech und Rev. Coillard häufiger zwischen dem Leschumothale und dem Zambesi hin und her fuhren, wurden so viele der Fliegen nach dem erstern Thale geschleppt, daß sich das Insect daselbst festzusetzen vermochte und sich auch bald die Folgen zeigten. Anderen Reisenden, die von Süden bis ins Leschumothal kamen, waren die Zugthiere unter den Symptomen des Tsetsegiftes erkrankt und bis auf zwei verendet. So viel steht fest, daß dieses gefährliche Insect, welches der Besiedlung Süd-Afrikas große Schwierigkeiten machen wird, vor der Cultur zurückweicht und verschwindet.

Das Leschumothal von der von uns bewohnten Missionsstation an bis zu seiner Mündung in das Zambesithal zeigt einen schwach gebirgigen Charakter, ist nur wenige hundert Meter breit, hochbegrast und parkähnlich bewaldet und beiderseits von dem hohen Lateritbult umsäumt. An der Mündung des Leschumothales nun sendet der linke Lateritbult einen Ausläufer gegen den rechten, und dieser bewaldete Ausläufer sollte das hier noch zurückgebliebene Tsetsegebiet ausgemacht haben, während die ebene, wiesige, bebuschte und bewaldete Partie von diesen Ausläufern an bis zu den Tschobe—Zambesiflüssen tsetsefrei sein sollte. Ich habe an das Letztere nie geglaubt, und ich meine, daß auch jene, die es gepredigt hatten, zuerst nicht daran geglaubt haben, denn warum hätten sonst Mr. Westbech und Coillard, so oft sie in der Nacht ihre Waaren nach Gazungula gebracht hatten, ihre Gespanne in derselben Nacht nach dem Leschumothale zurückgetrieben. Nach und nach schien jedoch diese Vorsicht bei ihnen einzuschlummern und meiner Einrede ungeachtet beließ Coillard seine Gespanne in Gazungula, da Mr. Westbech's Rathschlag: »In Gazungula wäre keine Tsetsefliege« schwerer ins Gewicht fiel als der meine.

Noch in Panda-ma-Tenka theilte ich Mr. Westbech mit, daß ich von Leschumo meine 96 Packete mittelst Träger nach dem Zambesi transportiren lasse, doch mein Freund wollte davon nichts wissen, »wenn mich sein Wagen schon von hier bis ins Leschumothal brächte, können die Ochsen auch noch bis zum Zambesi gehen, dort am Tsetsebulte drohe ihnen keine Gefahr«.

So kamen wir denn mit Sack und Pack an den Zambesi. Hier fanden wir unter dem bekannten Gazungula-Baume eine zahlreiche Masarwafamilie vor. An einem Feuer saßen die Männer und Knaben, an dem andern, diesseits des Baumes, die Frauen mit ihren Säuglingen und die Mädchen.

Es waren Flüchtlinge aus dem nahen Bamangwatolande. König Khama hatte Leute in die nördlichen Theile seines Gebietes gesendet, um die hie und da zerstreuten Masarwa und Madenassana aufzusuchen, zu sammeln und ihnen bestimmmte Wohnstätten anzuweisen.

Am zweiten Juni begannen wir mit der Ueberfahrt über den Zambesi und hatten bis zum dritten Juni zehn Uhr früh Alles über den Fluß geschafft; doch wäre dies bei den heftigen Südostwinden unter sieben Tagen nicht möglich geworden, wenn wir auf die nichtigen, aus einem Baumstamme ausgehöhlten Maschupiaboote angewiesen gewesen wären.

Wie leistungsunfähig diese Boote sind, mag die Thatsache beweisen, daß solche Kähne für mich an den beiden Tagen nur fünf Fahrten machten, dabei jedesmal nur zwei Trägerladungen (etwa 50 Kilo) aufnahmen und ich für die fünf Fahrten zehn Meter Kattun zu zahlen hatte.

Die Eingeborenen können sich aber bei einem starken Winde dieser Boote auf dem breiten, wogenwerfenden Strome nicht bedienen, da selbe sehr leicht umschlagen und die Schiffbrüchigen der zahlreichen Krokodile halber großer Lebensgefahr ausgesetzt sind. Nur zeitlich früh und spät am Abend wehten schwache Winde, sonst aber herrschte die ganzen Tage über Südoststurm, so daß die Schwarzen unter keiner Bedingung die Fahrt gewagt hätten.

In dieser schwierigen Lage wurde uns das eiserne, an Westbech verkaufte und uns nun für die Ueberfahrt geliehene Boot von größtem Nutzen. Von mir unterstützt, übernahm Fekete das Hinüberschaffen der Ausrüstungsgegenstände und wir nahmen in der Regel, trotz des heftigen Windes, eine Ladung von zehn bis zwölf Trägerpacketen und außerdem jedesmal noch einen unserer Begleiter mit.

Kaum hatten wir unser eisernes Boot im Wasser, so strömten von allen Seiten Neugierige herbei; für sie war das Ponton aus dem k. k. Pionnier-Zeugsdepot in Klosterneuburg das, was vor sechzig Jahren für die Bewohner der europäischen Flüsse die ersten Dampfer gewesen: unbegriffene Ungeheuer, an denen ihr Witz seine Kritik übte. Am wenigsten begriffen sie, daß die Makoa bei solch einem Sturme so rasch eine so schwere Ladung hinüberzubringen vermochten.

Livingstone, Bains, der Missionär Coillard und der Elephantenjäger Selout hatten aus Holz, Metall und Segeltuch gearbeitete Boote an den Zambesi gebracht, allein selbe in der angewendeten Form in dem

Strome nicht ausgiebig benützen können. Solch ein Erfolg, wie der von uns bei dem ersten Versuche mit unserem dreitheiligen, eisernen Ponton erzielte, war von den Schwarzen am Zambesi noch nicht beobachtet, ein europäisches Boot von ihnen in einem solchen Maße noch nicht bewundert worden.

Den national-ökonomischen Vortheil eines so großen, bei jedem Wetter benützbaren Fahrzeuges begriffen die Schwarzen leider nicht; sie klatschten nur dem Schauspiele als solchem aus vollen Händen Beifall; gelernt hatten sie nichts. Was ihnen entging, ahnten sie nicht.

Außer der Sicherheit und der raschen Fahrt, welche mir das Boot gewährte, hatte ich durch dessen Benützung eine Ersparniß von mindestens sechzig Gulden erzielt, welche ich im Kattunwerthe (loco Zambesi) an die Schwarzen als Ueberfahrtsgeld hätte zahlen müssen.

So stand ich denn mit den Meinen und allem, was ich noch »mein« nannte, am heißersehnten Nordufer des riesigen Zambesi.

Blockley und seine Frau waren uns auf das Nordufer gefolgt und wären gerne einige Tagereisen weit mitgegangen, wenn die Pflicht nicht Blockley gerufen hätte, sein Amt in Panda-ma-Tenka anzutreten. Wir schieden und namentlich Frau Blockley mit schwerem Herzen; sie hatte meine Frau äußerst lieb gewonnen und wußte, daß sie vielleicht während ihres ganzen Aufenthaltes in Afrika nie mehr einen solchen Herzensbund mit einer weißen Freundin würde schließen können. Ich begriff die Thränen der armen Frau, ihr Schluchzen war ein Roman der Entsagung zuliebe des Mannes, dem sie in die Wildnisse des Zambesi gefolgt.

Kurz vor Frau Blockley's Abreise stellten sich Mr. Westbech mit Mr. Weyr und dem Königssohne Lytia sammt Gefolge unvermuthet in unserem Lager ein, und Westbech's Ankunft war mir für die Lösung der schwierigen Trägerfrage von großem Vortheile.

Mr. Westbech war nicht blos nach dem Zambesi gekommen, um Lytia ein freundliches Geleite zu geben, sondern er hatte einen zweiten, rein kaufmännischen Grund. Luanika, der Marutsekönig, sandte ihm die Botschaft, daß er eine größere Partie von Waaren ankaufen wolle und zu diesem Zwecke Liomba, einen Häuptling, der so eine Art Handels-

miniſterpoſten bekleidete, nach der Tſchobemündung geſendet habe. Liomba war ein homo novus, der bei der Rückkehr des Königs plötzlich zu der Ehre des dritthöchſten Beamten im Lande emporgeſtiegen war. Vor der Vertreibung des Königs war er ein ganz gewöhnlicher Gefolgsmann desſelben. Er blieb ihm aber treu, als alles abfiel, und flüchtete auch mit an die von den Bamaſchi bewohnten Sümpfe am mittleren Tſchobe. Nach einiger Zeit verließ er den König, um bei Khama in Schoſchong für die Sache ſeines Herrn zu wirken, und wie böſe Zungen ſagten, um ſich einen angenehmeren Zufluchtsort, als die Tſchobeſümpfe waren, zu verſchaffen. Er verſtand es trefflich, die Rolle des armen Exilirten zu ſpielen. — Er wurde von König Khama ſehr freundlich aufgenommen und wußte auch die in Schoſchong anſäſſigen Weißen, ſowie die Häuptlinge der Bamangwato für ſeine Sache und ſeine, durch die Verfolgung vollſtändig leere Börſe zu intereſſiren, ſo daß er während der Zeit ſeines Exils über Mangel nicht zu klagen hatte und namentlich von jenen Europäern, die den Zambeſi aufſuchen wollten, zahlreiche Geſchenke bekam. Einmal war er im Stande, Vieles über den Zambeſi zu berichten, dann war er ſicher, daß er im Falle einer abermaligen Thronbeſteigung Luanika's gewiß zu Ehren gelangen würde und dann jedem Reiſenden als Fürſprecher nützen könnte. Liomba benützte die Zeit ſeines Aufenthaltes auch dazu, um ſich namentlich über das Verhältniß der wenigen in Schoſchong anſäſſigen engliſchen Kaufleute zu den Bamangwato in ihrem gegenſeitigen Verkehre und beim Eintauſche von Waaren, ſowie über die Preiſe der meiſten Handelsartikel zu orientiren und den Werth des »Geldes« kennen zu lernen. Er ſammelte in dieſer Beziehung reichliche Erfahrungen und ſeine, Luanika nach deſſen Thronbeſteigung gegebenen Berichte flößten dem Könige ſolch einen Reſpect vor den volkswirthſchaftlichen Kenntniſſen des Mannes ein, daß er ihn zu der angedeuteten hohen Stellung berief und ihn beauftragte, fernerhin die Einkäufe des königlichen Hauſes, ſowie den Waffenankauf für das ganze Reich (den früher der König ſelbſt zu vermitteln pflegte), für ſeine Rechnung zu beſorgen.

Als Weſtbech am Zambeſi ankam, war auch Liomba ſammt Gefolge angekommen und hatte auf einer dicht mit Gebüſch und Schilfrohr be-

wachsenen Insel im Zambesi, nahe am Norduser sein Lager aufgeschlagen. Durch diese Umstände hatte auch ich bald Gelegenheit, ihn kennen zu lernen und muß gestehen, daß ich ihn als einen äußerst klugen und vorsichtigen Mann und einen zuverlässigen und die Interessen seines Herrn wohl wahrenden Beamten befunden habe. Jedenfalls war er in dem ihm anvertrauten Fache versirter, als Mr. Westbech und Mr. Wa., die nur zu bald erkannten, daß Liomba unter den Weißen mehr gelernt hatte, als ihnen lieb war. Dabei war er auch aufrichtig und offenherzig, also auch hierin ein Gegensatz zu den meisten Marutse. Er litt zwar auch an dem allgemeinen Uebel aller Eingeborenen am centralen Zambesi, »jeden Europäer anzubetteln«, doch auch hiebei machte er eine löbliche Ausnahme, indem er weder um alles Mögliche, was er sah, bettelte, sondern direct um eine Sache, die er eben nöthig hatte, ansuchte, und wenn man den fraglichen Gegenstand nicht zur Verfügung hatte, nicht weiter belästigte. So erschien dieser Liomba ganz traitable; bei der Beschaffung der Träger habe ich ihm sehr viel zu danken, da mich die andern anwesenden Stellvertreter Makumba's bedeutend mehr ausgesogen hätten, wenn sie nicht die Furcht vor Liomba und vor seiner Berichterstattung an den König zurückgehalten hätte. Meinen europäischen Freunden am Platze war dieser Abgesandte des Königs gar nicht nach dem Sinne, und in der That waren seine Tauschofferte für die factischen Marktverhältnisse am Centralzambesi förmlich unannehmbar. Er und sein König waren handeltreibende Aristokraten geworden, die alles besser als den Handel verstehen. Liomba hatte seinem König die große Differenz aller Preise, die sie am Zambesi zahlen müssen, und die in Schoschong herrschenden mit den nöthigen Ausfällen auf »diese weißen Händler« berichtet. Dieser hatte anbefohlen, daß Liomba nur um die Schoschonger Preise eintauschen dürfe. Die beiden schwarzen Nationalökonomen hatten auf die Frachtspesen von Schoschong zum Zambesi, etwa 700 Kilometer vergessen. Vergessen, daß noch dazu von der südlichen Küste bis nach dem Zambesi für einen Frächter die Strecke Schoschong—Zambesi die mühevollste und kostspieligste sei; dem König waren wohl Bedenken aufgestiegen, daß Westbech vielleicht diese ungewöhnlich niederen Offerten nicht annehmen werde, die Antwort aber lautete: »Jene im Süden bringen Ochsen, Häute und Carrossen

zum Austausch, wir aber Elfenbein.« Uebrigens bewog den König noch ein anderes Moment, Liomba freie Hand zu lassen. Zu ihm kamen seit Jahren Portugiesen sowohl von Benguela, als auch die Gebrüder Lorenz und Mr. Mac Donald von der Wallfischbucht, als Händler, auch diesen schuldete er sowie Westbech namhafte Beträge für gelieferte Waaren und wollte sich nun an den »Mahnern« dadurch rächen, daß er das inzwischen erjagte Elfenbein, das »Gold des Landes«, statt zur Zahlung der Schulden, zu neuen Einkäufen bei einem anderen Händler benützte. Mr. Westbech hatte ihn gelegentlich einmal ans Zahlen erinnert, doch mit sehr ungünstigem Erfolge. Luanika nahm diese Erinnerung ebenso ungnädig auf wie so manche europäische Gläubiger, ja er war höchlich beleidigt und sagte: »Ich zahlen? Ich, der ich Westbech so viel Gutes erwiesen habe? Habe ich ihm nicht gestattet in meinem Reiche Handel zu treiben? Habe ich ihm nicht erlaubt, auf meinem Gebiete Elephanten zu jagen? Habe ich ihn nicht bei seinem mehrmaligen Besuche bewirthet und anbefohlen, daß ihn meine Leute, deren Dörfer er auf seinen Stromfahrten berührte, beköstigten? Sieh her« und Luanika begann an seinen Fingern zu zählen, »sieh her, 47 Ochsen habe ich ihm und seinem Gefolge geschenkt! Wie kann er nun von uns für jenes Mosiri (Schießpulver), Marumo (Blei) und Koto (Zündhütchen) Bezahlung fordern?« Westbech bekam nichts und mußte nochmals, eben als wir damals im Leschumothale weilten, weiteren Schießbedarf auf Credit geben.

Westbech, der — nebenbei bemerkt — dem Könige durch Geschenke an diesen selbst, dessen Weiber und Kinder zehnmal Revanche gegeben hatte, nahm die Sache hin in der Hoffnung, beim nächsten Geschäfte den Verlust schon hereinzubringen. Aehnliche gegenseitige Nachgiebigkeiten sollen ja auch in Europa hie und da vorkommen.

Westbech hätte natürlich vor allem sehr gerne gewußt, wie viel Elfenbein Liomba zum Austausche mitgebracht habe, Liomba wiederum wollte dieses wissentlich hintanhalten, da er nur etwas über 1500 Pfund Elfenbein mitgebracht und erwarten mußte, daß der Engländer bei einem verhältnißmäßig so geringen Tauschgeschäfte keine Ausnahmspreise stellen, noch weniger den Schoschonger-Tarif annehmen würde.

Damit nun der Engländer, der unter den Maschupia mehr beliebt war, als Liomba mitsammt seinen Marutse, nicht die Wahrheit erfahren sollte, hatte eben Liomba seinen Wohnsitz auf jener Insel aufgeschlagen, und das in Kähnen hergebrachte Elfenbein war gleich nach dem Ausladen in Sand vergraben worden. Der schwarze Kaufmann mit dem Ministerportefeuille war dem alten, weißen Händler gewachsen und bald hatte mein Freund Mr. Westbech über das schlechte Geschäft zu klagen, in das er sich mit Liomba, um das Elfenbein doch nicht wieder aus der Hand geben zu müssen, eingelassen hatte. Er bezeichnete es als das schlechteste, welches er seit 15 Jahren am centralen Zambesi abgeschlossen hätte. Das Unglück wollte noch, daß während der tagelangen Verhandlungen mit dem aus dem Süden zurückgekehrten Coillard'schen Wagen einige Maschupia ankamen, welche in Schoschong gearbeitet hatten und Liomba's Behauptungen von den niederen Schoschonger Preisen nur noch bekräftigten.

Dieser Coillard'sche Wagen sollte über den Zambesi bis in die von einem Wagen nur einmal zuvor erreichte Barotse gehen. Rev. Coillard wollte den Versuch wagen, um der so lästigen Trägerfrage auf diese einfache Weise zu entgehen.

XV.

Von Gazungula nach Mo-Rukumi.

Luanika's neuer Handelsminister, Liomba. — Der König als Schuldner. — Niedergang des Marutse-Reiches. — Charaktere der Zambesiträger. — Kurze Märsche derselben. — Unsicherheit in den Nord-Zambesigegenden. — Häuptling Matakala's 33 Träger. — Schwierigkeiten im Beschaffen des Restes in Mambowa, Gazungula und Umgebung. — Sinjandu, der Fährmann. — Freundliche Menschen zu Mokanda. Häuslichkeit der Süd-Matoka. — Ankunft in Matakala's Stadt Mo-Rukumi. — Das Ki-Sinde-Thal. — Ankunft im Lager der vorausgesandten Begleiter. — Matakala's Auftreten in der Trägerfrage. — Freches Benehmen seiner Leute und Hinterlist der Maschupiaträger. — Des Königs Anforderungen. — Mokuri, des Königs Neffe. — Der Rettung verheißende krankhafte Husten des Königs. — Das System der Matokastädte in den nördlichen Provinzen. — Jonas, unser früherer Diener. — Der künftige Thronerbe für Mo-Rukumi. — Unsere Abreise. — Der Krokodilenvater. Der erste Marsch. — Im Silimbathale. — Mo-Goma und Mokanda.

Während meines Aufenthaltes am Nordufer hatte ich Gelegenheit, die mühevolle Arbeit zu beobachten, die es Rev. Coillard kostete, die mit dem Wagen von Süden gebrachten Objecte nur über den Fluß zu schaffen. Und nun erst der Weitermarsch! Wohl hatte ihm der König den Wald hie und da lichten lassen, allein es war vollkommen sicher, daß Coillard dabei alle seine Zugthiere an der Tsetse verlieren müsse. Da Träger für eine Tour mitten im Reiche bedeutend zuverlässiger sind, als jene an der Ostgrenze, wo ich sie zu gebrauchen hatte, so glaube ich, daß diese Transportmethode dem geistlichen Herrn bedeutend billiger zu stehen gekommen wäre und er die Reise rascher vollführt hätte, als er sie mit dem im Süden üblichen Transportmittel zu bewältigen vermochte.

Zwölf Tage lag ich damals am Zambesi, und in dieser Zeit war es dem Missionär eben möglich geworden, nur den dritten Theil jener

[illegible]

[illegible]

[illegible] Rev. Coillard hatte auch meiner Frau die großen [illegible], denen sie kaum entgehen würde, wenn sie mit mir weiter nach [illegible] ginge, und lud sie mit meiner Bewilligung ein, mit ihm nach [illegible] zu gehen und mich dort in seiner Familie zu erwarten, was jedoch meine Frau sofort zurückwies. Wir erkannten in diesem Anerbieten Rev. Coillard's gutes Herz, doch waren wir entschlossen, unser Schicksal zu theilen.

»Ja, aber eine Frau, ein schwaches Weib!« wiederholte Rev. Coillard immer wieder, sowie er meine Frau erblickte, »soll doch nicht so etwas wagen! Eine Reise zu jenen von allen diesen um uns hier wohnenden, ohnehin gefährlichen Schwarzen gefürchteten, wilden Stämmen!« Und der

geistliche Herr schüttelte immer wieder den Kopf und meinte, es »sollte nicht sein«. — Er wies es von sich, daß ihm Westbech bei seinen Missionsbestrebungen geholfen (obwohl dieser das Gegentheil behauptete), und theilte mir mit, daß er in der Barotse die Erbschaft der Jesuiten-Missionäre angetreten, das heißt jene beiden Orte, die Luanika zu Zwecken von Missionsstationen diesen zugewiesen hatte, nun für seine Zwecke erhalten hätte und daß er sofort beabsichtige, noch im Laufe des Winters nach der Barotse zu gehen, bevor die großen Ueberschwemmungen des Spätsommers eine solche Reise unmöglich machen könnten. — Bis auf seine Grausamkeit, worüber Coillard allerdings Haarsträubendes berichtete, lobte er Luanika, so wie ein jeder that, der nicht längere Zeit mit Luanika verkehrt hatte.

Ich würde mich sehr wundern, wenn er heute noch dieselbe gute Meinung von diesem Tyrannen besäße. Wohl geborgen wäre der strebsame Missionär dann, wenn einstens Marancian — der von Scheschеke vertriebene Häuptling — den Königsthron im Marutselande besteigen würde; Marancian war Coillard stets wohl gesinnt.

Dieses »Politisiren« füllte unsere Abende aus, am Tage hatten wir von Früh bis Sonnenuntergang an der Traversirung des Zambesi zu arbeiten oder wegen der Träger mit den Häuptlingen in weitschweifigster Weise zu unterhandeln.

Die meisten Schwierigkeiten bei der Ueberfahrt wurden mir durch den Transport der zwei Esel und Coillard durch den seiner Zugthiere bereitet. Das Thier wird mit Gewalt ins Wasser geschoben und hat neben dem Boote einherzuschwimmen. Hinten im Boote rudert ein Mann, während im Vordertheil ein zweiter kniet und mit einem um die Hörner des Ochsen geschlungenen Riemen — oder beim Esel an der Halfter — den Kopf desselben über dem Wasser zu halten sucht. Dies gibt stets eine aufregende Scene und verursacht äußerst mühevolle Arbeit, denn nur wenige Thiere begreifen, was man von ihnen haben will, gewöhnlich schlagen sie heftig um sich, suchen sich auch mit den Vorderfüßen in das Boot zu schwingen und bringen dabei die Bootinsassen in die größte Lebensgefahr. — Die Stämme am Flusse nehmen zu solchen Ueberfahrten nur ihre größten Boote, um

den widerſpenſtigen Thieren nach der entgegengeſetzten Seite ein gewiſſes Gleichgewicht zu halten.

Am Norduſer lagerten wir auf dem abgeernteten Felde des durch ſein trauriges Ende dem Leſer ſchon bekannten Aufſehers der Gazungula-Ueberfuhr Luſchuane, wo wir zwei alte Rohrhütten bezogen. — Dies war nun mein Lager und meine erſte Wohnſtätte am Norduſer des centralen Zambeſi. Hier mußte ich bleiben, bis ich meine Träger beiſammen hatte. Bis auf die aſtronomiſche Feſtſtellung des Ortes und unſere meteorologiſchen Arbeiten war es mir nicht möglich, ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten nachkommen zu können, da die mit den Häuptlingen geführten Unterhandlungen um das Beſchaffen der Träger ſowie eine Inventaraufnahme des Inhaltes ſämmtlicher Gepäckſtücke meine Zeit vollauf in Anſpruch nahmen.

Schon während meines erſten Beſuches am centralen Zambeſi in den Jahren 1875 und 1876 war mir klar geworden, wie ſchwierig ſich eine Nord-Zambeſireiſe mit Hilfe von Trägern aus den Zambeſiſtämmen geſtalten müſſe; allein die Berge von Schwierigkeiten, welche ich jetzt, da ich dieſe Reiſe in Wirklichkeit machen ſollte, antraf, hatte ich nicht geahnt. Alles Ungemach hatte dieſelbe Wurzel. Immer und überall fehlte Sepopo, der Allgewaltige am Zambeſi, deſſen Befehl jedem ſeiner Unterthanen ins Mark drang.

Bei meinem erſten Aufenthalte am Zambeſi lebte jener »Peter der Große« unter den Negerfürſten noch und er war allen Weißen eine Stütze, denn er war nicht nur mächtig, ſtreng bis zur Grauſamkeit, ſondern einer Idee zugänglich und ein Mann, der ſein Wort zumeiſt hielt.

Seit dem Tode Sepopo's waren die Verhältniſſe im ganzen Reiche ſehr gelockerte, die Herrſchaft der Marutſe in den öſtlichen Provinzen förmlich illuſoriſch geworden, und eben durch dieſe Provinzen führte mein Weg. Allein auch der moraliſche Zuſtand der Völker des Marutſereiches war durch die Bürgerkriege ſeit Sepopo's Tod ſehr geſunken, umſomehr, als die Nachgiebigkeit einiger Europäer die Eingeborenen dreiſt und unverſchämt gemacht hatte.

Schon dieſe Verhältniſſe machten es mir ſchwer, die Träger-Karawane zuſammenzubringen. Dazu kam noch, daß meine Reiſe zu den gefürchteten

Maschukulumbestämmen ging; während wir für eine Reise nach dem Süden binnen drei Wochen dreihundert Träger hätten miethen können, wurde es uns ungemein schwer, nur hundert Träger, und diese nur bis zur Marutsegrenze, zu gewinnen.

Zu Sepopo's Zeiten lebten die Maschukulumbe auf gutem Fuße mit den Marutse und den diesen unterthänigen Stämmen. Seit Luanika's Einfall in ihre Gebiete aber herrschte die größte Feindschaft zwischen beiden Völkern, und die Maschukulumbe verkehrten nur mit einigen der Matokastämme, die den Marutse zwar nominell unterthan, in Wahrheit aber gar nicht gut gesinnt waren. Kurz die Verhältnisse hatten sich am centralen Zambesi nach jeder Richtung hin verschlechtert, namentlich die Autorität der Weißen war sehr erschüttert, das Prestige war nicht nur gebrochen, sondern zur Zeit unserer Anwesenheit wurde jeder Europäer, der vom Süden kam, mit dem größten Mißtrauen angesehen und förmlich als Spion der gefürchteten Matabele, welche in den letzten Jahren auch den zwischen den großen Salzseebassins und dem Zambesi liegenden Streifen des Ost-Bamangwatolandes in Besitz genommen hatten und so den Marutse näher gerückt waren, behandelt.

So bereitete mir die Trägerfrage schon, bevor wir einen Kilometer zurückgelegt hatten, wahre Höllenqualen und ließ mich ahnen, was ich noch zu erwarten haben würde. Allein alles dieses Ungemach konnte meinen Entschluß, auf neuerem Wege in den schwarzen Erdtheil vorzudringen und wieder ein Stück des Schleiers zu lüften, nicht wankend machen.

Freilich das kann ich nicht leugnen, daß ich im Stillen oft jener Forscher mit Neid gedachte, welche im centralen Afrika mit verläßlichen Zanzibariten als Trägern reisen konnten. Besonders oft beneidete ich den großen Stanley, der über Geldmittel verfügte, welche ihm erlaubten, eine kleine Armee solcher Zanzibariten zu engagiren, die ihn jeder Trägerfrage überhob. Er kann nicht nur rasch reisen, er hat gegenüber diesen schwarzen »Zaunkönigen«, mit denen ärmere Reisende wegen Beistellung von, sagen wir fünfzig Trägern oft acht Tage verhandeln müssen, die Stellung eines befehlenden Souveräns.

Die große islamitisch-commercielle Bewegung der Araber in Nord- und Oſtafrika wird auch an dieſen Dingen wohl manches ändern. Ich behalte mir vor, gegen Ende dieſes Werkes dieſe Fragen näher zu beleuchten, für jetzt will ich blos eine Parallele zwiſchen den Trägern aus Zanzibar und jenen aus den Zambeſiländern ziehen, nämlich wie die Dinge im Jahre 1886 lagen.

Lager unter den Matoka.

Bis vor kurzem — bis zum Eintritte der gegenwärtigen Kataſtrophe an der Oſtküſte — waren die Zanzibariten als Träger in der größten Mehrzahl die beſten von ganz Afrika. Sie ſind durch den langen Verkehr mit den Weißen vollſtändig geſchult, haben ihre förmlichen Tarife, die ſie ſtrenge einhalten, ſind gut diſciplinirt, dabei immer luſtig, gehen, wohin man will, ohne Furcht mit. Die Zambeſileute trugen durchſchnittlich um zehn Kilogramm leichtere Laſten, als jene, was bei hundert Trägern ſchon einen bedeutenden Ausfall zum Nachtheile des Zambeſireiſenden ausmacht. Die Verläßlichkeit der Zanzibariten iſt ja ſprichwörtlich geworden; die

Uebergang über den Zambesi.

Reisenden konnten die Karawane tagelang allein vorausmarschiren lassen und waren sicher, sie am bestimmten Orte in vollster Ordnung zu treffen; ganz das Gegentheil bei den Zambesistämmen. — Unter hundert Trägern dürften sich kaum fünf rechtschaffene Männer vorgefunden haben, so daß alle überwacht werden mußten, und die nur dann und wann aus Furcht vor ihren Häuptlingen, d. h. wo wirklich ein Häuptling einige Achtung genoß, von öffentlichen Diebstählen und Raubangriffen zurückgehalten wurden. Eine Ausnahme von diesem diebischen Charakter machten nur jene, welche für eine Reise nach dem Süden als Begleitung dienten, und das einzig und allein aus dem Grunde, weil sie auf fremdem Gebiete, wenn bei einem Diebstahle betreten, von Khama sowohl, dem Bamangwato-, wie Lo Bengula, dem Matabele-Könige, sehr streng bestraft werden. Viele der Häuptlinge aber am Nordufer des Zambesi, deren Gebiet wir bereisen mußten, lassen dem Fremden gar keine Gerechtigkeit widerfahren, im Gegentheile, sie suchen ihn nach Möglichkeit auszubeuten, entweder indem sie ihn — wie alle Maschukulumbefürsten — einfach berauben, oder indem sie ihm unter dem Titel Ehrengeschenk so viel abpressen, daß er einfach beraubt erscheint. Was können wir dann von Trägern, die wir diesen Stämmen entnehmen müssen, erwarten? Eine Hauptschwierigkeit für jeden Zambesireisenden liegt außerdem darin, daß die Zambesileute, ganz im Gegensatze zu den Zanzibariten, unter keiner Bedingung sich als Träger für eine längere Nordreise engagiren lassen. Diese Abneigung stammt aus den Zeiten Livingstone's.

Viele Eingeborene waren mit Livingstone von der Barotse nach der Westküste gegangen, aber nur einige davon kehrten heim und diese brachten solch trübe Schilderungen über die erlebten Mühsale mit, daß ihre Worte als Ueberlieferung im Marutselande fortleben und jedem als abschreckendes Beispiel dienen, etwas Aehnliches zu wagen. Als das Land, wohin aber ein Zambesimann *nie* gehen solle, galt das Land der Maschukulumbe, wohin ich eben gehen wollte.

Dieser unbesiegbaren Scheu wegen mußte ich auf einer Strecke von nahezu 500 Kilometer meine Träger *zehnmal* wechseln. Der mit Zanzibariten reisende Forscher zahlt seine Träger, am Ziele angekommen, mit baarem

Gelde aus. Er nimmt also an Tauschobjecten nur so viel mit, als er zum Ankaufe von Lebensmitteln und als Geschenke an Häuptlinge bedarf. Ich sah mich dagegen gezwungen, die am centralen Zambesi gemietheten Träger, denen der Werth des Geldes noch unbekannt war, immer wieder mit Kattun, Glasperlen und ähnlichen Gegenständen zu bezahlen und brauchte eine riesige Quantität dieser Objecte und darob viele sonst unnöthige Träger.

Um Träger zu bekommen, mußte ich bedeutend größere und mehr Geschenke an die einzelnen Häuptlinge geben, als z. B. Stanley, der nur für die Führer, also einen oder zwei Menschen, für eine müheloſe Arbeit zu zahlen hatte. Doch auch dieser Posten war mir nicht erspart. Obgleich meine Träger den Weg wohl kannten, den ich zu gehen hatte, so wurde mir nolens volens immer wenigstens ein, doch in der Regel wurden mir zwei Unterhäuptlinge als sogenannte Führer aufgedrungen, und wenn ich mich dagegen sträubte und erklärte, daß ich bei der großen Anzahl meiner Träger keiner Führer bedürfe, da wurde mir die Antwort zu Theil, daß ich diese Menschen bei der Widerspenstigkeit der Träger als beaufsichtigende Organe nöthig hätte. Anfangs zahlte ich in diesem Glauben auch für diese Polizeibegleitung ganz gerne, doch bald überzeugte ich mich, daß diese mir mitgegebenen Unterhäuptlinge gar keine Gewalt über die Träger besaßen, ja daß diese sich zuweilen sogar an ihrem sogenannten Vorgesetzten vergriffen, daß ich also der Geprellte war.

Diese Führer oder die »Puppenhäuptlinge«, wie ich sie zu nennen pflegte, mußten aber eine besondere und bedeutend höhere Bezahlung erhalten, als die Träger. So mehren sich die Auslagen einer mit eingeborenen Trägern unternommenen Nord-Zambesireise und werden sehr ansehnlich, wenn auch die Nahrungsmittel in diesen Gegenden im allgemeinen billig sind.

Wie wäre das alles ganz anders, wenn man, wie am Congo, mit bewaffneten Trägern reisen könnte!

In der namentlich durch Stanley's Erfolge oft aufgeworfenen Frage, ob es richtiger sei, in Afrika mit starker bewaffneter Macht oder nur mit geringer unbewaffneter Begleitung zu reisen, möchte ich folgende Grund-

sätze aufstellen. Beides ist richtig, jedes aber nur am passenden Orte. Da, wo die Neger noch in paradiesischer Unschuld leben, oder die Autorität der Weißen vollständig anerkennen, braucht man einfach keine bewaffnete Begleitung. Dort, wo die Neger aus sich selber oder durch arabischen Einfluß militärisch organisirte Staaten mit modern bewaffneten Armeen gebildet haben, ist ein Reisen mit bewaffneter Begleitung einfach gefährlich, weil diese Bedeckung nicht Furcht erweckt, sondern nur zu einem leichten Kampfe auffordert. So wäre es Thorheit, mit 500 Bewaffneten in das Reich des Mahdi nicht blos, sondern selbst in das Reich von Uganda, in das Reich der Matabele oder Damara, welche alle über Tausende von Gewehren verfügen, einzubrechen.

Für alle Reisen aber vom Zambesi bis zur Südgrenze des Mahdireiches nach Norden ist nach meiner Ansicht nach eine bewaffnete Bedeckung, wie sie Cameron oder Stanley hatten, von nöthen, wenn man seine Pläne auch wirklich realisiren will. Ja, fast alle Reisenden in Central-Afrika konnten bis vor Kurzem sogar ihre Träger theilweise bewaffnen und sie so im Falle der Noth als Soldaten benützen.

Solch eine Begleitung war aber leider am centralen Zambesi nicht aufzubringen, man durfte es nicht wagen, die am centralen Zambesi gemietheten Träger zu bewaffnen, wollte man seine Gewehre behalten und nicht selbst als erster erschossen werden. Ich hatte aus dem Süden und am Zambesi langsam 20 Leute zusammengebracht, welche mich nicht als Träger, sondern als Diener »contractlich« bis an eine Küste begleiten sollten.

Allein nur dreien aus der Zahl der zwanzig, nämlich Boy, Mapani und dem mir von Blockley geschenkten Jonas konnte ich Gewehre anvertrauen. — Nie durfte ich meinen Trägern ein Gewehr leihen, weil sie sonst in der Nacht oder vielleicht auf dem Marsche, da wir zumeist durch Wälder und dichte, unserem Schilfrohre gleichkommende, hohe Grasmassen zu gehen hatten, mit den Gewehren verschwunden wären.

An unseren Schlafstellen mußten die Reservegewehre zwischen unsere Lager gelegt werden, da sie sonst von den Trägern gestohlen worden wären. Welch' ein Unterschied zwischen meinen Trägern und Stanley's, Camerons und Anderer bewaffneten Trägern, auf welche sich diese

Reisenden vollkommen verlassen, von denen beschützt, sie die Nacht im ruhigen Schlummer zubringen konnten, während wir Tag und Nacht die Horde im Auge behalten mußten, wollten wir unser Eigenthum und später selbst unser Leben sichern.

Der Charakter unserer Träger wurde von Tag zu Tag schlechter. Die Träger unter den Matoka, welche in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu Luanika dem Marutsekönige standen, schreckten doch noch manchmal aus Furcht vor Makumba, dem Maschupiastatthalter zu Mambowa, der mir wohlgesinnt war, vor Excessen zurück. Die freien Matoka geberdeten sich schon ärger, obwohl die Dörfer, die wir besuchten, noch nie einen Europäer gesehen hatten. Doch das Aergste erlebten wir unter den Maschukulumbe.

Die Matoka gingen nur auf drei Tage mit uns, da wo sie vier bis sechs Tage zu gehen hatten, revoltirten sie schon, auch wenn sie sich früher für die ganze Strecke verpflichtet hatten; die Maschukulumbe aber (so wurde es auf unserem Zuge nach Norden von Tag zu Tag ärger und ärger) wollten als unsere Träger nicht »ausschlafen«, d. h. nicht über Nacht vom heimatlichen Dorfe fern bleiben; jeden Abend kehrte die ganze gemiethete Trägertruppe wieder heim und ich war gezwungen, für jeden Tag »von Dorf zu Dorf« neue Träger zu miethen.

Ich mußte den freundlichen Leser mit dieser Träger-Calamität länger aufhalten, denn sie forderte nicht nur fabelhafte Opfer an Zeit und Geld, sie wurde die Ursache der Katastrophe, welche später über meine Expedition hereinbrach.

Ich hatte meine Lagerstätte in Gazungula noch nicht verlassen und schon war es mir klar geworden, daß wir uns gänzlich in den Händen uns feindlich gesinnter Träger und Häuptlinge befanden. Es blieb nur die eine Hoffnung, weiter nördlich auf günstigere Verhältnisse zu stoßen. Diese Hoffnung ließ uns überhaupt aufbrechen.

Eine bestimmte, rein nördliche Richtung für meine beabsichtigte Reisetour zu verfolgen, war in meinem Falle gar nicht möglich. Wie die Araber die Sahara durchqueren, indem sie von Oase zu Oase des Wassers wegen steuern, so mußte meine Caravane im Zickzack von Dorf zu Dorf

ziehen, nicht fragend, ob dieser Weg mit meinem Compasse stimmt, sondern weil ich dort Träger für den nächsten Tag bekam. Zu den ärgsten Erlebnissen dieser Nordzambesireise gehörten die Unterhandlungen um frische und die Ausbezahlungen der alten Träger. Was hatten wir da nicht alles auszustehen und ruhig hinzunehmen! Ein einziger Mißgriff in solch einer Stunde, ein Zeichen der Schwäche, Nachgiebigkeit, vielleicht in Folge eines Eingeschüchtertseins hätte unstreitig eine Katastrophe zur Folge gehabt, wobei wir wohl alle bis auf meine Frau erlegen wären.

Wir standen oft in dem dichtgedrängten Haufen eingepfercht, daß wir im Falle eines Angriffes nicht einen Schuß zu unserer Vertheidigung hätten abfeuern können. Alles hing natürlich von den Häuptlingen, resp. Dorfvorständen ab, ob sie Träger hergeben wollten oder nicht; denn dieselben lassen sich nicht mit Gewalt erzwingen. Alle diese Miniaturmachthaber wollten mich nun um die Wette ausplündern. Darin waren sie alle einig, daß ihre Leute nie weiter, als bis an die nächste Grenze eines nächsten Häuptlings gehen dürften; in ihren Forderungen wurden sie immer unverschämter. Der zweite Häuptling schon stellte für zu beschaffende Träger an mich Anforderungen, denen ich, ohne die Expedition gleich beim Beginne zu ruiniren, nicht entsprechen konnte. In dieser Noth, als ich schon dachte, daß wenige Kilometer nördlich vom Flusse die Reise zu einem vorschnellen Abschlusse gelangen müsse, half mir mein ärztlicher Beruf, jener Talisman auf allen meinen afrikanischen Reisen. Der Arzt ist, wie ich schon oft erwähnte, ein Zauberer unter allen diesen Stämmen, es gelang mir ohne es zu wollen, den Namen eines gesuchten Zauberers zu erwerben und das half, wo alles Andere nicht mehr helfen konnte. Doch davon später an passender Stelle.

Von alledem erzählte man uns schon am Zambesi und rieth zur Umkehr, doch je mehr sich die Besorgnisse um die Nordzambesireise mehrten, desto fester wurde der Vorsatz in uns, nicht nachzugeben, sondern Livingstone's und Serpa Pinto's Erbschaft anzutreten.

Endlich anfangs Juni sollte es mit dem Aufbruche ernst werden. Die zu dem nach Osten zu wohnenden Matokahäuptling Matakala abgesendeten beiden, neu aufgenommenen Diener Monohela und Simunday

kehrten am 7. Juni mit 33 Trägern nach Gazungula zurück. Da Makumbas Stellvertreter, der 90 Mann stellen sollte, nur 30 Menschen beschaffte, mußte ich wiederum warten und konnte am 8. noch nicht abreisen. Ich entschloß mich die 33 Träger des Matakala unter Feketes und Oswalds Aufsicht vorauszusenden, um selbst dann mit den übrigen nachzufolgen, sowie ich die nöthige Anzahl von Trägern angeworben hätte. Ich gab dieser Vorhut die schwarzen Diener Simunday und January mit. Mein Freund Westbech hatte die Güte, mir bei der Abmachung des Lohnes für die dreitägigen Trägerdienste zur Seite zu stehen, und es wurden zwei Meter Kattun (Zambesiwerth 1 fl. 20 kr.) per Mann und die Kost für diese Zeit ausbedungen.

Am 8. Mai gelang es mir auch zwei weitere Makalaka und einen Matoka als Diener für die Gesammtreise zu engagiren, den einen taufte ich »Großmaul«, den zweiten »Kabrniak«, während ich dem Matoka seinen Namen Siroka beließ.

Ich klagte Liomba meine Noth, daß ich statt der bedungenen 90 nur 30 Träger erhalten hatte, und Liomba machte Lytia auf diesen Umstand aufmerksam, wie man des Königs Befehle in Ausführung bringe. Der Angesprochene, der eben im Begriffe war, nach Mambowa zu gehen, um an einem Trinkgelage, das ihm zu Ehren die Frauen Makumbas gaben, theilzunehmen, versprach Abhilfe und bedauerte Makumbas Abwesenheit. In Folge von Lytia's und Liomba's Zuthun kamen noch weitere 20 Träger und den Rest verschaffte ich mir durch Geschenke an die Häuptlinge einiger in dem Lateritbult zerstreut liegender Dörfer.

Diese Gazungula-Träger machten aber gleich bei der Auswahl der Packete bedeutend mehr Schwierigkeiten wie Matakalas Männer. Obwohl meine Packete zum Tragen wohl zubereitet waren, so fanden die Träger doch so viel an denselben auszusetzen und bemängelten bald dies, bald jenes, so daß es viel Mühe kostete, um sie endlich zum Aufbruch zu bewegen. Die meisten schnitten sich anderthalb Meter lange Stöcke ab, an welche sie mittelst Bast die Packete befestigten, um diese auf dem Marsche leichter handhaben zu können.

Zum Sammeln kam ich in Gazungula eigentlich wegen der ewigen Plackereien gar nicht. Es gelang mir während des Aufenthaltes daſelbſt, von den Eingeborenen verſchiedene Gegenſtände einzutauſchen, mit denen ich zwei Kiſten füllte und dieſe Mr. Weſtbech zum Aufbewahren übergab, um ſie bei Gelegenheit nach dem Süden zu ſenden. Zur Jagd fanden wir ebenſo wenig Zeit, wir hörten faſt jede Nacht Hyänen in der unmittelbarſten Nähe, fanden auch Kuduſpuren an dem Zambeſi; doch wir waren

Als Sclave meiner Eſel.

durch unſere täglichen Arbeiten ſo ſehr ermüdet, daß wir auch bei vorausſichtlich ſicherem Erfolge nicht daran dachten, eine Nacht einem ſolchen Jagdverſuch zu opfern.

Bevor ich von Gazungula ſcheide, kann ich nicht umhin, noch eines Mannes zu gedenken, der durch ſeinen beſonderen Charakter mehr gefürchtet als geachtet und am ganzen centralen Zambeſi wohl bekannt war.

Es war Sinjandu, der Fährmann von Gazungula. Der getödtete Luſchuane führte wohl den Titel Fährmann, war jedoch eigentlich blos der Aufſeher an dieſer Stelle; er hatte namentlich darauf zu ſehen, daß

Ki-Mona-Lagune bei Gazungula (Nordufer des Zambesi).

Niemand ohne des Königs oder Makumba's Einwilligung den Zambesi vom Süden her überschreite. Der eigentliche Fährmann war Sinjandu, ein altes, unscheinbares Männchen, allein gar sehr gefürchtet. Man hatte mir davon berichtet, daß er ein großes Ansehen am Flusse genieße, ich aber hielt diese Berichte für einen Scherz, doch ich sollte mich von ihrer Wahrheit überzeugen, bevor ich noch Gazungula verließ. Afrika, der dem Leser schon bekannte Elephantenjäger, hatte in trunkenem Zustande Lytia von den wenigen Rindern, die ihm aus seiner schönen Heerde noch übrig geblieben waren, ein schwarzes Oechslein zum Schlachten geschenkt. — Das Thier stand am südlichen Ufer und Sinjandu sollte es auf die bekannte Manier hinüberschaffen. Heftig blies der Südostwind, es wäre äußerst gefährlich gewesen, einen solchen Versuch auch nur zu wagen. Niemand aber von den Victoria-Kataraften bis nach der fernen Barotse, kennt die Tücke der vom Sturme angehauchten Zambesiwogen so wohl, als eben dieser alte, gebrechliche Fährmann. Da der Zambesi bis auf einige kurze Biegungen in seinem Mittellaufe zumeist meilenlange schnurgerade Strecken bildet, so vermögen die West- und Ostwinde die tiefe Fluth derart zu erregen, daß sie auch für europäische Kähne die größte Vorsicht erheischen, für die primitiven Boote der Eingeborenen einfach unpassirbar sind. Sinjandu, dies erwägend, antwortete: »Nein, ich gehe nicht!« Vergebens drangen Lytias Diener in ihn, »doch zu gehen«, er antwortete ihnen gar nicht mehr. Da brachten sie den Hofmeister, einen alten Häuptling, der gütlich bat — doch ohne besseren Erfolg, dann erschienen die übrigen Unterhäuptlinge, darunter jene schwarzen Strauchritter, die uns in Panda-ma-Tenka so anbettelten und auch die, welche den grausamen Mord begingen, wie immer mit großen Worten im Munde, und suchten Sinjandu beizubringen, daß er eigentlich gar kein Marutse, sondern ein Sclave sei und zu gehorchen habe. Noch immer antwortete der Mann nicht, er saß unbeweglich am Boden. Seine Gleichgiltigkeit reizte die auf ihn Einredenden endlich derart, daß sie auf ihn zu schimpfen begannen. Da aber geschah für die Zuschauer das Ungeahnte. Sinjandu sprang plötzlich auf, und eine Fluth der ärgsten Schimpfworte ergoß sich aus seinem Munde. Was der alte Häuptling-Hofmeister nicht vermochte, dieser alte Fährmann hatte es erreicht; er überschrie seine

Angreifer und brachte sie zum Stillschweigen. »Wer hat euch denn hinüber und nun wieder herübergebracht als ich? — Ich mich vor euch fürchten? Schlagt mich todt, ihr schreienden Raben, versucht es doch, ich habe nichts in meiner alten Hand und eure Arme sind mit Lanzen bewehrt. Nur drauf los, ihr feigen Hunde! ha ha ha. Ich werde nicht wegen eines dummen Ochsen — mag er auch Lytia, dem Sohne des Königs angehören, mein altes Leben aufs Spiel setzen! Nie und nimmer!« So ähnlich raisonnirte der Alte und es wurde stille ringsum, auch der inzwischen hinzugekommene Lytia getraute sich nicht ein Wort zu erwidern. Niemand im Marutse-Reiche, außer ein zum Tode Verurtheilter, hätte es gewagt, zu einer solchen Gesellschaft aus der nächsten Umgebung Luanikas so zu sprechen, und solcher Gesellschaft etwas zu verweigern. Wir konnten nicht umhin in unserem Herzen dem alten Manne zuzujubeln und auch die umstehenden Maschupia krochen zum Flusse herab, um sich auszukichern. Er brachte das Oechslein erst am andern Tage, als kein Wind mehr wehte, ans jenseitige Ufer. Was schützte Sinjandu, daß er den Höflingen derartig entgegentreten durfte? Die Krokodile. Seit Jahren hier am Flusse lebend hatte er dann und wann einen Brocken den vorbeischwimmenden Krokodilen zugeworfen und so die Thiere daran gewöhnt, daß sie oft heranschwammen, wenn er sich am Ufer hören ließ. Keines der Raubthiere fürchten aber die Zambesistämme mehr, als das Krokodil.

Alles, was Naturvölker und Naturmenschen fürchten, das achten sie auch, umsomehr jeden, der diesen Naturgewalten näher steht. Aus Furcht vor den Krokodilen durfte Sinjandu, dem die Krokodile ihre Ehrfurcht bezeugten, kein Haar gekrümmt werden. Es war mir aber nicht möglich Sinjandus Vertrauen zu gewinnen, denn ich hätte ihm, so meinte er, »durch das Heranbringen des eisernen, dem Sturme trotzenden und so leicht lenkbaren Bootes zu viel Schaden gemacht, ihn auch zum Theile um sein Renommée gebracht, da ich eben auch beim Sturme und mit solch' schwerer Ladung den Fluß mehrmals an einem Tage überschritten hatte.« Er blieb verschlossen und brummte auf uns los, namentlich auf meine Frau war er schlecht zu sprechen, da sie als der Verpflegscommissär der Expedition auf der Nordzambesireise den Mann wohl für seine Arbeit bezahlt, allein

keine Geschenke beigelegt hatte. Wir hatten über den Zambesi auch unsere Hunde, einige Ziegen, die drei Esel und den zahmen Pavian mitgenommen, welch letzterer uns allen viel Spaß machte und die Eingeborenen zu ihrem großen Ergötzen unaufhörlich neckte. Am meisten aber begannen sie sich zu wundern und gaben ihrem Staunen durch laute Zurufe und komische Gesten Ausdruck, wenn Pit kalt fühlte oder wenn der Abend nahte und er einen nebenan liegenden Sack heran- und sich über Kopf und Körper zog, um sich zu wärmen oder zu verstecken. Wenn ihn die Schwarzen oft in dichter Schaar umstanden, sprang er plötzlich zwischen sie hinein, daß sie laut schreiend auseinanderstoben und viele auf die Erde fielen. Ich werde in einer zoologischen Studie später nochmals auf dieses Thier zurückkommen.

Nach vieler Mühe gelang es endlich, am 10. Juni, Nachmittags etwa ein Uhr Gazungula zu verlassen und den zwei Tage zuvor vorausgegangenen Dienern zu folgen.

Schon von allem Anfange an suchte ich in die Karawane eine Art militärische Disciplin zu bringen. Meine Frau mit Leeb, Jonas und Kabrniak zur Seite führte die Schaar, in der Mitte der sechzig Träger schritten als Aufseher die übrigen Diener mit Boy, während ich als der Letzte folgte, um eine Flucht der Träger nach hinten, sowie das Sitzenbleiben derselben hintanzuhalten und etwaige Angriffe auf die Nachhut abzulenken. Da sich keiner der Schwarzen auf das Geschäft eines Eseltreibers verstand, so sah ich mich gezwungen, diese Arbeit auf mich zu nehmen.

Was ich an diesem Nachmittage ausgestanden, ist in der That nur schwer zu schildern. In einem vollkommen erschöpften Zustande, so müde, daß ich nicht einmal zu sprechen vermochte, langte ich endlich in der Nacht in unserem ersten Nachtlager auf der Nord-Zambesitour an; mit dem kranken Muschemani, der leider an Lues litt, war ich der Letzte geblieben.

Da ich meine Packsättel, ohne zu ahnen, daß ich ihrer bedürfen würde, nach dem Süden gesendet hatte, so half ich mir mit dem Reitsattel meiner Frau und dem meinigen und hatte für den dritten Esel, recte für die um 5 Pfd. St. (60 fl.) von Rev. Coillard gekaufte Eselin einen

Gurtensattel gemacht. Ich belud die Thiere mit je 1·5 Trägerladungen, das heißt mit je 45 Kilogramm Glasperlen, die in kleinen Säcken gepackt waren. Allein nur Jakob, der von dem Jäger Afrika für ein Paar Stiefel und einige Meter Kattun angekaufte Esel, trug, was ich ihm aufgebürdet hatte, die anderen aber thaten es mit Widerstreben und versuchten es so lange mit Bocksprüngen, bis die Ladungen ihnen unter den Bauch geschlüpft waren und nun an den Gurtriemen herabhängend nachgeschleift wurden. Dann wieder lief das eine Thier dahin, das andere dorthin. — Nur mit Mühe konnte ich die Esel einfangen; endlich vermochte ich, von Schweiß triefend, kaum mehr die Thiere zu erreichen. Muschemani's, des kranken Schwarzen, Kraft aber war bald erlahmt, er wankte nur noch nach, verlor dabei meinen großen Regenschirm, der mich auf dieser Reise auch vor der Sonne schützen sollte. Ich verwünschte die schlechten Langohre, war aber immer wieder froh, wenn ich einen erreicht hatte, um ihm endlich die Bürde, zum so und vieltenmale, wieder aufzuladen. Diese Strikes der Esel verliehen meiner Nord-Zambesitour nicht jenen Nimbus, wie etwa die angeblichen Strikes der Matrosen dem Columbus, allein sie entmuthigten mich nicht, im Gegentheile jeder Schritt in dies jungfräuliche Gebiet schien mich mit neuen Hoffnungen zu beseelen. Dieser erste Marsch war circa acht Kilometer lang und endete am rechten Ufer der Silamba-Spruit in ostnordöstlicher Richtung vom Ausgangspunkte.

Ich bedauerte, daß so sehr die östliche Richtung überwog, doch ich mußte mich fügen, waren mir doch die Träger nicht für die kürzeste Tour zu dem Häuptling Sietsetema gegeben, sondern ihnen die längste Zickzacktour anbefohlen worden, und ich mußte noch froh sein, nur überhaupt die Nordrichtung verfolgen zu können.

Der Pfad führte in einer hochbegrasten und beschilften Senke längs eines bewaldeten Lateritbultes zur Linken, dessen Ausläufer im fünften Kilometer überschritten wurde, wobei wir in das Thal der Silamba-Spruit kamen, welche zwei Kilometer südlich in den Zambesi mündet. Das bereiste Thal führt an der Sohle einen an seinem Ausgange versandeten, von jenem ersten Ausläufer der bewaldeten Höhe an nach Osten noch erhaltenen, breiten und tiefen Flußarm, Namens Ki-Mona (der Mann). Ob der

Silamba in ihn mündet, ist mir nicht bekannt, da ich, in der Nacht angelangt, schon wieder bei Tagesanbruch das Lager verlassen mußte, um den Trägern rasch zu folgen, die den dreitägigen Marsch nicht ausdehnen wollten.

Zwischen dem sehr fischreichen und von Krokodilen und Nilpferden bewohnten und in seinem Schilfdickichte mit Vögeln bevölkerten, alten Flußarme und dem Hauptflusse zieht sich eine zumeist mit Mimosen bewaldete, unbedeutende sandige Erhöhung hin, welche die Stadt des Maschupiahäuptlings, des allgemein und namentlich von Luanika hochgeachteten Mahala, trägt und welche Ebene zum Theile bebaut ist.

Den interessantesten Punkt der Reise bildete die Lateritbulthöhe, da wo wir sie überschritten, und unter welcher die breite Ki-Mona-Lagune mit ihrer dunkelblauen Fluth beginnt. Für Zoologen und Botaniker bot dieser erste Marsch gar viel des Interessanten. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt hätte schon allein das Studium in der Gruppe der Säugethiere reichlich entlohnt. Ich allein sah — trotz der durch die Esel verursachten weithin sichtbaren und hörbaren Störung — drei bis fünf Rudel Orbeki-Antilopen und Schwarzschwanzantilopen, beide Arten prächtige, niedliche, rothbraune und gelblichbraune Thierformen, ferner überrehgroße, laut pfeifende Rietbockantilopen und Nilpferde und Paviane; ich hörte Hyänen und die grauen Schakale und sah frische Spuren aus der vorhergehenden Nacht von diesen beiden, vom Leoparden, vom Caracal und Ginsterkatzen, von Kudus, Pukusantilopen und gestreiften Gnus. Zwei Rebhuhnarten in Flußnähe zu zwei und zehn, sowie sehr große Perlhuhnketten, mittelgroße Trappen und Schreiseeadler waren häufig — ich aber mit meinem edlen Handwerke der Eseltreiberei so sehr in Angriff genommen, daß ich höchstens nur zwecklos getödtet hätte, denn wer hätte die Beute tragen sollen, da wir ja — ich und der kranke Muschemani die Letzten waren, und ich die von den Eseln immer wieder abgeworfene Last tragen mußte, Muschemani aber meine eigene Ausrüstung zu schleppen hatte.

Der Lateritbultwald zur Linken gehörte zu dem Hochplateau, das sich gegen den Maschupia-Inguisi-Fluß zieht, der bis Mambowa südwestlich strömend in den Zambesi mündet. Die Maschupia benennen die Makumba-

ſtromſchnellen bei Mambowa: »Kalata«, — die folgende zwiſchen dieſen und der Ueberfuhr an der Tſchobemündung Sanza und jene unterhalb, die wir von unſerem erſten Nachtlager — nahe an — hörten, »Rampe«. Auf dem Marſche fielen mir zahlreiche, mit Dornen überſäete Mimoſen- und Mapanibäume auf, der Boden war Humus und brackiger Thon im Thale und Laterit im Walde.

Im Lager fand ich ſtatt des mir gegebenen Führer-Häuptlings zwei andere Führer vor, Monoiſak und Mangwato, gleich »liebe Herren«, wie es ihr Vorgänger geweſen. Die Lagerſtelle an der untern Silamba, eine hochbeſchilfte Spruit, welche zur Zeit der Reiſe nur umfangreiche, tiefe, ſehr fiſchreiche und ſtellenweiſe von Krokodilen bewohnte Lachen aufwies, zumeiſt in Seehöhe von 970 Metern.

Früh am folgenden Morgen (am elften) begann der zweite Marſch- und wir lagerten zu Mittag an einem tiefen Bache, der Silamba (linkes Ufer), dieſe Tour war acht Kilometer lang, das Lager lag 1002 Meter über dem Meeresniveau und oſtnordöſtlich vom letzten Lagerplatze.

Der Marſch führte das Thal der Silamba nach aufwärts, zuerſt an ihrem rechten, dann am linken Ufer. Anfangs war der Marſch nicht unangenehm, doch gegen 9 Uhr ſchon herrſchte große Hitze und die Arbeit wurde wieder recht beſchwerlich, wenn ich auch diesmal noch zwei Schwarze zur Seite hatte, welche mir die an ihre Laſten noch nicht gewöhnten widerſpenſtigen Langohre treiben halfen. — Die Eigenthümlichkeit des Silambathales ſind die Abhänge des Lateritbultwaldes, von welchen Bodenerhebungen jene nach Süden hin (linkes Ufer) ſich bis zum Zambeſi hinzieht, und an ihrem Abfalle durch Mimoſenbäume und Sträucher gegen das breite Thal zu förmlich undurchdringliche Dickichte bildet, gleichſam wie wenn dieſe flachen Waldhöhenflächen nach den offenen Seiten hin gegen Eindringlinge gewappnet wären. Im dritten Kilometer an einer Biegung des Thales hörten wir in dem Lateritwald nach Norden zu (rechtes Ufer) in kurzen Zwiſchenräumen Löwengebrüll, was den von Afrika erkauften Jakob in einen förmlichen Schrecken verſetzte, während die Eſelin ruhig weiter trollte und der meiner Frau von Rev. Coillard geſchenkte zweite Eſel, unbekümmert um die ſich anſagende Gefahr, im

Gehen ganz gemächlich Gräser und Blumen abzurupfen begann. Seine Gemüthlichkeit setzte uns mehr in Erstaunen, als Jakob's Erregbarkeit; daß der Eselin, die aus dem Süden kam, Löwengebrüll nicht imponirte, begriff ich, allein der Coillard'sche Langohr hatte in dieser Hinsicht schon sehr trübe Erfahrungen gemacht, denn auf dem Wege von Mambowa nach Scheschefe (bei Coillards Uebersiedlung) waren an seiner Seite zwei seiner Genossen von einer Löwentruppe zerrissen und verspeist worden. Wir sahen auch — zum erstenmale auf dieser Reise, die schönste der Hartebeestarten des Kakatombe, ohne jedoch den prächtigen Geschöpfen auf Schußweite nahekommen zu können. Sehr reich schien die Vogelwelt im Thale, namentlich an den schattigen Waldabhängen, die ihr durch die Dorngebüsche ganz trefflichen Schutz boten, vertreten, doch auch das Schilfrohr der großen Tümpel war von Vögeln bevölkert.

Als ich zur Lagerstelle kam, d. h. zu einem kleinen Busche, unter dessen Schutz unser Tischtuch ausgebreitet war, fand ich einige der Träger in dem nächsten Tümpel in einer mir ganz neuen Art von Fischfang begriffen. Die Leute wateten brusttief in dem Wasser und stießen ihre Harpunlanzen schief vor sich in die Tiefe ein, sie warfen sie förmlich, so zwar, daß in kurzer Zeit neun Fische, nämlich Welse, gespeert wurden, obwohl derselbe Tümpel schon von der mit Fekete und Oswald vorausgegangenen ersten Trägertruppe auf ihrem Tour- und Retourwege zweimal ähnlich und mit gleich gutem Resultate abgefischt worden war. — Die verfolgten Welse scheinen sich in den Schlamm einwühlen zu wollen und so trifft sie denn die Waffe viel sicherer, als wenn sie schwimmen würden.

Was die Träger anbetrifft, so war auf den ersten Märschen nicht viel zu klagen, das einzige, was mir jedoch trotzdem schon an diesem Tage mißfiel, war ihr Widerstreben, an der von mir gewählten Haltestelle über Nacht zu bleiben. Wohl waren acht Kilometer kein großer Marsch, allein ich hatte einmal viel Mühe mit den Langohren, bevor ich Muschemani und noch zwei andere der Satelliten auf die edle Eseltreiberei eingeübt hatte, dann mußten wir uns nach und nach an das Gehen gewöhnen, da wir bei der nur nothdürftig ausreichenden Trägerzahl unsere Gewehre, Munition, sowie die Aneroide, Thermometer und auch die Chronometer ꝛc. zu tragen

hatten, und zuletzt war dieſe Mittagsraſt ein Ort, der friſches Fleiſch und eine Kakatombehaut zu geben verſprach, welche Haut raſch präparirt werden und mit den zurückgehenden Trägern zu Blockley nach Panda-ma-Tenka wandern konnte. Die Träger verriethen mir gleich am zweiten Marſche ihre Diplomatie. Waren ſie im fixen Accord für eine Strecke bezahlt, z. B. für einen Marſch, der drei Tagreiſen erforderte, d. h. eine Entfernung

Maſchupia in den Silamba-Tümpeln, Welſe erlegend.

von fünfzig bis ſechzig Kilometern, ſo ſuchten ſie ſehr raſch, wenn möglich ſchon in zwei Tagen die Strecke zu bewältigen — eine entgegengeſetzte Taktik wurde befolgt, wenn ſie pro Tagmarſch bezahlt waren. Wenn da z. B. der Marſch leicht in zwei Tagen bewältigt werden konnte, ſuchten ſie den Weg auf drei Tage auszudehnen. Die Auffaſſung der Tarife erinnerte mich noch etwas an die europäiſchen Lohnkutſcher, ſpäter wurde es aber noch ärger. War der Weg neunzig Kilometer, alſo fünf bis ſechs Tagereiſen weit, ſo konnte ich ſicher ſein, daß man mir am dritten Tage ſchon

die Packete hinwerfen und sich weigern würde, weiter zu gehen, selbst wenn für den ganzen Weg die Bezahlung accordirt war.

Der dritte Tagmarsch ging im Silambathale rechts von Norden in ein Seitenthal, das wie alle diese Thäler eine Senke aufnahm. Der Boden des Thales bestand aus Sand, Thon, Brockthon und Humus und die Termiten hatten aus demselben bis drei Meter hohe, breitkegelförmige Bauten aufgeführt, welche entsprechende Tiefbaue aufwiesen.

Am Nachmittage ging's weiter und bis zum Abend, wo wir ein abgefechstes Maisfeld des Dorfes Mokandas nach einer Tour von 11 Kilometer erreichten, dieses hatte eine Seehöhe von 1002 Metern. Der Marsch war gegen Abend etwas interessanter, als am frühen Morgen, doch der Boden so hart und so heiß, daß unsere Füße dabei wund geworden waren.

Die eingeschlagene Richtung war zu meinem großen Aerger eine rein östliche. Wir wären, wenn uns Zanzibariten als Träger zur Verfügung gestanden hätten, direct nach Nordost zu dem Häuptling Sakasipa gegangen, so aber sah ich mich gezwungen die östliche Richtung nach Matakalas Stadt einzuschlagen, um von dort erst, mehr nördlich gehend, Sakasipa zu erreichen.

Der erzwungene Weg führte nahezu parallel zu dem Zambesi. In den ersten Kilometern der Reise passirten wir eine Regenlache zur Rechten »Kilinda« und eine zur Linken »Kaunga-unga«, welche beide früher durch Quellen gespeist wurden, und in deren Nähe Dörfer gestanden, die mit dem Versiegen des Wassers eingegangen waren. Verlassen fanden wir auch das alte Dorf Mo-Goma* (zur Rechten vier Kilometer im Lateritbultwalde), passirten dafür am zehnten Kilometer das wie die meisten Maschupia und Matokadörfer hoch im Lateritbultwalde und einen bis zwei Kilometer von der nächsten Wasserstelle gelegene neue Mo-Gomadorf. Am Nordufer des centralen Zambesi ist es nicht selten, daß ein Dorf, nachdem der nie gedüngte Boden durch Landbau ausgenützt ist, in die nächste Nähe und höchstens bis zu zehn Kilometer weiter ab verlegt wird, um in der Regel denselben Namen zu führen, oder — wie gebräuchlicher nach dem Häuptling als das Dorf z. B. des Mokanda genannt zu werden.

* Eine Schnupftabakdose.

Wir durchschritten ein wahres Labyrinth von zerstreut liegenden Hütten am Abhange des Lateritbultwaldes und langten endlich an einem Orte an, wo schon von Fekete's Trägern ein Lager aufgeschlagen worden war. Hier trafen wir zwei weitere Makalaka, die, um gemiethet zu werden, von Osten herzugekommen waren; sie wurden Seeland (ein wahrer Riese, der sich jedoch später als sehr feige erwies) und Chimborasso (das böse Schaf der Leibgarde) getauft.

Auf den Feldern waren überall noch die Frauen mit dem Einholen von Kürbissen beschäftigt, so daß noch manche der von ihnen während der sommerlichen Arbeitszeit im Felde bewohnten Feldhütten besetzt waren. Während der Feldarbeit findet eine förmliche Uebersiedlung aus dem Dorfe in die weit abliegenden Hütten statt. Ist der Stamm wohlhabend und ist die Gegend von wilden Thieren reichlich bevölkert, so umschließt man diese Hütten mit einem Zaune von hohen starken Palissaden, zu denen die Stelle, die man eben in ein Feld verwandelt hat, das nöthige Holz liefert.

Obgleich mitten im Winter zeigten die abgefechsten Felder, namentlich aber ihre Raine, zahlreiche blühende Pflanzen aus der Familie der Cynareen, von denen eine dunkelblüthige Centaurea und eine blauviolette Conyza namentlich in die Augen fielen.

Hier fanden wir die freundlichsten Menschen auf der ganzen Nord-Zambesireise vor. Die noch ringsum in den Feldhütten wohnenden Frauen strömten herbei, namentlich um meine Frau auzustaunen. Die Männer des Dorfes hatten wohl schon bei ihrem Besuche Gazungulas und Panda-ma-Tenkas Europäer, mancher auch Frau Westbech und Frau Coillard gesehen, die Frauen jedoch, die nie südlich vom Zambesi gekommen waren, hatten weder Europäer noch Europäerinnen erblickt, dies der Grund ihrer Neugierde, die jedoch zumeist meiner Frau galt. Die Frauen, welche in Folge der Blutvermischung Matoka-Maschupia die schönsten Frauenantlitze unter allen Schwarzen auf der ganzen Reise zeigten, kamen und ließen sich vor meiner Frau auf die Knie nieder, sie klatschten in die Hände und indem sie sie Morena mosari (Fürstin) titulirten, brachten sie ihr Geschenke dar; Schüsseln mit Mais, Hirse, Bohnen und Erdölnüsse, Männer

brachten uns Bier, und auch welches für meine schwarzen Diener. Daß alle diese Geber mit Glasperlen, der Häuptling Mokanda aber mit einem Sitsiba, d. h. zwei Meter langen Kattunstücke — eben hinreichend für die landesübliche Schürze — beschenkt werden mußten, liegt ja im Begriffe der Geschenke am centralen Zambesi.

Noch am Abend kaufte ich Nahrungsmittel für meine Träger, Bohnen und Hirse, und schon zeitlich am nächsten Morgen verließen wir die Stelle. Ich wußte, daß wir zu einem Häuptling mit Namen Matakala gehen, allein da ich weder in den Jahren 1875 und 1876 noch während der letzten acht Monate im Zambesigebiete, oder während des dreiwöchentlichen Aufenthaltes am Victoria-Katarakte etwas von ihm gehört, so war ich der festen Ueberzeugung, daß er weit ab vom Zambesi wohne; man kann sich nun mein Erstaunen denken, als wir schon auf dem Marsche des 12. Juni erfuhren, daß wir Matakala schon am anderen Tage erreichen würden. Noch mehr erstaunte ich aber, als wir immer die Ostrichtung einhielten und wir dem Zambesi noch so nahe waren, daß ich von unserem hohen Lateritbulte aus bei einer Wendung des Weges den Strom, den wir vor vier Tagen verlassen hatten, gegen Süden deutlich silbern schimmern sah.

Man sagte mir wohl in Gazungula, ich müsse zuerst nach Osten gehen, — warum, davon sprach ich ja schon — allein ich dachte, daß Matakala's Residenz doch mindestens vierzig Kilometer nördlich vom Zambesi liege, nun diese Enttäuschung! Mir war alles vollkommen klar, bevor ich noch den Häuptling erreichte. Matakala schien uns von vornherein kein vielversprechender Freund und Gönner werden zu wollen, das bewies seine Botschaft, die er dem Diener Simundaj auf den Weg gab, als dieser während unseres Aufenthaltes in Gazungula an ihn abgesendet wurde, um für mich Träger zu werben. Simundaj ging damals, Fühlung zu nehmen, ob er in seiner Heimat Träger miethen könnte. Seine Landsleute waren sofort willig, um sich etwas zu verdienen, allein Matakala ließ den Werber aufgreifen und befragte ihn, wo meine Geschenke wären. »Die bekommst du nach der Ankunft meines Herrn,« gab Simundaj zur Antwort. Dies befriedigte den Fragesteller offenbar nicht und er nahm Simundaj's Schlacht-

beil als Pfand, bis er Geschenke von mir empfangen hätte; auch gab er dem Diener folgende Botschaft für mich mit. »Sag deinem Herrn, daß, wenn der Marutsekönig Luanika Träger für ihn haben wolle und sie anbefohlen habe, daß er mit dem Stocke in der Hand die Batu* zusammentreiben möge, d. h. mit Gewalt hole, wenn ich sie aber gutwillig geben soll, dann muß mich dein Herr auch dafür bezahlen; meine Leute dürfen nicht gehen, wenn ich es ihnen nicht gestatte.« Allein die Leute (33 an der Zahl) kamen doch; Simundaj bekam allerdings sein Beil nicht eher zurück, als bis ich nach meiner Ankunft bei Matakala mit Geschenken es ausgelöst hatte.

Die beiden am 12. Juni verwirklichten Märsche hatten eine Länge von 11, respective 5 Kilometer Länge, die Seehöhe für beide Orte waren 1065 und 1046 Meter. Zu Mittag langten wir an der ersten Stelle, dem Unterlaufe der Kamakunispruit und Abends bei dem Felddorfe des Unterhäuptlings Seruera an. Wir zogen auf dem Vormittagsmarsche zuerst an den hügeligen, zerrissenen aus Trachytgeröll und Trachytschlacken gebildeten felsigen Abhängen des Zambesilateritbultes dahin, pasirten zwei zu dieser Zeit trockene, linksseitige Zuflüsse der Silamba und betraten einen mächtigen, über sechs Kilometer breiten Lateritbult mit zahlreichen Bäumen: Mohamane, Mororo, Mochuluchulu ꝛc., die mit wohlschmeckenden Früchten beladen waren.

Der Weg war wie immer in solchen Wäldern auf dem losen Boden sehr beschwerlich. Durch die ungewohnten langen Märsche waren die Füße meiner Frau wund geworden, und sie probirte einen der drei Esel zu reiten. Wir nahmen den fähigsten und stärksten, nämlich Jakob. Da er aber principiell gegen derartige Verwendung war, versuchte er anfangs durch alle möglichen und unmöglichen Sprünge sich von seiner Reiterin zu trennen und als all dies nichts half, rannte er mit seiner Last an die Baumstämme zur Rechten und Linken an, so daß sich meine Gattin, um nicht gebrochene Glieder davon zu tragen, gezwungen sah, herabzuspringen. Mit seiner früheren Bürde von Glasperlen aber beladen, ging Jakob ruhig und tief sinnend, wie wenn eben nichts sein Gemüth aufgeregt hätte,

* Volk = Träger.

seines Weges weiter. So endete Mrs. Holub's Nordzambesiritt nach einem gefährlichen, halbstündigen Versuche.

Der nachmittägige Zug führte uns durch das Thal der nach dem Süden zum Zambesi strebenden Ketschwe-Spruit, dann ging es wieder jenen Lateritbult hinan und wir kamen in Serueras Dorf, das, mitten in ausgedehnten Feldern gelegen, ein Bild von dem Treiben südlicher Matokafamilien in ihrer »Sommerwohnung« bot. Auf Pfählen und Bäumen innerhalb der Pfahlumzäunung hingen die Maiskolben, welche eben zwei, nur mit bis an die Knie reichenden Lederröckchen bekleidete, elf- bis zwölfjährige Mädchen zum Theile herabnahmen, um sie auf eine glattgestampfte Bodenstelle zu werfen, wobei nackte Buben oder mit aus kleinen Riemen gearbeiteten Schürzchen bekleidete, sechs- bis achtjährige Mädchen mit Stöcken darauf losschlugen, um die Frucht »auszudreschen.« Zwei Sclavinnen — auch Nebenfrauen der Farmbesitzer — ebenfalls bis auf die kurzen Röckchen unbekleidet, stampften in rhythmischem Schlag mit Hilfe einer eigenthümlich schnellenden Bewegung des Körpers mit langen schweren Schlagkolben den im Wasser ein wenig aufgeweichten Mais, während die Hausfrau daneben auf einer Matte saß und das Gestampfte von dem Halbgestampften sonderte, um letzteres späterhin nochmals in den Stampfblock zu werfen. Sie schien sich nicht viel abzumühen, weil sie hier Herrin und zugleich als die eben jetzt bevorzugteste Frau der besonderen Gunst des gestrengen Herrn Gemahls sich erfreute. Vielleicht erhält sie sich diese Gunst jahrelang, vielleicht nur für einige Monate, doch diese Zeit weiß das arme Geschöpf auszunützen, und doch erfreuen sich diese Frauen, wenn sie nicht Sclavinnen sind, einer besseren Behandlung als Frauen unter den Makalaka, den Matabele und jenen Betschuanastämmen, bei denen der Pflug noch nicht Eingang gefunden hat. Die Männer waren mit der Ausrodung eines Waldes, respective mit der Vergrößerung ihrer Felder beschäftigt. — Zwei hauen oben in den größern Waldbäumen die dicken Aeste ab, andere schlagen dürre Bäume und Gesträuch vollständig nieder, um die stärkeren und dichteren Aeste an die Grenze des gewählten Feldraumes zu schleppen und hier einen niedrigen Zaun gegen Antilopen aufzuschichten, während Knaben das dürre Reisig auf dem Lateritboden

in Haufen und auch um die Bäume, die man eben entäſtet, zuſammenſcharren. Dieſe Reiſighaufen zünden ſie einige Tage ſpäter an, damit ſie einmal mit der Aſche düngen, dann auch, um die verſtümmelten Bäume durch Anbrennen raſcher zum Abſterben zu bringen. Es iſt Abend geworden und die Hausfrau unterhält ein mäßiges Feuer zu ihrer Linken, in der Nähe der Hütte, wo in einer ſeichten Vertiefung zwei Töpfe, auf je drei Steinen ruhend, brodeln und ſummen. Hirſe in dem einen und getrocknete und in Scheiben geſchnittene Kürbiſſe in dem andern ſind für den Tagesimbiß, der bei dieſen Stämmen am Abend eingenommen wird, beſtimmt.

Zur Zeit, wenn der Feldbau, an dem ſich übrigens der Mann unter den Zambeſiſtämmen eifriger betheiligt und ſeine Frau ausgiebiger unterſtützt, als dies bei den Stämmen des Südens der Fall iſt, ruht, geht er dann zeitweilig auf die Jagd oder ſtellt ſeine Fiſchreuſen im Zambeſi, deſſen Lagunen und den einmündenden Flüſſen auf. Die mittleren und nördlichen Betſchuana, zumeiſt die Bakwena und die beiden Bamangwatoſtämme, gehen in der Regel während fünf bis ſechs Monaten auf die Jagd, was bei den Zambeſiſtämmen nicht der Fall iſt, die nur auf Stunden und Tage hin zu jagen pflegen. Hören dieſe Matoka, daß keine Matabele herumſtreifen und daß Europäer vom Süden her in Panda-ma-Tenka oder in Gazungula angekommen ſeien, ſo eilen ſie dahin, auf einem Tragſtocke Körbe mit Früchten — ein dem fremden Ankömmling ſtets willkommener Artikel — oder mit Hirſe, Mais, Bohnen, mit Erdölnüſſen gefüllte Kürbisgefäße, Kalabaſſen, etwa 30 bis 40 Kilogramm ſchleppend. Sie gehen dann ſehr raſch, indem ſie mit einem auf der rechten Schulter liegenden Stocke, und den auf der linken getragenen Tragſtock greifend, der linken Schulter die Laſt zu erleichtern ſuchen. — Dieſer kürzere Stock dient ihnen als Waffe, ſo auch die beiden Speere, welche ſie in der Hand tragen und die ſie auch als Meſſer gebrauchen, um ſich in der Nacht das Gras für ihre Lagerſtelle abzumähen und um mit ihnen auch für die als Schutzwand benöthigten Aeſte erforderliche Löcher in den Boden zu graben. Kattun und Glasperlen werden dann zumeiſt für die zum Tauſche dargebrachten Artikel gefordert. Kaum iſt das Geſchäft gemacht, ſo wird einfach der Kattun in die Kalabaſſen gezwängt, und froh eilen die Leute wieder heim zu den

Ihren, wo sie stundenlang alles Erlebte breit erzählen. Dieser Handel ist förmlich organisirt und die Matoka treiben ihn gerne.

Häufig begleiten den eigentlichen Verkäufer seine Brüder als Träger, um später ein Gleiches von ihm zu fordern; viele haben auch Sclaven, die zum Tragen herhalten müssen. Als bester Platz für den Verkauf gelten unter den Eingeborenen die Victoria-Fälle. Vielfach werden die dort er-

Matokafrauen von Mokanda, die schönsten des Stammes, meiner Frau Geschenke darbringend.

standenen Kattune nach Norden zu den Matoka getragen, um dafür billiges Getreide mit mindestens hundert Percent Gewinn einzutauschen.

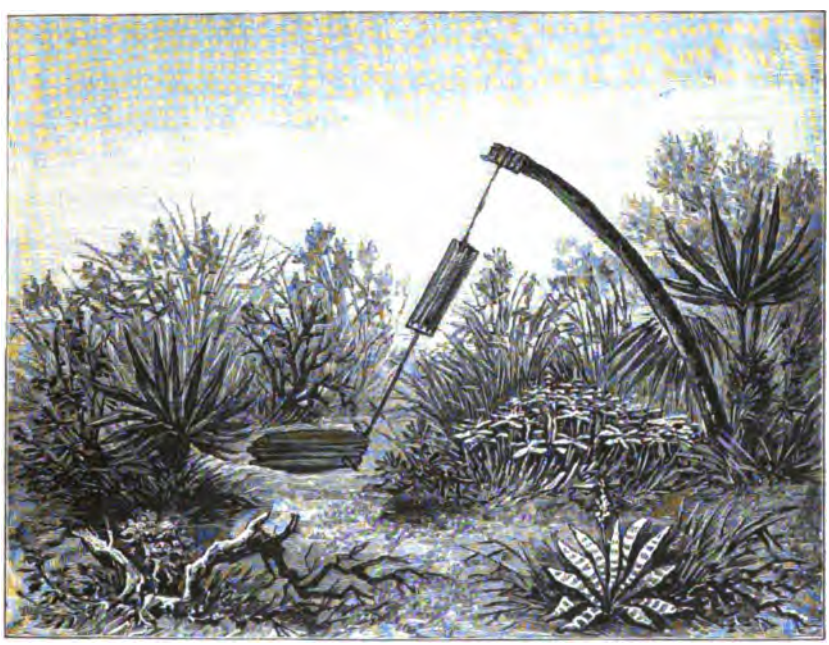
Versteht sich der Europäer auf die Charaktereigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme nicht, so wird er in der Regel jämmerlich betrogen und bestohlen, denn sein Kattun hat ja Geldeswerth am Zambesi, mindestens 60 Kreuzer per Meter, das heißt die schlechteste Ausschußwaare repräsentirt diesen Preis.

Als wir Früh am 13. Juni vom Lager uns erhoben, staunten wir nicht wenig, in der südsüdöstlichen Richtung weiße Rauchsäulen auf-

ſteigen zu ſehen, welche von den Trägern als die »Dünſte des Victoria-Kataraktes« bezeichnet wurden.

Matakalas Stadt lag alſo ganz in ihrer Nähe, und doch war mir, trotz unſeres dreiwöchentlichen Aufenthaltes an dieſem Naturwunder, nichts von derſelben bekannt geworden.

Nach einem mehrſtündigen Marſche langten wir am 13. Juni Mittags in Mo-Rukumi, Matakala's Reſidenz, an. Der Ort lag von Serueras



Falle der Matoka für kleine Gazellen, Springhaſen ꝛc.

Dorf in nordöſtlicher Richtung, unſer Lager im Thale 998 Meter hoch über dem Meeresniveau und die Tour war 16 Kilometer lang geweſen. — Mo-Rukumi beſteht wieder aus mehreren in der Regel nach ihren Häuptlingen benannten Dörfern, die zumeiſt auf einem rieſigen Laterit-bulte zerſtreut im Walde liegen, während des Paramonthäuptlings Gehöft mit etwa zwanzig Hütten unten im Thale an dem Kikindeflüßchen erbaut iſt. Auf dem Marſche überſchritten wir drei nach Norden an Breite

zunehmende Lateritbulte. Auf dem ersten (vier Kilometer breit) passirten wir verlassene Feldgehöfte und Brachfelder, sahen im Walde selbst zahlreiche Mosauri-Bäume und kamen dann in das Thal der Derese-Spruit, wo ich Raseneisenstein- und Brauneisenstein-Conglomerate vorfand. In dem zweiten Lateritbultwalde fanden wir den Bisquitfruchtbaum, den Mohamani und in einer Lichtung eine Protea-Art.

Dieser Lateritbultwald war über fünf Kilometer lang und neigte sich nach Osten zum Thale der Katumba-Spruit. Beide Thäler verengten sich schluchtenförmig gegen das Zambesithal zu, man sah deutlich, daß hier aus den kesselförmigen Senken in dem Lateritbult der Durchbruch nach dem letzteren geschehen, während jene Senken nur die Ober-Mittellaufthäler der beiden genannten Spruits bilden. Im Katumbathale bemerkte ich eine kleine Gnuheerde und suchte sie aus dem trockenen Spruitbette zu beschleichen. Hinter mir folgten die übrigen nach, darunter ein Diener, dem ich ein Gewehr anvertraut hatte; dieser, ohne mich zu sehen, ging direct auf das Wild los und verscheuchte es sofort, so daß ich nicht einmal zum Schusse kam. Aus dem Spruitbette heraustretend, schritt ich die nahe Anhöhe empor und ließ mich dann etwas nieder, da ich auf diesem Marsche vom Fieber befallen wurde und mich nur mühsam vorwärts schleppte. — Bald saßen meine Frau und Leeb an meiner Seite, und es bot sich uns eine komische Scene, die uns viel lachen machte. Seit Gazungula lief Pit, der zahme Pavian, vollkommen frei mit den Hunden, von denen er namentlich Witstock, Leeb's Hund, sehr neckte. Bei dem Beschleichen des Wildes und da ich vorausgegangen war, verlor er mich aus dem Gesichte und lief in den Wald, wo er uns nicht fand. — Schon war ich im Begriffe, dem Affen nachzugehen, als er zwischen den Bäumen erschien und, sich aufrichtend, Umschau hielt, um nach uns auszuspähen. Dann lief er wieder einige Schritte und blieb abermals stehen, wobei er, laut bellend, eine große Angst durch Geschrei und Geberden an den Tag legte. Doch er erblickte uns nicht und ich verbot meinen Leuten, ihm zuzurufen, um zu sehen, wie sich das Thier benehmen werde. Mein Befehl war kaum ergangen, als Pit einen nahen Mapanibaum blitzschnell erstiegen hatte und Umschau hielt, ohne uns, die wir im hohen Grase saßen, finden zu können.

Nun blieb denn doch nichts übrig, als Pit entgegenzugehen. Stürmisch war die Freude des Thieres. Sofort eilte mir der Affe entgegen. Zu mir gekommen, klapperte er mit den Zähnen und umfaßte meine Knie, dann aber sprang er mehrmals empor, blickte dabei nach jener Richtung, aus der er gekommen war, und brummte zornig auf, wie wenn ihn etwas irregeführt hätte und an seinem Unglücke schuld gewesen wäre.

Von dem letzten Lateritbulte aus überblickten wir das zwei bis drei Kilometer breite Ki-Sinde-Thal und sahen von weitem schon die Grasdächer des fürstlichen Gehöftes, welches am jenseitigen Waldesrande am Fuße eines Felsenhügels erbaut ist. Wir schritten zuerst durch eine jener gefährlichen Grasmauern, die wir später noch so oft trafen und die uns so manche schwere Sorge verursachten, d. h. durch ein zwei Meter hohes Grasdickicht, bevor wir eine Lichte betraten. Diese Lichten erwiesen sich als Tabakspflanzungen, zumeist im Schatten riesiger Blaumimosen. An einem solchen Felde ragte eine prachtvolle Fächerpalme hoch über die Gebüsche empor und diese Stelle, auch durch eine mehrtheilige Tabakpflanzung gekennzeichnet, wurde uns als das hochgeachtete Grab des letzten Häuptlings bezeichnet. Nach einem halbstündigen Marsche im Thale kamen wir an den Sindefluß, ein anderthalb Meter breites, klares, an vierzig Centimeter tiefes rauschendes Flüßchen, das jedoch hie und da in tieferen Tümpeln häufig Crocodile beherbergt.

Bald nachdem wir den Fluß überschritten, standen wir am Lager unserer Vorhut, die unter Oswald und Fekete schon einen Tag vor uns angekommen war, und unter einer großen Mimose Rast gemacht hatte. Gut zubereitetes Ziegenfleisch erwartete uns als Willkommen! Wir freuten uns dessen herzlich und bald tauschten wir in angenehmer Ruhe lagernd, unsere Reiseerlebnisse aus. — »Es war gut gegangen,« meinten Fekete und Oswald, »wir hatten einen angenehmen Marsch, einen guten Fischfang im Silamba und bei der Bezahlung nahm man willig die zwei Meter Kattun an. Wir haben dem Könige ein Gewehr in Ordnung gebracht und dafür eine Ziege erhalten. Der König hoffte auf ein Geschenk nicht geringer als ein Gewehr, sonst wäre er nicht im Stande Träger zu beschaffen.« Was ich gefürchtet, war in diesen Worten ausgesprochen und

doch war ich außer Stande auch nur ein Gewehr zu verschenken. Hätte ich übrigens eines zu verschenken gehabt, ich durfte es nicht weggeben, weil ich dem Marutsekönige Luanika förmlich versprechen mußte, an die ihm tributpflichtigen Matoka und Makalaka, Mankoja ꝛc. oder an die ihm feindlich gesinnten Maschukulumbe unter keinerlei Titel ein Gewehr abzugeben. Nur unter dieser Bedingung erlaubte er mir den Durchzug durch sein Land. Dieses Versprechen, sowie der Gedanke, vielleicht doch noch einmal zu den Marutse zurückkehren zu müssen, verboten mir, dem Könige Matakala zuwider zu handeln.

Falle der Matoka für Wildkatzen und Schakale mit Ratten als Köder.

Kaum hatten wir etwas zu uns genommen, so griff ich nach dem bestimmten Ballen, der die Leuzendorf'sche Zichenleinwand, ein breites förmlich unverwüstliches, roth gestreiftes Leinen trug, und wir machten uns daran, über 50 Sitsibas (zwei Meter lange Schürzen) abzureißen, um die Träger sofort auszubezahlen. Es wunderte mich sehr, daß nur einige Träger anwesend, die andern aber alle in das Gehöft des Königs gelaufen waren. Ich vermuthete sofort Schlimmes und hatte mich auch diesmal leider nicht getäuscht. Sofort rief ich meine eigenen Leute zusammen und bedeutete ihnen, daß sie sich unter keiner Bedingung von den Packeten wegrührten. Ich sagte sofort meiner weißen Begleitung, die Träger seien zu Matakala gegangen, um ihn aufzufordern, gegen einen Antheil an der Beute mir mindestens die doppelte Lohnhöhe, als die mit ihnen am Zambesi ausgemachte, für sie abzupressen. Meine Schwarzen wollten an so etwas nicht glauben, und selbst Oswald lächelte und meinte, die Leute wären »gut«, er hätte ja auch schon welche ausbezahlt und hätte ihnen

noch dazu von dem leichten Kattun gegeben, während ich an diese von der trefflichen Zichenleinwand abzugeben gesonnen wäre. Ich blieb bei meiner Behauptung und die nächste halbe Stunde schon erwies, daß ich vollkommen im Rechte war.

Vom Dorfe her kam ein Zug, etwa 50 Mann stark, ihnen nach schritten meine Maschupiaträger, alle streng im Gänsemarsch gehend, von dem Lateritbultwalde zur Rechten; (im Osten), kam ein anderer Haufen mit Frauen und Kindern, im Ganzen mochten es an dreihundert Menschen gewesen sein, die sich bei dem officiellen Besuche einzufinden für gut fanden. Matakalas Gebiet mag im ganzen 3800 bis 4000 Seelen zählen und reicht bis an die Victoria-Kataraкte. Er ist ein Unterthan der Marutse, wird aber König titulirt und hat in seinem Reiche nur zwei Marutse-Unterhäuptlinge, gleichsam Luanikas Vertreter. Beide wohnen in der unmittelbaren Nähe des Victoria-Kataraktes, einer ist der politische Beamte, der zweite der sogenannte Wächter der Kähne, d. h. das was Luschuana in Gazungula gewesen; ohne seinen Willen darf kein fremder Schwarzer von Norden her den Zambesi überschreiten, ebensowenig ein Europäer von Süden herüberkommen. Der erstgenannte Beamte hat auch über etwaige Bewegungen der Matabele im südlichen Albertslande sofort nach dem entfernten Marutsehofe zu berichten. Matakala ist abgesehen von jener mehr nominellen Botmäßigkeit, die jährlich eine Geschenkabgabe in sich begriff, eigentlich unumschränkter Herr in seinem Reiche; seine Regierung als solche ist eine despotische, wenn auch nicht so arg wie jene Luanikas unter den Marutse und La-Bengulas unter den Matabele. Ueber Gebräuche und Sitten der früher am Südufer des Zambesi, im Albertslande wohnenden Matoka habe ich schon in meinem früheren Werke berichtet. Nun sollte ich diesen Matakala, der mir unbekannter Weise schon so viel Sorge und Verdruß gemacht hatte, persönlich kennen lernen. Er erschien bald auf dem freien Raume vor uns und ließ sich auf einen ihm nachgetragenen Holzschemel nieder, während sein Haufen, darunter einige alte Galgengesichter, als seine Rathgeber, in seiner nächsten Nähe hinter und neben ihm auf der Erde hockend Platz nahmen. Rechts von ihm nahmen die Träger Platz mit Mangwato und Monaisak, ihren Führern, an der Spitze,

während sich die Frauen und Kinder der Matoka und spätere Ankömmlinge hinten und etwas abseits niedergelassen hatten.

Ich begrüßte den König durch meine Dolmetscher Boy und Mapani, der König erwiderte den Gruß und bedeutete, ich solle meine Träger ausbezahlen. »Meine mit ihnen vor ihren Häuptlingen in Gazungula abgemachte Bezahlung liegt hier schon bereit«, erwiderte ich und wies auf einen großen Haufen von Kattunstücken, die zwei Meter lang lose aufeinander geworfen einen kleinen Berg bildeten. Meine Leute traten hierauf vor und reichten sie den Trägern, doch diese begannen zu lachen und zogen die Packete an sich heran. Matakala bedeutete aber, ich müßte jeden Träger« zwei Sitsibas also statt der bedungenen zwei Meter vier Meter geben.« »Nein, das thue ich nicht. Die Engländer, so oft sie Träger brauchen, geben nur zwei Yards, weniger denn zwei Meter, ich gebe ohnehin schon mehr und gab den Trägern auch Kost, was Jene nicht thun.« Da begannen alle meine Maschupiaträger zu schreien, sie sprangen auf, schwangen ihre Stöcke und drohten mit ihren Lanzen. Nein, solch eine elende Bezahlung, schrien sie untereinander, nehmen sie nicht an. Matakalas Leute lachten und stimmten ihnen bei, während der Fürst ruhig blieb und einen Diener herbeirief, um ihm einen Befehl zu geben. Es hieß vor allem diesem Toben gegenüber die Ruhe nicht zu verlieren. Ich blieb auch ruhig und studirte die Züge des Königs. Matakala war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, dem Leidenschaften jedoch schon tiefe Furchen ins Gesicht gegraben, er hatte einen ruhelosen Blick, und mehr denn Alles verrieth das unstäte Auge, das uns nicht offen anzublicken vermochte, den argen hinterlistigen Charakter. Er war mit einem kurzen Wollhemde und einer Kattunschürze bekleidet, seine Umgebung mit schmutzigen Kattun-, die ärmern mit Lederschürzen, deren Farbe durchwegs ein ekelhaftes Braun war. Die Träger versichern mit zornigen Worten und drohenden Gesten unter keiner Bedingung die Lasten herzugeben. Mitten in diesen Tumult kommt jener Diener, den Matakala ausgesandt, und bringt einen etwa zweijährigen Knaben, ein liebes Kind, Matakalas Lieblingsknaben, der uns neugierig anschaute, waren wir doch die ersten Weißen, die er erblickte. Ich bedeute meiner Gattin und sie nimmt einen Handspiegel und zwei Holzpfeifchen, die als Geschenke stets

in einem Kiſtchen getragen wurden und gibt ſie dem Kinde. Ich ſehe die Wirkung in Matakala's Zügen und ſuche ſie ſofort zu erfaſſen. Ich bringe meine Diener als Zeugen, ich rufe Monaiſak und Mangwato zu, daß ich als Arzt und Naka (Zauberer) ſie Lügner nenne, wenn ſie nicht beſtätigen, daß nur zwei Meter Kattun und nicht mehr als Bezahlung in Gazungula ausgemacht worden waren.

Monaiſak kann meinen Blick nicht ertragen, er ſchweigt, ebenſo ſein Begleiter. Ich ſuche den Augenblick ſofort auszunützen. »Nein, ich gebe nie und nimmer zwei Sitſiba, allein,« und ich wandte mich zu Matakala, »da die Leute gut getragen haben, ſchenke ich jedem noch ſo viel, dabei zeigte ich ein zwanzig Centimeter langes Holzſtück, »das gebe ich noch zu, mehr nicht, wenn ſie mehr haben wollen, ſo ſollen ſie es verſuchen, ſich es mit Gewalt zu nehmen.« Die Träger verſtummten. Matakala ſprach leiſe zu Monaiſak und Mangwato; beide ſtanden auf und begannen zu ihren Leuten zu reden. Bis auf fünf — gerade Matakalas Leute, die mir ſchon in Gazungula von Weſtbech als Schurken bezeichnet worden waren, die ich aber in der Noth miethen mußte, gaben ſich die noch vor Kurzem ſo drohenden Herren mit der nunmehrigen Bezahlung zufrieden. Ein anderes Leinwandſtück wurde hervorgeholt, neue Sitſibas herabgemeſſen und vertheilt. Die beiden Führer bekamen das Doppelte und als ſie ſpäter heimlich »für ihre guten Dienſte« mehr verlangten, bekam wohl Monaiſak einige Kleinigkeiten, doch Mangwato nichts mehr.

Jene fünf Anrüchigen nahmen die Bezahlung nicht an, ich warf ſie ihnen endlich hin, nahm meine Packete von der Erde und trug ſie in unſer Lager, zwei aus Dornbüſchen geformte kleine Umfriedungen, um welche unſere Diener lagen, damit nichts geſtohlen werden könnte, während wir alle mit Matakala und und unſeren Trägern zu verhandeln hatten.

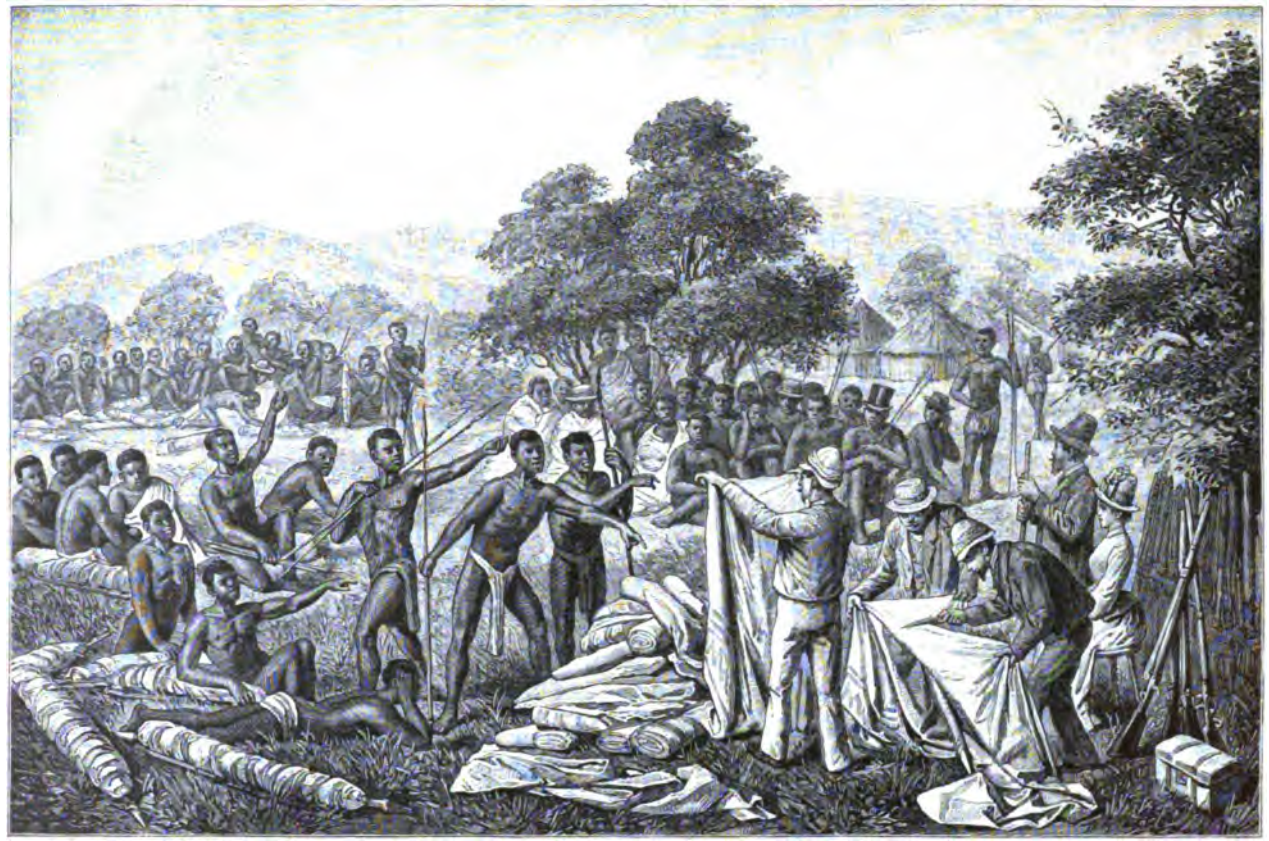
Da ſich die übrigen Träger ſofort auf den Heimweg machten, ſo ſahen ſich jene fünf Widerſpänſtigen doch auch zur Annahme gezwungen, da ihnen ſonſt Matakala die Kattunſtücke einfach weggenommen hätte. Ich ſchenkte dem König einige Kleinigkeiten und verſprach Nachmittags meinen Gegenbeſuch mit den eigentlichen Geſchenken zu machen und dabei auch wegen der Träger zu unterhandeln.

Wir athmeten etwas auf, allein ich hatte durch den Vorgang die Gewißheit bekommen, wie schwer es werden dürfte, Träger zu bekommen. Nun war mit der Raschheit des Naturvolkes sofort die Scene verändert, alles war Liebe und Freundschaft. Frauen, Kinder und Männer kamen

Der Matokafürst Matakala. Tabakkuchen, Milchschüssel, Fruchtbrode, Babobabastsack.

nun herbei, um Milch, ja sogar Butter, Ziegen und Brot zu verkaufen. Nur diese südlichsten Matoka und dann die nördlichsten, Mapanza's Leute, besitzen einige Rinder, sonst finden sich keine Rinder im Lande, da ihnen die Tsetsefliege zu gefährlich wird.

Außer den Marutse und Maschupia fand ich nur die Matoka unter den mir bekannten Stämmen Butter bereiten, Brod nur sie allein. Sie



Widerſpenſtigkeit der Maſchupiaträger von Mambova.

nehmen dazu das in den hölzernen Stampfblöcken gestampfte Mausamehl und machen es durch die Beimengung einer süßlichen Frucht »bindend«, worauf der Teig in den Händen zu festen Klössen geknetet und dann geformt, gekocht und, nachdem er abgekühlt, gegessen wird. Für zwölf solche faustgroße Knödelbrödchen fordern die Leute ebenso viel als für eine ihrer Zwergziegen, eine Sitsiba.

Nachdem wir die Leute abgefertigt hatten, griffen wir nach den Packeten, in denen sich Geschenkstücke befanden und ich suchte Folgendes hervor: für Matakala ein belgisches Haubajonnet, eine Stange Blei, zwei metergroße fingerdicke Messingstangen, dünnen Kupferdraht, eine Pfeife, einen Dragonerhelm, eine Decke, eine schwarze Hose mit zwei breiten, rothen Borten, einige Sitsibas Kattun, ein Kilo großer blauer Glasperlen und eine Schachtel mit Pforzheimer Theatergeschmeid-Artikeln, die mir Mr. Westbech geschenkt hatte. Für seine Lieblingsfrau einen Rock aus Cosmanoser Möbelstoff und für die Kinder Spielzeug. Boy trug das Banner voran, wir folgten nach, meine Frau und ich von zwei unserer mit Gewehren bewaffneten Schwarzen begleitet. Die Hütten des Gehöftes lagen zerstreut, ohne jede Umfriedung, da; wir wurden in eine kleine Hütte geführt, die allein nahe an ihrer cylindrischen Wand, eng von einem Palissadenzaune umgeben erschien. In der Hütte auf einem niederen harten Ruhebette aus geraden Aesten lehnte in halb liegender Stellung der junge Häuptling. Schweigend nahm er unsere Geschenke entgegen, und ich nahm wahr, wie sehr er durch das ausgebliebene Gewehr enttäuscht sei. Er sprach jedoch nicht darüber und bot uns Bier an, das eine Dienerin herbeibrachte und zwischen den Häuptling und uns auf den Boden hinstellte. — Er trank zuerst davon, um uns darzuthun, daß das Getränk nicht vergiftet sei, dann brachte man uns die bekannten aus langgestielten Kürbissen gefertigten Schöpflöffel, »Mokopes« genannt, und wir nippten von der dünnbierigen, doch nicht unangenehm schmeckenden Masse, der aus Hirse gegohrenen Butschuala. Nach einigen gewechselten Artigkeiten lenkte ich das Gespräch direct auf mein Ansuchen um Träger; der König antwortete mir ablehnend und entschuldigte sich mit allen möglichen Ausflüchten; er hätte nicht genug Menschen, sie wären jagen, sie wären weit ab mit Fischfang beschäftigt

und mit ähnlichen Phrasen. Ich drang nicht weiter in ihn, wohl einsehend, daß ich hier eine seiner ähnliche Politik anwenden müsse.

Wir schieden; ein frisch gefüllter Topf, ein schönes gebranntes Thongefäß, etwa sieben Liter fassend, wurde uns nachgetragen. Kaum waren wir heimgekommen und hatten uns, um unseren Abendimbiß einzunehmen, auf den Rasen niedergelassen, so erschienen schon des Königs Abgesandte. Mapani verdolmetschte: »Ihr habt des Königs Frau, d. h. seiner gegenwärtigen Lieblingsfrau, ein Geschenk gegeben;« meine Frau horchte auf, was, der Bursche hatte mehrere Frauen?

»Nun klagten die übrigen sieben;« meine Frau dachte, sie hätte mißverstanden und ließ durch Mapani noch einmal nachfragen. Aber die Boten begannen die einzelnen Schönen bei den Namen zu nennen und zählten sie auf, indem sie von dem kleinen Finger der linken Hand nach rechts zählten und die Zählung vom Daumen der Rechten so lange fortsetzten, bis sie in der That acht Ehefrauen für die Schattengestalt, die Matakala war, zusammenbrachten. — Meine Frau war auf das höchste indignirt und entschieden gegen jedes Geschenk an diese Weiber. »Warum nimmt er sie?« warf sie hin und blickte mich vorwurfsvoll an. »Ja, liebes Kind, ich bin doch nicht schuld daran, daß Matakala sich so reichlich beweibset,« erwiderte ich, »und du weißt, Frauen als Feinde sind stets zu fürchten,« ein weiterer förmlich vernichtender Blick, »und so denke ich, daß wir die sieben anderen auch beschenken. Bedenke, ich muß ja Träger haben, wir können doch nicht ewig hier liegen bleiben.«

Meine Frau suchte selbst sieben weitere Röckchen aus, und daß sie dieses Mal nicht wieder den festen Möbelstoff, sondern das Gegentheil wählte, werden die schönen Leserinnen dieses Buches wohl begreifen. Die Leute entfernten sich und kamen Abends wieder; der König bat um ein Gewehr. Er sendete sie Abends, damit im Falle ich es geben sollte, keiner seiner Unterthanen es sehen und es vielleicht an die Marutse berichten könnte. Ich gab es nicht, sandte aber dafür ein viertel Kilo groben Pulvers, wenn ich es auch nicht gerne und auf dieser Nordzambesi-Reise zum ersten und letzten Male an fremde Schwarze verabfolgte. Damit endeten unsere diplomatischen Verhandlungen für diesen ersten Tag.

Außer Hyänengeheul und dem Geschrei eines einsam, jenseits des Ki-Sinde Flüßchens wandelnden Leoparden störte nichts unsere Nachtruhe; wir standen schon früh auf, um Vorbereitungen für die astronomische Ortsbestimmung zu treffen und die für den Tag benöthigten Tauschmittel hervorzusuchen. Ich selbst hatte trotz der Anstrengungen der letzten Tage schlecht geschlafen, denn die Trägerfrage machte mir bange Sorgen.

Am frühesten Morgen schon kamen Knaben und Mädchen mit Milch; dann um acht Uhr erschien Seine Herrlichkeit, diesmal in ein anderfarbiges Hemd gekleidet, das vor Monaten wohl weiß gewesen sein mochte. Flüsternd theilten mir die Häuptlinge mit, »er, der Große«, hätte heute Nachts kein Lid geschlossen, so sehr quälte ihn meine Hartherzigkeit bezüglich des Gewehres. »Ich habe nur so viele als ich nöthig habe. Ihr wisset doch, ich gehe zu den Maschukulumbe.« »Nein, Herr, dorthin gehe nicht, die werden Euch alle erschlagen.« »Allein ich muß, und nach dem, was Ihr soeben gesagt, haben wir unsere Gewehre gewiß sehr nöthig.« Der König, mißmuthig, erhebt sich und geht heim; sowie er aufgestanden, greift schon ein Satellite nach dem schön geschnitzten Holzschemel und läuft der Herrlichkeit nach. Etwa zwanzig Schritte weit gekommen, bleibt diese stehen und schon hatte der regelrechte Satellite den Schemel hinter ihr niedergesetzt. Doch Matakala macht »Kehrt« und kommt wieder zurück.

Er beginnt eine lange Rede, spricht von Undankbarkeit, spricht von den ersten 33 Trägern, die er mir nach Gazungulo gesendet, von der Hilfe am gestrigen Tage, als mich Makumba's Maschupiaträger quälten. Ich ließ ihm durch den Dolmetsch beiläufig Folgendes sagen: »Ich habe schon Geschenke gegeben und ich habe gestern mit Monaisaik einen Brief an Monari Westbech gesendet, um Liomba, dem Abgesandten des Marutse-Königs, zu berichten, wie sich die Träger ungebührlich benommen hätten.« Matakala horchte auf. Sein Gesicht verzog sich zu einem häßlichen Lächeln. — »Mag sein, ja berichte über mich auch an die Marutse, unsere Unterdrücker. Hier bin ich Herr im Lande, und Du sollst keine Träger haben. Was machst Du dann? Dann gehört mir Alles, Alles, was Du da hast.« — »Mapani!« rief ich, »theile Matakala mit, daß ich kein Gewehr geben kann und daß meine Sachen nicht in seiner Gewalt seien; lieber schlichte

ich alles auf einen Haufen und zünde ihn an, als daß ich es mir mit Gewalt wegnehmen lasse.« — Matakala war darüber in heftige Aufregung gerathen, und auch unter den Seinen begann sich eine unangenehme Aufregung zu zeigen. Da erschien eine unerwartete Gestalt auf der Scene, während meine Leute nach den Waffen griffen und unsere wenigen Schwarzen ihre Lanzen scheinbar zu putzen begannen. — Der Ankömmling war ein mittelgroßer, junger, ziemlich wohlbeleibter Schwarzer, der einen Claquehut trug. Es war Mokuri, der Unterhäuptling vom Victoria-Katarakte und Matakala's Neffe. Ich hatte ihm den Hut im October 1885 geschenkt, hatte damals aber seine Hirse und seine Bohnen, die er von mehreren seiner Sclaven herbeitragen hatte lassen, nicht gekauft; so daß er mit Groll im Herzen schied. Doch nun bei seinem Kommen wußte er nichts davon, denn wie so oft, war er in Folge allzugewaltigen Butschualagenusses schon am frühen Morgen stark angeheitert, und erschien so in lustiger Stimmung! Er that sehr familiär und ließ vor Matakala's erstaunten Augen den alten Claque die üblichen Künste machen. Als er den Hut zum erstenmale an seinem Knie niederdrückte, beugte sich Matakala herab, um das Wunder des »Hutsi«* anzustaunen, da ließ Mokuri die Feder schnellen und der arme Fürst fuhr entsetzt in die Höhe, was seinem kleinen Söhnchen ein großes Vergnügen machte. Nun versucht es Matakala selbst, den Mechanismus spielen zu lassen und versetzte die ganze Gesellschaft in die tollste Heiterkeit, der ein homerisches Gelächter Ausdruck gab. Bei Matakala verursachte dieses Lachen aber einen argen Hustenanfall. Der Husten klang heiser und häßlich. Die Züge des Hustenden verzerrten sich, ich nahm heftigen Schmerz wahr und sofort sprach ich durch Jonas, meinen Leibburschen, den Fürsten an: »Herr, Du bist krank!« — Matakala schaute mich groß an, bevor er jedoch ein Wort zum Ausdrucke brachte, berichtete ihm Mokuri, ich wäre ein großer Doctor, ich hätte mehrere kranke Träger gesund gemacht. Ebenso rasch heitern sich Matakala's Züge zu einem freundlichen Grinsen auf. »Naga, Naga,« murmelte er leise, »Naga, hilf!« — Ich aber begann ihm sofort die Symptome seiner

* Eine Benennung für Strohhüte, da die Schwarzen nur Strohhüte als eigene Erzeugnisse tragen.

Krankheit zu beschreiben, und er nickte stumm mit dem Kopfe. So hatte es ihm noch keiner der Matokaärzte gesagt. — Als er einmal Vertrauen gefaßt hatte, auscultirte und percutirte ich die kranke Brust und fand einen hochgradigen chronischen Bronchialkatarrh, der wohl schon lange angedauert haben mochte und zur emphysemartigen Lungenerweiterung geführt hatte. Ich reichte ihm sofort ein Medicament, für den Tag drei Dosen,* um den Husten zu mildern und versprach das eigentliche Mittel erst nachher, bis ich der drei Dosen Wirkung gesehen hätte. Matakala fühlte sich besser gleich nach der ersten Dose und verlangte die ganze Medicin. — »Nein, Herr, die kann ich Dir jetzt nicht geben.« — »Ich sende Dir zwei Ziegen!« — »Nein, danke!« — Dann ein Schaf, bedenke ein Schaf!« — »Nein, danke!« — »Brauchst Du Knaben?« — »Nein, aber Träger!« — »Träger?« — »Jawohl! Höre, Morena, Du gibst mir Kamuso**, wenn die Letsatsi qua*** steht, Träger, 89 Menschen, und ich gehe mit ihnen zum nächsten Häuptling,« und ich wies nach Norden, und dort angekommen, dann erst gehe ich Deinen Leuten diese Medicin für Dich mit. Matakala schien verblüfft durch meine Erklärung und willigte endlich, ohne zu murren ein. Außerdem kam doch später am Tage ein Schaf als Geschenk an, welches ich sofort mit bunten Tüchern als Gegengeschenk bezahlte, um ja nicht Schuldner genannt zu werden. Am Abende sendete er abermals seine Vertrautesten zu mir. Sein Versprechen schien ihn gereut zu haben; er hatte seine Pläne, »so viel viel wie möglich aus mir herauszuschlagen«, nicht verwirklichen können und so kamen Höflinge mit einer alten Muskete und baten: »dem Könige dieses monati tlobolo (schönes Gewehr) gegen einen Hinterlader umzutauschen«, wozu ich mich jedoch nicht herbeiließ, auch nicht, als sie wiederkamen und noch ein Schaf als Beigabe geben wollten.

* Morphium mit Digitalis in Intervallen mit Aqua laurocerasi und etwas Specamanha-Syrup.

** Morgen.

*** Sonne dort. Durch die Bezahlung der Träger, die Geschenke und Zugaben zu zehn Packeten, die ich je um zwei Pfund schwerer machte, war die Packetzahl um zwei geringer geworden.

Während sich alle diese politischen Verhandlungen abspielten, war unser Lager der Gegenstand der höchsten Neugierde von Seite der Eingebornen, welche in ihrem Eifer für Verbrüderung und Freundschaft so weit gingen, daß meine Diener von den Dienerinnen des Königs zu einem Cancan für den Abend geladen wurden. Die einen versprachen zu kommen, während andere sich zurückzogen, denn die meisten der Sclavinnen hatten ihre vom Könige anbefohlenen Ehemänner, die in den nahen Waldfeldern arbeiteten. Werden die Strohwitwen bei so einem Tanze überrascht, so setzt es für den Schuldigen gute Prügel ab, außer die fremden Tänzer wären von dem Herrn Gemal dazu geladen worden und hätten im vorhinein die übliche handvoll blauer oder einen Eßlöffel weißer, kleiner Glasperlen als Entschädigung entrichtet, dann heißt es »all right!« Ländlich, sittlich! Drei der Diener baten um Glasperlen und erhielten sie. — Am Abend fand jener Tanz unmittelbar vor des Königs Hütten unter lautem Gejohle und Castagnettenschlag wirklich statt. Wir Europäer blieben aber im Lager. Daß wir besonders scharfe Wache hielten, brauche ich wohl nicht eigens zu erwähnen. Früh am Morgen unterhielten sich die am Feuer sitzenden Schwarzen über die Erlebnisse der Nacht, wobei namentlich Siroko's Name unter lautem Gelächter oft genannt wurde. Dadurch aufmerksam gemacht, forschte ich nach und fand Siroko nicht vor. »Okai Siroko?«* Anfangs ging das Gelächter los, und bald vernahm ich, daß sich derselbe beim Tanze eine gute Tracht Prügel geholt hatte und nun unten am Flusse wäre, um seinen schmerzhaften Rücken mit kaltem Wasser zu begießen. So hatte das Tänzchen geendet.

Ueber den Tanz selbst erfuhren wir Folgendes: Männer und Knaben bilden einen Kreis und, in die Hände klatschend, singen sie ein monotones Lied. Es fanden sich siebzehn Frauen und Mädchen ein, die nach und nach zwischen den Klatschenden Stellung nehmen. Es springt aus der Zahl der Männer ein Mann in den leeren Innenraum, beugt sich vor und zurück und springt hin und her, bis ein Mädchen oder bis eine Frau, deren Wohlgefallen er gefunden, ihm entgegenspringt und nun beide einen obscönen Tanz mit Gesten und Sprüngen zum Besten geben. Müde ge-

* Wo ist Siroko?

worden, ſpringen ſie zurück auf ihre Plätze, ein anderer Mann nimmt wieder den Tanz auf, und ſo geht es fort.

An dieſem Tage miethete ich einen neuen Diener, Matakala's Unterthan mit Namen Monohela, der ſich bald als ſehr tauglich erwies und ſich zu einem meiner beſten Leute herausbildete. Die erſten der verlangten Träger kamen wohl früh, doch die meiſten erſt im Laufe des Vormittags, ſo daß es erſt um 11 Uhr möglich wurde, zum Aufbruche zu blaſen.

Rieſiger Kornbehälter bei den Betſchuana.

Die Zweigniederlaſſungen, aus denen Matakala's am Lateritbult gelegene Stadt beſtand, haben beſondere Namen als Stadttheile oder nach ihren Vorſtehern, den Unterhäuptlingen Matakalas, ſind oft ſtundenweit von einander entfernt, liegen aber alle weit vom Waſſer entfernt, mitten in Feldern. — Dieſe Auseinanderlegung der Gehöfte nützt den Leuten, da ſie nicht, wie die Betſchuanaſtämme, oft ſtundenlang zu den Feldern zu gehen haben; es nützt ihnen auch in ſtrategiſcher Beziehung. Es iſt nämlich jedem Feinde, ſeien es die Marutſe oder die noch mehr gefürchteten Matabele, unmöglich, die ſonſt beliebte Taktik, nämlich den ganzen Ort nächtlicherweile anzuzünden und auszuplündern, anzuwenden.

Ich werde in Skizzen einige der beſichtigten, theils freidaliegenden, theils mit Pfählen umgebenen, befeſtigten Dörfer und Gehöfte vorführen. Einzelgehöfte fand ich ſtets befeſtigt, Dörfer ſeltener; die Sorgfalt für die eigenen Sicherheitsmaßregeln ſcheint dort geringer zu ſein, wo mehrere Gehöfte bei einander liegen, übrigens hängt dies auch von dem Charakter der Unterhäuptlinge ab, ob ſie rührige oder faule Menſchen ſind. Ich will nicht beſtreiten, daß es auch große Matokadörfer, alſo eine Art Städte gäbe, ich fand aber keine. Dafür viele in einzelne Gehöfte und Dörfer aufgelöſte Städte. Solche Niederlaſſungen, welche oft Hunderte von Metern

bis mehrere Kilometer von einander getrennt und von uns Europäern immer als Einzelniederlassungen angesehen werden, haben je 5 bis 150 Bewohner, die häufigste Zahl dürfte 45 bis 60 Menschen per Dorf, 5 bis 12 per Einzelgehöft sein.

Unter den neu bei Matakala aufgenommenen Trägern befand sich auch ein alter Bekannter, einer unserer besten Diener in Panda-ma-Tenka,

Empfang in Matakala's Hütte.

Jonas, der Matoka, der längere Zeit in unseren Diensten stand, dann heimkehrte. Groß war unsere Freude, als wir ihn, den guten Menschen unter diesem Gesindel, wiedersahen, doch betrübte es uns, daß sich Jonas nicht als Diener vermiethen, sondern nur bis zum nächsten Häuptlinge mitgehen wollte. Wir erfuhren zu unserer Ueberraschung, daß er der nächste Anverwandte Matakala's sei, und im Falle des Ablebens des letzten, wenn dies vor dem Großjährigwerden seines Söhnchens geschehen sollte, Häupt-

ling der südlichen Matoka am Ki-Sindefluſſe werden würde, da er auf den »Thron« größere Anrechte hätte, als der dem Leſer ſchon bekannte Trunkenbold Mokuri. Obwohl ein Prinz, freilich ein ſehr armer, weil ihm ſein Vater nichts hinterlaſſen hatte, arbeitete er gleich einem gewöhnlichen Matoka. Am liebſten verdingte er ſich als Diener bei Europäern, wenn ſolche zufällig nach Panda-ma-Tenka oder zum Katarakte kamen, ohne ſich jedoch auf lange hin zu binden, da bei der Kränklichkeit Matakala's ein früher Tod nicht ausgeſchloſſen war und er in ſolchem Falle in der Nähe ſein wollte. Jonas hatte den ſchönſten Bantukopf, den ich auf allen meinen Streifzügen in Afrika erblickte; und das ſchöne durch den Lubeko* nicht verunſtaltete Geſicht belebte ein Paar der herrlichſten, dunklen Augen, die ich je geſehen. Dabei war Jonas ſtreng redlich, treu arbeitſam und, obwohl im Beſitze eines Spiegels, nicht eitel. Bevor wir Matakala verließen, beſtimmte ich die Entlohnung der Träger für die zu leiſtende 2½tägige Arbeit. Ich riß ein gut zwei Meter langes Kattunſtück ab und ſchenkte es beim Scheiden dem Fürſten; doch zuvor mußte es dieſer allen den Anweſenden — hoch emporhaltend, zeigen; dann riß ich ein zweites, gleich langes Stück und gab es dem mir mitgegebenen erſten Führer Lutſchobe, damit es dieſer aufbewahre und mitnehme, um genau darnach bei der Abbezahlung die benöthigten Sitſibas abzuſchneiden.

Von allen den längeren Märſchen, die wir am Zambeſi von Häuptling zu Häuptling machen mußten, verſprach dieſer der meinen Wünſchen entſprechendſte werden zu wollen; denn als ich fragte, wo der Häuptling, den ich laut der Botſchaft Luanika's, des Marutſekönigs, zunächſt aufſuchen ſollte, ein Häuptling mit Namen Sakaſipa wohne, da deutete der Angeſprochenene nach Nordnordoſt.

Als wir eben im Begriffe waren, abzumarſchiren, erſchien noch eine Truppe von Matokas, die zwei Schafe und Böcke herantrieben. Unter ihnen waren die fünf Widerſpenſtigen bei der Auszahlung der Makumba-Träger, ſie wollten Tauſchgeſchäfte machen und ſich neuerdings als Träger

* Der Naſenlöffel, der als Naſenreiniger die Naſe verunſtaltet.

vermiethen. Ich wies sie zurück, schimpfte sie nach Verdienst, wodurch ich die vollste Heiterkeit unter meinen Trägern anregte.

Rasch ging es vorwärts, ich aber war überglücklich, daß wir Mittel gefunden, unter den Matoka Träger zu werben.

So verließen wir denn diesen Ort, der unser Grab hätte werden können, frohen Muthes mit fröhlichen Gesichtern, in einer Stimmung, welche 24 Stunden früher Niemand für möglich gehalten hätte. Wir begannen wieder an unseren Stern zu glauben und schritten rüstig dem unbekannten Norden zu.

XVI.

Die Matokastämme. — Von Mo-Rukumi bis Mo-Sinkobo.

Abmarsch von Matakala. — Cultur und Charakter der Matoka. — Der Marsch von Matakala zu Sakasipa. — Oro- und Hydrographie des zurückgelegten Weges. — Erlebnisse auf demselben. — Pit als Biertrinker, Folgen und Reue. — Ankunft in Mo-Sinkobo, Sakasipa's Residenz. — Trägerrevolte. — Wirkung des »brennenden Wassers« auf die Meuterer. — Gute Aufnahme in Sinkobo. — Todtenfeier. — Der Talisman Impande und dessen böse Wirkung auf unsere Reise. — Tanz und Gelage im königlichen Gehöfte. — Für uns zwecklose Träger. — Von Mo-Rukumi durch die Ki-Indabile-Dörfer. — Nach dem Dorfe Kakalembas. — Sakasipa verweigert Träger bis Sietsetema. — Entlohnung derselben. — Machtlosigkeit Sakasipa's.

Der Marsch vom Häuptling Matakala zu Sakasipa, also von der Residenz Mo-Rukumi bis Ki- (Mo-) Sinkobo, machten wir in drei Tagemärschen. Der erste, etwa zwölf Kilometer lang, führte uns immer nördlich bis zum Abfalle des großen Lateritbultes, an dem der Ort Mo-Rukumi gelegen ist. Das Nachtlager, östlich bis nördlich von Mo-Rukumi, stand in 1123 Meter Seehöhe. Der zweite Marsch endete nach einer Länge von neun Kilometern im oberen Theile der Kabonda-Spruit, einem Nebenflusse der Ki-Sinde. Der dritte Marsch führte nach Zurücklegung von 15 Kilometern in der gleichen nördlichen Richtung bis auf die Höhe eines Lateritbultes, wo Sakasipa's Residenz Mo-Sinkobo 1254 Meter über dem Meere liegt.

Das ganze Gebiet Matakala's, sowie die bereiste Maschupia-Provinz gehören dem Systeme der Lateritbulte an, welche Spruitsenken als seichte Thäler enthalten und von dem Unterlaufe einiger stets Wasser führenden

Flüßchen durchzogen sind. Lateritbulte wie Thäler sind gut bewässert und somit fruchtbar.

Sakasipa's Gebiet besteht in der südlichen Hälfte aus einem Riesenlateritbulte, in der nördlichen aus einem bewaldeten Hügellande, das zum Theile den Mittellauf der genannten Flüsse in sich begreift und weiter nach Norden gegen den Luengefluß zu wieder in Lateritbulte übergeht. Bevor ich über unseren ersten Marsch berichte, erlaube ich mir, da ich mit dem Betreten Mo-Rukumis die erste nennenswerthe Matokaniederlassung erreicht hatte, eine ethnographische Skizze der Matoka im allgemeinen zu geben. Mit den Marutse, dem innerhalb des großen Zambesibogens wohnenden herrschenden Volksstamme, verglichen, stehen die Matoka in der Selscultur bedeutend tiefer, als selbst die Maschupia, die Mabunda, Mankoja (Mankoë) und andere der im Marutsereiche wohnenden Stämme. Alles ist bei ihnen primitiver, die Gebräuche einfacher, sie selbst sind viel ärmer. Das Letztere einerseits, weil sie von ihren Herren, den Marutse ausgepreßt werden, andererseits weil ihnen der Tsetsefliege wegen nur in einem verschwindend kleinen Gebiete der Betrieb der Rindviehzucht ermöglicht ist. — Die Matoka theilen sich in viele kleine Stämme. Die mächtigsten davon, jedoch für den Ethnographen die weniger bedeutenden, sind die südlichsten, welche einen regeren Handel, auch mehr Feldbau treiben und wohlhabender sind, als die centralen und nördlicher wohnenden. Die kleinsten Fürstenthümer finden sich in den nördlichen Partien, das heißt unter den unabhängigen, ich möchte sagen, »echten« Matoka vor. Die südlichen haben vielfach ihre Sitten und Gebräuche eingebüßt, weil sie sich mehr oder weniger den Maschupia und Marutse, so auch im Osten den eingewanderten Makalaka anpaßten, dabei haben sie an Tugenden viel verloren und an Lastern viel gewonnen. Sie sind als Diener für den Europäer weniger geeignet, als ihre nördlichen Brüder.

Während die nördlichen Matoka zumeist rein im Blute einen ganz schwarzen Teint haben, zeigen die südlichen Nuancen von dunkelbraun bis mattschwarz. Ein Stamm, jener Sakasipas, zeigt sogar braune Menschen, weil er in einem Kampfe gegen die braunen Makololo viele Frauen erbeutet hatte.

Die reinen Matoka zeigen einen längeren Haarwuchs, wobei die Wollzöttchen zumeist herabhängend getragen werden, und besitzen in diesem Merkmale das untrüglichste Kennzeichen der reinen Race; die südlichen haben kürzeres Haar.

Die nördlichen Matoka lassen dem Haare, das heißt, ihrer Wolle eine besondere Pflege angedeihen, ihr Haar ist ihr Stolz, auf das sie mehr Sorgfalt als auf ihre Kinder verwenden. Die südlichen, die durch den Contact mit den Marutse und den Europäern schon größere Bedürfnisse zu decken haben, finden weniger Muße, sich lange mit ihren Haaren zu spielen, welche in Folge dessen vernachlässigt werden. — Die Wollzotten werden bei diesen Mischlingen von Generation zu Generation kürzer und endlich so kurz wie jene der reinen Betschuanastämme. So ändert sich der Charakter mancher Stämme und Vieles, was so mancher Reisende als charakteristische Merkmale eines Stammes anführt, ist nichts als eine nebenher laufende Folge der Kreuzungen nachbarlicher Stämme, wobei der Körper wie die Gebräuche ihre Originalität eingebüßt und sich einander angepaßt haben.

Die nördlichen Matoka sprechen nur das reine Setoka, im Süden schon gemischt mit Sekalaka- und Serotsewörtern vor; die Sprache des Zweigstammes Sakasipa's ist sogar durch Sesutoworte verunreinigt, so daß man sich, vom Süden kommend, unschwer mit diesem Stamme verständigen kann.

Der reine Matoka besitzt einen langen Gruß, der südliche den Sekololo- (auch Sesuto-) Gruß »Ki-atumela«, und der Gegrüßte dankt mit dem Marutsewort Schangwe-Schangwe.

Der wohlhabendste aller Stämme ist der Matakalas. — Er wohnt zunächst der Cultur, treibt den regsten Handel, kann sein Getreide gut verkaufen, kann Viehzucht treiben und endlich können sich die Leute bei den zufällig nach Panda-ma-Tenka und dem Katarakte zu Besuche gekommenen Europäern und bei den am ersten Orte wohnenden Mischlingen (Elephantenjägern) leicht als Diener verdingen.

Schon die Wohnung des Matoka verräth seine niedere Cultur. — Nächst den primitiven Wohnstätten des echten Buschmannes aus der Zeit

der Unabhängigkeit und nach den primitiven Wohnungen ihrer Abkömmlinge, den Masarwa, stehen die Hütten der Matoka. Der Typus ist jener niedriger Betschuanahütten. Von etwa sechzig Dörfern, welche ich besuchte, fand ich nur fünf in einem guten baulichen Zustande vor. Die Hütten sind geräumiger als die der Betschuana, doch die Wände — bis auf einige Wohnungen der Häuptlinge — bedeutend niedriger, 1·3—1·5 Meter hoch, das Dach aber ist groß und reicht oft förmlich bis zur Erde herab. Allein die Wand ist weder so gut, als die von den Betschuana, noch das Dach so schön, wie jenes von den Marutse gearbeitete. Die Wände werden wohl mit Lehmmörtel überworfen, allein in der Regel nur die Ritzen zwischen den einzelnen Pfählen, aus denen die Wand hergestellt, verschmiert und dies so schlecht gemacht, daß sich dieser Mörtel bald abbröckelt und loslöst, so daß dem Winde und den Ratten voller Zutritt ins Innere auch der Hütten der mächtigsten Matokahäuptlinge gestattet wird. Das Gras auf dem Dache liegt in der oberen Hälfte gegen die Spitze ganz lose und erscheint schon von weitem bräunlich von Farbe, da es den Rauch durchlassen soll. Der Betschuana benützt einen graden Baumstamm als Stütze für die Spitze des kegelförmigen Daches, ebenso der Marutse, wenn er Hütten nach dem Betschuanatypus baut, der Matoka nimmt oft vier und mehr Pfähle, die er, ohne eine symmetrische Anordnung zu treffen, in den Innenraum einstellt, um das elende Dach zu tragen.

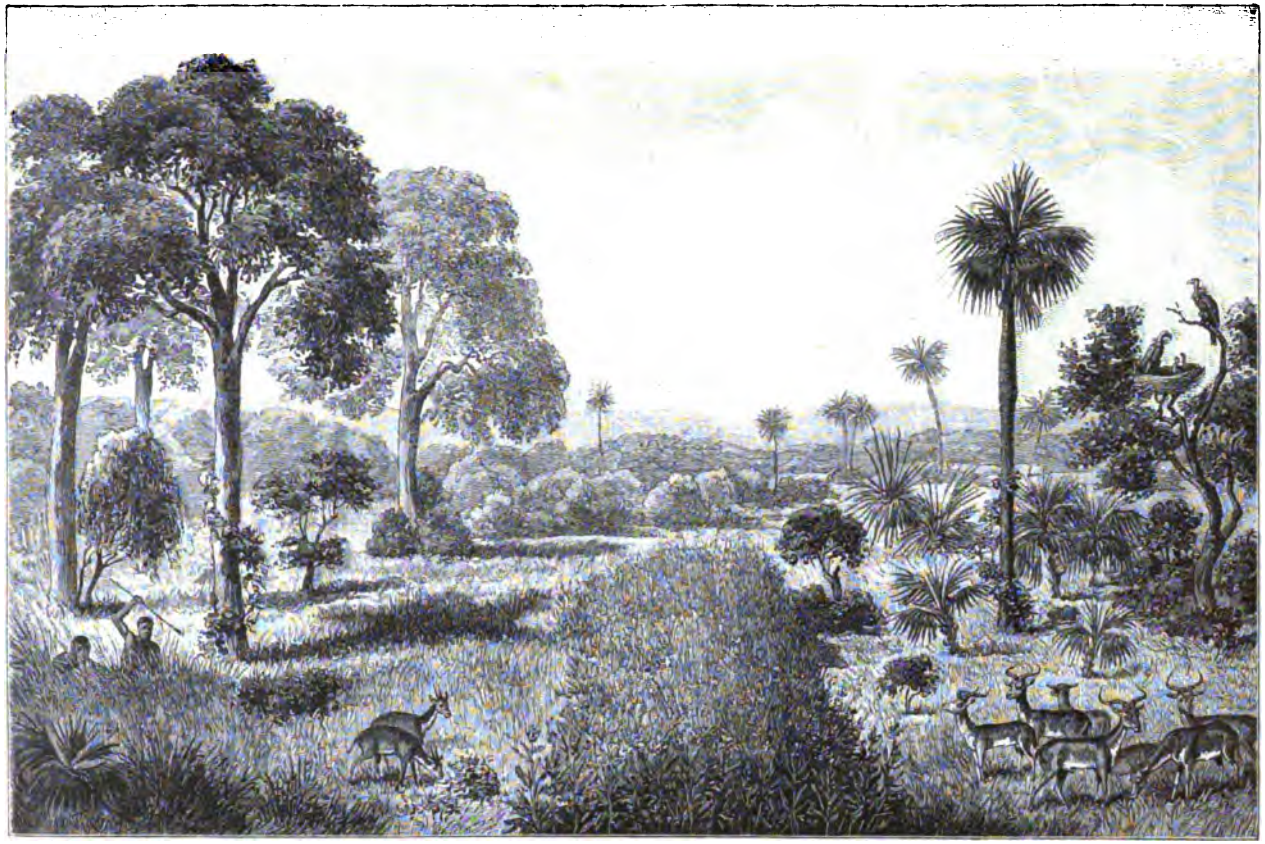
Der Eingang bei den Matokahütten ist jedoch im allgemeinen besser verwahrt, wie bei den Betschuana. Soweit diese nicht schon die stark verbreiteten europäischen Thüren gebrauchen, benützen sie nämlich zumeist aus Ruthen odr aus Rohr gefertigte Matten. Die Matoka versehen die Oeffnung mit einem aus armdicken Pfählen gemachten Doppelrahmen und in diesen wird eine aus Geäste fest gearbeitete Platte oder es werden Pfähle — aufeinandergeschichtet — aufgelegt, so daß solch ein Verschluß für die befestigten Gehöfte wohl paßt und auch den Eingang in den Hofraum verschließt.

In vielen Gehöften finden sich Gerüste zum Aufbewahren von Gefäßen und Körben; in manchen fand ich sogar Gestelle zum Aufstellen von Waffen, der Assagaie und Tragstöcke.

Ueber die Anordnung der Gehöfte, die hie und da vorzufindenden Umfriedungen und die Felder der Matoka habe ich bereits bei mehreren Gelegenheiten geſprochen. Im allgemeinen ſind die »Feldwohnungen« bei manchen Matokaſtämmen, das heißt die nur zur Zeit des Landbaues bewohnten Gehöfte, beſſer gearbeitet, oft auch befeſtigt, weil hier wilde Thiere häufiger zu finden ſind, als um die ſeit Jahrzehnten bewohnten und reichlicher bevölkerten Dörfchen. Viel ſolider als ihre Wohnungen ſind die

Rieſige Kornbehälter und eine Kornhütte der Matoka.

Kornbehälter der Matoka gebaut. Sie zeigen bei den verſchiedenen Stämmen verſchiedene, den einzelnen Stämmen charakteriſtiſche Formen. Alle Detailbeſchreibung verſpare ich für die Beſprechung der an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen. Im allgemeinen will ich hier nur erwähnen, daß dieſe afrikaniſchen Kornkammern kleine cylindriſche oder viereckige Hütten ſind, welche von weitem dadurch auffallen, daß ſie auf Pfählen ſozuſagen in der Luft ſtehen. Sie ſind aus zugehauenen Pflöcken, aus Reiſig, Schilf, auch aus Maisſtengeln und einem Grasgeflechte gefertigt, ſind zuweilen auch außen oder an beiden Seiten mit einem hellen Sandmörtel über-



Eine Tabakpflanzung im Ki-Sindethale.

schmiert und vermögen bis 4000 Kilo Getreide zu fassen. Man umgibt sie mit Dorngebüsch und hängt an das letztere einige Holzklappern, Schildkrötentäfelchen mit Klöppeln, um Diebe und das Wild abzuhalten.

Wenn ich diese Kornbehälter mit denen der Betschuana und der Marutse vergleiche, so stehen die der Matoka bedeutend nach. Wohl sind letztere größer, doch weniger praktisch. Die praktischesten sind die Korngefäße der Marutse, sie fassen $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Centner Getreide, sind zumeist cylindrisch, gut gearbeitet und besitzen außer der oberen Hauptöffnung zum Einfüllen noch unten an dem Mantel eine zweite kleine, ovale Oeffnung zum Entleeren durch den Druck des Getreides selbst. Die zweite Oeffnung ist mit einem Thon- oder Holzdeckel geschlossen, der wiederum ein Holzstäbchen als Knopf trägt, um leicht herausgeschoben werden zu können.

Bei manchen Matokastämmen finden sich außer den oben beschriebenen Rundhütten noch elende Gras- und Rohrhütten, am besten mit einer riesigen Zipfelmütze vergleichbar, in denen manchmal die Frauen und Kinder, anderswo die Sclaven wohnen. Oft finden sich in der unmittelbaren Nähe der kleinen Matokadörfer große Hyänen- und Löwenfallen, von denen ich später werde sprechen müssen.

Viele der Gehöfte sind, ähnlich wie bei den Maschupia und Marutse, mit Jagdtrophäen: Thierschädeln und Antilopenhörnern 2c. geschmückt.

Unter den Matoka arbeitet der Mann verhältnißmäßig recht fleißig und hilft getreulich seiner lieben Ehehälfte, welche ihn dafür durch reichliche Spenden von selbst bereitetem Hirsenbiere zu entlohnen sucht. — Er bedient sich bei der Feldarbeit einer viereckigen handbreiten Haue, welche in den Gegenden innerhalb des großen Zambesibogens einen sehr gesuchten, kostspieligen Handelsartikel bildet. Für vierzehn solcher Feldhauen kann man eine Frau kaufen.

Die Lateritbulte, welche die Feuchtigkeit in sich halten, sowie die im mittleren Matokalande vorgefundenen lebenden Bäche und Flüsse ermöglichen eine viel ergiebigere und sicherere Ernte, als die Betschuanagebiete.

Man baut zumeist zwei Arten der großen Hirse, Mabele genannt, das Kleinkorn Mausa oder Rosa, einen kleinkörnigen Mais, zwei Arten

von Bohnen, Maschoschwani-Erdölnüsse, Yamswurzeln, hier Manza genannt; ferner zwei Arten Kürbisse und viel Tabak.

Für ihre Tabakpflanzungen wählen sich die Matoka zumeist Termitenhügel von großem Umfange oder die Ruinenstellen verlassener Dörfer und Gehöfte, welche Stellen sie dann mit losen Zweigen, zumeist Dornästen umfrieden. Zuweilen werden hier auf Pfählen primitive Wachhütten errichtet. Aehnliche Gerüste, doch ohne eine Hütte zu tragen, finden sich oft in den Maisfeldern oder in den befestigten Gehöften, in deren Nähe sich viele Löwen aufhalten, damit die Bewohner bequem Umschau halten können.

Die centralen und nördlichen Matoka bebauen nicht die Lateritbulte selbst, sondern Thäler und Abhänge an denselben, seltener Höhen, auffallen muß es, daß sie sich die lebenden Bäche nicht zu nutze machen, um ihre Felder zu bewässern.

Dieselbe Vernachlässigung des kostbaren Naß konnte man übrigens auch bei den Betschuana so lange sehen, bis diese dem Europäer die Irrigation ablernten, erst auf diesem Wege wird diese Wohlthat auch den Matoka zugute kommen. In einem Falle sah ich wohl einen Graben, um Regenwasser aufzufangen, um es in einen Rohrtümpel zu leiten, der in der Ermanglung eines Flusses in der Nähe das Trinkwasser zu lieferrn hatte, allein man hatte die Sache verkehrt angepackt. Statt den Graben oberhalb des an einem Waldabhange liegenden Dorfes zu graben, grub man ihn unterhalb des Dorfes, so daß bei jedem heftigen Regenschwall die Gesammtunreinlichkeit mit ins Trinkwasserreservoir gespült wurde.

Auch die Wälder, in denen zumeist die Dörfer der Matoka liegen, liefern so manches geschätzte Product des Pflanzenreiches, so zahlreiche, wohlschmeckende Früchte, unter denen Strychnosarten, Mo-Chuluchulu genannt, und die Mo-Schukufrüchte die wichtigste Rolle spielen.

Weitere nennenswerthe Früchte sind: Mo-Neko (Manego), welches, in den Wäldern wachsend, rein schleimige Zuckerstoffe abgibt. — Mo-Neko bildet Büsche und Bäumchen, hat ein wolliges Laub und gehört zu den Malvaceen. Mosauri, ein prächtiger starker Baum, eine Leguminose, zeigt seine braunen Samen in einer rothen, zuckerstoffhaltigen, dünnen

Hülse. Wir lassen die Samen über Nacht im Wasser aufweichen und versüßen am Morgen die losgelösten Hülsen mit Honig, und erhalten so ein in der Hitze erfrischendes und wohlschmeckendes Getränk. Mobulu-Früchte geben, getrocknet und gepreßt, ein angenehmes und süßes Trockenobst als Erfrischung für lange Touren. — Auch verschiedene Knollengewächse werden genossen, jedoch erst nachdem die harzreiche Epidermis derselben abgeschält worden.

Wegen der Tsetsefliege züchten die meisten Matoka nur Zwergziegen, oder ein kleines Fettschwanzschaf, manche der nördlichen Matoka auch ein dünnbeiniges größeres, zumeist schwarzes Schaf derselben Art, ferner halten sie ein Zwerghuhn und durch den Einfluß der Tsetsefliege verkommene Hunde, namentlich ein zu einem Haushunde herabgekommenes centralafrikanisches Windspiel. Es wunderte mich nicht wenig, daß die Leute einen Versuch noch nicht gemacht haben, eine oder mehrere der wildlebenden Thierformen so z. B. die Elandantilope, das Zebra, das Wildschwein und Ginsterkatzen, Perlhühner 2c. 2c. zu zähmen, welche Thiere hiezu vollkommen geeignet sind. Unter den Zwergziegen finden wir eine förmlich gazellenartig gebaute niedliche Art, sowie eine verkommene Zwergspecies, welche von der Westküste herrührt.

Ein Matoka besitzt in der Regel fünf bis zwanzig Ziegen, manche außerdem zwei bis fünf Schafe.

Unter den zahllosen Stämmen Südafrikas sind unstreitig die in dem westlichen Theile des Matabelelandes wohnenden Makalaka die unreinlichsten; an sie reihen sich dann an: Masarwa, einige Hottentottenstämme und diesen folgen dann sofort unter den »Schmutzigsten« Südafrikas, die Matoka. Wehe dem, der mit einer größeren Matoka-Gesellschaft in engem Kreise einige Viertelstunden zu verleben hat, oder wie wir in einer Gesellschaft, welche durch das Tragen schwerer Lasten sich warm arbeitet, marschiren und den penetranten Geruch genießen muß. Ueber die Licht- und Schattenseiten des Charakters der Süd- und Nordstämme habe ich schon gesprochen und kann nicht umhin, zu wiederholen, daß in diesem Vergleiche die centralen Stämme verhältnißmäßig als die besten bezeichnet werden müssen.

Unstreitig sind die südlichsten die schlechtesten, denen sich dann die nördlichsten, welche mit den Maschukulumbe in Contact stehen, anreihen. Was Tapferkeit und Muth anbelangt, so sind diese Eigenschaften den meisten Matokastämmen wohl eigen. So mancher der Marutseherrscher suchte und fand bei ihnen Zuflucht, als er, aus seinem Lande vertrieben, einen Anhang suchte, um sich den Thron wieder zu erwerben. Weniger Muth und Entschlossenheit zeigen die Matoka den wilden Thieren gegenüber. — Wie alle Zambesistämme besitzen sie eine große Verehrung für ihre verstorbenen Häuptlinge, namentlich für jene, die durch Mörderhand oder im Kampfe mit dem Feinde gefallen sind. Die Frauen genießen eine bessere Behandlung als jene der Betschuana, doch immer eine schlechtere als die Marutseweiber. Die Matoka halten, obwohl selber nicht reich, zahlreiche Sclaven. Diese sind entweder Kinder erwachsener Sclaven oder es sind Kinder der umwohnenden Stämme, welche diese selbst als Sclaven zum Kaufe anbieten.

Ich habe über diesen Gegenstand schon gesprochen und füge nur noch hinzu, daß die Leute manchmal auch an uns herantraten, um uns Hirse und anderes Getreide, Körbe mit wilden Früchten, Tabakkuchen und ihre Handarbeiten zum Austausche zu bringen. Wenn wir ihnen Alles abgekauft hatten, boten sie sehr oft die Knaben, welche diese Lasten getragen, zum Kaufe an.

Da das Klima der dem Aequator viel näheren Nord-Zambesigebiete viel wärmer und gleichmäßiger ist, als jenes der Betschuana, so brauchen sich die Leute der Winterkleider halber nicht den Kopf zu zerbrechen. Ein einfaches Schürzchen aus rohgegerbtem haarigen Felle genügt für Winter und Sommer.

So angenehm diese paradiesischen Urzustände der Toilettenfrage namentlich für die Eheherren sein mögen, ebenso feindlich sind sie für die Entwicklung aller mit der Toilette zusammenhängenden Gewerbe. Wie ganz anders sind diese Verhältnisse auf den Hochplateaus Südafrikas, wo rascher Temperaturwechsel und die Winterkälte sehr empfindlich wirken, da sehen sich die Betschuanastämme gezwungen, sehr gute Leder- und Pelzmäntel zu fabri-

ciren. Eben zur Erhaltung des eigenen Ichs haben sie sich im Schneiderhandwerke zu wahren Meistern herangebildet.

Wir haben hier eines der vielen Beispiele vor uns, wie nur die Bedürfnisse die Naturvölker erziehen und in der Cultur vorwärtsschieben.

Am Zambesi stehen, was das Gerben der Felle und das Nähen derselben mit Thiersehnen anbetrifft, die Marutse den Betschuana am nächsten; und unsere Matoka stehen wieder den Marutse weit nach. Ihre Schürzen — glatt und rauhhaargegerbt — wobei oft der Schwanz eines kleinen Raubthieres, vom kleinen Ichneumon angefangen bis zum grauen Schakal, mit anhängt und ein Fell als die vordere, eines als die hintere Schürze an einem Leibriemen getragen werden, sind sehr primitiv und zeigen höchstens nur so weit eine Verzierung, daß sie längs des Randes zahlreiche in einer Reihe geschnittene bohnengroße Löcher tragen, die jedoch nur an den glatthaargegerbten Fellen deutlich ersichtlich sind. Als ein weiteres, wenn auch selten benütztes Kleidungsstück finden wir kleine Mäntelchen — spanisches Halbrund — aus Deuker-, Orbeki-, Kabunda- oder Ziegenfellen. Sie erinnern entfernt an die Beschuanamäntel, aber nur entfernt. Während diese aus schönen kleinen Antilopen-, Klippdachs-, Springhasen- und Raubthierfellen oder bei den Marutse aus Rindshäuten kunstvoll zusammengenäht sind und bis auf die Knöchel reichen, bestehen diese kleinen Matokamäntel blos aus einem etwas zugeschnittenen Felle des schönen Kakatombehartebeestes und bei den nördlichen Matoka aus Fellen der Letschwe- und Pukuwasserantilopen. Frauen tragen Schürzchen und Röckchen zumeist aus Ziegen- und Schaffellen, doch gewöhnlich ohne die Verzierungen, wie sie unter den Betschuana und den Makalaka üblich sind, noch auch so emsig gearbeitet wie die in der Regel aus Rindshäuten gefertigten Röckchen der Marutse, die mit der Haarseite nach außen getragen werden. Kleine Mädchen tragen statt Schürzen Riemenfransen doch nicht so lange wie jene bei den Betschuana, auch nicht einmal so lange, als die bis zu den Knien reichenden der Masarwa, sondern nur welche von zwölf bis fünfzehn Centimeter Länge. — Zuweilen reichen diese Riemenschürzen kranzförmig um die ganze Hüfte.

Die Leibgürtel sind aus Leguan-Schlangenhaut, auch aus Wildhäuten gefertigt. Bei Männern sind schon Sitsiba-Röckchen aus Stoff sehr in Gebrauch, auch Kattunlaken etwa zwei Meter lang und anderthalb Meter breit. Manche, namentlich die südlichen Matoka, tragen Hütchen aus Gras und Bast oder aus Palmenblättern gearbeitet und zuweilen auf dem Marsche Sandalen aus Gnu-, Eland- und Zebrahaut. Was den Schmuck des Körpers anbetrifft, so verwenden die Männer den meisten auf ihr Haar, die Frauen auf ihre Arme, ihren Hals und ihre Brust. Namentlich reichlich schmücken die südlichen Matoka ihr Haar, freilich in einer ganz originellen für uns etwas unappetitlichen Form. — Das Haar wird nie gereinigt, dafür aber mit allem Möglichen eingestreut und durch allerhand Tand aufgeputzt. Zu dem gewöhnlichen Aufputz gehören Käfer, ganz zarte Hörner von Antilopen, aufgeblasene Gallenblasen verschiedener Thiere, Krallen von Raubthieren und Raubvögeln, Schildkrötenschuppen oder ganze Schalen junger Schildkröten, Schuppen des Armadils, Hasenschwänzchen, Knöchelchen verschiedener Thiere zumeist Zwischenhandknochen, Säckchen aus Leguanhaut, Zähne, 2c. ferner auch Holzpflöckchen und Stäbchen mit oder ohne eingebrannte Verzierungen, rothe Leguminosensamen mittelst Wachs zu Knollen an eine Strychnosfruchtschale geheftet, bunte Federn der Mandelkrähe, des langschwänzigen Würgers, des Papageis, der weißen Reiherarten, ferner auch leere Patronenhülsen, Glasperlen, Messingplättchen 2c. — Alle diese sogenannten Schmuckgegenstände und Schönheitsmittel werden mittelst Bindfaden von Gras an die Wollstümpfchen befestigt. Häufiger als alle andern Zambesistämme tragen diese Matoka bunte Holzkämme im Haar, die nördlichen, die ihr Haar ganz besonders pflegen, häufiger wie die südlichen. Originell nehmen sich die Mähnenstreifen der Roenantilope, der Wasserantilope, des gestreiften Gnus und des Zebras — welche ähnlich wie bei den Masarwa — zu einem Ringe zusammengefaßt und auf das Haupt gesetzt werden, wie es die Zeichnung (Bd. I, S. 465) versinnlicht, aus. Nicht verschwiegen darf aber werden, daß die Matoka gewiß unter allen Völkern Afrikas den nützlichsten Kopfschmuck besitzen, nämlich den Riesen-Rüsselkäfer, der zu Zwecken der Reinhaltung auf ihrem wolligen Haupte im lebenden Zustande internirt wird.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich zum erſtenmale dieſe jagenden Rüſſelkäfer erblickte.

Der ſchönſte und größte iſt dieſer ſüdafrikaniſche Curculionide (Brachycerus apterus). Man findet das prächtige Inſect zumeiſt unter den flach auf der Erde liegenden Blättern einer Amaryllis, wo es wohl geborgen am Tage ruht, um in der Dunkelheit ſeiner Nahrung nachzugehen. Roſtbraun bis dunkel- und ſchwarzbraun iſt ſeine Grundfarbe, welches Kapu-

Hyänenfalle der Matoka.

zinergewand mit ſchönen, rothen, runden Flecken bunt gezeichnet erſcheint. An manchen Orten, namentlich graſigen Lichten verläßt es nach einem Regen ſeine ſchützenden Schlupfwinkel und dann konnten wir viele der Thiere erbeuten.

Dieſer ſchöne Käfer iſt unter den Matoka und den anwohnenden Makalaka geſucht, wird gefangen, ſeiner letzten Fußglieder beraubt, ſo daß er ſich nur ganz wenig bewegen kann. Manche der Matokaſtämme raſiren ſich theilweiſe den Kopf, andere ſchmieren ihn mit öligen Subſtanzen ein; bei anderen Zweigſtämmen ſchmieren ſich nur die Frauen zumeiſt periodiſch mit dem aus der Erdnuß gewonnenen Oele, das mit etwas Ocker oder

röthlicher Rinde versetzt, sie gleichsam heller färbt und nach ihrer Meinung schöner macht. Solche Frauen sehen, wie wenn man sie in eine röthliche, aufgelöste Butter getaucht hätte, mehr denn ekelerregend aus.

Eitelkeit ist bei den Matoka wie bei allen Völkern der Erde anzutreffen, ihrer allgemeinen Entwicklung tritt aber eine tyrannische Gesetzgebung entgegen. Nur Häuptlingsfrauen tragen Hals- und Brustschnüre aus großen Glasperlen und starkem Messing- oder Kupferdraht, auch Bracelets aus gleichen Metallen oder aus Elfenbein; gewöhnliche Sterbliche besitzen wohl auch davon, doch zeigen sie sich fast nie damit, da sie ihnen der erste beste Häuptling einfach ganz de jure wegnehmen würde. Hier muß sich der Reichthum verbergen, wie im Oriente.

Eine höchst wichtige Rolle im Leben der Matoka spielt die Tabakspfeife. Sie sind den Orientalen gleich leidenschaftliche Raucher und zwar rauchen auch sie Tabak und Hanf. Besonders Tabak liefert der Boden in vorzüglicher Qualität. Bei rationeller Wirthschaft könnten diese Länder am Zambesi Tabakländer ersten Ranges werden. Das Rauchen, welches die Matoka wohl durch die Portugiesen kennen lernten, ist für sie, die das »Feuerwasser« und dessen Freuden noch nicht recht kennen, so ziemlich der Inbegriff aller narkotischen Nervenreizungen. Sie verstehen es wirklich überraschend, kunstvolle Tabak- und Dacha- (Hanfwasser-) Pfeifen herzustellen.

Die Pfeifenköpfe sind aus gebranntem Thon gemacht, mit eingezeichneten Thierköpfen, als Wildschweinen, Gnus, Büffeln, Roenantilopen, Wasserantilopen, Ochsen, Ziegen, Löwen ꝛc., und der Rauch wird durch ein Schilfrohr eingesaugt. Manche Pfeifen haben im Kopfe eine Art Spieß eingefügt, mittelst dessen man sie den alten »Heidelbergern« gleich in den Boden stecken und dann mit dem Munde einfach am Rohrende rauchen kann. Angebrannt wird die Pfeife mit Kohlen, zu deren Handhabung die Stämme kleine von den Matotele verfertigte Feuerzangen benützen. Der Tabak wird in Beuteln aus Thierfellen, die ähnlich, wie von unseren Landleuten in den Gürtel eingeklemmt werden, aufbewahrt. Auf dem Marsche sowohl wie bei der Feldarbeit und daheim schleppt man immer die Pfeife mit, sie wird mit einem Speere zugleich in der Hand getragen.

Geraucht wird zu jeder Tageszeit und wenn so ein Matoka im dolce far niente seine Pfeife schmaucht, wer auf dieser Welt käme ihm an Glück gleich? Dem Rauchen wohnt aber bei den Zambesistämmen eine ähnliche Heiligung inne, wie bei den Indianern. Während des Rauchens ruht Zank und Streit und die Aufforderung an fremde, dunkle Ankömmlinge zum Rauchen ist ein Beweis eines freundschaftlichen Entgegenkommens (die Friedenspfeife).

Was die Matoka an Werkzeugen selbst erzeugen, wie Ahlen, Messer, Nasenlöffel, ꝛc. ist schlecht gemacht, wenn es auch den Zwecken dieser Menschen vollkommen genügt. Ich fand in den alten Wohnsitzen dieser Stämme am Südufer des centralen Zambesi Schmelzstätten für Eisenerze vor; sie müssen also vor Jahrzehnten selbst tüchtig als Schmiede gearbeitet und ihren Bedarf gedeckt haben; jetzt ist dies nicht mehr der Fall. Die besten Metallarbeiter im Marutsereiche sind die Matotele- und Mangete-Zweigstämme der Marutse.

Diese bearbeiten auch für die Matoka die schon erwähnten Hauen, die Speere, Schlachtbeile und manche andere eiserne Werkzeuge und zwar erzeugen sie dieselben in ganz beachtenswerther Güte und Form. Sie sind nächst den Zulu wohl die tüchtigsten eingeborenen Eisenarbeiter Süd-Afrikas.

Primitiv wie die Hütten und die Bekleidung, sind auch die sonstigen Bedarfsartikel der Matoka, auch die Waffen, insofern selbe ihr eigenes Fabrikat repräsentiren. Uebrigens arbeiten sie von ihrer ganzen Armatur nur schlechte dolchartige Messer, Knopfstöcke und Schilde. Auf ihre Schilder bilden sie sich nicht wenig ein. Sie gleichen auf den ersten Blick der Deckwaffe der Marutse und dem sogenannten großen Schilde der Matabele sind aber schmäler und weniger gut gearbeitet. Jene Stämme verwenden nur die stärksten Rindshäute — zumeist schwarze, doch auch weiß gescheckte Häute, — während die Matoka aus Mangel an Rindern zu den Häuten der gestreiften Gnus und der Elandantilopen ihre Zuflucht nehmen müssen, welche, weit schwächer, dem Manne im Kampfe nicht den erwünschten Schutz gewähren. Ich besitze in meiner Waffensammlung auch viele Waffen der Matoka.

Die Matoka besitzen schon viele Gewehre, die sie sich als Diener bei den in Panda-ma-Tenka residirenden Elephantenjägern und den Kaufleuten in Schoschong durchschnittlich jedes für eine zweijährige Dienstzeit verdient haben. Da sie mit ihrer Munition weniger sparsam als etwa die Indianer Nord-Amerikas umgehen, sondern dieselbe anfangs in der blindesten Weise verpuffen, bleiben die Waffen monatelang eine stumme Zier, wodurch das Wild eine weitgehende Schonung findet.

Im Allgemeinen sind die Matoka schlechte Jäger mit der eigenen Waffe sowohl, wie mit dem Gewehr. Das Stichelwort der Makalaka und Marutse: »Der Matoka hat nur dann Wildfleisch, wenn ihm der Löwe etwas zurückläßt,« hat somit seine Berechtigung. Das meiste erbeuten die Matoka mit Hilfe ihrer primitiven Fallen; in erster Linie kleine Raubthiere, Gazellen und Nager.

Unter den Musikinstrumenten der Matoka sind große längliche fünfzig bis siebzig Centimeter lange Trommeln ganz originell. Diese sind entweder ähnlich den Röhrentrommeln der Marutse, welche mit den Fingern geschlagen werden, oder es sind sogenannte Reibtrommeln. Diese letztere Trommel stellt eine fünfzig bis sechzig Centimeter lange und zehn bis zwanzig Centimeter breite Holzröhre dar, die an einem Ende ein in seiner Mitte durchlöchertes Trommelfell trägt. Ein Stab, mit zwei Querstiften über und unter dem Loche festgehalten, ragt in die Trommelhöhlung hinein.

Man umwindet die Hand mit einem Stück befeuchteten Baobabbastes und beginnt das Stäbchen rasch auf- und abzureiben, was einen tiefen summenden Doppelton abgibt. Die erstere Trommel heißt Mo-Rupa, die letztere führt den Namen Namarva oder Wupu-Wupu (dem Tone nach), bei den Makalaka aber Wuruma. Ein besonders schönes Exemplar dieser Art, — man kann sie nur sehr selten erstehen — zählt meine Sammlung als Geschenk Mr. Blockleys.

Noch möchte ich der charakteristischen länglichen, flaschenförmigen Kürbisse erwähnen, welche zahlreiche Löcher zeigen, ausgehöhlt sind und erbsenförmige Samen oder auch Steinchen bergen. Diese Kürbisse sind eine Art musikalischer Instrumente, welche namentlich von tanzenden Frauen heftig

hin- und hergeschüttelt werden, um einen Rhythmus in die Bewegungen zu bringen.

Im Kahnbau brachten es die Matoka nicht weiter, als bis zum s. g. »Einbäumel« unserer Alpenbewohner. Sie machen ihre Boote ganz so wie die Marutse aus einem hohl gebrannten Baumstamme, doch sehen wir bei ihnen keine so großen und schönen Kähne, wie sie die Marutse besitzen, weil sie ihnen sofort weggenommen werden würden, da sich die Marutse fürchten, so große Kähne, die sieben bis vierzehn Menschen tragen können — an den Matokaufern und in der Nähe des Victoria-Kataraktes zu wissen, damit sich ihrer nicht Fremde, namentlich die Matabele, zum Ueberschreiten des Zambesi bedienen könnten. So tritt hier, wie auch anderwärts, die Politik der Schiffsbaukunst feindlich entgegen.

Auch in anderen Holzarbeiten leisten die Matóka nicht viel. Wie kunstvoll sind doch die Schlafkopfstützen bei den Maschonastämmen und ihren Nachbarn an der Ostküste, wie künstlich diese, sowie die Sitzschemel der Mabunda, Mankoja und Marutse gefertigt, wenn wir sie mit den wohl originellen, allein ganz primitiv gearbeiteten, schiffchenförmigen Holzschemeln und Holzkissen der Matoka vergleichen. Ich füge Zeichnungen bei, um auf eine längere Besprechung dieser mit unschönen eingebrannten Verzierungen versehenen Hausutensilien nicht eingehen zu müssen. — Ich brauche wohl den Leser nicht aufmerksam zu machen, daß auf diesem gewiß harten Kissen nicht eigentlich der Kopf, sondern der Nacken ruht. Der Schlafschemel wird ja von diesen Völkern aus dem Grunde benützt, daß die Frisur nicht zerdrückt werde und monatelang keiner anderen Nachhilfe bedürfe als der des Rüsselkäfers.

Eines der bestvertretenen Matokagewerbe ist die Töpferei, wenn sie auch nicht die Höhe wie bei den Marutse einnimmt. Man wählt für die Topffabrikation nur bestimmte Thonarten, welche oft weither geholt werden müssen; die Herbeischaffung des Rohmateriales, sowie die Herstellung der Oefen (in Wahrheit Gruben) besorgen die Männer, die Töpfe selbst drehen die Frauen. Ihre Fabrikate vermögen bei weitem nicht so lange dem Feuer zu widerstehen wie jene der Marutse, die sich auch durch eine mannigfaltige Formbildung auszeichnen.

Während Körbe, Holztöpfe und Holzschüsseln, welche die Matoka anfertigen, nicht der Beachtung werth sind, möchte ich der von ihnen erzeugten Baumwollgewebe doch Erwähnung thun, wenn sie auch viel minder zu taxiren sind, als die anderer Negerstämme. Die Baumwolle wächst wild zumeist in den Lateritbulten.

Bald nach dem Verlassen der Stadt Matakalas Mo-Rukumi kamen uns Diener des Häuptlings nachgelaufen, welche ein Fettschwanzschaf als Geschenk überbrachten. Schon Tags zuvor hatte mir Matakala das ihm geschenkte Haubajonnet in Begleitung eines Schafes zurückgesendet; dieser Act war nicht etwa zarte Aufmerksamkeit eines Patienten, sondern der König machte damit den letzten Versuch, doch noch ein Gewehr zu erhalten. Da auch dies Mittel nichts half, war die Folge, daß am selben Abend das Schaf aus unserer kleinen Ziegenheerde verschwunden war. Das nun gesendete sollte einen Ersatz bilden, da ich jedoch das Haubajonnet nicht wieder zurückgeschickt hatte, so kam mir nur ein mageres Schäfchen, nicht das Geschenk vom vorigen Tage zu Handen.

Der erste Marsch (zwölf Kilometer) führte über den Lateritbult der Stadt Mo-Rukumi, durch die Ki-Indabile-Dörfer. Wir begegneten einem Häuptlinge, der Matakalas Unterthan war und eben im Begriffe stand, diesen zu besuchen. Er hatte einen Unterhäuptling und bewaffnete Sclaven bei sich, von denen zwei Knaben gar schwer Korn und Gefäße mit Bier zu schleppen hatten. Sofort ließ er Halt machen und bot uns Bier an; wir nahmen eine Mokopa* voll, welche mit einigen Glasperlen entlohnt wurde. Auf diesem Marsche machte uns der zahme Pit wieder einmal viel Spaß, namentlich ergötzte er die Träger durch seine an den Hunden verübten Neckereien so sehr, daß sie, in eine heitere Stimmung versetzt, Lieder zu summen und später in ihrer rohen brüllenden Weise Chorlieder zu singen anfingen. Da Pit aber auch Frauen und Kinder, so wie er sie im Wald erblickte, zu jagen begann, sah sich meine Frau veranlaßt, in der Nähe der Gehöfte den Affen am Bande zu führen. Sir und Leeb gingen voran, ich musterte die Trägertruppe bald hier, bald dort; Fekete und Oswald schlossen den Zug. In der Nähe der Dörfer stellte ich mich an

* Schöpflöffel aus einer Kürbisschale, faßt etwa ein Drittel Liter.

die Spitze der Karawane. Die Eſel, welche jetzt nur Proviant trugen, gaben auch noch dann und wann viel zu ſchaffen.

Kaum daß wir am Zielpunkte dieſes Tagmarſches zu lagern begannen, das heißt, daß die ſämmtlichen Trägerlaſten abgeliefert und abgezählt in den kleinen von unſerer Leibgarde gemachten Lagerraum eingeſtellt und das Gras für unſere Schlummerſtätten zuſammengetragen worden war, erſchienen ſchon, durch den Lärm angelockt, einige Matoka und brachten Bier zum Verkaufe. Waſſer war noch nicht zur Stelle und da Pit ſehr durſtig erſchien, ſo reichte ich dem Affen einen Becher dieſes ziemlich kühlen Getränkes. Mit wahrer Luſt hielt er den Becher — wie gewöhnlich — in beiden Händen haltend, an den Mund, richtete ſich auf ſeinen Hinterfüßen hoch auf und ſog und ſog, bis er mehr denn einen halben Liter verſchluckt hatte. Dann aber zeigten ſich raſch die Folgen. Pit war total betrunken und ſein fröhlicher Rauſch hielt uns bis über Mitternacht in der animirteſten Stimmung. Bald ſtellte er ſich auf den Kopf, doch es war ihm nicht möglich, ſein Gleichgewicht zu erhalten, im nächſten Momente ſchon hatte er ſich überſchlagen und lag da wie ein Klotz, laut brummend und grunzend, ununterbrochen fletſchte er die Zähne, doch in jener gemüthlichen Manier, die ein Lachen darſtellen ſoll, dann neckte er die Träger, die laut lachend ſich alles gefallen ließen, dabei hatte er es trotz der Umneblung ſeiner Sinne gerade auf einige der einfältigſten abgeſehen, die dann als »Pits erkannte Verwandte« von ihren Genoſſen gehänſelt wurden, aber trotz ihres Aergers mitlachen mußten.

Dem einen ſchleppte er ſein Ledermäntelchen davon und bevor es ſich der Mann verſah, hing es an einem niedrigen Bäumchen, hohe zu erklimmen war dem Thiere nun nicht möglich; andere zog er bei ihren Schürzen, andern warf er die Kochtöpfe, die glücklicherweiſe noch leer waren, um. Kurz er trieb allen möglichen Schabernack, bis er in einen langen Schlaf verfiel, aus dem er mit dem üblichen »Kater« erwacht ſein mußte, denn von dieſem Tage an wollte Pit, mochte er noch ſo durſtig ſein, von Butſchuala nichts mehr wiſſen, mit wahrem Abſcheu warf er den Becher hin, ſelbſt wenn er nur nach Bier roch.

* * *

Am 16. machten wir nur eine neun Kilometer lange Tour. Wir überschritten an ihrem Unterlaufe die Kabondaspruit und betraten dann einen Lateritbult. Nicht lange darauf hörten wir den dumpfen Doppelton der Wupu-Wupu-Trommel und kamen im sechsten Kilometer in das Dorf eines Unterhäuptlings Matakalas, mit Namen Kakalemba. Meine Absicht war, Sakasipa an diesem Tage zu erreichen. Doch schon bei Kakalemba wollten die Träger nicht von der Stelle, da sie hier reichliches Bier versprochen bekamen, wenn sie mich dazu brächten, hier zu bleiben. Boy und die übrigen Diener thaten das Ihrige, um mich zum Bleiben zu bewegen. Alle ihre Vernunftgründe rührten mich nicht; nach kurzer Rast ließ ich mir das nächste Wasser andeuten und zum Weitermarsch blasen.

Die Weigerung der Träger, direct weiter zu marschiren, hatte außer dem Wunsche nach Kakalembas Bier noch einen tieferen Grund. Sie wußten, daß wir Sakasipa noch am selben Tage erreichen könnten, fürchteten aber, dann nur für zwei Tage bezahlt zu werden, darum trachteten sie einen dreitägigen Marsch herauszuschlagen. Drei Kilometer weiter kamen wir an die obere Kabondaspruit und schlugen an dem tiefen Weiher der Spruit das Nachtlager auf. Ich wollte hier etwas länger rasten, eventuell sammeln. Der Häuptling Kakalemba und nahezu alle die Seinen kamen uns nachgelaufen, ich nahm aber auch jetzt sein Bier nicht an, beschenkte ihn für sein Ehrengeleit nicht im geringsten, gab im Gegentheile seinem Unterhäuptlinge und jenen, die uns nach dem Wasser geführt, ein größeres Geschenk als ich sonst vielleicht gethan hätte. Nun begann er mit diesen einen Streit, doch seine Unterthanen schrieen den Helden nieder.

Ich freute mich des schönen Nachmittags und hatte mich zu einem Gange durch die herrlichen Wälder entschlossen, als mich ein jäher Fieberanfall überraschte und bis Mitternacht an mein Graslager fesselte und mir heftige Schmerzen verursachte. Als ich so da lag, bemerkte ich mit einemmale, wie einer der Träger eine ganz merkwürdige Metamorphose an seinem Costüme vornahm, welche mich an die griechischen Dyonisosfeste erinnerte. Er hatte sich seines Schurzfelles entledigt und in einer überraschend kurzen Zeit sich eine Art kurzen Steifrockes aus grünen Zweigen gebildet, grüne Blätter um Arme, Beine und um das Haupt geschlungen; so geputzt begann

er unter lautem Gejohle ſeiner Genoſſen einen komiſchen Tanz. Selbſtredend verbot ich mir angeſichts meiner Kopfſchmerzen dieſen Scherz, worauf der von mir nicht gewürdigte Vortänzer mit den Leuten Kakalembas ins Dorf ging, um dort gegen Entgelt von Bier und Hirſe den Tanz fortzuſetzen. Zeitlich am Morgen kehrte er reichlich beſchenkt wieder zum Lager zurück.

An dieſem Nachmittage kamen auch fünf junge Männer, die von dem Häuptling Sietſetema nach Panda-ma-Tenka zogen, um Arbeit zu ſuchen, an unſer Lager. Sie waren ſehr ermüdet und hungrig. Ich nahm ſie freundlich auf, ließ ſie mit Bier, Fleiſch und Hirſebrei bewirthen, zweien davon, welche krank waren (Augenkatarrh und Wunden am Fuße), ließ ich Medicamente verabreichen. Dies alles wirkte ſo überraſchend auf die Ankömmlinge, daß ſie nach einem kurzen Geſpräche mit Boy und Mapani ihren Führer mit Namen Maruma zu mir ſandten, mit dem Anſuchen, ſie für die Geſammtreiſe in meine Dienſte aufzunehmen, und im Kurzen war der Contract mit Maruma, Pikanini, Goritani, Kondongo und Schiefmaul, wie ich ihn taufte, abgeſchloſſen.

Am 17. Juni brachen wir zeitig früh auf, zogen die Kabondaſpruit entlang, durchquerten dann den oberen Ki-Sindefluß, von deſſen Ufer aus wir einen neuen Lateritbult hinanſteigen mußten, um dann auf deſſen Rücken einige Kilometer dahinzumarſchiren. Bei einer Wendung des Weges, ſo ziemlich auf der höchſten Stufe des Bultes, ſtanden wir vor Mo-Sinkobo, der Reſidenz Sakaſipas. Sie beſtand wieder aus einer Reihe nicht zuſammenhängender Dörfer, deren einige wir bereits paſſirt hatten.

Südweſtlich, etwa vierhundert Meter von der Stadt entfernt, wies man uns im Schatten eines niedrigen, dichten Strychnosbaumes das Lager an. Meine Garde machte ſich ſofort an das Abhauen von Aeſten und ſchleppte Gras herbei, um eine Umfriedung herzuſtellen. Der auf dem Marſche (14 Kilometer) im neunten Meter paſſirte Ki-Sindefluß, an dem ich Raſeneiſenerz-Conglomerate vorfand, bildet die Grenze zwiſchen den Gebieten Matakala's und Sakaſipa's.

Kaum, daß wir angekommen, bevor ich noch einen Imbiß kochen ließ, befahl ich den Trägern heranzugehen, um ſie abzulohnen. Ihr Führer

brachte das früher erwähnte Maßstab-Kattunstück und ich maß die nöthigen Sitsibas vor demselben ab. Die Arbeit war schnell beendet; doch die herbeigerufenen Träger rührten sich nicht von der Stelle. Die Geschichte von Mo-Rukumi fand ihre Wiederholung in Mo-Sinkobo. Man wollte die ausbedungene Bezahlung nicht annehmen, man schrie, schimpfte, drohte und rief Sakasipa um Hilfe gegen uns an. Sakasipa war nicht daheim, allein einer seiner

1 2

Matokafürst Sakasipa. 1 Irdenes Biergefäß, 2 Schöpflöffel aus einer Kürbisschale gefertigt.

Unterhäuptlinge rieth den Leuten anzunehmen, was ich bot, »es wäre eine sehr gute Bezahlung für den kurzen Marsch von Matakala hierher«. Doch die Träger, wenn sie auch im Lärmen nachließen, verharrten in ihrem Trotze und wollten die Bezahlung nicht annehmen. — Ich kümmerte mich unter solchen Verhältnissen um die Träger vorläufig nicht weiter, ließ die abgeschnittenen Kattunstücke neben mir liegen und begann, das Loch für die Kochtöpfe in die Erde zu graben. Bald darauf machten sich meine Leute mit der Küche zu schaffen, die Leibgarde schleppte aus nächster Nähe

zahlreiche Holzklötze herbei, andere brachten Dornäste, um den Zaun unseres Lagers zu verstärken.

Während meiner Arbeit behielt ich fortwährend die Träger im Auge und so wie ich wahrgenommen, daß sich ein Theil für die Annahme der Zahlung entschieden und im Geheimen ihre Genossen zu überreden suchten, entschloß ich mich, der Situation rasch ein Ende zu machen. Ich hieß meine Leute meinen Medicamentenkasten herausnehmen und ließ den Trägern durch Mapani bedeuten, daß ihre Herzen schwarz sind, daß ich über ihr Gebahren nur lache.

Dann griff ich in den Medicamentenkasten, nahm die Weingeistflasche heraus und goß etwas Weingeist auf einen Teller, dann ließ ich mir mit lautem Zuruf an die Diener Molelo (Feuer) bringen, um das Meci (Wasser) in Brand zu stecken. Kaum begann der Weingeist zu brennen, so riefen einige meiner Diener »Batu bona, bona molelo mo meci* und alle die Träger, sowie das Volk Sakasipas glotzten verwundert das brennende »Wasser« an. Das laute Durcheinanderschreien der einzelnen Haufen erstarb plötzlich und ein fast entsetztes Erstaunen prägte sich nur zu deutlich in den Zügen der Anwesenden aus. Die Nächsten riefen die Weiterabstehenden heran, jeder wollte das brennende Wasser sehen. Ich nahm von dem Ganzen keine Notiz und meine Vermuthung, daß der Vorgang auf die abergläubischen Menschen einen großen Eindruck ausüben werde, hatte sich rasch bewahrheitet. Ich sah kein Remonstrieren mehr und bald darauf stellte sich Einer nach dem Andern ein, um seine zwei Meter Kattun für die ihm in Mo-Rukumi übergebene Papiermarke einzutauschen.

Nachdem ich unserem früheren Diener Jonas, der während der Schwierigkeit bestrebt war, seinen unzufriedenen Begleitern ihr Unrecht klarzumachen, eine doppelte Bezahlung und für Matakala die versprochenen Medicamente verabreichte, verlor sich die ganze Truppe.

Am Abend kam Sakasipa's erste Frau in unser Lager, brachte uns zwei Töpfe Bier und meldete, daß sich Sakasipa selbst am nächsten Morgen bei uns einfinden werde.

* Leute sehet, Feuer im Wasser.

»Seht,« sprach sie, »heute ist der Sterbetag des Vaters des Königs, der vor mehreren Jahren von den Marutse getödtet worden war. Dieser Fürst war muthig und tapfer und sein Andenken ist unter uns so hoch geehrt, daß Jahr für Jahr fünf Tage dem Andenken des großen Todten gewidmet werden. Nur euretwegen wird die Todtenfeier heuer nicht so lange dauern und der »Herr« wird schon morgen zurückkehren und Euch besuchen. — Morena hatte sich eben heute wie gewöhnlich in den Wald zu dem Grabe seines Ra* begeben, um dem Todten die übliche Ehrenbezeugung darzubringen. — Es versammeln sich die Häuptlinge und Unterhäuptlinge des Stammes, sie beten, sprechen den ganzen Tag zu ihm, sie klagen dem großen Todten ihr Leid, zollen ihm auf diese Art ihre Ehrfurcht und Hochachtung.«

»Fünf Tage lang wird Bier auf sein Grab gegossen, man wartet immer, bis der Todte das Bier ausgetrunken**, um dann dem Durstigen wiederum frisches zu reichen. Am Abend heimgekommen, suchen sich dann alle Leidtragenden an Fleisch und Bier zu stärken, auch werden Tänze aufgeführt, denen ihr morgen nach Belieben beiwohnen könnt.«

Wir beschenkten die Fürstin reichlich und sprachen noch lange über die Ereignisse des Tages an dem ersten Nachtfeuer zu Mo-Sinkobo.

So wie Mo-Rukumi astronomisch bestimmt wurde, so that ich es auch mit Mo-Sinkobo.***

Die letzte Stadt. das heißt die sie ausmachenden Dörfer, liegen mitten in weit ausgedehnten, theils angebauten, theils brachliegenden Feldern. Der große Lateritbult, in dem die Stadt und noch viele, meilenweit von einander liegende Dörfer zu finden sind, flacht sich nach Norden allmälig sowohl, stellenweise aber auch scharf gegen das hügelige von Flüssen und Bächen durchschnittene Mittelland der Matokagebiete ab. Dieses Matokagebiet, also der nördliche Theil des besprochenen Lateritbultes, enthält die Quellen aller Wasserläufe und Flüsse der östlichen Partie des großen Zambesibogens von der Luengemündung im Osten bis

* Vater.

** Bis die Erde den Inhalt des Topfes aufgesogen.

*** Eine Breite und zwei Zeitbestimmungen.

zum Matschilafluſſe im Weſten, während das hügelige, aber noch fruchtbarere und waſſerreichere Nordland ſeine zahlreichen, kleinen Flüſſe und Spruits in der Regel in nördlicher und nordöſtlicher Richtung dem Luenge zuſendet.

Am Morgen nach unſerer Ankunft erſchien wirklich Sakaſipa im Lager. Er war eine ſtattliche Erſcheinung, groß, braun, mit einer Adlernaſe und längerem, beſſer gepflegtem Wollhaare, als es bei den ſüdlichen Matoka gewöhnlich zu finden iſt. — Er trug europäiſche Kleidung und an der Bruſt jenen Talisman »Impande«, an deſſen Wunderkraft die Völker nicht nur dieſer Gegenden, ſondern auch alle Völker weit nach Norden über die Maſchukulumbe hinaus glauben und welche ſie ſich zu beſchaffen kein Opfer ſcheuten.

Solch' ein Impande iſt die porzellanglatte, weiße, runde Kalkſcheibe eines Meeresthieres, welche durchlöchert an einer Schnur am Halſe getragen wird und welche vor allen möglichen Uebeln, Krankheiten, Unglücksfällen, Nachſtellungen der wilden Thiere und Feinde, auch vor den Kugeln des weißen Mannes ſchützen ſoll. Unſtreitig iſt dieſes Impande das werthvollſte Amulet unter den Zambeſiſtämmen und viele der ſpäter auf uns erfolgten Angriffe und Nachſtellungen ſind auf den Umſtand zurückzuführen, daß man eben der Meinung war, wir führten eine Maſſe dieſer Impandes mit uns und wollten ſie nicht abgeben, weil ſie eben nach der Meinung der Eingebornen gegen die Wirkung unſerer Kugeln gefeit machten. Dieſer Artikel wie die Kauri-Muſcheln (Cypraea moneta L.) werden von den Portugieſen importirt. Außer Sakaſipa trugen noch deſſen Frauen und einige ſeiner Kinder ſolche Impandes auf der Bruſt. Dem Könige folgten alle die Seinen, die ſich zufällig in der Stadt aufhielten, und ich ſah bei der Zahl der halbnackten, um uns hockenden Creaturen zahlreiche Wunden, zumeiſt an den Füßen, welche ſie ſich wohl im Walde oder auf den ſchlecht gerodeten Feldern geholt haben mochten. Dieſe Wunden waren eben vernachläſſigte, doch leicht heilbare Geſchwüre. Ich ließ ſofort von Leeb eine ſchwache Jodoformlöſung bereiten, kauſtirte die jauchig ausſehenden Wundtheile und ließ dann das ſchon erwähnte ſchwarze Pflaſter auflegen, welches uns ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet und das ich der Facultät vorzulegen

gesonnen bin, um wegen seiner ausgezeichnet heilenden Wirkung bei eiternden Geschwürprocessen dessen Aufnahme in die österreichisch-ungarische Pharmakopöe zu befürworten.

Hierauf reichte ich Sakasipa ähnliche Geschenke wie Matakala, mit denen er aber ebenso wenig zufrieden war, als irgend ein anderer Häuptling, sondern ebenso wie dieser mindestens das Zwanzigfache mehr verlangte. Doch war mit ihm leichter zu reden, als mit Matakala, dem Herrn von Mo-Rukumi. Sakasipa sagte mir im Principe Träger zu, wollte aber, daß ich auch drei Führer mitnehme. Ich protestirte und sagte, daß einer vollkommen hinreichend sei, daß diese Unterhäuptlinge als Führer mehr belästigen als nützen und von den Trägern gar nicht respectirt werden.

Mir war es bei diesen sogenannten Führern, die gar nichts zu führen hatten, weil ja jeder Träger den Weg kannte, vor allem darum zu thun, die Topographie des durchzogenen Landes durch sie kennen zu lernen, ich suchte also Leute zu bekommen, welche alle Ortsnamen gut kannten.

Sakasipa sandte am selben Tage noch fünf Riesentöpfe mit Bier, welche mindestens 40 Liter dieses, von den Schwarzen im nördlichen Südafrika so gesuchten, berauschenden Getränkes enthielten; außerdem an Bohnen und Mais als Geschenke so viel, daß ich für meine zahlreichen Träger für die geplante Strecke von Sakasipa bis Sietsetema — auf acht Tage berechnet — keine Nahrung zu kaufen brauchte. Die Eingebornen brachten Ziegen, Hühner, Mehl und Anderes zum Kaufe, wobei wir für eine Ziege ebenso wie für fünf Hühner, nämlich eine Sitsiba, zwei Meter Kattun oder $^1/_4$ Kilo der kleinsten Glasperlen zahlten.

Am Nachmittage entfernte sich wieder Sakasipa, um zu dem Grabe seines Vaters zu eilen, ihm, wie er meinte, über unsere Ankunft zu berichten, so auch über die Geschenke, die wir ihm mitgebracht, und dazwischen dem Todten immer wieder Butschuala (Bier) zum Trinken zu geben. Am Abende kehrte Sakasipa mit allen seinen Leuten unter lautem Gejohle zurück; die meisten Männer und Frauen waren im Gesichte einseitig, manche auch auf beiden Seiten mit Kalk bemalt, was einen häßlichen Anblick bot.

Von unſerem Lager ging nun die ganze Geſellſchaft und auch wir zu den Hütten des Königs. Der Haupttheil Mo-Sinkobos beſteht aus dem königlichen Gehöfte; dieſes wieder aus einem mittelgroßen mit hohen Pfählen umfriedeten Hofe, in welchem einige an die Pfahlwand angebaute, Hütten des Königs ſtehen. Um dieſes Gehöft herum erblickten wir die frei ſtehenden Wohnungen ſeiner Frauen und der Hofdiener; einige hundert Schritte ſeitwärts liegen auf einem freien mit Dornen umfriedeten Platze die rieſigen Korngefäße und die Kornhütten des Fürſten.

Heimgekommen bildete der ganze Haufe einen großen Kreis; Sakaſipa's Frauen ſchleppten jede einen großen Topf Bier herbei und ſtellten ſich hie und da zwiſchen dem Kreiſe und der Pfahlwand auf. Sakaſipa, welcher gleich ſeinen loyalen Unterthanen von der Trauerfeier etwas angeheitert heimgekommen war, ſuchte zuerſt ſeine Lieblingsfrau auf, dieſelbe, welche uns Tags zuvor beſucht hatte; ſie reichte ihm mit einer großen Mokope* einen friſchen Trunk Bier, und nachdem er denſelben ausgetrunken, ergriff er, nun ſchon ziemlich berauſcht, ihre Hand, ſie aber faßte eine große, ausgehöhlte birnförmige, mit trockenen, harten Samen gefüllte Kürbisſchale. Beide traten in den Kreis, wo ſie unter dem Geſange und takthaltendem Händeklatſchen der Zuſchauer einen hüpfenden Tanz aufführte, der mit einem Rundtanz des Weibes um den Mann endete und wobei die Tänzerin mit heftigen und raſchen Geſten das klappernde Kürbisgefäß hin- und herſchwenkte; dann trat ſie wieder zu ihrem Topfe Bier zurück, und Leute aus dem Kreiſe, zumeiſt Würdenträger, traten heran, um den Topf zu leeren. — Inzwiſchen war der König an eine andere ſeiner Frauen herangekommen, trank Bier und es folgte dieſelbe Tanz- und Trinkſcene.

Nachdem Sakaſipa in dieſer Weiſe einige aus der Zahl ſeiner Frauen geehrt, verließ er den Pfahlraum, mit ihm auch das ganze Gefolge, welches ſich außerhalb der Umzäunung in Gruppen, um friſch gefüllte Biertöpfe lagerte und das eigentliche große Trinkgelage dieſes Abends für eröffnet erklärte.

* Schöpflöffel.

Auch wir wurden zum Sitzen aufgefordert und nachdem uns Sakasipa belehrt, daß seine erste Frau eben hinausgegangen wäre, um uns Sitscho* zu holen, machte er uns mit einem seiner Verwandten bekannt, der sein Onkel war, den er aber Vater zu nennen pflegte, und der zu unserer Verwunderung einen langen weißen Bart trug. Die Frau erschien bald mit dem Biere und stellte dasselbe als besondere Auszeichnung vor uns hin. Als sich der König zu uns setzte, suchte ich seine heitere Laune zu benützen, brachte das Gespräch auf meine Weiterreise und sprach den König um Träger an. Ich hoffte, die schwierige Frage in Zecherlaune mit zwei Worten abzuthun, rechnete daher ein wenig auf die Zungen und Herzen lösende Kraft des Alkohols; unerwarteterweise war aber der königliche Kneipgenosse mit Einemmale so nüchtern und gefaßt, daß er zwei seiner Unterhäuptlinge heranrief, um sie mit in das Gespräch zu ziehen.

Sakasipa wollte von einer Beistellung von Trägern bis zu Sietsetema nichts wissen. Die Stadt dieses Häuptlings liegt von Mo-Sinkobo nordnordöstlich, während die von Sakasipa vorgeschlagene Richtung, die er mir mehr als anrieth, nordwestlich führte, und ich dann weit gegen Osten zurückgehen mußte, um Sietsetema zu erreichen.

»Nein, Morena! Ich will keinen Umweg machen.« Allein, all mein Remonstriren half nichts, es war eine von dem Häuptlinge und seinen Rathgebern beschlossene Thatsache, daß wir das angestrebte Ziel nur über das Dorf Ki-Schindu erreichen und daß uns Träger nur nach dieser Richtung hin zur Verfügung gestellt werden sollten. »Wie weit ist Ki-Schindu?« — »Der halbe Weg zum Sietsetema.« — »Besitzt aber Ki-Schindu auch so viel Bewohner, daß ich daselbst eine hinreichende Anzahl von Trägern zusammenfinde?« — »Das wohl nicht!« — »Der König Luanika hat aber den Befehl gegeben, daß Du mir Träger bis Sietsetema geben sollest.« — »König Luanika wohnt weit von hier, aus solch einer Ferne läßt sich leicht befehlen! Unsere Träger aber gehen nicht bis Sietsetema. Er wohnt zu weit, sie bedürfen bis Ki-Schindu schon fünf Tage.«

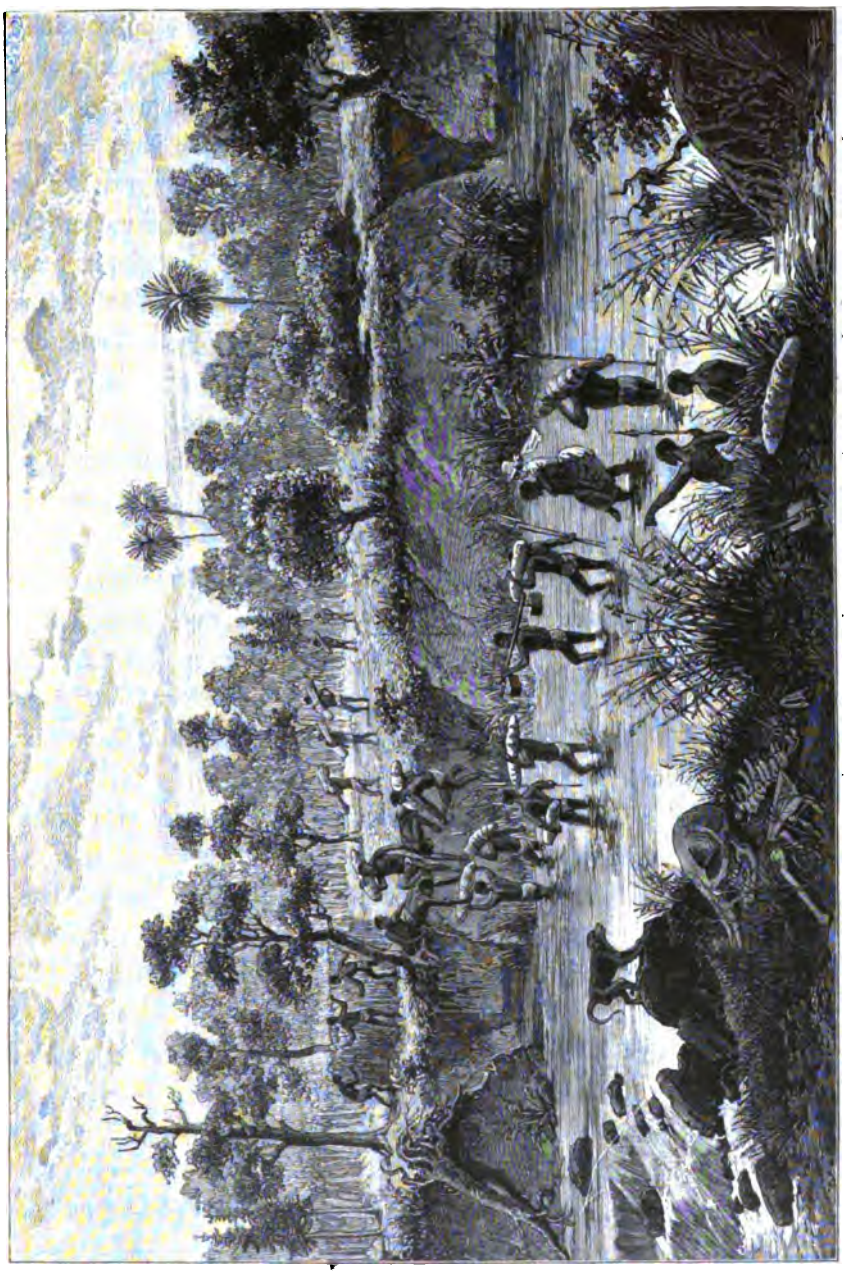
* Nahrung.

Es wurde mir klar, daß ich mich mit Rücksicht auf Ki-Schindu fügen müsse, und ich erklärte am folgenden Tage, den 17. Juni, daß ich um Träger dahin ersuche. Sakasipa sandte dann nach allen den Dörfern seines großen Lateritbultwaldes, um die nöthigen Leute herbeizurufen. Es kamen mehr, als ich gebraucht hatte. Da die Träger sich weigerten, weiter als bis Ki-Schindu zu gehen, erklärte ich, daß ich so handeln werde, wie es Gebrauch am centralen Zambesi sei, das heißt, daß ich mich nicht um ihre Beköstigung kümmern werde. Der gemiethete Zambesiträger, der dem Reisenden höchstens auf drei bis sechs Tage seine Dienste anbietet, nimmt sich seine mit drei bis vier Kilg. Hirse gefüllte Kalabasse mit, während jeder vierte oder fünfte Mann ein Wassergefäß und einen Kochtopf statt der Hirse trägt.

Die Leute essen, wenn sie sich auf diese Art selbst verpflegen, nur einmal des Tages, nämlich Abends. Trotz meiner Drohung hatte ich nicht das Herz, meine Träger bei dieser schmalen Kost zehn bis fünfzehn Kilom. pro Tag laufen zu lassen, und ich sprach ihnen vor dem Weggehen die Nahrung zu, nur machte ich es zur Bedingung, daß jeder Mann auf die fünf Tage außer seiner Last seine Kost mitzutragen habe. Da ich, wie schon erwähnt, an der Kabonda-Spruit drei neue Diener aufgenommen, so waren im Ganzen neun gewöhnliche Träger erspart worden und ich brauchte von Sakasipa's Leuten nur 52 Mann als Träger zu miethen.

Uebrigens war es Sakasipa gar nicht darum zu thun, uns bald los zu sein, im Gegentheile, er that alles Mögliche, um uns zum Längerbleiben zu bewegen. Am 19. sowohl wie am 20. Juni ging er mit den Seinen auf Gulube- (Wildschwein-) Jagd aus, um mich mit frischem Wildfleisch zu versorgen, ohne dabei jedoch glücklich zu sein.

Von Matakala war uns auch eine Truppe Menschen gefolgt, welche zu Hause gar nichts zu thun hatten und uns auf »Speculation« nachzogen. Sie hofften, daß wir durch irgend einen Zufall Träger benöthigen würden und sie dann sehr gut bezahlen müßten. Diese wollten sich nun von Sakasipa an bis Sietsetema vermiethen, allein Sakasipa's Leute murrten dagegen und hetzten ihren König so sehr gegen diese Leute auf, daß er mitten in einem Gespräche in unserem Lager aufsprang, auf die



Uebergang über den Inquisi.

hockende Truppe zustürzte und die Männer mit einer Nilpferdpeitsche bedrohte; allein keiner der Leute verzog eine Miene und der ergrimmte Herrscher hatte nicht den Muth, zuzuschlagen. Ich suchte mir aus ihrer Mitte fünf Vertrauen erweckende Gesichter aus und sicherte ihnen Trägerlasten zu. Sakasipa's Leute belästigten uns so sehr in unserem kleinen Lager, daß wir uns in demselben kaum zu rühren vermochten und endlich den König bewogen, seine Unterthanen aus dem Lager zu drängen; doch auch diesmal zeigte sich der königliche Einfluß so gering, daß weder Mahn- noch Drohworte etwas vermochten und Sakasipa's Stock nur einige wenige dazu brachte, das Lager zu verlassen. Der geehrte Leser kann sich gar nicht vorstellen, was das vom Tagesgrauen bis eilf Uhr Nachts für eine Mühe verursachte, um unsere Gepäcksstücke, die auf dem Baume aufgehängten Waffen und die Utensilien unseres Kochherdes vor den Diebsgelüsten dieser Schwarzen zu bewahren.

Vor unserem Scheiden stellte sich Mo-Kuni, der schon zweimal erwähnte Verwandte Matakala's, der Besitzer des Claquehutes und Unterhäuptling der Gegend am Victoriafalle, ein, um noch einen letzten Versuch zu machen, eine Wolldecke von mir zu erbetteln. Zu diesem Zwecke hatte er eine Ziege als Geschenk mitgebracht, welche Aufmerksamkeit ich jedoch nur mit einer Sitsiba Kattun belohnte.

Da Mo-Kuni auch diesmal sehr betrunken war, so schien er sich über den Mißerfolg nicht sehr zu grämen und war bald mitten in meinem Lager eingeschlafen. Seine Leute, zur Stelle gerufen, hoben ihn auf und trugen ihn unter den nächsten Strychnosbaum, wo er bis zum Abende liegen blieb. Diesem unangenehmen folgte ein freudiges Wiedersehen. — Am selben Tage suchte mich einer meiner alten Diener von meiner früheren Afrikareise her auf; es war Tschukuru, der sich stets brav aufgeführt hatte. Er brachte mir ein Kürbisgefäß mit Erdölnüssen als Geschenk mit und zeigte mir seine Frau, das angenehmste Matokafrauengesicht, welches ich überhaupt je gesehen.

Ungeachtet meiner Einsprache mußte ich die drei Unterhäuptlinge Simutili, Sipanga und Mopiti als »Führer« mitnehmen. Die Heilung einiger kranker Kinder Sakasipa's hatte diesen Häuptling sehr zu meinen

Gunsten gestimmt und ich bedauerte nur auf der Weiterreise, daß er seinen Leuten gegenüber so machtlos war, daß diese sich später um seine Befehle nicht nur nicht kümmerten, ja denselben zuwiderhandelnd sogar in offener Revolte gegen mich ausbrachen. Die eigentliche, tiefliegende Ursache dieser Excesse war wohl das insolente Betragen der Leute Matakala's bei deren Auszahlung, welcher Scene meine jetzigen Träger beigewohnt hatten.

Die Matakala waren wieder so frech in Folge des übermüthigen und empörenden Auftretens der Maschupia von Gazungula und der Parteinahme Matakala's für dieselben, und so pflanzte sich dieser Gifthauch, diese uns so unheilvolle Opposition der Träger, bis in das Nest der Horniſſe, das Land der Maschukulumbe, als die »böse That, die fortzeugend Böses muß gebären«, nach Norden fort.

Als Bezahlung der Träger war abermals eine Sitsiba bedungen, die ich um zwanzig Centimeter länger stellte, als ich sie an Matakala's Leute bezahlt hatte, und so schieden wir von Mo-Sinkobo ohne weitere Widerwärtigkeiten. — Sakasipa ließ mir sogar sein persönliches Geleite ansagen.

XVII.

Von Mo-Sinkobo bis Mo-Monquembo.

Vom Inquisi bis Ki-Assa. — Träger-Revolte. — Oswald's Erkrankung und Besserung. — Masuku-Zone. — Neue Revolte der Träger. — Amare. — Ankunft vor Ki-Schindu. — Simutili verwundet. — Der Weitermarsch bis zur Tschi-Rufumpe-Spruit. — Der Gu-Njatifluß. — Das Dorf A-Kuruba. — Furchtbarer Waldbrand — Sietsetema's Freundlichkeit und Bestreben, mich von den Maschukulumbe abzuhalten. — Marsch in das Gehöft des Königs Sietsetema. — Furchtbare Strafe flüchtiger Frauen. — Berichte über die nachbarlichen Stämme nach Norden zu. — Das Dorf Ki-Bondo. — Wildreichthum. — Treue der schwarzen Diener. — Moeba's Zurückhaltung und spätere Hilfe. — Die Ausbezahlung und Entlassung der fünf Rädelsführer. — Marsch von Moeba's Stadt bis zum Dorfe Ki-Kabura. — Der freundliche Häuptling von Ki-Kabura. — Fieberanfälle.

Sakasipa begleitete uns wirklich ein Stück bis über seine Residenz hinaus und überließ uns dann unserem weiteren Schicksale.

Der erste Marsch von Sakasipa auf dem Wege nach Ki-Schindu endete an dem nördlich gelegenen Wasserloche Njama. Unser Weg führte zuerst nordnordöstlich bis zu einem Dorfe, von da nördlich, im zehnten Kilometer überschritten wir hochbegraste, seichte Thallichtungen, durch welche sich das Namasumbi-Spruitthal ausbreitete, dann betraten wir abermals einen Lateritbultwald und zogen im Westen bei nördlicher Richtung weiter nach Njama zu, das an dessen Fuße im Matoka-Hügellande liegt. — Von der Höhe dieses Lateritbultes aus sahen wir im Westen, etwa zwölf Kilometer entfernt, den mäßigen Höhenzug Nampongo. Der Marsch war fünfzehn Kilometer lang, unser Lager lag 1139 Meter hoch über dem Meeresniveau und wurde dessen Position auch von mir astronomisch bestimmt. — Hier war es auch, wo ich die drei er-

wähnten Matoka als Diener aufnahm, es waren: Marumo, Stoffel, welcher früher einmal bei einem holländischen Elephantenjäger am Südufer des Zambesi gedient hatte, und Sibungu, welch' letzteren ich jedoch in »Tschimborasso« umtaufte.

Auf dem Wege durch den ersten Lateritbult kreuzten wir zahlreiche und mannigfache Wildspuren; außerdem stießen wir auf eine Menge Thierfallen, die ich im Folgenden näher beschreiben will: Zu beiden Seiten vieler der Pfade waren zwei bis drei Meter von demselben elastische, armdicke, gerade Baumstämmchen in die Erde eingetrieben, welche eine zwei, auch drei Meter lange, gut gearbeitete bleifederstarke Gras- oder Bastschnur an ihrem spitzen Ende befestigt zeigten. Im Pfade selbst befindet sich eine ovale Oeffnung, gewöhnlich 30 Cm. lang, 20 Cm. breit und 20 Cm. tief, welche mit überstaubten Rindenstücken bedeckt ist, so daß die Stelle dem Boden gleichsehen soll. Das Bäumchen wird nun gebeugt, die Schnur, welche an ihrem Ende eine Oese bildet, straff angespannt, in das Loch eingeführt, hier die Oese ausgebreitet und in einer sehr primitiven Weise mittelst eines Querhölzchens um ein rundes, mit einem Einschnitte versehenes und in die Erde eingetriebenes kleines Holzstück in ein Fallstäbchen verfangen, das Loch dann eben mit jenen Rindenstücken zugedeckt. Gazellen, größere Nager, Ginsterkatzen, Schakale ꝛc. werden gefangen, indem sie zufällig im Laufe auf die Rindenstücke treten, durchbrechen und dann an einem Beine von der Oese erfaßt, in die Höhe geschnellt werden (S. 49, 52 u. 80). Wie zweckentsprechend diese Fallen sind, sollte ich bald erfahren, da sich zweimal einer meiner Esel in einer solchen Falle verfing und sich ohne unser Zuthun nicht zu befreien vermochte.

Für kleinere Raubthiere, namentlich Schakale, machen die Matoka ganz ähnliche kleine Fallgruben, wie unsere Wilddiebe, sogenannte Maxen, in denen sich das Wild beim Ergreifen eines aufgestellten Köders am Halse in einer Schlinge fängt.

Auf diese Weise gewinnen die Matoka die für ihre Schürzen nöthigen Felle. Imposant nahmen sich im Gegensatze zu diesen eben beschriebenen die Hyänenfallen aus, welche ich an einigen Gehöften der auf diesem Marsche besuchten Dörfer vorfand. Siebzig bis achtzig Centimeter von

einander entfernt, waren parallel zwei Reihen Pfähle über einen Meter hoch in den Boden eingerammt. Zwischen ihnen schwebte hinten schief aufliegend eine Platte, deren eine kurze Seite unten, und zwar am hintern Ende der Pfahlgasse auf dem Boden auflag, während die andere hoch emporragend von einem, auf einem Fallbrettchen ruhenden Stocke in die Höhe gehalten wurde und so den »Schlagbaum« bildete. Dieser Schlagbaum ist mit Steinen beschwert und kommt wie ein Klotz herab, sowie man ein kleines auf dem Fallbrettchen befestigtes Aas loszumachen sucht; auch das Fallbrettchen ruht auf einer gewöhnlich mit Steinen ausgekleideten Höhlung. Vermag die Falle auch nicht alle Hyänen und Leoparden zu tödten, so werden die Thiere in der Regel doch so schwer verletzt, daß sie wehrlos in der Nähe aufgefunden und leicht getödtet werden können. Diese Fallen stehen gewöhnlich am Rande der Gehöfte oder Dörfer.

Auch diese höchsteigene Erfindung der Schwarzen findet ihr Seitenstück bei uns. Auch in diese Fallen führen beiderseits flügelförmig gebaute Holzzäune, um, ähnlich wie in unseren Fasanerien, die Iltise und Marder nach den Schlagfallen zu leiten. — Beiläufig beim dreizehnten Kilometer fanden wir Dörfer und Felder vor, neben denen die brachliegenden Gefilde mit einem so üppigen Pflanzenwuchs von Compositen, Malvaceen und Gramineen überwuchert waren, daß wir uns kaum hindurchzuarbeiten vermochten. In der Nähe dieser Dörfer passirten wir die schon erwähnte seichte Namasumbi-Spruit; hier sahen wir zum erstenmale auf dieser Reise eine Elandantilopenheerde. Leider mußte ich es dem flinken »Boy«, sowie Mapani, Kabrniak und Muschemani überlassen, sich anzuschleichen und den Versuch zu machen, uns mit frischem Fleische zu versorgen; ich, meine Frau, sowie auch Leeb hätten diesmal selbst gerne unser Jagdglück versucht, weil man dabei ungemein Ansehen unter seinen Trägern gewinnt. Wir durften aber eben diese Träger, das heißt, die ersten fünfunddreißig, die wir zu beaufsichtigen hatten, nicht verlassen, sondern mußten als Wache zurückbleiben, da wir fürchten mußten, daß manche von ihnen mit den Packeten verschwinden würden.

Die Ankunft am Njama-Weiher und an dem Abhange der weiten Thäler des mittleren westlichen Inquisi-Beckens erfüllte uns mit wahrem

Vergnügen. Zum erstenmale, seitdem wir den Zambesi verlassen, konnte sich unser Auge wieder an einem freien Rundblicke ergötzen, während wir auf dem langen Marsche immer durch die niedrigen Bäume der überaus einförmigen Lateritbultwälder beschränkt waren. — Wir waren aus dem Bereiche des Melaphyrs in jenes der Glimmerschiefer und Gneiße gekommen. Unbedeutende, doch bewaldete Höhenzüge — einzelne abgeflachte und kegelförmige Höhenkuppen schlossen den Horizont nach Nordosten und Nordwesten ab, vor ihnen breiteten sich fruchtbare, doch von Menschenfleiß noch nicht berührte Thäler aus.

Kaum waren wir angekommen, so machten sich die Träger daran, wie ihnen von Sakasipa befohlen worden, eine Umfriedung aus Mapaniästen für das Lager zu machen. Dieser Feuereifer kühlte sich leider sehr schnell ab, so daß bald meine Leute allein an der Arbeit waren. Als ich die drei Unterhäuptlinge zur Stelle rief und fragte, warum so schlecht den Befehlen des Königs Folge geleistet würde, sagten sie: »Herr, die Leute sagen, für die Hilfe am Lager müßten sie extra bezahlt werden.« — »Ich beköstige sie ja auch!« — »Ja das rechnen sie nicht.«

Während dieser Verhandlungen kam Boy heran und bat mich, ihm meinen Carabiner oder Feketes Gewehr zu leihen, »er wolle hinausgehen, um Elandantilopen zu suchen.« Ich wollte sein Begehr mit den Worten: »Sieh, allein ist es dir ja nicht möglich, zu gehen, und die Uebrigen müssen die Lagerwand machen,« abschlagen. Da antwortete er sehr richtig: »Ich bedarf nicht unserer Leute, diese faulen Träger laufen gleich mit, sowie sie sehen, es gelte ein Stück saftiges Wildfleisch zu erhaschen.« Ich gab ihm das Gewehr und er rief unter die herumlungernden Gesellen hinein: »Hela, Batu, njama, r'camaja chat-schuma.* Diese Worte hatten eine wahre Zauberwirkung zur Folge und Boy sowie die drei Unterhäuptlinge mußten die Andrängenden abwehren, daß nicht alle mitliefen. — Boy wählte sich zehn der kräftigsten aus und die Schaar zog ab. Es mochten keine zwei Stunden verflossen sein, ich war eben mit dem Eintragen der meteorologischen Lesungen der letzten Woche beschäftigt, als mich der Zuruf meiner vor dem Lager in dem hohen Grase mit dem Schmetterlings-

* Hallo, Leute, Fleisch. Wir gehen auf die Jagd.

netze promenirenden Gattin auf den bereits zurückkehrenden Boy aufmerksam machte. Aufspringend konnte ich eben Boy bewillkommnen, da er an seinem Gewehre als Trophäe einen Elandschwanz trägt. Wie üblich kommt er mit dem bekannten Gruße, »Kia-Tumela«, setzt sich schweigend nieder, und erst, nachdem er angesprochen worden, beginnt er haarklein die Jagdepisode zu erzählen; wie er eine Elandantilopenheerde erblickt, sie beschlichen und Deckung in einem felsigen trockenen Rinnsale suchend, inmitten in die Heerde hineingekommen sei, wie er sich den feistesten Stier ausgesucht und diesen mit zwei Kugeln niedergestreckt hatte. Boy sofort eine Sitsiba als Geschenk reichend, sandte ich am nächsten Morgen Oswald mit weiteren zehn Trägern aus, um das ganze Fleisch heranzubringen. Wie gerne hätte ich die Haut präparirt und mitgenommen, doch daran war nicht zu denken, da sie leider schon durch Boy sehr beschädigt und für meine Zwecke unbrauchbar geworden war.

Gegen zehn Uhr kehrten die Ausgesandten heim; sie brachten prächtiges Fleisch mit, nur war es etwas zu fett. Ich wußte wohl, daß es in Süd-Afrika kein feisteres Wild gebe, als die Elandthiere, darum erkannte ich bei der Section, daß unser Exemplar noch mäßig genährt sei, und doch wog die Fettkapsel am Herzen allein über drei, jene um jede Niere über ein Kilogramm. Wir füllten mehrere Kürbißgefäße mit dem zerlassenen Fette. Den zweiundzwanzigsten blieben wir auch hier liegen, so daß ich Zeit gewann, noch eine Ortsbestimmung zu machen.

Das Bleiben oder Nichtbleiben war aber nördlich vom Zambesi nicht mehr so einfach Sache meiner Entschließung, wie dieses südlich von diesem Flusse der Fall war. Ich mußte zuerst meine Träger fragen. Dieses Mal blieben sie, weil es Fleisch gab, sonst wenn ich irgend wo bleiben wollte, um Messungen zu machen, mußte ich jedem ein Extra-Geschenk geben.

Sie wollten, wie sie sagten, rasch (sic!) gehen, um sich sobald wie möglich ihre Sitsiba zu verdienen. Am zweiundzwanzigsten erlitt meine Gattin und Oswald einen schweren, ich einen leichten Fieberanfall; und am selben Tage wurde der Verticalkreis meines Universalinstrumentes durch

Das Matokadorf Amare.

einen der Träger beschädigt, als ich während einer Messung nur für einen Augenblick das Instrument verließ, um meiner Frau ein Medicament zu reichen. Da die so verursachte Schädigung eine constante Abweichung zur Folge hatte, so hoffe ich, daß dieser Error bei der Calculation keine Schwierigkeiten bereiten dürfte. — In der Nacht erkrankte Oswald an einem Ruhranfalle, der sich gegen Morgen so verschlimmerte, daß ich den Kranken unter Feketes Aufsicht auf einige Stunden zurücklassen mußte. Ich ließ bei Fekete zwei Diener, zehn Träger und einen Esel, und da Oswald nicht zu reiten vermochte (er war von jeher nur ein Pedestrianer), so wurde er über die größte Strecke des Marsches am 23. von den Trägern getragen, die ihre Lasten einigen Matoka überließen, welche, unweit von Njama wohnend, uns hier aufgesucht hatten und die ich für diesen eintägigen Marsch mit Glasperlen bezahlte.

Oswald bereitete mir an diesem Tage schwere Sorgen, und ich schätzte mich glücklich, als er am Abend des 24. zu uns stieß und sich wieder wohler fühlte. Außer Oswald erkrankten auch einige der Träger. Die ganze Erkrankung hatte wohl darin ihren Grund, daß man zu viel vom fetten Fleische zu sich genommen und anstatt Butschuala oder kaltem bittern Thee zu viel des Njama-Wassers getrunken hatte. Ich reichte zuerst ein gelindes Abführ-Mittel und dann in Intervallen von 5—6 Stunden Chlorodyne mit bestem Erfolge. Der Marsch am 23. Juni war achtzehn Kilometer lang; die ersten fünf Kilometer zeigten eine nördliche, die übrige Tour eine nordnordöstliche Richtung mit zahlreichen unbedeutenden Windungen.

Es war der erste Marsch in dem hügeligen Matokagebiete, welcher bedeutend mehr des Interessanten bot, als die ganze Route im Lateritbulte. Wir überschritten eilf Querthäler und zahlreiche Regenmulden,

im 5. Kilometer die Nampongo-,
» 7. » » Dongafa-,
» 10. » » Sinjika-,
» 15. » » Mo-Kuruani-,
» 15. » » Kapani-,
17. » » Mansha- und die Kurunda-Spruit und

im 19. Kilometer den Inquisifluß und die in denselben mündende Tschi—N'Kosia-Spruit. Alle diese Spruits führen nach Westen und viele derselben halten, da sie ein felsiges und zumeist tief in den Boden eingewühltes Bett besitzen, zum Unterschiede von denen der Spruits der südlichen Hochebenen auch das ganze Jahr hindurch frisches, klares Wasser. Zur Regenzeit müssen sie wohl ein riesiges Wasserquantum führen und viele könnten abgedämmt fischreiche, langgezogene Teiche bilden. Der westliche Inquisi, an dem wir über Nacht lagerten, zeigte ein geringes Wasserquantum, er fließt jedoch das ganze Jahr hindurch und ist in seinen tiefern Partien sogar von Krokodilen bevölkert.

Diese Saurier, sowie zwei Arten von Fischottern, vertilgen namentlich während des Winters, also zur Zeit des niedrigen Wassers, solche Massen von Fischen, daß es ein Wunder ist, daß man überhaupt noch Fische in diesen Spruits findet.

Die Ufer des Inquisi sind sehr spärlich von Menschen, dafür zahlreich vom Wilde bewohnt. Als Gestein fand ich auf dem ganzen Wege Chloritschiefer, derselbe zeigte an der Nampongospruit einen Fall von 50 Grad, einen Strich von Nord bei Ost, von der Kapanispruit an nach Norden einen Fall von 60 Grad, einen Strich von Nordnordost. Dieser Chloritschiefer ist hie und da von schmalen, doch auch bis zu einem Meter breiten Rosenquarzadern und Riffen, welche wohl goldhaltig sein dürften, durchsetzt. An der Sinjika-, der Mokuruanispruit und dem Inquisifluſſe wurden Seehöhen aufgenommen.

Wir passirten auf unserem Weitermarsche eine im Ganzen liebliche Hügellandschaft. Die Thäler und Hügel waren stellenweise dicht mit Gebüsch und Bäumen überwachsen, von denen die Mapani, die Fächerpalmen, Grasbäume, Aloearten und Euphorbiaceen am meisten auffielen. Auch frische Spuren von Löwen, Hyänen, Chrysbock-, Pallah- und Eland-Antilopen, dem Kakatombe-Hartebeest und von einem Trupp Elephanten trafen wir am Wege.

Da wir uns in Folge der Fieberanfälle der vorigen Tage noch sehr schwach und angegriffen fühlten, so machten wir während dieses Marsches zweimal je eine halbstündige Ruhepause, welche ich zur Bestimmung der See-

höhe benützte. Ziemlich ermüdet erreichten wir den Inquisi um 4 Uhr Nachmittags und durchwateten ihn einige Meter oberhalb der Mündung der Tschi-M'Kosia-Spruit, während er eine kurze Strecke unterhalb, wie ich leider zu spät entdeckte, mit Hilfe zahlreicher im Wasser liegender Felsblöcke, trockenen Fußes durchschritten werden konnte. Wie immer, wählte ich auch an diesem Tage den Lagerplatz und sehnte mich nach Ruhe. Doch es sollte anders kommen. Kaum daß meine Leute an einer Umfriedung zu arbeiten begannen, stimmten die Träger ein lautes Geheul an und Simutili, einer ihrer Führer, ergriff, als der Häuptling der Beschwerdeführenden, das Wort. Das, was ich schon Tags zuvor am Njama-Weiher munkeln gehört, wurde nun zur That: »Wir haben vor drei Tagen unsere Hütten verlassen; auch Matakalas Leute und jene von Mambowa gingen nicht länger mit Dir, als drei Tage und so wollen auch wir nicht länger um eine einzige Sitsiba tragen! Sollen wir noch weitere 2—3 Tage bis Ki-Schindu gehen, dann mußt Du uns auch für diese Strecke eine Sitsiba geben!« — »Oho!« sagte ich, »wohl habe ich schon gestern gesehen, wie ein Giftstachel von Euerem Herzen Besitz genommen. Ihr habt doch nicht drei Tage für mich getragen, sondern nur zwei, den mittleren Tag habt Ihr ja nur an dem Elandfleische gepraßt. Habt Ihr nicht vor Euerem Könige gelobet, für eine Sitsiba meine Sachen bis nach Ki-Schindu zu tragen? Nein, ich zahle nichts mehr und Ihr müßt tragen!« Ich befahl meinen Leuten, sich an die Herrichtung des Mahles und des Lagers zu machen, ließ die Träger schreien, ergriff, nun in Folge der Aufregung gar nicht mehr müde, meinen Carabiner und ging auf einige Stunden ins Freie, um nach Wild zu suchen. Erst in der Nacht kehrte ich zurück, fand die Träger ruhig bei ihren Töpfen an einem, mit Bohnenbrei gewürzten Elandbraten schwelgend. Als wir früh am folgenden Morgen die Stelle verließen, befahl ich zweien meiner Diener mit Medicamenten und Nahrungsmitteln am Inquisi auf Oswald zu warten, der auch bald nach unserer Abreise mit Fekete und seinen Trägern zur Stelle kam.

Unser Marsch am 24. Juni war wieder 18 Kilometer lang und das Nachtlager, das Dorf Ki-Assa, lag in nordnordöstlicher Richtung. Wir überschritten zahlreiche Thäler und Spruits. Der Bodenabfall zeigte sich — im Gegensatze zu der Tags zuvor bereisten Gegend — nach

Südost und die Spruits zogen sich alle nach dem Inquisi und der Tschi-N'Kosia-Spruit hin. — Wir überschritten

im 1. Kilometer die Njunjani- und die Karsibabatunja-Spruit,
» 8. » zwei Spruits,
» 9. » die Usanga und noch eine Spruit,
» 10. » die Tschi N'Kosia-Spruit,
» 12. » die Lo-Lente-Spruit,
» 13. » die Mokau-Spruit,
» 17. » eine Spruit,
» 18. » die Mo-Schabati-Spruit.

In allen Spruits fand sich Wasser vor; orographisch bildete der durchzogene Landstrich zuerst ein Hügelland mit zwei großen Längsthälern, eines nach Westen und ein noch größeres im Osten gelegen, wo sich alle die genannten Spruits zu vereinigen scheinen; in der zweiten Hälfte des Marsches ein hochbegrastes, wegen seiner Büffelheerden gefährlich zu passirendes Hochplateau mit den nennenswerthen, das ganze Jahr hindurch wasserhaltigen Tschaniquellen. Zu diesen Quellen führten so breite, tief ausgetretene Büffelwege (nicht Pfade), daß ich sie im ersten Augenblicke verkannte und meinte, daß die hier nahean wohnenden Matoka von Ki-Assa Rinder züchteten, welche sie hier Tag für Tag zur Tränke trieben. Der Marsch im hohen Grase und auf den gesteinreichen Höhen, welche förmlich stufenförmig sich an einander reihen, machte müde, so daß wir uns gezwungen sahen, mehrmals zu rasten. Der Einblick in die drei Thäler mit ihren verstreut aus den Lichten emporragenden mächtigen Palmen und gruppenförmig bei einander wachsenden Baobabbäumen war sehr lohnend und hätte einem Künstler manch interessante Motive geboten. Die Lichten selbst, oft viele Kilometer lang, waren mit einem Riesengrase bewachsen, und zauberten, wenn sich dieses im Winde schaukelte, die Erinnerung an unsere wogenden Kornfelder vor unsere Seele. Wehmüthig gedachten wir der Heimat und unserer fernen Freunde. Hier standen auch die sogenannten Masukubäume (Magnolienblatt) mit zahllosen wohlschmeckenden, doch um jene Zeit noch nicht reifen Früchten beladen. Diese Bäume bilden eine Zone, die sich bis an die Lateritbulte des Luenge und wohl auch noch

jenseits des Luenge hinzieht. Wir nahmen Höhenbestimmungen zweimal auf der Tour vor, einmal im sechsten Kilometer, das zweitemal an der Tschaniquelle und endlich Abends und Früh an dem Nachtlagerorte von Ki-Assa.

Auf dem Marsche sahen wir Zebras, Gnuheerden, Pallahantilopen und passirten die frischen Spuren eines schwarzen Nashornes und einer zahlreichen Elephantenheerde, welche die letzte Nacht erst nach Westen gegangen war.

Ki-Assa zählt nur drei Gehöfte, welche auf einem kahlen Maisfelde liegen, das Feld berührt zwei Gebüsche, sonst ist es ringsum von einem hohen Grasdickicht, einer wahren, nur im Winter trocken rauschenden Graswand umschlossen. Zwei Stunden nach unserer Ankunft langten Fekete und Oswald mit den bei ihnen zurückgelassenen Dienern an und ich war froh Oswalds Besserung bestätigt zu sehen. Er fühlte sich jetzt so wohl, daß er den ganzen Weg vom Inquisi und noch einige Kilometer vor dem Flusse seit frühem Morgen zu bewältigen vermochte.

Ki-Assa gehört einem Matoka-Häuptlinge im Westen, dessen Namen mir die Bewohner des Dorfes nicht mittheilen wollten; sie klagten viel über wilde Thiere und sahen sich gezwungen, der wilden Wiederkäuer halber ihr noch ungereiftes Korn auf Gerüsten zu trocknen. Die Aehren dieser schönen großen Hirse waren mühevoll auf einer schiefen Gestellwand, die auf vier hohen Pfählen ruhte, äußerst nett aufgeschichtet, was einen eben so schönen Anblick bot, als es sich zweckmäßig erwies.

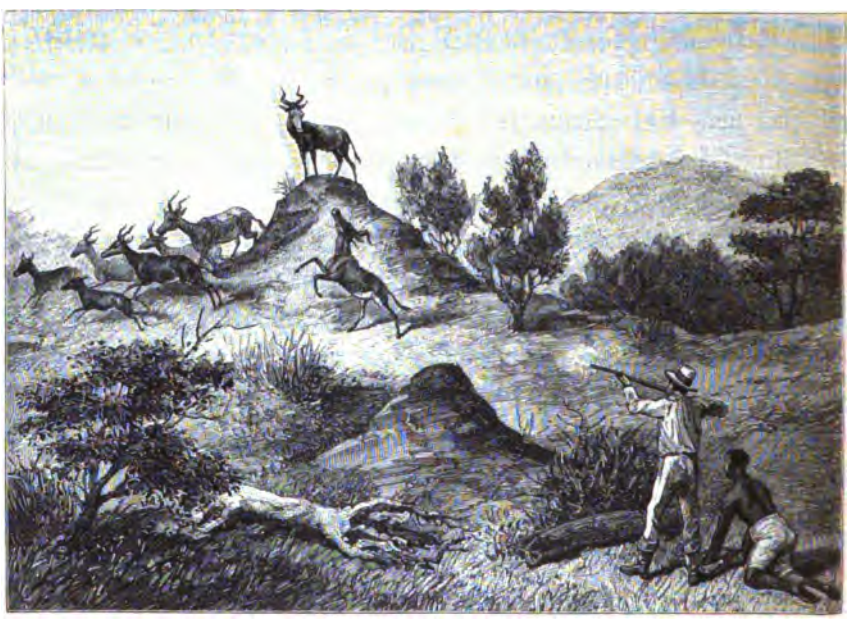
Als ich am nächsten Morgen aufzubrechen im Begriffe war, erklärten unsere drei Führer, wie die Träger, sie hätten nun wirklich drei Tage lang getragen, sie rührten sich nicht von der Stelle und müßten ihre volle Bezahlung haben, wie wenn sie volle fünf Tage bis zum Dorfe Ki-Schindu getragen hätten. Die Leute geberdeten sich viel ärger, wie das erstemal, und um die Sache noch schlimmer zu machen, kam ein kleiner Trupp von Mo-Sinkobo an das Lager, um Trägerdienste zu suchen. Mir wurde es klar, daß die ganze Emeute ein unter den Leuten Sakasipas abgekarteter Plan war, und ich unter keiner Bedingung nachgeben durfte. Hätte ich es gethan, dann hätten die neugemietheten vielleicht nur einen Tagmarsch

weit und nicht weiter getragen. »Wollt Ihr nicht gehen,« sagte ich, »gut ich gehe«, dabei befahl ich meinen Dienern ihr Gepäck aufzunehmen und mir zu folgen. Ich rief Fekete und Oswald zu, diesmal nicht wie gewöhnlich zurückzubleiben, sondern, wenn die Träger sitzen blieben, sie zu verlassen und uns zu folgen.

Von meiner Frau, Leeb und fünf Dienern, sowie drei Trägern gefolgt, brach ich auf. Es war ein trüber Tag, wir passirten ein Thal mit sehr tiefen Spruitlöchern der Muemba, umsäumt von grünen Rasen, zu einem Bade außerordentlich einladend; doch die ernste Lage unseres Marsches ließ die Verwirklichung einer solchen genußvollen Idee nicht zu. Wir passirten bald einen dichten Masukuwald, der von zahlreichen Wildspuren der Büffel, Kakatombe, Gnu und Zebra wie besäet erschien, und kamen im siebenten Kilometer an ein nur aus wenigen Hütten gebildetes Dorf, Amare mit Namen; wir kamen eben noch zur rechten Zeit, um eine Affenheerde von einem Angriffe auf die Kürbispflanzungen abzuhalten; die Wacheposten der Affen hatten uns von einem hohen Baum aus gesehen und so war ein erfolgreicher Schuß nicht möglich. Ich habe das Dorf Amare abgezeichnet und lege es S. 105 dem Leser im Bilde vor. Amare lag am Ende eines länglichen, ringsum von dem Riesengrase umsäumten Ackers. Wir machten Halt und weil es an diesem Morgen kalt war, zündeten wir zwei Feuer für unsere halbnackten Schwarzen an. Hier wartete ich ruhig auf die Träger, denn ich war dessen vollkommen sicher, daß sie aus Furcht vor meinen vermeintlichen Zaubermitteln doch nachgeben, ihren Contract einhalten und uns nachkommen würden. Vor den Schwarzen, welche bei mir waren, mußte ich den Lustigen und seiner Sache Sicheren spielen, da ein Träger dem nächsten Alles verräth und meine Schwäche an allen folgenden Trägergenerationen hätte bezahlt werden müssen. Eine Stunde nach unserer Ankunft erschienen richtig meine lieben Träger, schimpfend und drohend warfen sie die Packete hin und weigerten sich weiter zu gehen. »Oh Ihr geht schon«, rief ich ihnen zu, »Ihr werdet nachkommen, ich aber gehe nach Ki-Schindu. Von Ki-Schindu führen directe Pfade nach Scheschéke und nach Mambova, zu den beiden Statthaltersitzen des Ost-Marutsereichs, das wisset Ihr wohl. So wie ich ankomme, sende ich Boten

nach beiden Orten, um durch die beiden Häuptlingen direct bei Luanika über Euch Klage zu führen.« — »Ha, ha, ha, das kannſt Du thun, wir fürchten uns nicht.« Ich wandte mich zu gehen, allein nicht alle meine Diener folgten mir, nur einige und jene drei Träger, die andern blieben von den Trägern eingeſchüchtert.

Noch lange hörte ich in der Stille des ſüdafrikaniſchen Urwaldes, den ich betreten, das laute Schimpfen, Rufen und das Geſchrei der re-



Jagd auf Katakombe-Hartebeeſte.

voltirenden Miethlinge. Einige Kilometer weit ab raſteten wir auf eine halbe Stunde, da Boy einem Wilde nachſchleichen wollte und uns bat auf ihn zu warten. Als wir eben aufbrachen, kam Fekete und vier meiner Diener, berichtend, daß ſich kein Träger rühren wolle und auch, daß Oswald auf eigene Rechnung hin bei den Trägern geblieben wäre. Er lache die Schreienden an und ſie beginnen ſich vor ihm zu fürchten, umſomehr, weil ich keine Beſorgniß wegen meines Eigenthums verrathen hätte. Sie ſagten untereinander, ich hätte wohl ſchon meine Malemo (Zauber) bereitet,

um ihnen zu schaden, wenn sie etwas nehmen würden. Fekete schloß seinen Bericht mit den Worten: »Sie kommen sicher, doch wohl kaum heute, denn sie tragen schon Holz zusammen um ein Nachtlager zu machen.«

Mitten auf dem Marsche kam plötzlich einer der zurückgebliebenen Diener heran und rief mir schon von weitem zu, daß ihm ein Träger, der mir wohl bekannte Haupträdelsführer, seine Last, einen Glasperlensack, mit Gewalt weggenommen hätte, nachdem er ihn im Walde eingeholt hatte. »Du feiger Sclave, warum bist Du denn nicht mit mir gegangen?« rief ich ihm zu und befahl ihm, sich dem Zuge anzuschließen. Doch nun einige Worte über den Zug dieses Tages selbst, unterdessen kommen wohl die Schwarzen nach.

Der Marsch vom 25. war 20 Kilometer lang, führte bis zum 7. Kilometer nordwestwestlich, dann streng nördlich bis zum Nachtlager. Im 9. Kilometer passirten wir eine, im 10. und 11. je zwei, im 16. eine weitere Spruit (Wuamba genannt), alle nach Westen zustrebend, sowie zahlreiche Thalsenken. Das ganze Terrain senkte sich eben nach Westen zu einem Längsthale, welches von einem Lateritbultwalde begrenzt erschien. Auf dem Marsche und zumeist in seiner nördlichen Partie sahen wir zahlreiche Kakatombe- sowie frische Tagesspuren von Löwen, Wildschweinen und Elephanten; hatten auch Gelegenheit, $8^1/_2$ Meter hohe, dichtkronige Euphorbiabäume zu bewundern. Wir rasteten zum zweitenmale im 16. Kilometer an der Wuambaspruit und errichteten ein durch starke Aeste befestigtes Lager, da wir den Matoka dieser Gegend nicht trauten. Während meine Leute die Errichtung dieses Lagers in Angriff nahmen, wollte ich einen Jagdausflug machen, sah Kakatombe-Hartebeeste, fühlte jedoch einen Rückfall des Fiebers herankommen und kehrte deshalb schnell zurück, sandte aber Fekete dem Wilde nach! Ich wollte vor Allem eine Kakatombehaut erbeuten, da sich diese Hartebeeste außer in dem von mir nicht besuchten Maschonalande nirgends südlich vom Zambesi aufhalten, in Folge dessen auch meine Sammlung noch kein Exemplar aufwies. Einen Kilometer vom Lager ab ersah der Fekete begleitende Diener fünf Kakatombe im hohen Grase. Fekete fehlt den ersten Schuß, das Wild flieht, bleibt jedoch schon mitten auf der nahen Thallichte stehen, und Fekete feuert zum zweitenmale. »Retabile,

Retabile,«*) schreit sein Begleiter und schwingt seinen Speer. Der Bursche hatte wohl die Kugel »klappen« gehört. Das Hartebeest sank in die Vorderfüße und bevor es sich noch einmal zu erheben vermochte, hatte ihm schon der flinke Schwarze seinen Speer in die Brust gestoßen.

Auf die beiden Schüsse hin raffte ich mich wieder auf, suchte Fekete und konnte ihm bald zu seinem Schusse gratuliren. Nun mußten meine Leute doch von der Arbeit lassen und ich sandte sie alle, bis auf Leeb und Boy aus, um so rasch wie möglich das Thier abzuhäuten und ins Lager zu schaffen.

Diese Kakatombe-Hartebeeste tragen auf den Schulterpartien und hinter denselben je einen schwarzen Fleck, den die Schwarzen für eine natürliche Hautfärbung halten. Ich überzeugte mich vom Gegentheile. Die Thiere haben, wie keine anderen der großen Antilopen, die Gewohnheit, sehr oft den Kopf allein umzudrehen, um sich umzuschauen, statt den ganzen Körper dabei zu wenden. Ihre große Unteraugendrüse gibt eine große Quantität einer öligen Flüssigkeit ab, welche die Thoraxseiten der obgenannten Partien stark besudelt. Schmutz verfängt sich daran und da sich diese Antilopen namentlich gerne an den Bäumen reiben, und die Bäume vieler Wälder durch die alljährigen Brände schwarz berußt sind, so färben sich diese Brustseiten, besonders zur Winterzeit so dunkel, daß die Thiere zwei große schwarze Brusthautflecke zu besitzen scheinen, die, namentlich von der Ferne aus gesehen, ihren Ursprung nicht errathen lassen. Meine Diener, die doch in der Kakatombeheimat aufgewachsen waren, wollten nicht daran glauben, daß es Schmutzflecken wären, und erst, nachdem ich ihnen Seife reichte und sie nöthigte einen Reinigungsversuch zu machen, fühlten sie sich überwiesen.

Die Kakatombe-Hartebeeste besitzen eine besondere Eigenthümlichkeit, nämlich die, sich von den hier riesig geformten Termitenhügeln aus umzusehen, d. h. weit und breit Umschau zu halten. Eines der Thiere nimmt diese Arbeit auf sich, und auf dieser Wachsamkeit wie in einer besonderen, eben dieser Antilope mehr wie anderen angeborenen Neugierde, welche ja auch bei manchen Vögeln, z. B. den Würgerarten zu Tage tritt, beruht

*) Verwundet.

das schon erwähnte wiederholte Umschauen, mit Anlegung der einen Gesichtsseitenfläche an die Schulter, was natürlich auf besondere Gelenkigkeit der Halswirbelsäule schließen läßt. Junge Thiere ähneln den erwachsenen namentlich in der Kopfbildung gar nicht und besitzen die besondere Eigenthümlichkeit, bei nahender Gefahr die Heerde zu verlassen und in der von den Alten angedeuteten Fluchtrichtung davonzujagen, während die Alten, um den Feind zu täuschen, anfangs hin- und herrennen und erst später in gerader Richtung nachfolgen.

Obgleich sehr müde, glaubten wir für diese Nacht besondere Vorsicht gebrauchen zu sollen, um so mehr als der eben erwähnten Jagdepisode wegen das Lager nicht hinreichend befestigt wurde. Ich bin der Meinung, daß die am fünfundzwanzigsten überschrittenen Spruits ihre Gewässer an einen linken Nebenfluß der Madschila abgeben, oder selbst einen solchen bildend, direct in die Madschila einmünden.

Die an diesem Tage durchzogene Gegend war herrlich, fruchtbar und schien, wenn das Fieber nicht wäre, zur Colonisation wie geschaffen. Das Hinderniß der Tsetse wäre schon zu beseitigen, wenn man einige Jahre vor dem eigentlichen Colonisationsversuch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln träfe.

Meine Begleiter hofften die Träger in der Nacht nachkommen zu sehen, ich hegte keine derartigen utopischen Hoffnungen, war aber dessen sicher, daß sie bis Ki-Schindu nachkommen würden. Sehr zeitig wurde am 26. Juni aufgebrochen, wir langten nach einem sehr anstrengenden und gefährlichen Marsche am Nachmittage vor Ki-Schindu an. Gefährlich war der meilenlange Marsch dadurch, daß er vielfach durch jenes mehr denn zwei Meter hohe Riesengras führte, welches den Spuren nach ungemein reich, nicht nur mit Hochwild, sondern auch von Büffeln und Löwen bevölkert war. Wir überschritten im dritten Kilometer die bedeutende Go-Tschoma-Spruit mit mehreren Zuflüssen aus jenem Graswalde. Auffallend an diesen Gewässern, wie deren manchmal versumpften Zuflüssen, war die dicht-milchweiße Färbung des Wassers, ohne daß durch die Färbung sein Geschmack alterirt worden wäre.

Das Land zeigte einen Abfall nach West und Südwest gegen jenes große Längsthal, das wir auf dem Marsche des vorhergehenden Tages zu unserer Linken beobachtet hatten. Wir überschritten noch sieben Spruits, bevor wir die Höhe und mit ihr die luftigen Mapaniwälder erreichten, und die gefährlichen Grasfluren, durch welche kein eigentlicher Pfad führte, verlassen hatten.

Wenn nicht jene drei Träger aus der revoltirenden Schaar mit uns gegangen wären, wir hätten uns allein sicherlich nicht zurechtgefunden. Ki-Schindus Leute gehen fast nie zu Sakasipa, oder nach Amare und Kiassa, kaum einige wenige im Jahre und diese weichen wo möglich dem hohen Grasfelde wegen seiner Gefahren aus. Auch wir waren uns der Gefahr vollkommen bewußt und wandten alle Vorsicht an.

Langsam schritten wir dicht hintereinander einher. Voran gingen zwei unbepackte Schwarze, diese theilten vorsichtig mit ihren kurzen Speeren die Grashalme, suchten selbe so weit wie möglich auseinander zu drängen, während wir dann mit unseren Stiefeln fest auf die halbgebrochenen rohrdicken Stengel traten, um sie vollständig zu brechen und für die anderen einen Weg zu bahnen. Dabei hielten wir unsere Waffen schußbereit in Händen. Alle vierzig bis fünfzig Meter wurde stille gehalten und gelauscht, ob sich nichts in dem Grase ringsum rühre. Rührte sich etwas im Grase, so blieben wir stehen, und wenn sich das Geräusch nicht wiederholte, so wurden Steinchen nach der Richtung, aus der das Geräusch kam, geworfen, um so den Feind zu zwingen »sich zu äußern«. Gewöhnlich waren die Bangemacher kleine Nager, Rebhühner und Ginsterkatzen, die vorbeihuschten. Glücklicherweise blieben wir von einem Angriffe gefährlicher Thiere verschont; doch vollkommen sicher fühlten wir uns doch erst, als wir das hohe Grasdickicht hinter uns hatten und den schüttern Wald an seiner Nordgrenze erreicht hatten. Der Marsch hatte uns zugesetzt und so rasteten wir gerne auf den lichten Höhen.

Als wir wieder weiter marschirten, trafen wir eine Abzweigung von unserem Pfade, welche nach Norden und nach einem Dorfe führen sollte, das der eine Träger Mo-Longa, die anderen zwei Karanda (wohl Ki-Randa) nannten. — Die bisherige Richtung war eine nahezu nördliche,

von hier wurde sie eine nordnordwestliche bis nach Ki-Schindu. Interessant war der Marsch dem Thale der Mo-Romenonghe-Spruit entlang, dessen weißgewaschenes Bett (im Glimmerschiefer) wunderbare, natürliche, wohl durch den in der Regenzeit vor sich gehenden Erosionsproceß der Schleifkugeln ausgewaschene, glatt geschliffene Wannen und Bassins, Höhlen, Gänge, so wie ich es sonst im Sandstein, z. B. am Luala gefunden habe, aufwies.

Hie und da, wo der Glimmerschiefer härtere Lagen hatte, bleiben quer durch den Fluß laufende Kämme, Bänke erhalten. Die Tour des Tages war 18 Kilometer lang, die Gesammttour von Sakasipa bis Ki-Schindu 91½ Kilometer, sie zeigte geologisch durchwegs Glimmerschiefer. Wir kamen an einigen verlassenen Jagdhütten vorüber, von denen mir Boy erzählte, daß er bis hierher schon einmal einige der Blockley'schen Jäger begleitet habe. Diese Jäger Blockley's waren wohl zum großen Theile schuld an dem Niedergang des Blockley'schen Geschäftes. Er hatte eben den Zambesischwarzen zu viel Vertrauen geschenkt, indem er sie als Elephantenjäger in seine Dienste nahm. Einerseits strengten sie sich bei der stets schwieriger werdenden Jagd nicht sehr an, lagen lieber in der Hütte und lebten gut vom mitgenommenen Proviante; andererseits bestahlen sie einfach ihren Herrn. Von zwanzig Dienern erbeuteten kaum sechs bis acht einige Zähne, welche Ausbeute nicht den vierten Theil der Kosten für die Jagdsaison deckte. Auch lieferten ihm viele das Elfenbein gar nicht vollständig ab. Diese Dinge verstand Westbech viel besser. — Westbech hatte seine Jäger durch ein einfaches Mittel in strenger Controle. Seine Jäger waren die uns schon von Panda-ma-Tenka bekannten Mischlinge. Diesen wurden als Diener Zambesischwarze mitgegeben. Beide trauten einander so wenig, daß sie jede Veruntreuung sofort berichtet hätten.

Boy erzählte mir nun, als wir eine solche verlassene Jagdhütte passirten, daß er auch hier lange mit Blockley's Leuten gehaust und gut gelebt hätte. »Frisches Büffelfleisch hatten wir nahezu jeden zweiten Tag. Die Leute von Ki-Schindu kamen zu uns heraus, brachten uns Mehl, Kürbisse und Bier, wir gaben ihnen dafür viel Fleisch und alle die Büffelhäute.« So waren jene gedungenen Jäger Blockley's zu 90 Percent elende

Betrüger und Diebe, auch Boy verlor viel in meinen Augen, nachdem er mir solche Geständnisse gemacht hatte.

Ki-Schindu liegt, wie schon erwähnt, in einem breiten, gut bewässerten Thale, dessen Spruit der Mo-Romenonghe zufließt. Am nördlichen ziemlich bewaldeten Thalrande erheben sich die Hütten der Eingeborenen. In ihrer Nähe machte ich Halt und bestimmte die Lagerstelle. — Alle begaben sich sofort an die Arbeit, das Lager herzurichten. Die Hälfte der Schwarzen lief hinaus ins Thal, um mit den Lanzen Gras für die Schlummerstätten abzuschneiden, die anderen schleppten Aeste und Gestrüpp herbei; wir Europäer ergriffen die Aexte und Faschinenmesser und begannen Bäumchen zu fällen, um eine solide Umzäunung herzustellen. So arbeiteten wir alle, außer meiner Frau und Pit, letztere bezogen nämlich die Wache. Meine Frau mit meinem Werndl-Carabiner in der Hand und von den drei Hunden, Daisy, Sidamojo und Witstock, umgeben, spähte in die Ferne, während der überaus vorsichtige Pavian Pit die nächste Umgebung absuchte und, sich immer wieder auf die Hinterbeine stellend, die beste Wache von Allen hielt. Jedwedes geringe Geräusch, jede Bewegung in dem Grase ward von ihm sofort bemerkt. War die Ursache vielleicht eine Heuschrecke, ein laut summender Goliathroßkäfer oder ein Rebhuhn, ein kleines, gefahrloses Säugethier, so gab er sich schnell zufrieden, ging weiter seiner Arbeit nach, d. h. er hielt fleißig Umschau und suchte nach Käfern, Spinnen, Beeren und Samen; war aber die Ursache des Geräusches irgend ein Raubthier, Rinder, fremde Hunde, Schlangen ꝛc., so wurde er ganz aufgeregt, begann zu grunzen, zu bellen, fletschte die Zähne, lief zu meiner Frau hin, um ihre oder doch wenigstens die Aufmerksamkeit der Hunde auf sich zu ziehen. Pit war brav, sehr brav. Er war mir anhänglich, treu, wachsam und die Quelle von hundert Scherzen, besonders wenn er den übermüthigen Tyrannen, den kleinen Daisy, abkanzelte. Wie gerne verziehen wir ihm nicht die mannigfachen muthwilligen Possen! Die geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften dieses Affen waren für mich stets Gegenstand eines sehr interessanten Studiums.

Das Lager war fertig, der Abend brach heran, schon brannten die Feuer und noch immer kam kein Besuch vom Dorfe, obwohl uns das

laute Geschrei der Einwohner hinreichend belehrte, daß man unsere Ankunft sofort bemerkt habe. — Da wir nur Kakatombefleisch zur Verfügung hatten, unser Mehl, Mais ꝛc. bei den revoltirenden Trägern geblieben war, sandte ich zwei wohlbewaffnete Diener ins Dorf, um die Leute heranzurufen. — Sie gaben Mehl und Erdölnüsse und versprachen am Morgen zu kommen; zugleich gaben sie Boy diplomatische Aufklärungen über die wahren Gründe der Widerspenstigkeit unserer Träger. Letztere getrauten sich eben nicht in das Weichbild des Dorfes zu kommen, weil sie vor etwa einem Jahre bei Gelegenheit der schon erwähnten Verfolgung des Häuptlings von Scheschéke, Marancian, in diesem Dorfe einmal geplündert hatten und zwar in einer sehr perfiden Art. Da ihnen der Muth fehlte, offen das Dorf anzugreifen, hielten sie sich im nahen Walde versteckt und schlichen sich ins Dorf, als dessen Inwohner fast vollzählig auf den Feldern arbeiteten. Sie nahmen mit, was sie konnten, zündeten dann die Hütten an und schändeten die Frauen, die sie auf ihrem Rückzuge zufällig in einigen Hirsefeldern angetroffen hatten. Gerühmt haben sie sich allerdings dieser Heldenthaten nie, denn selbst ihr Häuptling Sakasipa wußte von allem dem nichts, darum hatte er auch den Seinen anbefohlen, meine Sachen bis Ki-Schindu zu tragen, was er sonst nie gethan hätte. Auf dem Wege hatten sich nun die Träger, deren einige bei jenem Attentate betheiligt waren, aus Furcht dem ersten Führer Simutili anvertraut, hatten ihm gebeichtet und dieser wählte als diplomatischen Ausweg das kleinere Uebel, mich die Zeche zahlen zu lassen. Er willigte ein, daß die Träger am Inquisi uud dann wieder in Ki-Assa revoltirten, um mit heiler Haut nach Hause zu kommen.

Diese Eröffnungen riefen bei meinen Leuten arge Bestürzung hervor, namentlich meine Frau und die Schwarzen meinten, unter solchen Umständen kämen die Träger nie mehr zu uns und wir könnten unserem Eigenthume Valet sagen. Ich war anderer Meinung. Bei dem abergläubischen Sinne der Zambesischwarzen, namentlich aber der Matoka, war ich deshalb sicher, daß die Träger nach Ki-Schindu nachkommen würden, weil dieselben auch noch von Gewissensbissen geplagt wurden. Bis Sakasipa reichte Luanikas Macht und Luanika würde die Diebe tödten lassen, nicht vielleicht, um einen Act der Gerechtigkeit zu üben, nicht vielleicht von der

edlen Absicht geleitet, mir meine gestohlenen Sachen wieder zu verschaffen, o nein, nur aus Zorn, daß sie auf dem Marsche zu ihm etwas gestohlen, was seine Leute sich vielleicht verdient hätten, oder er als Geschenk von mir bekommen haben würde. Luanika hätte ein Commando nach Mo-Sinkobo gesandt, um die Diebe zu tödten und neben den geraubten Gegenständen noch als Extrastrafe einiges Vieh (Ziegen, Schafe) holen zu lassen. So denken und handeln Schwarze.

Außerdem konnte ich auf die Wirkung meines Berufes als Arzt, d. h. »Zauberer«, pochen. — Es genügte, wenn ich sagte, daß mein Malemo schon dafür Sorge trage, daß mir Alles wieder zurückgebracht würde und zwar von den widerspenstigen Trägern selbst. Dieser Angst konnten sich die Schwarzen nicht entziehen, freilich wirkte dieser psychologische Zauber nur so lange, als die Leute von mir Medicamente annahmen, d. h. mich als Zauberer anerkannten und vor mir eine heilige Scheu hatten.

Für mich war die freundliche Aufnahme, welche meine Abgesandten im Dorfe fanden, ein gutes Zeichen für unsere Beziehungen zu den Einwohnern, welches Prognostikon sich später auch glänzend bewahrheitete. Ki-Schindu gehört einem Häuptlinge, Schindu mit Namen, der bei Sietsetema wohnt und diesen als König anerkennen soll; mir aber kam das Verhältniß mehr wie ein freundschaftliches vor, und nicht wie das eines Unterthanen zu seinem Herrn.

Zeitig am Morgen nach unserer Ankunft kamen die Matoka an unser Lager und brachten so viele Cerealien, daß ich in zwei Stunden für gelbe Glasperlen Alles, was ich für 90 Menschen während der nächsten Woche brauchte, mein Eigen nannte. Befragt, wie viele Träger mir Schindu zur Verfügung stellen könne, antwortete dessen Vertreter: 16 bis 18 Mann. Nun das war eine angenehme Nachricht. Ich fragte weiter, wie viele Tage ich bis Sietsetema zu gehen hätte. Vier Tage, lautete die Antwort. Als ich hierauf den Leuten eine gewöhnliche Sitsiba als Lohn versprach, riefen sie Alle »zu klein, zu wenig«. — Ich konnte und wollte aber nicht mehr geben, weil wir sonst nicht lange mit unserer Ausrüstung ausgekommen wären, und weil eine Sitsiba ein vollkommen entsprechender Lohn für diese Gegenden war.

Ich ließ es also darauf ankommen, und richtig am 30., als wir aufzubrechen im Begriffe waren, kamen auch die Ki-Schindu-Leute, und zwar mehr als 18, bald stritten sie sich förmlich um die Packete, welche sie jetzt sehr gerne für eine Sitsiba tragen wollten.

Unterdessen war am 29. Nachmittags eingetreten, was ich so fest erwartete. Die Rebellen kamen heran; ohne Sang und Klang herbeigeschlichen, brachten die Packete und setzten sich seitwärts nieder. Grüßend

Zugang zu einem befestigten Matokadorf.

erschienen die drei Häuptlinge, doch ich antwortete ihnen nicht, ließ mir nur jenen Diener zur Stelle kommen, dem einer der Träger in Amare das Packet weggenommen, und sagte ihm, er solle mir den Mann zeigen, der dieses gethan. Der Befragte litt an einer partiellen Chorea.*) namentlich in den unteren Gesichtsmuskeln und denen des Mundes; war dieser etwa 18jährige Matokajüngling durch etwas aufgeregt, so begann sein Mund ganz gewaltige Grimassen zu zerren und stülpte sich (immer wieder zuckend) rüsselförmig hervor. Durch mein Gerichtsverfahren kam nun der Arme in die höchste Aufregung und wie er sich so vor mir hinpflanzte, begann sein

*) Veitstanz.

Mund und die wulstigen Lippen solch ein gefährliches Spiel, daß ich die eigenen Lippen fest aneinander pressen mußte, um nicht loszubrechen, während meine Frau ihr Gesicht rasch in das Kissen ihres Lagers barg und die zufällig anwesenden Leeb, Boy und Mapani davonliefen, weil sie ihr homerisches Gelächter nicht mehr bezwingen konnten. Das alles aber vertrug sich nicht mit der Richterrolle, welche ich jetzt spielen mußte. Ich stand auf und rief laut unter die Träger hinein, »Okai Moloj«.*) Und siehe da, alle blickten nach derselben Stelle hin, wo sich eben ein Träger erhob und ein Sack, eben den Sack mit Glasperlen, welcher dem Stotternden abgenommen worden war. Der Mann kam an mich heran, kniete sich nieder und in die Hände klatschend, legte er den Sack zu meinen Füßen. »Herr, hier ist der Sack.« — »So recht,« sagte ich, »so hast du zweie tragen müssen.« Der Mann bat um Verzeihung, auch die drei Häuptlinge traten heran und suchten sich zu entschuldigen. »An Euch kommt die Reihe, Ba-pila«**), »Dir aber, du Moloj, muß ich sagen, daß du für deine That sterben mußt. Nicht von meiner Hand, sondern durch Luanika, denn ich habe ihm gestern mit meinem Lungalo***) die Botschaft gesendet und Matoka haben sie mitgenommen«.†) Dann verließ ich die Schuldigen, ging aus dem Lager zum Zeichen, daß ich mit ihnen nichts mehr zu thun haben wolle, und kehrte erst zurück, nachdem sie sich aus dem eigentlichen Lager zurückgezogen hatten und außerhalb desselben herumkauerten und der Dinge warteten, die nun kommen sollten. Dieser moralische Sieg mußte also sofort ausgenützt werden. Die momentane Stimmung benützend, rief ich meine Leute und diese nahmen die schon bereitgeschnittenen Sitsibas und riefen den Trägern zu, ihre Bezahlung anzunehmen. Zum ersten und zum letztenmale auf dieser Nordzambesitour geschah es, daß die Schwarzen ohne Murren, ja mit Dank die Bezahlung annahmen. Die Leute waren so weich geworden, daß sie alle mit mir für eine weitere Sitsiba bis Sietsetema gegangen wären, da trat mir die oben geschilderte Plünderung

*) Der böse Zauberer, der ärgste Name, den man einem schlechten Menschen geben kann!

**) Geduldet Euch nur.

***) Brief, Buch, Papier.

†) Eine List, ich hatte ja keine Gelegenheit, Luanika etwas zu senden.

feindlich in den Weg. Da die Leute Sakasipas diesmal in Ueberzahl waren, getrauten sich die Ki-Schindisten zwar nicht gegen sie etwas zu thun und Rache zu nehmen, doch ließen sie die Träger nicht ins Dorf kommen und drohten ihnen mit Sietsetema. Diese Drohung hatte zur Folge, daß alle, welche an jener Schandthat theilgenommen, zurückkehrten und froh waren, mit heiler Haut davon zu kommen.

Die Hälfte, so viele waren unschuldig, versprach weiter zu tragen, ich miethete sie daher, da ich diesmal noch 58 fremde Träger nöthig hatte. Das erbeutete Kakatombefell und weitere Sammlungen — zumeist Handarbeiten der Schwarzen — aber packte ich wohl ein und übergab sie an die beiden Diener January und Piccanini, die nicht weiter nordwärts gehen wollten. Sie zogen südwärts, deshalb gab ich ihnen diese beiden leichten Lasten mit, um sie nach Gazungula zum Mr. Westbech zu bringen, der sie mit Anderem, was ich ihm noch zusenden würde, bei Gelegenheit via Schoschong nach der Heimat senden sollte.

Meine Leute sahen mich verwundert an, als ich die Träger noch bezahlte, sie glaubten nicht daran, daß je etwas von diesen Gegenständen wieder zum Vorschein kommen würde. Der erste Führer, der mit Sakasipa verwandt war, war krank angekommen. Tags zuvor hatten sich auf dem Marsche zwei Träger um Wasser gerauft und als sie der Häuptling trennen wollte, bekam er einen Hieb mit dem Schlachtbeil über das Auge, so daß seine Wunde recht bedenklich aussah. Ich linderte nach Möglichkeit seine Schmerzen und gab ihm Medicamente mit auf den Heimweg.

Wohl die schmutzigsten unter allen von Schmutz strotzenden Matokas waren doch jene von Ki-Schindu und unter ihnen wieder die hoffnungsvolle männliche Jugend bis zum zwölften Jahre. Täglich kamen diese Buben zu Besuche, mit einem grauen, leicht ablösbaren Anstrich von Asche und Erde am Körper, da sie sich früh und abends in den Aschenhaufen herumwälzten, um sich dann, wie sie sagten, mit dieser Kruste in der Nacht gegen Kälte, am Tage gegen Fliegenstiche zu schützen. Auch eine Art Hautpflege.

Zum erstenmale kosteten wir hier ein zumeist aus Mais bereitetes, schwaches, süßliches Bier, Mokanda genannt. Aermere Schwarze, welche

nicht so viel Hirse verwenden können, um sich eine Butschuala oder vielleicht gar das starke Matimbe zu bereiten, begnügen sich mit diesem Maisbiere und finden es sogar ganz gut. Zum erstenmale beobachteten wir hier auch Raubvogelkrallen und Eberzähne als Schmuck zu einer Art Collier aneinandergeheftet. — Als einen unentbehrlichen Schmuck betrachteten die Bewohner von Ki-Schindu wohl die Gewehre, denn obwohl sie keine Munition hatten, schleppten sie die schweren Musketen immer mit sich herum, natürlich auch, so oft sie uns die Ehre ihres Besuches schenkten.

Bevor wir noch schieden, kam Boy zu mir und bat mich, den Haupträdelsführer, der die Leute besonders schon am Inquisi aufgehetzt und zuletzt »Zuckmaul« den Glasperlensack weggenommen, anhören und pardonniren zu wollen. Boy glaubte, er sei ein Freund Marancians, und er würde sicherlich getödet werden, wenn ja nur die geringste Nachricht über sein Thun nach Schescheke kommen würde. Er wäre auch kein Matoka, sondern ein Marutse, und hätte sich schon bei mir drei Sitsibas verdient, d. h. er hätte schon von Mambova her getragen. Ich hörte aus Boy's Worten mehr, als er vielleicht selbst wußte, der Mann wollte einfach zu Marancian stoßen und benützte die Gelegenheit meiner Reise, um in der unverdächtigsten Rolle eines meiner Träger die sonst für seinen Hals gefährliche Reise machen zu können. Sein revoltirendes Auftreten war auch nur Spiel, und zwar wollte er mir imponiren und sich vor mir als ein Mann zeigen, der die Träger am Finger gängle, mit dem ich mich also gut stellen müsse. — Für einen Schwarzen war der Mann sehr gerieben. An mir fand er aber seinen Meister. Ich gönnte dem Manne Gehör, er bat, nur für Kost und ohne jede Bezahlung bis zum Sietsetema weiter tragen zu dürfen. Ich nahm seine Dienste an, doch nur gegen Kost und eine Sitsiba und nachdem ich Boy weggeschickt hatte, verabschiedete ich den Mann mit den Worten: »Wuena Mulekau a Marancian!«*) Der Mann sprang auf und Schrecken malte sich in seinem Antlitze und seiner ganzen Haltung. »Herr, wie kannst du das sagen?« »Sei stille, meine Malemo**) haben es mir gesagt. Ich verrathe dich nicht. Bei Sietsetema

*) Du bist Marancians treuer Freund.

**) Mediziner, Zaubermittel.

gehst du wohl seitwärts,« und ich wies nach Osten, »und suchst dann deinen Herrn auf? Sei stille, du kannst mitgehen, verrathe dich aber nicht selbst den Anderen, schau wie sie uns betrachten, ich verrathe nichts und verzeihe dir.« Der Mann faßte Vertrauen zu mir. Ich hatte auch diese Unterredung nicht zu bereuen, im Gegentheile, ich hatte diesem Manne auf der Reise zu Sietsetema viel zu danken.

Am 30. November brachen wir von Ki-Schindu auf und bewältigten am selben Tage einen Marsch von 16 Klm., der viel Interessantes bot. Unser Weg führte durch ein bewaldetes Hügelland und bot stellenweise recht interessante Motive. Höhenmessungen wurden auf der Höhe beim Ki-Schindu-Dorfe und im neunten Kilometer am Dörfchen Tschi-(Ki-) Akuruba gemacht. Als Formation fand ich verwittertes Gneisgestein vor, welches zur pittoresken Gestaltung mancher der Spruitufer nicht wenig beitrug. Wir überschritten im 4. Kilometer die Mo-Kongospruit, im 5. eine zweite Spruit und den Gu-Njatifluß, der mit seinen Gneisblöcken, dichtem Schilfrohr und Riesenbinsen eine prächtige, wildromantische Scenerie bildet. Wir überschritten noch sechs weitere Spruits, welche alle nach Westen eilen und sich in den Gu-Njati ergießen, der wohl ein Nebenfluß der Madschila ist. In den Waldpartien beobachteten wir die größten bis dahin angetroffenen Termitenhügel, die, 10—30 Meter im Durchmesser, wahre Tumuli bildeten. Wir sahen mehrere Kakatomberudel von 5—20 Stück. — Alle Pfade, die wir passirten, zeigten zahlreiche der schon beschriebenen Fallen für kleine Säugethiere. Der Häuptling von Akuruba erfrischte uns mit Mokanda und mehrere der jungen Leute des Dorfes wollten sich mir anschließen, doch unter einer unannehmbaren Bedingung, nämlich nur dann, wenn ich nicht zu den gefürchteten Maschukulumbe ginge, sondern nach Nordwesten zu den Mankoja; nach Süden würden sie noch lieber gehen, weil sie sich dann auch im Falle einer Entlassung von meiner Seite bei einem Anderen verdingen und sich leicht ein Gewehr verdienen würden. Unser Lagerplatz lag nordwestlich von Ki-Schindu, am Norduser der Tschi-Rufumpespruit, deren Ufer von Wildschweinen arg zerwühlt waren. Ich ging bald nach unserer Ankunft nach Osten, Leeb ebenfalls von einem Schwarzen begleitet nach Westen, um nach frischem Fleisch zu jagen,

während die anderen in üblicher Weise das Lager herrichten sollten. Aber nur zu bald wurde ich zur raschen Rückkehr gezwungen, denn im Osten war eine furchtbare Gefahr für das Lager aufgestiegen, und wir eilten zurück, sie womöglich von uns abzuwenden.

Ich war, von einem Schwarzen und dem kleinen Daisy begleitet, noch nicht weit das Ufer des Spruit entlang gegangen, um in den Binsendickichten Wildschweine aufzujagen, als im Osten ein dumpfes Geräusch meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ich blieb stehen, lauschte, auch mein Diener war aufmerksam geworden, und nahezu gleichzeitig scholl es aus unserem Munde! »Molelo! Hakagala« (Feuer, nahe). Ja wohl, nicht allzuferne wüthete ein Prairiebrand, welchen der Wind gegen uns herantrieb. — Zusehends, ja so rasch, als ich es hier niederschreibe, nahm der Lärm zu, das Knistern und Knattern wurde immer deutlicher und bald wurde auch über den Bäumen der von Osten sich herwälzende Rauch sichtbar. Wenige Minuten später bildete er bereits eine dichte, über uns lagernde und nach Ost und Südwest dahinziehende Wolke. »Rasch zurück, zurück Siroko, damit wir noch vor dem Feuer ins Lager kommen.« Und nun begann ich ein Wettrennen auf Leben und Tod mit dem von der Windsbraut rasend vorgetriebenen Feuer. Als wir keuchend etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, gähnte vor uns ein tiefer halb begraster Wasserriß. Diese Regenmulde, ein Schlupfwinkel für wilde Thiere, zwang uns, unsere Schritte zu verlangsamen.

Vorsichtig kletterten wir die Böschung hinab, die andere wieder hinauf und betraten den Waldsaum, da fielen die schwarzen Grashalme schon als dichter Regen auf uns. Zurückblickend, sahen wir schon das Feuer die ganze Waldbreite einnehmen und uns als eine oft bis zu den Baumkronen emporzüngelnde, röthlichgelbe Masse, welche dichte hellgraue Rauchwolken gegen Himmel stieß, wie ein unerbittliches Schicksal verfolgen. — Wir rannten so rasch uns die Füße tragen konnten, endlich sahen wir das Lager. Gottlob, man arbeitete schon an Gegenmaßregeln. Freudige Zurufe von Seite meiner Frau grüßten mich schon von weitem. »Oh, wie bin ich froh, daß du kommst!« Die Schwarzen hatten anfangs nicht an das Herankommen des Brandes geglaubt, und mein Gepäck wäre verloren

gewesen, wenn sich nicht meine Frau ins Mittel gelegt, und als kein Zureden half, mit einer Ruthe auf einige Schwarze losgehauen hätte, um sie endlich zur Arbeit zu bringen.

Das Feuer kam rasch heran und wir arbeiteten alle, daß uns schon in einigen Minuten der Schweiß herabrann. Es galt — wie auch meine Frau in richtiger Weise die Situation erfaßt hatte, um unser Lager herum rasch das Gras abzumähen und so einen feuersicheren Gürtel um dasselbe zu schaffen. Da das wirkliche Abschneiden des hohen Grases zu lange gedauert hätte, so wurde in einem fünf Meter breiten Streifen das Gras abgebrannt. Wir suchten, ähnlich wie dieses die Indianer Amerika's bei Prairiebränden thun, dem Feuer durch Feuer zu begegnen.

Wir zündeten in einer geringen Distanz vom eigentlichen Lager das Gras an, bändigten aber seine Gewalt dadurch, daß wir es mit bereitgehaltenen, schweren Zweigen dämpften, sobald der circa fünf Meter breite Streifen abgebrannt war. So gelang es uns in relativ kurzer Zeit einen kahlen rettenden Gürtel um unser Lager zu ziehen. Als dann wirklich bald der Wind den Prairiebrand heranwälzte, umzingelte uns zwar die lodernde Flamme und erstickender Rauch, aber den kahl gebrannten Gürtel schwarzer Erde übersprang die Flamme nicht. Sie zog weiter und unser Lager mit allem was darinnen geborgen lag, war gerettet.

Vor uns tobte noch das Feuermeer, wie wir uns später überzeugten, in einer Breite von 3 Kilometern von Nordost nach Südwest. Es war ein furchtbar schöner Anblick, die brennenden Wogen des hohen Grases glichen einer glühenden, ruhig in Wogen dahinströmenden Lavamassa, welche sich rasch dem Walde näherte. Dabei knisterte, wisperte, sauste und krachte es aus dieser glühenden Massa, daß man kaum das Wort des Nebenmannes verstand. Zur Rechten und zur Linken vor unseren Lager, unmittelbar in jener Feuermasse standen zwei jener obgenannten Termitenhügel. Jeder etwa sieben Meter hoch und breit, von dichtem Baumwuchse und hohem Grase, auch riesigen trockenen Malvenstauden überwuchert. Diese trockene Vegetation war durch Lianenstränge mit den grünen Laubkronen verbunden. Kaum hatte das Feuer diese Hügel erreicht, so leckten schon die Feuerzungen gierig an ihnen empor und in wenigen

Minuten waren Hügel und Bäume in riesige Feuersäulen verwandelt, von denen der Wind Brände gegen unseren Standplatz warf, und welche wir rasch mit den grünen Mapanizweigen ersticken mußten.

Dicht fielen auf unsere Oase Heuschrecken und Schmetterlinge, wie wenn das trockene Gras, auf dem wir standen, ein honigstrotzender Blumengarten gewesen wäre. Großes und kleines Gethier rannte vor dem Flammenmeere, um sich zu retten. Kleine Nager, Echsen und Schlangen, die sich nicht zufällig in der Nähe von Löchern und ihrem Baue befanden, wurden erfaßt und verbrannten.

Schwarze immer niederer streichende Wolken kündeten uns den Weg, den das Feuer fernab von uns nahm. Wir hatten einen jener Grasbrände, wie sie in solchen Prairiegegenden so oft entstehen, glücklich überlebt. Bei starkem Winde schaden sie den Wäldern, welche sie passiren, nichts, weil das Feuer nicht Zeit hat, die schweren Stämme so recht zu erfassen. Bei Windstille aber, wenn dem Brande mehr Zeit geboten ist, auf einer und derselben Stelle längere Zeit zu wüthen und auch das trockene Unterholz zu erfassen, würde er bedeutend mehr Schaden anrichten; so aber erlischt ein solcher Brand meist in den Wäldern, weil es in denselben viele umfangreiche, fast kahle oder durch den Baumschatten kurz begraste Stellen gibt, über welche das Feuer hinrast ohne eine rechte Nahrung zn finden.

Nun die Gefahr vorüber war, übersahen wir erst, wie groß sie gewesen. Was wäre geschehen, wenn das Feuer die Barrière übersprungen, unsere Patronenkisten ergriffen oder unsere Tauschartikel verschlungen hätte; was wäre geschehen, wenn einzelne von uns schwere Brandwunden davongetragen hätten, die sie marschunfähig gemacht hätten! — Furchtbare Gedanken für eine ruhelose Nacht, die wir nach dem Brande verbrachten. Ebenso stark als früher die fieberhafte Aufregung war, ebenso stark kam jetzt die Reaction in Form einer lähmenden Ermattung über uns. Wir saßen da, gebrochen wie nach einer schweren Krankheit, und brauchten Tage, bis wir uns wieder ganz erholten. Was uns wieder aufhalf, war die schöne, interessante Gegend, welche wir am folgenden Tage, am 26. Juni zu durchwandern hatten, und welche zu den belehrendsten und interessantesten Märschen der Nord-Zambesitour Anlaß bot. Unser Nachtlager

Das Ueberschreiten des Navisti-Flüßchens.

lag an der Moko-mo-Prosi-Spruit, in nordnordöstlicher Richtung vom letzten Standorte. Mehrmals kreuzten wir auf dem Marsche das Thälchen der Ki-Angamargua-Spruit, die wir erst im 11. Kilometer verließen. Riesige Termitenhügel, mancher 100 Meter im Quadrat, fanden sich in dem abgebrannten Walde zu beiden Seiten des schmalen Pfades, so lange wir in jenem Thale dahinzogen. Glimmerschiefer und Gneis bildeten interessante Hügelkuppen, ähnlich denen aus Granit nahe an Schoschong, doch weniger hoch.

Vom 9. Kilometer zeigte das Land einen Abfall nach Nordwesten, dann überschritten wir zahlreiche Höhenrücken, alle bewaldet, die nach Westen in eine Kesselsenke abzufallen schienen, überschritten zahlreiche Spruits und erreichten im 13. Kilometer den Naviëti-Fluß, dessen Ueberschreitung wegen seiner senkrechten Uferbänke aus Glimmerschiefer sehr beschwerlich war und lange Zeit in Anspruch nahm. Ich will mich bestreben, dem Leser jene Scene in der beigefügten Zeichnung wiederzugeben, nur war der Fluß bedeutend tiefer, ich muß ihn aber, um den Durchgang veranschaulichen zu können, seichter, offener zeichnen.

Es dauerte lange, bevor alle Träger die Stelle passirt hatten. Wir rasteten am jenseitigen Ufer und warteten einerseits auf den ganzen Trägertroß, da des beschwerlichen steinigen Pfades wegen manche zurückgeblieben waren, andererseits aber auf Boy und dessen Begleiter, der sich alle Mühe gab, ein Stück Wild zu schießen, da uns Kakatombe, gestreifte Gnus und zum erstenmale, seitdem wir den Zambesi verlassen, die prächtigen Harrisantilopen aufgestoßen waren.

Bevor wir noch den Naviëti erreicht hatten, erlebten wir ein Intermezzo, welches tragisch anfing, aber komisch endete. Wir stießen plötzlich auf eine Truppe eben nicht freundlich dreinblickender Matoka, welche uns entgegenkam. Sowie sie uns sahen, ließen sie sich am Wege nieder und blieben, ohne uns zu grüßen, wie die Holzklötze liegen. — Es waren zwanzig Menschen, ihr Kopf, mit einem Büschel weißer Reiherfedern geschmückt, sah recht phantastisch aus, sie hatten Schlachtbeile, Wurf- und Stoßlanzen, Schilde und Stäbe als Bewaffnung neben sich liegen. Diese Truppe versetzte unser Licht, »Boy« genannt, in keine geringe

Aufregung. Kaum, daß wir die Leute passirt hatten, lief er an mich heran und raunte mir zu: »Bass, das sind Menschen, die herumgehen, um andere, denen sie auf der Jagd oder auf Handelszügen begegnen, zu tödten. Es sind Knaben dabei, die sie an uns, die Makalaka, oder die am Flusse lebenden Matoko, auch an die Mambari und Maschukulumbe verkaufen.«

Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, ebenso meine Frau und Leeb, die knapp hinter mir einhergingen. Wir spotteten über Boy's große Zaghaftigkeit. »Herr, du lachst — 's ist wahrhaftig wahr;« und Boy glotzte mich so an und machte eine so jämmerliche Miene, daß dieser sonst so starke und jedem Raubthiere gegenüber so muthige Mann mit einemmale dreinsah, wie ein erschrockenes altes Weib.

»Es sind Matoka, Boy, nicht?«

»Ja, Bass.«

»Nun, so wie ich sie kenne, stiehlt jeder Matoka, wenn man ihm nicht ununterbrochen auf die Finger sieht. Nun, diese sind ebenso wie Alle.« Ich erwog dennoch Boy's Bedenken, ob diese ehrenwerthen Zwanzig noch ein »höheres Handwerk«, als das bloße Stehlen, betreiben könnten und willigte ein, am nächsten bewaldeten Abhange (wir hatten die Leute an einer abgebrannten Lichte getroffen), so lange stehen zu bleiben, bis alle unsere Träger beisammen wären. Gerade an diesem Tage hatten wir zufällig viele Nachzügler. Bevor noch alle Träger herabgekommen waren, kamen einige Leute der Matoka-Truppe unbewaffnet zu uns heran und drückten ihr Erstaunen aus, »daß wir an ihnen vorübergegangen wären, ohne die Neuigkeiten zu hören«.

Ich antwortete nicht, sondern fragte Boy, ob uns die Leute schon gegrüßt hätten; und als sie Boy dazu ermahnte, thaten sie es sofort. Dann ließen sie einen Redeschwall los, daß man bald sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Sie kämen von Sietsetema, er sei wohl, bis auf eine Wunde am Fuße. Sie gingen heim, sie wohnten irgendwo im Walde. Zuletzt wurden die üblichen Geschenke in Anregung gebracht. Da ich keine gab, so begnügte man sich mit fünf leeren Patronenhülsen, die als Schnupftabaksdosen sehr willkommen zu sein schienen.

Während des Gespräches lugte ich nach den Trägern aus, und als ich den letzten mit Oswald herankommen sah, fiel mir auf, daß unser zahmer Pavian fehle. Ich schaute mich um, ob er nicht vielleicht in der Nähe abgemattet im Schatten liege.

»Öh, Öh, Tschen,« schallte es plötzlich von der anderen Seite aus der Lichte her, wo die andere Partie der vermeintlichen Rinaldinis noch immer auf derselben Stelle hockte und nun mit einemmale von dem etwas zurückgebliebenen Pit förmlich über den Haufen gerannt wurde. Pit kannte und liebte meine fix engagirten zwanzig Schwarzen, welche wochenlang mit uns zogen und ihn oft fütterten und liebkosten; er haßte aber Alles, was Träger hieß, mit mir um die Wette.

Diese mit den weißen Federn so abenteuerlich geschmückten Schwarzen hatte er sofort als Fremde erkannt und gewiß ebenso schnell beschlossen, ihnen einen Schabernak zu spielen. Er kam, wie immer, geräuschlos und sprang plötzlich auf den Rücken des Eckmannes. Dieser zu seinem Entsetzen von hinten so Angegriffene wollte aufspringen, fiel aber auf zwei seiner Nebenmänner, denn Pitt hatte schon den vierten in der Reihe angefallen und im Vorbeirennen zuletzt noch dem weiter absitzenden Knaben, der aufgesprungen und davon zu laufen suchte, die Wade zerkratzt. Dies alles war das Werk eines Augenblicks, so daß wir blos das laute Schreien hörten und einen Haufen von Menschen, die heftig um sich schlugen, auf einem Knäuel liegen sahen. Abseits bemerkten wir bald auch den heulenden Knaben, der auf der Erde lag und schrie, wie wenn ihn ein Nashorn gespießt hätte. Von Pit war nichts zu sehen und zu hören. Wo war er? Schon in unserer Nähe.

Und die tapferen Räuber in unserer Mitte, vor denen Boy so sehr gezittert, was thaten die? Sie suchten zu entrinnen; einer hatte sogar Mapani's Speer ergriffen, um sich gegen Pit zu bewaffnen. Ich rief den Affen heran, er ließ sich fangen und erhielt einen Maiskolben; doch kaum hatte er die sich zurückziehenden Matoka und ihre weißen Federbüsche erschaut, so suchte er sich zu entwinden, um ihnen nachzulaufen und auch diesen Helden ein Andenken an sein Gebiß mitzugeben; doch ich hielt ihn zurück.

Nachdem ich endlich alle Träger beisammen hatte, zogen wir denn, »Roland« Pit in der Mitte, guter Dinge weiter.

Im 16. Kilometer führte der Weg durch einen engen Paß und bald darauf sahen wir die Ebene nach West und Nordwest zu unseren Füßen liegen. Im 18. Kilometer passirten wir das tiefe Thal der Matso-Spruit und am Abhange zu derselben ein verlassenes Dorf, wo wir Sietsetemas eigentliches Territorium betraten. In der Thalsohle schoß ich zwei Meerkatzen, zu meinem Erstaunen und Leidwesen die nämliche Art, wie sie im Süden lebt, deren Verbreitungsbezirk also von der südlichen Meeresküste bis hieher nach Norden reicht. Vier Kilometer lang marschirten wir in der großen, im Norden und Nordwesten von einem bewaldeten Höhenzug umsäumten Ebene.

Da wir uns noch in Folge der Aufregung des vorigen Tages und des langen Marsches ungemein müde fühlten, wollten wir frühzeitiger als sonst das Lager aufschlagen, leider fanden wir aber, selbst in den kleinen Thälern, welche wir passirten, kein Wasser; darum hieß es unermüdlich weiter ziehen. Mir that dieser Zwang doppelt leid, denn die Ufer des einen ausgetrockneten Flüßchens waren das Schönste an Pflanzenscenerie, was ich bis zu diesem Tage während der Winterszeit auf dem Hochplateau Südafrikas erblickt hatte. Der schönste Schmuck dieser Ufer waren mittelgroße Akacienbäume, deren Aeste mit prachtvollen dunkelrosa- und hellcarminfarbigen Blüthentrauben über und über behangen waren und in dem Grün der übrigen Bäume einen weithin sichtbaren, entzückenden Anblick boten. Auch jener Strauch, aus dessen Früchten die Matoka Schnupftabaksdosen fabriciren, stand in Blüthe, wie denn überhaupt in den Büschen der Ufer, die von Bränden wohl schon seit Jahren verschont geblieben, Alles blühte, lebte und liebte, wie bei uns im Anfange des Sommers.

Bevor wir noch die Ebene verließen, um über einen seichten Sattel, dessen Höhen von zahlreichen, mit reifen Früchten beladenen hohen Fächerpalmen gekrönt waren, in einen Sandbultwald einzulenken, erblickten wir mehrere Heerden kleiner, röthlicher Antilopen von der Größe der Deukergazellen und zwei große Zebraheerden; wir aber waren allzumüde, um

einen Jagdversuch zu wagen. Dafür bewogen die zahlreichen Wildspuren Boy, kaum daß wir an der Mokomo-Rosi-Spruit unseren Lagerplatz ausgewählt hatten, mit einigen Trägern pürschen zu gehen. Zu unserer freudigen Ueberraschung tödtete er ein gestreiftes Gnu und einen Kakatombestier und verwundete einen Zebrahengst schwer.

Ich ließ Felle auf diesem Marsche überhaupt nur ganz ausnahmsweise präpariren; weil der Transport zu schwierig war, so schenkte ich auch diesesmal das Gnufleisch an die Träger, meinem Diener das Fell zur Anfertigung von Sandalen und behielt nur das Kakatombefell.

Am 2. Juli bewältigten wir nur 10 Kilometer. Diese Verlangsamung unseres Marsches verdankte ich meiner Freigebigkeit mit dem Gnufleische. Wir brachen schon später auf, da meine Träger mit dem Zerschneiden des Gnufleisches noch nicht zu Ende waren, und wir marschirten langsamer, da sie, jetzt doppelt beladen, nicht so rasch wie gewöhnlich vorwärts kamen, dagegen oft auszuruhen gezwungen waren. Wir folgten der Spruit, dann bogen wir rechts ein, wieder in ein sehr hohes, mit Gestrüpp durchwuchertes Grasmeer und kamen an ein tiefes, von Hügeln umsäumtes, kesselartiges Spruitbett mit wahrhaft prachtvoller, förmlich undurchdringlicher Vegetation an seinen Ufern. In der Sommerzeit muß hier eine subtropische Flora glänzen, welche den Botaniker in Entzücken versetzen würde. Breite Büffelwege — Pfade kann man sie nicht mehr nennen — verriethen uns, wer hier regiert, und ließen uns auch die nöthige Vorsicht beim Durchmarsche des dichten Schilfrohres beachten, um nicht einem plötzlichen Angriffe der Büffel zum Opfer zu fallen.

Nach einer Stunde hatten wir die gefährliche Stelle passirt und bestiegen einen dünn bewaldeten Lateritbult, dessen Abfall sich eben zu dem Kessel, welchen wir durchwandert hatten, senkte. Ich ging voran, begleitet von meiner Frau und Leeb, der seit dem Tode von Bukacz tapfer das Chronometer am Riemen trug.

Die zahlreichen Wildspuren veranlaßten mich, mein Jagdglück zu versuchen; vielleicht erbeutete ich ein seltenes Fell. Jedenfalls wollte ich aber unsere Vorräthe an frischem Fleische vermehren. Ich sagte meiner Frau, sie sollte den Troß ruhig des Weges weiter führen, ich wollte mit

Leeb einen Halbkreis durch das bewaldete Thal durchpürschen und später wieder zu ihr stoßen.

Inmitten des Thales stand ein riesiger, dicht bewaldeter Termitenhügel. Diesen als Deckung benützend, gelang es uns, an die grasenden Hartebeeste, in deren Gesellschaft sich wie gewöhnlich ein Gnuthier befand, heranzuschleichen. Am Fuße des Hügels legte ich meine Patrontasche, das Jagdmesser, die Feldflasche und den schwarzen Hut nieder, kroch dann empor, faßte hinter einem Baume Posto und nahm das nächste, 120 Meter von mir stehende Thier aufs Korn. In diesem Momente trat ein anderes an dieses heran, deckte es mit seinem Körper und zwang mich nun, auf dieses, weil es mir besser stand, zu feuern. Ich hätte die ahnungslosen Thiere gerne belauscht und studirt; allein dieser Schwärmerei hatte ich es schon oft zu verdanken, daß wir in der Nähe des feisten Wildes keinen Bissen Fleisch zu essen hatten.

Hier trieb mich außerdem noch der Wunsch, eines oder zwei der seltenen und prächtigen Exemplare für die Sammlung zu gewinnen.

Zu dem getroffenen Thiere, welches sich wieder erhob, kam der Stier und Gebieter der Heerde, ohne meine Nähe zu achten. Schnell lege ich auf ihn an; doch, o Jagdpech! die Patrone versagt und die Heerde flieht thalaufwärts; mein angeschossenes Thier hinkt, mühsam folgend nach; ein weiterer Schuß auf den Stier versagte wieder. Ich sah, daß viele meiner Patronen verdorben sein mußten. Das fliehende Wild zog denselben Weg, den auch ich zu gehen hatte, und siehe da, mit einemmale sah ich meine Frau vor mir. In ihrer Nähe lag auch das nun zusammengebrochene Mutterthier, welches meinen ersten Schuß erhalten hatte. Wir blieben stehen, bis die ersten Diener ankamen, um das getödtete Thier abzuhäuten und das Fleisch, in Partien vertheilt, mitzunehmen. Da ich die Haut noch am selben Tage wohl präparirt und vergiftet und bis zum nächsten Morgen etwas getrocknet haben wollte, entschloß ich mich, ausnahmsweise früher Rast zu machen und nur mehr bis Kandantzowa, also kaum noch einige Kilometer zu gehen.

Bei der Section ergab sich, daß das von mir erlegte Thier hoch trächtig war, und so hatte ein noch nicht allzu reifer Fötus die bereits

aus zwei männlichen und einem weiblichen Thiere bestehende Familie für die Sammlung um so werthvoller gestaltet.

Auf dem Weitermarsche kamen wir zu einer Mapani-Parkebene, die nach Norden zu einen bewaldeten Höhenrücken umsäumte. Am Fuße desselben traf ich fünf Zebras an und es gelang mir, ein Zebra auf eine Distanz von 250 Meter mit dem Werndl-Carabiner zum Falle zu bringen; leider hatte ich es nicht tödtlich getroffen, so daß es dennoch entkam. Der kleine Daisy verfolgte es zwar mit Heroismus, brachte aber nichts zu Stande, als daß wir ängstlich auf seine eigene Rückkehr etwa eine Stunde warten mußten und froh waren, als er unsere Spur überhaupt noch fand.

Mein Jagdglück war auf diesem Marsche nicht sehr groß, obwohl ich gut geschossen hatte und mir viel gekommen war. Ein gut Theil unserer Fehlschüsse muß aber a conto der Gewehre geschrieben werden. So trefflich sich auch unsere Carabiner, das heißt jene mit der kleinen, soliden Kugel, der Kropatschek, der Werndl, der Wincheſter und Schulhof zur Selbstvertheidigung bei einem Angriffe aus unmittelbarer Nähe gegen Schwarze wie auch gegen wilde Thiere erwiesen, taugten sie wenig auf der Jagd für Hochwild, namentlich wenn man auf weite Distanzen schießen muß. Ich sah kleine Steinbockgazellen mit vier Kugelwunden noch davonrennen! Die kleine Wincheſterkugel macht wohl den Menschen kampfunfähig, allein aus der Entfernung dem Hochwild, und wenn es nicht mitten durchs Gehirn, Herz oder die Wirbelsäule geschossen wird, schaden diese kleinen Kugeln häufig nicht so viel, daß es sich nicht erfolgreich in undurchdringliche Dorn-, Wald- und Schilfdickichte flüchten könnte und so für den Jäger verloren ginge. Für die Jagd in jenen südafrikanischen Gegenden eignen sich am besten oben abgeplattete, zum Theile hohle Langkugeln, welche, an den Knochen sich plattschlagen, große Wunden im Körper erzeugen und bald durch starken Blutverlust und ausgedehnte Zerstörung selbst minder edler Organe den Tod herbeiführen.

Ich bin oft gefragt worden, warum ich nicht überhaupt mit Explosionskugeln schösse, welche doch die meiste Sicherheit, das einmal getroffene Wild auch wirklich in Besitz zu bekommen, böten. Ich kann darauf nur antworten: Ich mag nicht mit derartigen Kugeln schießen;

und wie ich es nicht mag, ſo mögen es auch die größten und renommirteſten Elephanten- und Löwenjäger Südafrikas nicht. Die Hohlkugel tödtet ebenſo ſicher, als die Exploſionskugel, zerſtört auch den Cadaver nicht in dem

Sietſetema.

Maße wie dieſe, was für den Forſcher, alſo zum Beiſpiel für mich, ſehr maßgebend iſt, und iſt waidmänniſcher, wenn ich ſo ſagen darf. Die Exploſionskugel lullt den Jäger gar zu leicht in eine falſche Sicherheit ein, ſo daß er zuletzt nicht mehr Acht gibt und vor Allem ſeine Treffſicherheit einbüßt. Das fürchtete ich am meiſten für meine Leute, welche auch oft von

Explosionskugeln schwärmten. Ich ließ nie eine Explosionspatrone in Gebrauch bringen, auch da nicht, wo auf Nashorne, Büffel, Nilpferde und Elephanten gejagt wurde, noch weniger den großen Raubthieren gegenüber; das habe ich von den »Afrikandern« angenommen und so viel Jäger bin ich geworden, daß ich in der Jagd kein Massacre, sondern einen Kampf sehe, und diesen Kampf will ich offen bestehen, nicht gedeckt durch die unfehlbare Technik eines chemischen Stoffes.

Dieses auch zur Entschuldigung für alle Leser, welche sich schon oft und vielleicht auch bei dem eben geschilderten Jagdabenteuer gedacht haben mochten: »Warum pafft denn der Holub gar so schrecklich; er soll doch Explosionskugeln nehmen, wenn er schon nicht ganz sicher ist.«

In Gesprächen über unser Jagdergebniß stiegen, oder besser kletterten wir die bewaldete Höhe hinab. Der Abstieg war eben sehr steil und beschwerlich, allein wir wurden durch den Anblick eines herrlichen, breiten, mit dem bekannten Riesengrase bedeckten Thales entlohnt, in dessen Mitte sich einige dunkelblaue, mit grünen Binsen umsäumte Teiche befanden, auf welchem zahllose hellblaue Wasserrosen sich wiegten und dem ein schwach fließendes Flüßchen zueilte. Für uns war dieses wunderbare Thalbild nicht nur ein herrliches Naturschauspiel, für uns war es eine Herzenslabung.

In diesem vor Jahren von Hunderten von Elephanten bewohnten Thale, welches aus diesem Grunde von den Eingeborenen Elephantenthal genannt wird, hatte wenige Wochen vor unserer Ankunft der unglückliche Mr. Thomas gejagt. Wir fanden noch seinen Skerm (Lager) am Waldabhange. Die 18 Kilometer entfernte Stadt Sietsetema's war der fernste Punkt, den er auf seinem Zuge vom Matabeleland vom Südosten erreicht hatte. Als er sich im Kandantzovathale aufhielt, hörte er von dem Anrücken der Marancian verfolgenden Truppe des Königs Luanika, und er hielt es für das Beste, seinen Rückzug nach Südost anzutreten.

Wir erlebten, gleich nachdem wir das Thal betraten, ein Abenteuer, welches sehr üble Folgen für uns hätte haben können. Als wir das Lager machen wollten, suchten wir eine grasfreie Stelle. Eine solche fand sich nicht, in Folge dessen wollten wir durch Niederbrennen des hohen

Grases eine schaffen, wie wir dieses auf unserem Marsche schon so oft gethan hatten. Wir wählten eine ziemlich kurzgrasige, in der Nähe des Wassers liegende Stelle und zündeten dieselbe an. Mir gingen unwillkürlich Schiller's Verse: »Wohlthätig ist des Feuers Macht ꝛc.« durch den Sinn, und eben recitirte ich: »Doch wehe, wenn sie losgelassen,« als ich bemerkte, wie das umwachsende, hohe Prairiegras Feuer fing und wie ein ungeheurer Brand zu entstehen drohte. Zu dem Gesträuche an dem Termitenhügel, an dem wir standen, zu springen und rasch dicht belaubte Aeste abzureißen, war das Werk des nächsten Augenblicks, und schon schlugen wir Alle, wenn auch an den Brauen und den Händen vom Feuer beleckt, auf die knisternde Lohe los, und — es gelang uns Dank der herrschenden Windstille noch, Herr desselben zu werden. Es wäre schrecklich für mich gewesen, zu denken, daß ich die Ursache eines großen Savannenbrandes gewesen wäre, ich, der ich bei unseren Lagerfeuern stets die größte Sorgfalt obwalten ließ. — Die an diesem Tage bewältigte Strecke betrug nur etwa zehn Kilometer. Als Formation fand ich an den Höhen Sand, Laterit, letzterer als Detritus eines Glimmerschiefers (Strich Nordnordost bei einem Fall von 45 Grad) in der Tiefe über festen Humus.

Dieses unser Lager im Kandantzowathal lag gegen den letzten Standort an dem Makomo-Rosi-Spruit in nordöstlicher Richtung. An dieser Lagerstelle erlebten wir nichts besonders Nennenswerthes. Sietsetema's Leute, die am Abend vorüberzogen, berichteten, daß wir am folgenden Tage die Stadt Sietsetema's bequem erreichen und den Häuptling wohl finden würden. Die zu bewältigende Tour war noch 18 Kilometer lang und Sietsetema's Gehöft lag von unserem Nachtlager in nordöstlicher Richtung.

Wir machten uns zeitig Früh auf den Weg, passirten ein Thal und eine Hügellandschaft, welche, nordwärts streichend, zum Sianquimbithale führte. Wir rasteten mehrmals aus und begegneten einigen Frauen und zwei Jünglingen, von denen uns der eine als ein Löwentödter vorgestellt wurde. Er hatte erst vor Kurzem diese Heldenthat vollbracht, das heißt einen in der Nähe seine Wildbeute schmausenden Löwen mit zwei Wurfspießen getödtet. Der junge Mann sah eher schwächlich als kräftig aus, und doch war ihm »der Wurf gelungen«.

Obgleich Sand- und Felsenbultwälder vorhanden, so hat es Sietsetema vorgezogen, auf einer hochbegrasten Ebene im Thale der Sianquimbi-Spruit zu wohnen. Wohl hat auch er das System der zerstreuten Gehöfte, das ja den Matoka eigen ist, angenommen, um nicht mit einem Handschlage vom Feinde überrascht und vernichtet zu werden; allein die Situation dieser Niederlassung schien mir noch viel gefährlicher. Wir finden schon in Ki-Schindu, Ki-Assa und Amare die Gehöfte nicht mehr in den Wäldern vor, sondern die Hütten und die dieselben umgebenden kleineren und größeren Aecker lagen mitten in jenen großen Grasdickichten, waren also stets der Gefahr ausgesetzt, bei Gelegenheit eines in dem hohen Graswalde vom Mai bis September ausbrechenden Brandes vollständig vernichtet zu werden.

Die Thalebene, in welcher Sietsetema's Stadt Mo-Monguembo (auch Mo-Kalubanda) liegt, ist ein einziges Humusfeld, welches sich zur Regenzeit in einen unergründlichen Sumpf verwandelt. Schrecklich muß dann hier das Fieber sein.

Das erste Gehöft, das wir auf unserem Wege, respective in dem Gewirre von Pfaden, in welchem uns Leute von Ki-Schindu als Führer dienten, antrafen, war die Residenz des hier bei Sietsetema zu Gaste lebenden Häuptlings Schindu, des Herrn des gleichnamigen Dorfes. In einem der Gehöfte — zwei elende Hütten in einem kleinen, abgesechsten, eng von dem Graswalde umschlossenen Maisfelde gelegen — erblickte ich, zum erstenmale seitdem ich die Transvaalgrenze verlassen, weiße und graue, vollkommen zahme Haustauben. Man wollte nicht eingestehen, wie selbe hieher gekommen. Ich kann mir das Vorkommen dieser Thiere nicht anders erklären, als daß die Tauben vom Osten her von Portugiesen erworben worden und bis hieher gebracht worden waren. Es findet sich nämlich eine portugiesische Factorei an einer Insel nahe an der Luengemündung; dieser dürften diese Tauben wohl entstammen, ihr Vorkommen selbst ist aber jedenfalls interessant.

Bald hatten wir Sietsetema's Gehöft selbst in Sicht. Es bestand aus acht Hütten, die auf einer Feldwiese im Schatten einiger großer Mimosen mitten in einem Grasdickicht erbaut waren. Für uns war das

Betreten einer jeden sogenannten Residenz ein wichtiges Ereigniß, welches unser Blut schneller pulsiren machte. Was würden wir hier wieder erleben, wie diesen Platz, der für die ganze gebildete Menschheit ein »Nichts«, für uns jetzt »Alles« war, verlassen! Unter einem nur auf Pfählen ruhenden Dache fanden wir einige, Dachapfeifen schmauchende Männer, den engsten Hofstaat des mächtigsten der Matoka-Häuptlinge, und des letzten nach Nordost, der Luanika, dem Marutsekönige, Tribut zollt. Unter einem Baume schlug ich mein Lager auf. Es dauerte nicht lange und Sietsetema, ein hoher, starker Greis, nackt, bis auf Glasperlenschnüre um die Lenden, und eine schwarze, elende Wolldecke über die Schultern, erschien in unserer Mitte. Sietsetema ist dem Namen nach am Zambesi wohl bekannt, und Blockley, der viel über ihn vernommen, wußte nur Gutes von ihm zu erzählen.

Ich hörte wohl auch gegentheilige Ansichten, allein aus sehr unlauterer Quelle, die mir von vorneherein verdächtig war, nämlich von dem von mir schon oft citirten Mischling »Afrika«.

Sietsetema wurde einmal von diesem Mischlinge, der in diesen Nord-Zambesigegenden für Mr. Westbech jagte, aufgesucht. Afrika wurde von Sietsetema wohl bewirthet, betrank sich aber derart, daß er wüthend mit seinem Stocke herumschlug, über alle schimpfte und zum Schlusse erklärte, auch Sietsetema durchprügeln zu wollen. Seine Diener zogen den Rasenden rasch beiseite, damit sie nicht alle insgesammt von den ergrimmten Matoka erschlagen würden.

Mir persönlich trat Sietsetema sehr wohlwollend entgegen.

Ich verehrte ihm einige Geschenke, und er schickte sofort Mais, Ziegen und andere Sachen als Entgelt für das Empfangene.

Er versprach auch Träger zu beschaffen, und ich lohnte diese so seltene Willigkeit damit, daß ich mich sofort erbot, seine böse Wunde an seinem rechten Beine, welche er seit zwei Jahren nicht heilen konnte, in Behandlung zu nehmen. Die mit Lapis bestrichenen Wundstellen reinigten sich zur hohen Befriedigung des Kranken schon am dritten Morgen. — Ich wurde mit Sietsetema bald ganz vertraut. — Im Gespräche wies

er auf eine mitten im Gehöfte stehende leere Hütte und meinte: »Da lagen, schliefen sie beide, und ich habe ihnen Trank und Nahrung gereicht.«

»Wem, Morena! Wer waren denn diese Beiden?«

»Nun, wer anders als wie Monari (Mr. Thomas) und Marancian! Einer entfernte sich nach dem Anderen, als die Truppe der verfolgenden Marutse und der südlichen Matoka heranrückten. Monari fürchtete um sein Elfenbein, und Marancian hielt sich nicht sicher Die Führer der Ausgesandten sagten mir, ich müßte wissen, wo Marancian wäre. Ich verneinte es. »Er hat bei mir seinen Hunger gestillt, allein ich habe mich an seine Fersen nicht geheftet.« Ich sah, daß sich diese Verfolger eigentlich vor Marancian fürchteten und nur noch einen Grund suchten, um hier ihre Verfolgung zu beenden und wieder heimzukehren. Marancian hatte bald Alles ausgekundschaftet, und eines Tages kamen meine nach Norden zu wohnenden Hirten und berichteten, daß Marancian seinen Verfolgern Kia-Tumela (Willkommen) entbiete und demnächst selbst erscheinen werde, um sie standesgemäß in dieser Gegend zu begrüßen. Da hielt es diese Hasenfüße nicht länger, und bevor der Tag sich Ende neigte, waren sie schon abgezogen.«

Als Sietsetema unsere Lagerstelle verließ, rief ich die Träger herbei, um sie zu bezahlen. Jetzt änderte sich mit einemmale die Situation vollständig. Wir hatten eine ähnliche Scene wie bei Matakala durchzumachen; die Sache lief etwas günstiger ab, weil erstens Sietsetema den Trägern keinen Vorschub leistete, und zweitens weil jener »Sündige«, der zwischen Amare und Ki-Schindu meinem Diener Zuckmaul das Packet abgenommen, nun den Trägern so lange zusprach, bis diese den ausbedungenen Lohn auch annahmen und sich nach einem etwa zweistündigen Geschrei mit dem grauen Holleschowitzer Kattune zufriedenstellten. — Damit wir jedoch gleich am ersten Tage unseres hiesigen Aufenthaltes das Lied anstimmen konnten: »Es wär zu schön gewesen«, hatte uns wieder das unerbittliche Geschick noch etwas Böses beschieden; ich machte nämlich zwei unangenehme Wahrnehmungen, die uns alle mit Sorgen erfüllten. Ich bemerkte nämlich an meinen besten Dienern, an Boy, Mapani und einigen Anderen eine

plötzliche Veränderung. Sie sprachen auffallend viel mit den Leuten Sietsetema's über die Maschukulumbe, und je mehr sie sprachen, desto ängstlicher und veränderter wurden sie.

Boy machte sich mit einigen abseits eine Schlafhürde, nicht wie sonst, unmittelbar an unserem Lager, und führte mit allen Dienern, die er zu sich rief, heimliche Gespräche. Deshalb sandte ich wissentlich meine Leute, um Dies und Jenes zu holen, stellte mich schlafend und warf mich auf das zum Lager herangeschleppte Gras. Kaum daß ich eine kurze Weile so lag, begann man drüben ungenirter zu sprechen und meine Vermuthung fand ihre volle Bestätigung. Boy berichtete den Dienern so gräßliche Dinge über die Maschukulumbe, daß manche der Zuhörer, zumeist die Makalaka, Ausrufe der ärgsten Furcht hören ließen. Boy faßte seine langen Reden in der Resolution zusammen, uns hier zu verlassen und — nicht, wie abgemacht worden, uns bis zum Ende der Reise zu begleiten.

»Wir werden unsere Bezahlung fordern, und die muß uns der Njaka geben.«

»Allein,« warf Kabrnik ein, »wir bekommen dann keine Gewehre!«

»Wohl, nicht solche Waffen, allein wir werden Decken und Sitsibas fordern,« meinte Boy.

Ich hatte genug gehört; es war also doch wahr, daß uns die Diener beim Herankommen an die Maschukulumbegrenze verlassen wollten.

Inzwischen war Mapani aufgestanden, kam heran und that, als ob er etwas suchen würde, und als er mich in tiefen Schlaf versunken wähnte, schlich er ins Lager und ich erwischte ihn eben, als er sich mit einer Hand aus Leeb's Patrontasche, mit der anderen aus einem Teller die zum Austausch bestimmten Glasperlen aneignen wollte.

Meine Frau war nicht wenig erstaunt über diese Neuigkeiten, daß uns die Diener, welche wir unter allen Umständen als eine Hauptstütze der ganzen Expedition betrachten mußten, verlassen wollten, und daß der Biedermaier Mapani, in den wir solch ein Vertrauen gesetzt, ein Erzdieb sei, der uns wohl schon manchmal bestohlen haben mochte.

Am nächsten Morgen rief ich alle Diener heran, sagte ihnen mit der ruhigsten Miene, daß ich in meinen Malemo (Medicinen) gesehen habe,

daß sie uns heimlich verlassen wollten, und daß Boy's Herz sie dazu bewogen habe. Sie schämten sich, die Furcht vor den Maschukulumbe einzugestehen, und Boy, der hinterlistige Vertrauensmann und Verschwörer, suchte so lange nach einer Ausrede, bis er sie gefunden.

Sietsetema's ältester Sohn, zum Tanze geschmückt.

»Ja, Herr, wir wollten dich verlassen, da du versprochen hast, uns dann und wann eine Sitsiba zu schenken, damit wir uns Butschuala (Bier) kaufen können, und du hast dein Wort nicht gehalten.«

»Habe ich Euch nicht in jedem Dorfe, wo wir über Nacht geblieben, und wenn wir mehrere Tage blieben, jeden Tag einen Topf Bier gekauft?«

Da schwieg auch Boy.

Ich hatte lieber selbst das Bier gekauft, weil die Diener für Sitsibas sich heimlich die Gunst der Frauen zu erwerben suchten und ich

dann von den männlichen Bewohnern Vorwürfe hören mußte, daß meine zwanzig Schwarzen echte Räuber seien. Bei Sietsetema hatte ich dies wohl nicht zu fürchten, denn Sietsetema war als ein so strenger Herr und Gebieter bekannt, daß meinen Dienern alle Lust zu galanten Abenteuern verging; sie wußten, daß ein bloßes Coquettiren schon dem kühnen Seladon das Klepe (Schlachtbeil) auf den Nacken gebracht hätte.

Das Erste, was die Leute Sietsetemas den meinigen erzählten, war die Geschichte von den beiden ungetreuen Gattinnen des Königs und von deren furchtbarer Strafe. Da diese Geschichte im Lande Sietsetemas wie eine Legende von Mund zu Mund geht, will ich sie kurz erwähnen.

Durch vorbeiziehende Matoka verleitet, entflohen dem Könige vor vielen Jahren zwei seiner Frauen, gerade die jüngsten und seine Lieblinge. Sie flohen nach Norden in die nachbarlichen, unabhängigen Gebiete der kleinen Matokafürsten. Hier traf sie das Mißgeschick, daß ihre Verführer bald außer Land gehen mußten, sie also ohne Schutz dastanden, und daß der Matokafürst diese Gelegenheit benützte, um sich bei dem ziemlich mächtigen Sietsetema einzuschmeicheln. Er ließ die Flüchtigen binden und zu ihrem Gemahle zurückführen. Sietsetema lächelte, als er ihrer ansichtig wurde. »So, ihr kommt wieder heim, in die Hütten, die ihr verlassen? Ihr kehrt aber nicht freiwillig und reuig zurück, sondern wohl gezwungen, denn ihr seid gebunden! Ich soll euch verzeihen? Nein! wenn ihr auch versprechet, nicht wieder davon zu laufen, so thut ihr es doch! Da euch vor mir ekelt, müßt ihr sterben.«

Man sieht, der Mann gab nicht nur nichts auf Weiberschwüre, sondern der sonst gutmüthige Sietsetema entpuppte sich in Liebesfragen als ein wahrer Nero. — Sein Lächeln verwandelte sich in ein blutdürstiges Grinsen. Auf einen Wink wurden die Frauen ergriffen, ihre Füße gebunden, und sie, von mehreren starken Männern, mit denen er schon vorher Alles verabredet hatte, mit dem Gesicht nach unten gehalten; dann trat er, bewaffnet mit einem kleinen, ziemlich stumpfen Schlachtbeile, zwischen die beiden am Boden heulenden Opfer und begann auf die Nacken der beiden Frauen abwechselnd rechts und links loszuhauen, bald auf die, bald auf jene, bis er ihre Köpfe vom Rumpfe

getrennt hatte. Wohl an vierzig Hiebe waren für jeden Kopf nöthig, um ihn vom Rumpfe zu trennen!

Sietsetema hatte sich durch diese Grausamkeit für immer die Treue seiner übrigen Frauen gesichert, auch hörte man nie mehr, daß die Lust zu galanten Abenteuern Matoka an diesen Hof geführt hätte, allein er war damit auch der Schrecken aller Frauen im Lande geworden.

Mir gegenüber war Sietsetema der anständigste, freundlichste und gefälligste Mensch, und ich muß ihn als den besten unter allen Matoka-Häuptlingen, welche ich kennen lernte, bezeichnen. Zu meiner und auch seiner Freude nahm nach öfterer Reinigung schon am ersten Tage die alte Schienbeinwunde ein besseres Aussehen an, und der alte Mann that alles Mögliche, um mir seine Erkenntlichkeit zu beweisen. — Das Werthvollste, was er mir bieten konnte, waren seine guten Berichte über die Nachbargebiete. Er erzählte mir in Wirklichkeit viel Interessantes. Der Schlußrefrain aller Episteln war und blieb aber immer, ich möge nicht zu den gefürchteten Maschukulumbe gehen; ich möge bei ihm bleiben, doch wenigstens länger als drei Tage; er würde mir auch Elfenbein schenken, er würde mich mit Bier versorgen, Tag und Nacht. Und als ihm Boy erzählte, daß ich Thiere sammle, da meinte er, ich solle nun schon gar die Maschukulumbe sein lassen. Er wollte mir viele Leute geben, um mit mir jagen zu gehen; alle die Thiere, die sich in dem großen Marutsereiche vorfinden, wären auch bei ihm zu Hause, kurz er that alles Mögliche, mich festzuhalten. Ich blieb natürlich bei meinem Entschlusse, doch auf meine furchtsamen Diener machten seine Worte einen gar gewaltigen Eindruck. Von den Maschukulumbe hörten sie nur Schreckliches, Haarsträubendes; blieben wir aber hier, so war ihnen Tag für Tag der wohlgefüllte Bierkrug, den sie ohne jede Gefahr und Mühe genießen konnten, zugesichert. Wie konnten sie da noch schwanken, was zu thun sei! Natürlich thaten sie Alles, auch mich zum Bleiben zu bringen.

Sietsetema machte mir zu wissen, daß im Norden, wohin ich direct marschiren wollte, viele kleine, unabhängige Matokahäuptlinge wohnen, ebenso im Osten, wo jeder für sich nicht hinreichende Mannschaft besitze, um meine Sachen tragen zu lassen; er gab mir den Rath, entweder nach

Nordoſten oder nach Nordweſten zu gehen, wo zwei größere Fürſten, dort Mo-Panza, nach Nordweſten aber Siaſonga, reſidirten. Er, Sietſetema, könne mir Träger am dritten Tage geben, ſolange Zeit wäre nöthig, ſie aus allen den umliegenden Gehöften zuſammenzurufen. Dieſe müßten mit mir zu Mo-Panza oder Siaſonga gehen, je nachdem ich mich entſcheiden würde.

Ich ſah das Richtige in Sietſetema's Rede ein und frug ihn, wer von beiden mit den Maſchukulumbe verkehre? Mo-Panza, das war mir angenehm, denn von Siaſonga hatte ich ſchon am Zambeſi gehört, daß er ein treuloſes Individuum ſei. Sietſetema ſchilderte mir Mo-Panza geradezu als den Mann, der meine Zwecke am meiſten fördern könnte, da er unter allen Matoka-Fürſten die intimſten Beziehungen zu den Maſchukulumbe unterhalte. Ja er rieth mir, direct von Mo-Panza Träger bis zum Luenge zu begehren, wenn ich ſchon den Gedanken, zu den Maſchukulumbe gehen, nicht aufgeben wolle.

Sietſetema hörte wohl nicht auf, uns zu warnen; als wollte er jede Mitſchuld an unſerem Unglücke von ſich abwälzen, erzählte er immer neue Schandthaten der Maſchukulumbe. »Erſt vor vier Tagen« — und der Sprecher zeigte die Zahl mit ausgeſtreckten Fingern der linken Hand an — »haben wir von einem neuen, dem jüngſten, Angriffe auf die Matoka Botſchaft erhalten. Ein kleiner Häuptling, dorthin zu Hauſe« — Sietſetema wies nach Norden — »hatte einigemale die Maſchukulumbe beunruhigt, und als ſie ſich dies gefallen ließen, ihnen einige Rinder geſtohlen. Dies ſollte er büßen. Sie überfielen und tödteten ihn, doch nur ihn allein, ohne dabei etwas Anderes zu nehmen als ihre Rinder. Die Frauen des Ermordeten flüchteten zu Mo-Panza, der ſie gnädig in die Zahl ſeiner Frauen aufnahm, nur aus »Mitleid«, weil die Armen verwaiſt waren, obwohl die Flüchlinge ihr Hab und Gut mitbrachten. — Das Ländchen, welches an das Gebiet Mo-Panza's angrenzt, nahm Mo-Panza für den den Frauen geleiſteten Schutz in Anſpruch.«

So und ähnlich ſprach der biedere Sietſetema, doch Alles half nichts, mein Vorſatz blieb unerſchütterlich: »wir müſſen nach Norden gehen!«

Am meisten setzte mich bei allen diesen Reden in Erstaunen, immer zu hören, daß Maschukulumbe auch diesseits des Luenge wohnen sollten. Nach dem, was wir bis dahin erfahren, hätte Mo-Panza am Flusse selbst wohnen müssen, und nun stellte sich heraus, daß ich drei Maschukulumbe-Fürstenthümer durchqueren mußte, um den Luenge zu erreichen. — Allerdings hieß es, daß sie südlich von Luenge blos wie ein Keil unter den Mankoja säßen, welche sie zu der Zeit, als sie vom Norden, d. h. von den großen Seen, erobernd nach Süden zogen, über den Fluß warfen und an einer Stelle ihr Reich so weit nach Süden vorschoben.

Jetzt stünden sie mit den nördlichen Mankojastämmen auf gutem Fuße, trieben mit ihnen Handel, indem sie Tabak, Getreide, Fischreusen und Hausgeräthe von ihnen kauften und ihnen dafür Letschwe-, Puku-antilopenfelle und Rinder gäben, während sie mit den südlichen nur wenig verkehrten, weil diese Unterthanen der Marutse sind und sie in ihnen Spione derselben erblickten. Die Maschukulumbe wären in zahlreiche Stämme zersplittert, welche »zu unserem Wohle«, meinte mein greiser fürstlicher Berichterstatter, von ebenso vielen Fürsten regiert würden, deren Gebiete nicht größer wären, wie die der kleineren unter den Matokahäuptlingen. — Wegen ihrer Schwäche würden sie wohl auch uns nicht gefährlich werden.

Bevor wir noch den Ort verließen, hatten wir selbst Gelegenheit, ein Beispiel der Rohheit und Unterdrückungssucht der Marutse, wie sie selbe allen ihnen unterthänigen Stämmen fühlen lassen, kennen zu lernen. Mit Staunen hörten wir am letzten Morgen vor unserer Abreise ein Glöckchen und sahen bald einige Matoka mit Frauen und Kindern im Gänsemarsch — das kleinste Kind das letzte im Zuge — heranziehen. Der Mann, der voranschritt, hatte hinten an seinem Leibgurt ein primitives Eisenglöcklein hängen, das bei jedem Schritte seines Trägers ein ziemlich lautes Klingeln hören ließ. Diese Matoka hatten eine Abgabe zu dem ihnen nächsten Marutse-Häuptlinge, als dem Vertreter des Königs Luanika, nach Schescheke gebracht. Kaum hörte man, sie wären von Sietsetema, als der Führer (der Glöckchenträger) gefragt wurde, ob er den flüchtigen Marancian in seiner Heimat nicht gesehen hätte. — »Nein, mit

keinem Auge!« — »Du lügst, Du schlechter Hund!« war die Antwort, und bevor sich der so Angeschrieene noch zur Wehre setzen konnte, kamen Stockprügel so dicht auf ihn herab, daß er, bewußtlos zu Boden sinkend, als Todter liegen gelassen wurde. Am Abend, als sich die Marutse zu ihren Biergelagen in die Hütten zurückgezogen, kamen die Freunde des so arg Mißhandelten herangeschlichen und trugen ihn hinweg; sie brachten ihn zum Flusse und es gelang ihnen, den noch halb bewußtlosen Genossen durch Begießen mit Wasser wieder zur Besinnung zu bringen, worauf sie ihn in ein entlegenes Waldesdickicht trugen, wo er einen ganzen Tag liegen bleiben mußte, bis er sich soweit erholte, daß er die Rückreise mit den Seinen antreten konnte. Ich begriff vollständig, warum alle Nord-Zambesistämme in dem einen Punkte, im Hasse gegen die Marutse, so einig waren.

Auch bei Sietsetema gewann sich unser Pavian zahlreiche Freunde. Der König fütterte ihn eigenhändig, ebenso dessen Frauen und Kinder, hinter denen die ersten Würdenträger der Provinz nicht zurückbleiben durften und so manchen Leckerbissen für ihn brachten. Einigemale besuchte er das königliche Gehöft, was wir sofort aus dem dort angestimmten Geschrei des Volkes entnehmen konnten; denn Pit neckte jede Frau, indem er sie bei dem Lederröckchen zerrte, oder er fing die Kinder, ohne ihnen ein Leid zu thun.

Sein größtes Gaudium jedoch war, die hie und da um die Hütten stehenden, zwei bis vier Meter hohen Gestelle zu erklimmen, welche Maiskolben, Kürbisse oder mit Früchten gefüllte Kürbisgefäße trugen. — Diese Gestelle dienten den Leuten als Vorrathsmagazine, zu denen sich die Termiten doch nicht so leicht zu versteigen pflegten; da räumte er dann ordentlich auf, aber die Menschen waren ihm selbst dann nicht gram, wenn er so manches Kürbisgefäß herunterwarf. Er that dies übrigens nur dann, wenn er, überrascht, von dem Eigenthümer der angefallenen Vorrathskammer verscheucht wurde. Große Freude machte es den Eingebornen, wenn er so plötzlich einen nichts Arges ahnenden Hund überfiel, indem er leise von hinten — förmlich unhörbar — heranschlich, plötzlich zusprang, den Köter beim Schwanzende faßte, und nachdem er tüchtig

und schnell angezerrt, den Hund wieder losließ, um sich sofort auf einen nahen Baum oder auf das Dach einer Hütte zu flüchten.

Was mir an Sietsetema's sogenanntem »Hofe« auffiel, war die Abwesenheit des »Rathes der Alten«. Sonst traf ich an der Seite jedes Häuptlinges fünf bis zehn alte Eingeborne als Rathgeber für alle möglichen unsinnigen Thaten und dummen Streiche, welche als Repräsentanten des krassesten Aberglaubens schon viel Unheil angerichtet und als Medicinmänner nur sehr Wenigen Erleichterung geschaffen haben. Dieser Häuptling hatte nur junge Leute um sich als Hofbeamte, doch durchaus wackere Zecher, und wohl um diese auf ihre politischen Fähigkeiten zu prüfen, floß das Butschuala-Bier von etwa 9 Uhr Früh bis spät in der Nacht. Des Häuptlings Frauen ließen fast jeden Tag neues Bier gähren und außerdem floß die Naturalsteuer der Unterthanen in Form einer laufenden Bierabgabe von Nah und Fern an den Hof.

Am Morgen, bevor wir das Gehöft Sietsetemas verließen, stellte sich der Thronerbe vor, ein Mann von etwa 35 Jahren, um uns zu Ehren einen Tanz aufzuführen. Auf seinem Haupte trug er einen Kopf des hier vorkommenden großen Tukans, der mit weißen und rothen Querstreifen bemalt und mittelst eines Riemens an das Haupt befestigt war. Er trug noch anderen Federnschmuck und die Schale einer jungen Schildkröte im Lenden hatte er hinten und vorne je ein Pantherkatzenfell in einen ledernen Wollhaare, kurz er hatte dasselbe recht phantastisch aufgeputzt. Um die Leibgurt eingehängt und an seinen Waden hingen mehrere aus einer Fruchtschale gefertigte, an Baststränge befestigte Schellen. Sein Tanz bestand in einem Hüpfen von einem Fuß auf den anderen, wobei nur sehr rasch ausgeführte, halbseitige Drehungen des Rumpfes eine auffallende Geste bildeten. In Gegenwart seines Vaters betrug sich der »junge Mann« nicht wie ein bevorzugter Prinz, sondern wie ein gewöhnlicher Unterthan, muckste nicht und gab von Sietsetema befragt kurze Antworten, gewöhnlich ohne aufzublicken.

Bald nach diesem Tanze zog ein heftiger Wirbelwind über Sietsetemas Gehöft dahin, welcher die elend gedeckten Hütten arg beschädigte. Im ersten Augenblicke schien es, daß es nun mit aller Lustbarkeit vorüber

sei. Es dauerte aber nur wenige Stunden und der Schade war wieder reparirt, da sich binnen Kurzem an hundert Menschen — nicht blos Frauen wie bei den Betschuana — sondern auch Männer und Knaben eingefunden hatten, um den Schaden gut zu machen. Bei manchen Matokastämmen hilft das starke Geschlecht regelmäßig der Frau, sowohl bei der Bestellung des Feldes, wie beim Hüttenbau.

Um mich für die viele Freundschaft zu revanchiren und um meine nur mit Noth an einer Flucht verhinderten Diener zur Weiterreise um so geneigter zu machen, veranstaltete ich am letzten Abende ein Kampfspiel. Die Sieger wurden mit je einer Sitsiba belohnt, den Besiegten kaufte ich Bier zur Linderung ihres durch die erlittenen Schläge gekränkten Ehrgefühls. Die beiden Nordzambesi-Gladiatoren knien oder hocken sich etwa $1^1/_4$ Meter von und einander gegenüber nieder, jeder hat beide Hände mit je einem 1·20 bis 1·50 Meter langen Stock (alle vier Stöcke aber gleich lang) bewaffnet. Man gebraucht bald den einen, bald den anderen Stock als Angriffs- und Vertheidigungswaffe. Natürlich geht es bei diesem Hin- und Herhauen und Pariren, wenigstens nach den Begriffen der schwarzen Zuschauer, äußerst ergötzlich her und darum waren mir alle für das Arrangement dieses solennen Abschiedsfestes um so dankbarer, als ich mit der nöthigen Befeuchtung nicht geizte.

Meine Diener sowohl, als auch einige der Dorfbewohner betheiligten sich an dem Kampfspiele und Seeland, Mapani und »Großmaul« gewannen die Preise. — Dieser Kampf mit den Langstöcken bildet bei mehreren Völkern der Banthustämme gewöhnlich die erste Waffenübung, welche die Alten den Knaben schon im zarten Alter beizubringen suchen. Bis auf einige Stämme der eigentlichen Kaffern, bei denen der lange Stock als Angriffs- und Vertheidigungswaffe auch im reiferen Alter gehandhabt wird, beginnt der heranwachsende Jüngling nach und nach von dieser Waffe zu lassen und sich an den Kiri (Todtschläger) und Assagai zu gewöhnen, wobei dann als Vertheidigungswaffe der aus stärkeren Thierhäuten gefertigte Schild in Anwendung kommt.

Endlich kam die Abschiedsstunde und wir mußten scheiden. Wie schon erwähnt, war von allen Marutse- und Matokahäuptlingen, die ich auf

dieſer Reiſe getroffen, Sietſetema unſtreitig der gemüthlichſte und hatte das beſte Herz, ſo daß wir uns wirklich ergriffen fühlten, als wir ſchieden.

Wir bewahren ihm ein treues und dankbares Angedenken, und ich für meinen Theil hoffe, daß ſeine Gehöfte bei dem letztjährigen, räuberiſchen Einfalle der Matabele verſchont geblieben ſeien.

Kurze Zeit bevor wir aufbrachen, erboten ſich einige der Träger, die ſchon von Ki-Schindu her getragen hatten, auch weiter tragen zu dürfen, und als ich dies geſtattet, führte man mir einen ſchielenden, mit einer Jacke bekleideten Jüngling vor, der der Bruder Sakaſipas ſein und mir ſeit Mo-Sinkobo mit noch fünf ſeiner Getreuen nachgelaufen ſein ſollte, nur um, wie es hieß, ſich durch Tragen auch eine Sitſiba zu verdienen.

Mir gefiel dieſes Geſicht zwar nicht, doch ließ ich mich unkluger Weiſe erweichen und nahm ihn ſammt ſeinen Begleitern auf. Wie ſehr hatte ich dieſe falſch angebrachte Güte nicht ſchon am zweiten Reiſetage zu bereuen!

XVIII.

Der Marsch von Mo-Monquembo bis Mo-Ponde.

Kahumapalmen. — Wir als erste Europäer im Dorfe Ki-Bondo. — Feuersgefahr. — Dorf Kobo. — Ankunft beim Häuptling Moëba. — Eine neuerliche Revolte der Träger. — Sakasipa's naher Verwandter als Rädelsführer. — Der ärztliche Beruf wiederum als Retter. — Moëba als Bundesgenosse. — Matoka-Häuptling Tschanci von den Maschukulumbe getödtet. — Ein vereitelter Plan. — Der Marsch bis Ki-Kabura. — Heftige Fieber-Recidiven. — Weitermarsch bis zum Ki-N'Ongaflüsschen. — Aufenthalt daselbst. — Mo-Panza. — Fekete's Besuch bei demselben und Mo-Panza's Botschaft.

Am 7. Juli, früh um sieben Uhr, verließen wir Sietsetema's Gehöft, Mo-Monquembo, und zogen in nordöstlicher Richtung dahin. Wir legten an diesem Tage 25·3 Kilometer zurück und lagerten Abends in dem Dorfe Ki-Bondo. Diesen Marsch, sowie dieses Nachtlager werde ich wohl mein lebenlang nicht vergessen. Ich, sowie meine Frau und Leeb, hatten diesen Tag über Fieberanfälle, dazu passirten wir während des ganzen Marsches ausnahmsweise kein Gewässer; die Sonne brannte, obwohl wir uns mitten im Winter befanden, so heiß, daß das Gehen nach und nach zu einer wahren Qual wurde und wir nur allzu oft rasten mußten.

Wir durchzogen zuerst eine einförmige, hochbegraste, stellenweise abgebrannte, stellenweise dicht, stellenweise schütter bewaldete, nach Norden mit dichtem Waldgebüsch umsäumte Ebene. Im 7. Kilometer bogen wir scharf nach Osten ab und kamen, als wir den Waldesrand berührten, an verlassene Dörfer. In den Trümmern des einen Dorfes stand eine Palme, welche ich von weitem für die bekannte Makuluani-Fächerpalme hielt, bei näherem Herankommen aber zwar als eine Fächerpalme, doch eine mir noch unbekannte Art erkannte. Auffallend an dieser Palme ist der Stamm, der mich

bewog, dieſe Species die flaſchenſtämmige (bottle shaped) zu nennen. Da mir die Originalzeichnungen, Meſſungen und Früchte bei Galulonga verloren gingen, vermag ich nur aus dem Gedächtniſſe das Bild ſowie die Beſchreibung der ſchönen Palme wiederzugeben. Ein flaſchenförmiger Stamm, auffallend ſtark, bis zu 1 Meter über dem Boden, dann gegen die Mitte ſich ein wenig verdünnend und plötzlich zur Stärke, wie über dem Boden

Gruppe von Kahuma-Palmen.

anſchwellend, um ſich dann ebenſo jäh zu einer ſchwachen oberen Häfte zu verdünnen, ſo auffallend, daß der Stamm einer rieſigen engliſchen Aleflaſche nicht unähnlich geformt erſcheint. Die Krone hat weniger langgeſtielte Blätter, wie die in Südafrika vorkommende gemeine, falſche Fächerpalme, doch iſt ſie dichter. Die Früchte ſind nicht rund, ſondern über fauſtgroß, eiförmig, an einer der Längsſeiten etwas platt gedrückt, oder ſie haben eine deutliche Herzform, ſelbe reifen im Auguſt und September, ſind mit einer grünlichgelben Wolle dicht überzogen. Weiter nach Norden, an der unmittelbaren Grenze des Maſchukulumbegebietes von M'Beza,

sah ich zwei Wäldchen dieser prächtigen und auffallenden, von den Matoka Kahuma (vielleicht Ki-Huma) genannten südcentralafrikanischen Palmenart. Ich fand sie zumeist auf unbedeutenden Bodenerhebungen, einzeln oder einige wenige Exemplare zerstreut um Dörfer, Gehöfte und Felder, oder ich fand sie in Ebenen, wie bei M'Beza, in dichten Partien stehen.

Der Boden zeigte sich nach Osten, dann nach Nordosten langsam abfallend, bis wir das Dorf Ki-Bondo erreichten. Wir sahen an diesem Tage Zebra's, Kubunda-, Eland- und Harrisantilopen und bemerkten frische Spuren von Löwen, Hyänen, Kudus und Gnus.

Dem Dorfe Ki-Bondo stand ein Verwandter Sietsetemas als Häuptling vor, der aber Sietsetemas Unterthan ist. Sein Name war Sebelebele. Da die Bewohner des Dorfes die ganzen dicht herumliegenden Aecker gerade umgearbeitet hatten, so fand sich auch nicht ein winziges Plätzchen vor, um unser Lager aufschlagen zu können. Es blieb nichts anderes übrig, als in dem nahen hochbegrasten Walde rasch eine Partie frei zu machen, um eine Lagerstelle zu schaffen. Faschinenmesser und Assagaien begannen ihre Arbeit, allein da dieses allzu langsam vor sich ging, zündeten zwei der Schwarzen das Gras an, während zehn andere schon mit Aesten bereitstanden, um das Feuer im nächsten Momente niederzuschlagen. Es gelang ihnen auf diese Art, binnen Kurzem eine Lagerstelle von circa 20 Metern im Quadrat zu schaffen; doch in einem kleinen Gebüsche war ein Zweig brennend geblieben, und kaum lagen wir einige Minuten auf der geschwärzten noch warmen Erde, als hinter uns lichterloh eine Flamme emporschlug, die uns alle blitzschnell auf die Beine brachte. Im Nu hatte die Flamme nach rechts und links hinübergezüngelt und die trockenen Grasstreifen, sowie Gebüsche auflodern gemacht. Das gab eine Arbeit, bevor wir mit Laubästen den gefährlichen Brand, der unsere Vorräthe in nächster Nähe bedrohte, gedämpft hatten. Wir kämpften mit dem Elemente im buchstäblichen Sinne ums Leben. Am ärgsten war ich davongekommen, ich hatte mir Augenbrauen, Schnurrbart und die linksseitigen Kopfhaare versengt und die Hände leicht verbrannt.

Wir hatten eben den Brand glücklich gelöscht, als der Häuptling sammt Gefolge heranzog. Er brachte uns zwei Ziegen als Geschenk, seine

Frauen Getreide und ich kaufte bei dieser Gelegenheit gleich zwei der schönen, mit einem Spieß versehenen Thonpfeifen nebst den dazu gehörigen Kohlenzangen. Die guten Leute von Ki-Bondo hatten alle zusammen noch nie einen Weißen gesehen.

Bei Sietsetema hatte man den unglücklichen, später von den südöstlichen Matoka ermordeten Mr. Thomas gesehen, auch waren manche der Bewohner von Mo-Monquembo schon in Scheschéke gewesen und hatten mit Europäern verkehrt. Für die Bewohner von Ki-Bondo waren wir aber Wesen aus einer anderen Welt. Da gab es ein Staunen und Begaffen! Am liebsten hätte man uns ununterbrochen betastet und besonders gerne unsere Haare angegriffen. Die meiste Bewunderung erregte wie immer meine Frau, und als sie sich gar zufällig im Schatten eines Baumes ihr dunkelblondes, langes Haar zu kämmen begann, da kamen die kraushaarigen Leute fast um den Verstand, sie schrien, riefen Alle, die noch etwa der Arbeit halber in den Hütten geblieben waren oder uns schon verlassen hatten, herbei, klatschten in die Hände und riefen immer wieder! »Kauke, Kauke Monati!«* Am meisten freuten sich die Frauen, daß meine Frau das längste Haar habe und nicht wir Männer!

So wenig Interesse der Marsch des 7. Juli bot, ebenso viel bot der folgende. Die 22 Kilometer lange Strecke, welche wir bis zu dem Gehöfte Moëba zurücklegten, war eine Kette abwechslungsreicher, großartiger Scenerien. Wir durchschritten zuerst einen Wald, dessen gleichmäßig schwache Bäumchen eher einer Culturpflanzung glichen und den lebenden Beweis lieferten, daß hier vor einigen Jahrzehnten ein furchtbarer Waldbrand gewüthet und den Waldwuchs zerstört haben mußte.

Nachdem wir diesen Niederwald passirt hatten, kamen wir im fünften Kilometer in einen der prächtigsten Urwälder, der schon seit Jahrhunderten von keinem Brande heimgesucht worden sein mochte. Wohl jeder Europäer betritt den tropischen Urwald, in dessen tiefen Schatten die übermächtige Kraft der Mutter Erde selbst zum Mörder an ihren Erzeugnissen wird, mit heiliger Ehrfurcht. So auch wir. Undurchdringlich, wie im brasilianischen Urwalde, war hier die Vegetation, in welcher sich die Wald-

* Siehe, Siehe schön!

riesen mittelst der Lianen mit dem üppig wuchernden Niederholze vermählen. Leider ist jeder Urwald ein Eldorado für Raubthiere, und die größte Vorsicht war nöthig, um ungefährdet, die zwei Kilometer lange Urwaldstrecke bewältigen zu können. Im 7. Kilometer kamen wir an ein verlassenes Dorf, mit einer primitiven Wasserleitung zum Auffangen von Regenwasser. Von dieser Ruine an begann die Gegend anmuthig zu werden, Längs- und Querthäler von Niederwald umsäumt oder von dichten Gebüschpartien stellenweise durchsetzt, wechselten ab mit breiten, hochbegrasten Lichtungen und Sandbulten.

Nicht wenig zur Belebung der Thäler und Waldlichten trug das überaus zahlreiche Wild bei, das wir an diesem Tage mehr denn je zu Gesichte bekamen. Da ich mit Leeb und meiner Frau der langsamen Trägertruppe weit voran schritt, versuchten wir auch eines der Thiere zu erlegen, doch sie ließen uns nicht anschleichen und einige übermüthige Versuche, auf 5—700 Meter zu feuern, ergaben nur »krummes Pulver«. An diesem Tage gedachte ich meiner heimatlichen Jagdfreunde, denen nur Hasen, Rehe, Füchse, Rebhühner 2c. als jagdbares Wild zur Verfügung stehen, und ich hätte sie gerne für nur eine Stunde herbeigewünscht, daß sie einen Blick in St. Hubertus großartigen Thiergarten hätten werfen können. Zuerst sahen wir mehrere Trupps Zebra's, unter sich im engsten »Familienkreise«, doch hie und da auch in Gesellschaft von prächtigen, hirschgroßen, rothbraunen Kakatombes.

Eine zahlreiche Gnuheerde, mitten in einem Thale, war das nächste Wild, das wir darauf erblickten. Gesenkten Kopfes standen die scheinbar plumpen, schwärzlichgrauen Thiere da, anscheinend vollkommen theilnahmslos; in der Wirklichkeit aber voller Aufmerksamkeit. So wie es ihnen nicht mehr geheuer schien, warfen sie mit dumpfem Brummen die Köpfe für einen Moment zurück, sprangen in einem Galopp ein und jagten mit hochgehobenen Schwänzen, nachdem sie sich ein- bis zweimal im Kreise herumgedreht, thaleinwärts, um unseren Blicken bald zu entschwinden. Nach ihnen huschten Pallaheerden, darunter einzelne trächtige Gaisthiere in den Dickichten an uns vorüber. Mit einemmale hörten wir deutliches Löwengebrüll in

der Nähe. Ja, dieser Hubertusgarten mußte dem König der Thiere eine reichlich besetzte Tafel bieten.

Kaum war eine Wildschweinheerde aufgejagt, als Boy eine Büffeltruppe, welche dem Maisfelde eines Gehöftes, auf das wir lossteuerten, sich näherte, signalisirte. Doch das Prächtigste von Allem, was ich an diesem Tage an Wild erblickte, war eine mindestens 70 Thiere starke Harrisantilopenheerde, welche in dichtem Rudel in einem Walde beisammen lag. Bei unserer Annäherung sprangen die Thiere auf und jagten in wilder Flucht davon. Da gab es Thiere in allen Altersstufen und Farben, von reinem Braun bis ins glänzend Schwarze hinein und so prächtige Hörner, daß ich nicht wußte, was ich zuerst an diesen Thieren bewundern sollte.

Von den größeren Antilopen Südafrikas ist wohl der Harrisbock der werthvollste geworden, ohne deshalb der seltenste zu sein. Das prächtige Gehörn bei beiden Geschlechtern, sowie das prächtige Fell des Stieres, machen dieses Thier so gesucht; die große Scheu und Vorsicht derselben machen die Jagd schwierig und somit ihr Fell werthvoll.

Vormittags passirten wir ein Dörfchen, Kobo mit Namen, das, an einer sandigen Bodenerhebung erbaut, durch einige Kahuma-Palmen geschmückt erschien. Hier sahen wir eine kleine, interessante Tabakspflanzung, welche auf einem der hier so häufigen, riesigen Termitenhügel angelegt worden war. Nicht dicht, sondern einzeln stand das prächtige, dunkelrosa blühende, aromatische Großblatt, rings unten am Fuße des Hügels mit einer Dornenhecke umsäumt, um den Büffeln und Antilopen, den Gnus und Zebras das Eindringen zu verwehren. Da sich jedoch viele dieser Thiere, namentlich die Büffel, von einem solchen trockenen Mimosengebüsche durchaus nicht zurückhalten lassen, so war oben auf dem Hügel, eine aus vier Pfählen und Aesten gebaute und mit Gras gedeckte Hütte angebracht, von welcher aus ein mit Assagaien bewaffneter Wächter nachtsüber die Tabakspflanzung zu bewachen und zu vertheidigen hatte.

Ausnahmsweise zeigten sich die Leute dieses Dorfes sehr freundlich und beschenkten uns Weiße mit Bier, unsere Leute aber mit Maiskolben.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir Moëba's Gehöft. Die wenigen Leute, welche sich zeigten, erweckten wenig Vertrauen, im Gegentheile, ich

konnte mich einer gewissen Verstimmung nicht erwehren. Wir lagerten unter einer Mimose auf einem abgefechsten Felde, das ringsum von dem Riesengrase dicht umsäumt war. Ich hatte mir die Stelle zum Lager gewählt, weil der Baum so ziemlich im Mittelpunkte des Feldes lag und wir im Falle eines neuerlichen Brandes in der Mitte des Feldes noch die meiste Sicherheit fanden.

Nach und nach kamen die Träger, nämlich die Leute des mir so gut gesinnten Häuptlings Sietsetema zur Stelle; allein statt, wie üblich, die Packete dorthin, wo wir lagerten, hier also unter den Baum zu tragen, blieben sie am Rande des Graswaldes stehen und antworteten auf die Zurufe meiner Diener, die Packete heranzubringen, mit einem Hohngelächter und dem Geschrei: »daß sie unter keiner Bedingung weiter tragen würden; sie hätten ohnehin weit genug getragen.« — »Ihr müßt aber weiter tragen! Ihr habt es mit mir abgemacht und Euer König hat es Euch befohlen!« — »Hahaha, der König soll selbst tragen, er hat die Geschenke bekommen nicht wir!« — »Und Eure abgemachte Entlohnung?« — »Wir haben jetzt unseren Sinn geändert! Wir gehen nicht mehr weiter als bis hieher und nicht noch zwei Tage weiter bis zu Mo-Panza, so wie wir es versprochen! Wir wollen nicht weiter sprechen! Bezahle uns, sonst bekommst Du Deine Sachen nie in Deine Gewalt!« — Jetzt galt es wieder einmal ruhiges Blut zu zeigen. — Unter keiner Bedingung durfte ich den Leuten nachgeben, erstens des Principes halber, zweitens, weil Mosba mir nie die nöthigen Träger geben konnte, selbst wenn er auch gewollt hätte. Er konnte und wollte unmöglich sein kleines Landgebiet von 60 Bewaffneten für die Dauer von zwei Tagen entblößen; ich mußte also unter allen Umständen die revoltirenden Träger dahin bringen, weiter zu tragen.

Meine Befehle, daß die Leute die Packete bis zur Sonnenneige heranbringen müßten, hatten nur ein Hohngelächter zur Folge, ja die Leute wurden so dreist, daß sie mit ihren Lanzen herankamen und eine bedrohliche Haltung annahmen. Meine Diener nahmen sich unserer wacker an und der Wortwechsel zwischen den Getreuen hinter uns und den Revoltirenden vor uns wurde immer heftiger, als mit einemmale die Situation sehr ernst, ja viel ernster wurde, als in allen ähnlichen, schon besprochenen

Fällen. — Plötzlich erhoben die malcontenten Träger ihre Lanzen — aus einer Entfernung von höchstens sechs Metern — zum Wurfe gegen uns. — Diese Bewegung aber brachte einige meiner Diener so auf, daß sich diese nicht mehr zu bemeistern vermochten und sich mit ihren Lanzen und Wurfstöcken auf die revoltirende Rotte stürzten. Mit genauer Noth

Wachthütte der Matoka in einer Tabakspflanzung.

wurde es uns möglich, die Erregten zurückzuhalten und ein Blutvergießen zu verhindern.

Ich fühlte, daß es jetzt galt, den persönlichen Muth der Weißen auszuspielen. Ich übergab das Gewehr meiner Frau, näherte mich ganz unbewaffnet rasch dem Anführer der Revoltirenden und forderte ihn auf, mir sein Packet zu übergeben. Als er dies verweigerte, dagegen mit der Linken seinen Stock erhob, um sich zu schützen und mit der Rechten mit

Trägerrevolte bei Mosba's Gehöft.

seiner Lanze ausholte, bekam er von mir, bevor er sich dessen versah, mit der Faust einen derartigen Boxschlag zwischen die Augen, daß er sammt Lanze und Stock nach hinten überschlug, ja sogar noch einen zweiten, der hinter ihm stand, mitriß. In diesem Momente kamen auch meine drei weißen Begleiter, ebenfalls unbewaffnet, herangestürzt und die ganze Rotte wich zurück, ihre Lasten feige im Stiche lassend. Ich ergriff die beiden nächsten Packete und trug sie rasch zum Baume, dasselbe thaten auch meine Leute, weiße, wie schwarze und in einer Viertelstunde hatten wir sämmtliche Packete abgezählt unter dem Baume liegen. Indem wir nun dieselben mit den Karabinern in der Hand weiterhin bewachten, bewaffnete ich einige schwarze Diener und sandte sie aus, Riesengras, Feuerholz und Baumäste für das Lager zu holen.

Die feindlichen Träger aber zogen sich zurück und suchten auf einem Umwege Moëbas nahes Gehöft auf. Fünf Träger, die sich an dem Krawalle nicht betheiligt hatten und nun ihre Packete heranbrachten, wurden von mir über die Ursache der Auflehnung befragt.

»Monari,* der mit dem doppelten Auge,** ist daran schuld. Er hat schon während der ganzen Nacht und auch heute während des Marsches alle so lange bearbeitet, bis sie sich entschlossen, dir offenen Widerstand zu leisten.«

— »Was hat denn diesen jungen Mann dazu bewogen?« — »Ja Herr, er kommt ja bis von Sakasipa, einen weiten Weg her. Er wollte dich schon in Ki-Schindu erreichen, und da ihm dies nicht gelang, so eilte er dir bis zu Sietsetema nach, um sich dort doch als Träger etwas zu verdienen; nun ist er aber von dem langen Wege so müde geworden, daß er zurückkehren will; da er aber nicht dachte, daß du ihm und seinen vier Genossen, bevor sie Mo-Panza erreichen, den Lohn auszahlen würdest, so haben sie uns alle gegen dich aufgehetzt, damit wir alle das Weitergehen verweigern und du uns schon für eine zweitägige Arbeit das, was für vier Tage ausgemacht worden war, bezahlen müssest. Monari, du kannst dessen sicher sein, daß sie jetzt zu Moëba gelaufen seien, um den

* Herr.

** Der Schielende.

König, dem der Marutseherrscher Luanika nichts zu befehlen hat, gegen dich umzustimmen.«*

Am Abende fand sich richtig auch ein Vertreter Moëbas ein, ein Greis, welcher von mir sofort eine Sitsiba als Geschenk bekam. Auf seine Worte, daß ich die Träger ihrem Wunsche gemäß schon jetzt bezahlen müsse, antwortete ich, daß ich das nimmer mehr thun werde.

Gegen Abend fanden sich nach und nach alle Träger ein und machten sich aus Gras und Pfählen eine an vierzig Meter lange, zwei Meter hohe Schutzwand; die Rädelsführer kamen eben erst zur Stelle, als es finster geworden war. Die ganze Nacht bearbeiteten sie die schon zum Theile wankend gewordenen Träger, am nächsten Morgen uns abermals das Weitertragen zu verweigern. Zeitig früh fand sich Moëba persönlich ein und beklagte sich darüber, daß ich ihm ein so kleines Geschenk gesendet hätte. Gerne gab ich ihm noch einige Kleinigkeiten, was den Mann schon wesentlich freundlicher stimmte. Zu unserem Glücke entdeckte ich auf seinem Fußrücken eine breite vernachlässigte Wunde, welche von einem Tomahawkhieb herrührte. — Ich bot ihm meine Hilfe an, welche er auch sehr gerne annahm. So standen die Dinge schon besser und unsere Freundschaft wurde endlich dadurch definitiv besiegelt, daß Fekete ihm eine alte Muskete reparirte. In seinem Wohlwollen machte er mir eine Schüssel Mais und einige Töpfe Bier zum Geschenke.

Am Nachmittage machte ich eine astronomische Ortsbestimmung, besichtigte das Dorf Moëbas. In demselben lernte ich zum erstenmale den Maschukulumbe-Baustyl kennen.

Vom Schlafen war diese Nacht wenig die Rede. Der umgestimmte Moëba hatte ein großes Trinkgelage angeordnet, wozu auch die Bevölkerung der zerstreut umliegenden Gehöfte mit dem nöthigen »Naß« erscheinen mußte. Meine Träger waren die Gäste, denen zu Ehren die ganze Nacht getrunken, gebrüllt, getanzt und getrommelt wurde, denen zu Ehren wir aber auch kein Auge schließen konnten.

* Sie wollten damit sagen, daß in der von mir eingeschlagenen Richtung Sietsetema der letzte Häuptling gewesen, dem Luanika etwas zu befehlen hätte.

Als ich am nächsten Morgen meine Packete ausstellte, um die Weiterreise anzutreten, verweigerten mir abermals die Träger dieselben aufzunehmen und sie weiter zu tragen. Ich schickte sofort zu Mosba, dessen Freundschaft ich nun sicher zu sein glaubte und ließ ihn ersuchen, sich in mein Lager bemühen zu wollen. Inzwischen hatte ich angeordnet, daß sich alle Träger zur Rechten, meine Diener zur Linken niederhocken sollten, wir Weißen aber und der Häuptling nahmen mitten zwischen den beiden Haufen Platz. Die Freundlichkeit, die mir der Häuptling erwies, übte einen solchen Eindruck auf die Träger aus, daß, als ich ausrief, jene, welche mich verlassen wollten, sollten sofort aus der Truppe heraustreten, nur die fünf Rädelsführer auf den freien Raum hervorkamen. Von dem Häuptlinge befragt, ob ich sie bezahlen wolle oder ob ich sie laufen lasse, da sie ihre volle Arbeit nicht eingehalten, antwortete ich, daß ich solche räudige Schafe in meinem Dienste nicht haben will, sie aber bezahlen wolle, allerdings nicht für vier Tage, sondern, daß ich ihnen nur das geben werde, was ihnen für zweitägige Arbeit gebührt. Dieser wirklich verdiente Lohn war ein Tuch für jeden; damit sie sich auf dem Heimwege Nahrung kaufen konnten, versprach ich einem jeden noch zum Ankaufe derselben blaue Glasperlen als Zugabe.

Als die Unzufriedenen trotzdem den Lohn für vier Tage, nämlich eine Sitsiba, forderten, erhob sich Mosba — zum erstenmale auf der Zambesireise, daß uns ein Häuptling gegen Träger als Unterthanen eines nachbarlichen Herrschers in Schutz nahm — und erklärte, daß die Unzufriedenen mein Angebot, welches ihren Diensten vollkommen entsprechend wäre, annehmen müßten; nähmen sie es aber nicht an, bis die Sonne über uns stehen würde, dann hätte ich ihnen gar nichts zu geben. So insolent sich oft die schwarzen Träger und Unterthanen gegen ihr eigenes Staatsoberhaupt benehmen, ebenso sclavisch und unterthänig geberden sie sich einem fremden Häuptlinge gegenüber, wenn sie in dessen Land gekommen und von ihm herrisch behandelt werden! Diesen Schutz Mosbas hatte ich doch wieder nur meinem Berufe und der Behandlung seiner Wunde zu danken.

Als es zum Auszahlen der genannten fünf Menschen kam, ersuchten mich noch drei weitere Träger, sie in derselben Weise für ihre zweitägige Arbeits-

zeit zu entlohnen, was ich auch that. Moëba sicherte mir bis Mo-Panza zwölf Träger zu; ich hatte wohl zwölf nicht nöthig, allein ich wollte einige meiner Diener entlasten, damit sie um so flinker jagen könnten, darunter namentlich jene, welche bei der letzten Revolte für uns so willig ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten.

Bei Moëba hörte ich auch mehr über den von Sietsetema schon erwähnten Mord des Matokafürsten durch die Maschukulumbe. — Derselbe hieß Tschanci und Moëbas Bericht lautete allerdings etwas ungünstiger für den guten Tschanci. Moëba meinte, daß dieser Häuptling nicht blos den Maschukulumbe Rinder geraubt, sondern sie schon seit Jahren beunruhigt, sie in Raubzügen überfallen und dabei mehrere Maschukulumbe getödtet hätte. Moëba schenkte mir ein röhrenförmiges Schilfkörbchen, wie es mit Salz gefüllt die Maschukulumbe in den Handel bringen. Dieses Maschukulumbe-Kochsalz ist das beste Salz, das am centralen Zambesi in den Handel kommt, und es schien mir, daß es, wie im Süden, ein Product von Salzseen sei. Daß Moëba trotz seines scheinbaren Edelmuthes auch seinen eigenen Vortheil nicht außer Auge ließ, bewies seine heimliche Instruction an den häßlichen alten Häuptling, der mir als Führer mitgegeben wurde. — Dieser Mann hatte bei dem Aufruhr der Träger die klägliche Rolle eines rechten Tartüffe gespielt, und ich beschloß, wohl auf der Hut zu sein, wenn dieser meinen Wegweiser abgeben sollte.

Beim Scheiden hörte ich, scheinbar mit meinen Packeten beschäftigt, ein Gespräch beider und konnte mich über Folgendes vergewissern.

Der edle König sagte zu seinem Höflinge: »Weil unsere Leute nur zwei Tage tragen, wird ihnen der Weiße nur eine kleine Sitsiba geben, da ich aber will, daß jeder meiner Leute mindestens eine große bekomme, so mußt du die Leute auf einem Umwege zu Mo-Panza führen, auf daß sie mindestens drei Tage bis dahin zubringen und dann muß eine große Sitsiba bezahlt werden!« Ich suchte diesem Anschlage so weit vorzubeugen, daß ich stets auf der Reise hinter dem »alten Herrn« einherging, ihn nie aus den Augen ließ und vor allem gleich am ersten Tage einen der mir von Moëba mitgegebenen Träger bei Seite nahm und ihm bedeutete, daß er und seine Freunde von mir je eine große Sitsiba als Bezahlung

für die Trägerdienste bis zu Mo-Panza erhalten sollten, jedoch nur dann, wenn sie den kürzesten Weg einschlagen würden!

Der Mann versprach es, und da ich ihn aufmerksam machte, daß uns der alte Häuptling nur auf einem Umwege zu Mo-Panza bringen wolle, schaute er mich groß an und lächelte. Als sich später die Trägerkarawane wieder in Bewegung setzte, hatte der »alte Herr« in ihm einen »ständigen« zweiten Begleiter.

Der Marsch von Moëba bis zu dem Dorfe Ki-Kabura war 23 Kilometer lang.

Der Weg war anstrengend, denn er führte über viele Hügel; wir passirten mehrere kleinere Gehöfte unabhängiger, gerade nicht mächtiger Matokahäuptlinge. Im fünften Kilometer passirten wir Moëbas letztes Dorf. Nahe an diesem Dorfe zweigten sich zwei Wege ab, einer nach rechts und einer nach links, der erstere führte nach dem Dorfe Ki-Atschika, der zweite in nahezu nördlicher Richtung nach dem Dorfe des getödteten Häuptlings Tschanci.

Im 17. Kilometer passirten wir abermals einige Dörfer, im 22. das Dorf Balila und lagerten im 23. Kilometer am Dorfe Ki-Kabura, dem gegenüber das Dorf Ki-Kambo lag. Wir marschirten den ganzen Tag auf einer Wasserscheide und passirten auf dem Marsche zahlreiche kleine Thäler, welche bald nach links, bald nach rechts sich öffneten und in zwei große, mit unserem Wege, etwa 13 Kilometer weit, ziemlich parallel laufende Längsthäler mündeten, deren Abflüsse zuerst nach Nordost und dann nach Norden gerichtet waren.

Im 4. Kilometer kreuzte ich eine Formation von Glimmerschiefer* Richtung Süden bei Osten, Fall mit einem Winkel von 75 Grad.

Im 7. Kilometer fand ich Conglomerate, Quarzriffe mit Laterit und Alluviumgeröll gemengt.

Im 9. Kilometer passirten wir die Ki-Vuata-Spruit und sahen durch weitere drei Kilometer zur Linken, jenseits des westlichen Paralleltales eine große Lichtung, das heißt einen baumlosen Abhang, welcher damals, zur Winterszeit, als ein riesiger gelblich-brauner Fleck, von dem umge-

* Höchst wahrscheinlich goldhaltigem.

benden Waldesdunkel grell abstach. Diese große Lichte wird von den Matoka mit dem Namen Kabance bezeichnet. Wir hatten von verschiedenen erhöhten Punkten aus oft Gelegenheit, Einblicke in das große, östliche Parallellängsthal zu unserer Rechten zu machen, wo wir hie und da Gehöfte und Dörfchen selbständiger Matoka-Häuptlinge unter Palmen hervorlugen sahen. In weiter Ferne, etwa 14 bis 17 Kilometer weit ab, tauchte der Ki-Sombo-Höhenzug auf.

Interessant war das im 13. Kilometer betretene Ki-Rungunjathal, welches das gleichnamige, damals, zur größten Trockenzeit, noch immer einen halben Meter tiefe Flüßchen entwässert. Wir überschritten das Thal da, wo es sich zu einer Felsenschlucht verengt, stiegen dann über eine niedere Wasserscheide in das Ki-Gomatjethal, ein Seitenthal des Ki-Rungunjathales, mit dem es sich nahe an der Stelle, wo wir es betraten, vereinigt. Im 22. Kilometer übersetzten wir die Ki-Monjeki-Spruit. Auf dem Marsche verließen wir, wie erwähnt, das Gebiet Mosbas und berührten das Territorium zweier unabhängiger Matokafürsten.

Als wir bei dem Gehöfte des Häuptlinges am Ki-Gomatjeflusse eine kurze Weile gerastet hatten und weiter gehen wollten, schlug der alte Führer eine östliche Richtung ein, welche mir nicht die richtige zu sein schien; ich ließ ihn gehen und wandte mich zu jenem Matoka, welchen ich mir zum Vertrauensmann gemacht hatte. Als ich auf den voranschreitenden alten Häuptling wies, lachte mein Mann verständnißvoll und schlug eine mehr nordöstliche Richtung ein, welcher auch die Träger folgten. Sobald dies der enttäuschte Alte sah, rief er ihnen zu, seine Richtung zu wählen, doch er wurde von den Trägern, welche mein Vertrauter bereits »instruirt« hatte, ausgelacht oder selbst geschimpft, so daß er sich zuerst niederhockte, endlich aber stille als letzter dem Zuge sich anschloß.

Auf dem Weitermarsche bis zum Dorfe litt ich zugleich mit Oswald an einem heftigen Fieberanfalle und wir waren froh, daß wir wenigstens auf keinem Felsenwege zu marschiren hatten, sondern auf weichem Humus, denn wir hatten, da ja die nahezu baumlose Gegend keinen Schatten zur Linderung der großen, durch den Fieberanfall bedingten Kopfschmerzen gab, schon von der Hitze allein genug zu leiden. Spät Nachmittags er-

reichten wir, ich zu Tode erschöpft, das Ziel dieses Tagesmarsches, Ki-Kabora.

Der Häuptling schien ein gutmüthiger Mensch und sein Stamm reinlicher zu sein, als jene Matoka, die wir bisher kennen gelernt hatten. Auffallend war mir, daß wir mit dem Vorrücken gegen Norden eine steigende Pflege der Haare bei diesem Volke fanden. Da wurde jedes etwa zehn Centimeter lange Wollstümpfchen auf das sorgfältigste gekämmt und mit Oel geschmiert. Der Häuptling von Ki-Kabura war sogar am ganzen Körper mit Fett derart eingerieben, daß er in der Sonne glänzte, als wäre er von Bronze. Allerdings geduftet, wie ein gesalbter Römer der Kaiserzeit, hat er nicht. Jedenfalls war uns aber dieser »glänzende« Stamm gefällig. Der Häuptling beschenkte uns, bevor ich ihm noch etwas verehrt hatte, mit einer Ziege und dem Mokanda-Biere und verkaufte uns für einen halben Kilo venetianischer Glasperlen fünf weitere Zwergziegen.

Ganz erstaunlich war das Betragen dieser Matoka, als sie unser ansichtig wurden. Auch sie hatten noch nie Weiße gesehen. Der erste Eindruck, den wir auf diese Naturmenschen machten, war nicht jener der Freude, sondern der Angst. Kinder und Frauen besannen sich lange, bevor sie an uns heranzukommen wagten und als ihre Männer sie aufforderten, uns zu berühren, da wir auch ähnliche Menschen wären, wie sie selbst, wagten sie sich heran. — Als wir erklärten einige Geschenke von ihnen annehmen zu wollen und ihnen dafür Glasperlen und Christbaumschmuck (von der Wiener Firma Witte) schenkten, wurden sie bald zutraulicher.

Die Hütten dieser Leute waren sorgsamer gearbeitet, als jener der südlichen Matoka und selbst die Hütte, in der man die Ziegen und Schafe für die Nacht beherbergte, um sie gegen wilde Thiere zu schützen, war ebenso gut gearbeitet, wie jene, wo die Menschen wohnten. Doch die Gehöfte selbst waren zu meinem Erstaunen durch keinen Zaun, Gehege oder Palissadenbau gegen wilde Thiere und feindliche Ueberfälle geschützt, die Hütten standen vielmehr frei da, wie die Kartenhäuschen auf einer Tischplatte. Da diese Matoka kein Getreide verkauften, sondern nur für ihren eigenen Bedarf sorgten, waren die bebauten Flächen sehr gering an Umfang, andererseits sahen wir hier einmal sehr wenig von Glasperlen,

Kattun und anderen europäischen Tauschartikeln, eben weil die Leute nicht mehr mit ihrem Getreide bis zum Zambesi gehen.

Das Wenige, was von europäischen Artikeln vorhanden war, kam aus portugiesischen Colonien der Ostküste, durch die Mambari, welche als Zwischenhändler mit Trägern als Sclaven von der Luengemündung herankamen und gegen Elfenbein alte, schlechte Musketen, kleine, oder große Glasperlen und einen werthlosen, nahezu durchsichtigen Kattun umtauschen. Man sah es den Leuten gleich an, daß sie sehr selten von Fremden besucht würden, denn unsere Diener wurden ebenso so freundlich von ihnen aufgenommen und beköstigt, als wir selbst. Ja, ihnen zu Ehren wurde für die Nacht ein solennes Biergelage proponirt. Dieser Schmaus wurde mit einem so betäubenden Trommellärm und Geschrei begleitet, daß ich mich, um einige Stunden schlafen zu können, gezwungen sah, die Fortsetzung des musikalischen Theiles des Festes mir feierlichst zu verbitten.

Bevor wir am nächsten Morgen schieden, kamen die Matoka mit einigen Elephantenzähnen heran, um selbe gegen Gewehre und Munition umzutauschen; ich wies die Leute ab, indem ich ihnen klar zu machen suchte, daß ich kein Elfenbeinhändler sei und mich mit dem Austausche von Elfenbein nicht befasse. — Das schien den Schwarzen ganz unglaublich, ja unmöglich, für sie waren die Begriffe »Weißer« und Elfenbeinhändler einfach identisch. Die Mambari, die schwarzen Vertreter der portugiesischen Elfenbeinhändler, als die einzigen Fremden, welche diese Gegend besuchen, fragten stets nur nach Elfenbein, und was sie von diesen Mambari über die Weißen gehört zu haben scheinen, muß wohl alles sich um Elfenbein gedreht haben; denn als ich das Elfenbein zurückwies, meinten sie, daß wir wohl auch nicht die »echten Weißen« seien. Sie konnten aus uns einfach nicht klug werden. Wir verschmähen das Elfenbein, uns fehlte in ihren Augen also die Haupteigenschaft eines Weißen und doch paßte sonst ganz die »Personenbeschreibung«, welche ihnen die Mambari wohl hundertmale gegeben hatten, wir hatten im Gegensatze von den Mambari lichte Hautfarbe und langes, weiches, glattes, ja sogar helles Haar.

Unser nächster Marsch von Ki-Kabura weg betrug 18 Kilometer und führte uns zu dem gepriesenen König Mo-Panza, dem letzten unabhän-

gigen Matokafürsten, dem Grenznachbarn der gefürchteten Maschukulumbe. Diese Tour bot viel des Interessanten. Zunächst erreichten wir die Furth des Flüßchens Ki-N'Onga, welche nordöstlich von Ki-Kabura lag.

In den ersten fünf Kilometern passirten wir sechs Spruits, in ebenso vielen seichten, durch Waldabhänge oder bebaute Höhen getrennten Thalsenken mit dem Bodenabfall nach Westnordwest und Nordwest. Im ersten, zweiten und fünften Kilometer passirten wir Dörfer, von denen eines, zu unserer Verwunderung, das letzte und größte, Schambalaka mit Namen, mit einer hohen Pfahlwand umsäumt erschien. Wir mußten mitten durch das Dorf gehen; seine Bewohner zeigten, im Gegensatze der Tags vorher durchwanderten Dörfer, ein so wenig vertrauenerweckendes Aeußeres, daß ich die anfangs gehegte Absicht, hier ein wenig zu rasten, bald aufgab. Nachdem wir die nächsten Pfade, welche zu Mo-Panza's Residenz führten, erfragt hatten, marschirten wir sofort weiter. Vom fünften bis zum zehnten Kilometer passirten wir einen Felsenbult, der mir durch einen sehr heftigen Fieberanfall für immer im Angedenken bleiben wird. Diese Recidive war so heftig, daß ich mich neben dem Pfade niederlegen mußte, da ich nicht mehr die Kraft besaß, mich weiterzuschleppen. Ich fühlte mich am ganzen Körper zerschlagen und auch wieder von jenen fürchterlichen asthmatischen Beklemmungen befallen, welche seit dem Aderlassen im Leschumothale ausgeblieben waren. Ein plötzlich eingetretenes Erbrechen brachte mir große Erleichterung, auch das Asthma schwand nach und nach, so daß ich mich doch erheben konnte und, auf Boy und Leeb gestützt, weiter zu wanken vermochte.

Da ich um keinen Preis auf der Strecke liegen bleiben wollte und noch ein gutes Stück in dem Waldbulte zu gehen hatte, so entschloß ich mich ein drastisches Mittel zu wagen. Ich wollte mit Aufgebot aller Seelen- und Körperkräfte marschiren, um in Schweiß zu kommen. Von dem eintretenden Schweiße hoffte ich Erleichterung des Fiebers und der Schmerzen. Indem ich mich von Boy und Mapani führen ließ, begann ich vorwärts zu schreiten; anfangs ging diese Promenade ungemein schwer von statten; ich hatte wohl den guten Willen, doch es fehlte die nöthige Kraft der Glieder. Endlich trat der ersehnte Schweiß ein und hatte, Gottlob,

die schon so oft erprobte Wirkung. — Ich konnte von Viertelstunde zu Viertelstunde rascher gehen, mich bald allein bewegen, und gegen Ende dieses Tagesmarsches schritt ich wieder fieberfrei und relativ wohl an der Spitze des Zuges einher.

Als ich mit meiner Vorhut endlich spät Nachmittags den Lagerplatz am Ki-N'Ongaflüßchen, vier Kilometer von dem Dorfe Mo-Panza entfernt, auswählte, war von den Trägern noch nichts zu sehen. Die kamen etwa eine Stunde später in kleinen Trupps aufgelöst herangetrottet. In jedem Dorfe, welches wir passirten, mußten sie erzählen, was denn die Fremden eigentlich hier wollten, und da ihnen diese Berichte so manchen Topf Bier eintrugen, befleißigten sie sich keiner besonderen Kürze und Eile.

Die letzten fünf Kilometer legten wir in einem seichten, breiten Thale zurück, dessen Wildreichthum Alles übertraf, was wir bisher nördlich vom Zambesi gesehen hatten. Zahlreiche Pfade, welche wir bemerkten, verriethen, daß an den bewaldeten Thalrändern viele Hütten der Matoka versteckt liegen mußten. Diese Matoka waren schon Mo-Panza's Unterthanen, dessen Gebiet sich östlich noch eine Tagreise tiefer nach Süden hinzieht, als da, wo wir es betreten hatten.

Ich entschloß mich, meine Träger schon hier auszubezahlen, damit die leider wieder zu erwartenden, dem Leser genugsam bekannten Scenen nicht die neuanzuwerbenden Träger gleich verderben sollten. Mir lag nämlich jetzt Alles daran, die revolutionären Traditionen, welche meine Träger vom Zambesi bis hieher Trupp auf Trupp vererbten, abzuschneiden. Was mußte ich erwarten, wenn bei den räuberischen Maschukulumbe derartige Scenen sich abspielten! Einfach, daß diese mit den Revoltirenden pactiren und uns ausrauben würden. — Dieser Gefahr hoffte ich dadurch vorzubeugen, daß ich meine mithergebrachten Träger gar nicht mehr in Berührung brachte mit den Leuten Mo-Panzas; die von diesem beigestellten hoffte ich zufriedener zu finden. Darum lagerte ich vier Kilometer von Mo-Panzas Dorfe entfernt.

Als die Träger angekommen waren, theilte ich sie in zwei Haufen, Sietsetema's Leute und Moëba's Leute. Letztere waren mit ihrer Bezahlung nicht nur zufrieden, sondern baten mich, weiter tragen zu dürfen. Ich mußte

sie aus den angegebenen Gründen, weil ich durchaus neue Träger haben wollte, zurückweisen, um ihnen aber ihr Herz für diese Enttäuschung zu erleichtern, schenkte ich jedem noch blaue Glasperlen. Das Anerbieten der Leute Moëba's übte eine gute Wirkung auf meine übrigen Träger, welche ihren Oppositionsplan schon fertig hatten. Wohl mußte geschrieen werden, allein diesmal war es mehr blinder Lärm, sie wollten das Vergnügen des Krawallirens genießen, von Drohungen war keine Rede mehr. Als sich die Sonne schon tief neigte, erschienen sie alle, einer nach dem andern, und jeder erklärte sich nun plötzlich mit dem, was ich ihnen bei Sietsetema zugesprochen, nämlich eine große Sitsiba, zufrieden. Die Auszahlung mußte aber, da sie alle drängten, so rasch vorgenommen werden, daß ich tüchtig mithelfen mußte, welche Anstrengung mich bald darauf schon wieder fiebern machte. In der Zwischenzeit fanden sich einige von Mo-Panza's Unterthanen ein. Sie bezeichneten die Lage von Mo-Panza's Gehöfte gegen Nordost etwa vier Kilometer entfernt, riethen mir aber, die Packete höher auf dem Abhang zu lagern; das Flüßchen wäre heimtückisch und könnte, so unschuldig es nun aussieht, bis früh das Thal bis eben zum Abhange füllen. Ich folgte ihrem klugen Rathe, wenn auch ungern, denn da Oswald mit dem Kochen zu thun hatte, Fekete mit zehn der eigenen Diener zu Mo-Panza, um den König in meinem Namen zu begrüßen, gegangen war, so blieb nichts Anderes übrig, als selbst wieder mitzuhelfen; die Folge war ein heftiges Fieber, das mich bis zum nächsten Abend nicht aus den Klauen ließ. Als ich so im Fieber dalag, wurde mir die erste Nacht auf Mo-Panza's Boden sehr lange. Die schweren Wolken wurden zu schwarzen Trauertüchern, die sich über mich und meine Expedition legten. Wie wird sich Mo-Panza benehmen? Mit diesem schwerwiegenden Gedanken schlief ich endlich ein, um mit der Sonne wieder wach zu sein. Mein Kopfschmerz war gewichen und die ersten Gedanken waren von glücklichem Frohmuth erfüllt.

Das Gebiet der Matoka, vor dem man mich ebenfalls so sehr gewarnt, hatten wir nun glücklich hinter uns. Es galt zunächst nur noch das relativ kleine Territorium Mo-Panza's zu durchqueren, um vor der Sphynx Südafrikas, von der schon zwei der berühmtesten Afrikaforscher zurücktreten mußten, zu stehen. — In wenigen Tagen schon konnte sich der Schleier

lüften. Welch' eine Befriedigung für das jahrelange sehnsüchtige Streben! Dieser Gedanke ließ uns Alle das Ungemach, welches wir durchgekostet hatten, vergessen. Jetzt sollten wir die Lorbeeren des Entdeckerruhmes pflücken, für deren Erreichung wir so viel geopfert. Meine Phantasie war mir mit dem Verstande förmlich davongerannt. Ich merkte es und lächelte freudig, froher Muth war in meine Seele eingezogen.

Ich bewillkommte das goldene Himmelsgestirn, als es am folgenden Morgen über dem mir gegenüberliegenden Höhenrücken erglänzte, mit dem Gebete, daß es die Realisirung dieser meiner Hoffnungen bescheinen möge. Der Morgen war kühl und angenehm und vom Walde her, wie hoch oben über den Lüften, doch auch unten in dem Dickicht am N'Onga-Flüßchen und seinem rauschenden Schilfrohr ließ sich die befiederte Welt, welche ihr Tagwerk begonnen, vernehmen. Jeder der mir zumeist wohlbekannten Laute, schien mir so fröhlich und munter zu klingen, wie wenn alle diese lieben Freunde meine Gedanken erlauscht hätten und sich nun mit mir freuen würden!

Wie so oft im Menschenleben, folgte ich auch hier einem »Müssen«, nämlich dem leidigen Fieber, um einmal einen Rasttag halten zu können, was ich schon auf dem ganzen Marsche her gerne gethan hätte, wozu ich mir aber nie die Zeit nahm; sie war mir eben zu kostbar.

Doch noch andere Gründe bewogen mich zu dieser eintägigen Rast in der Wildniß. Ich stand im nördlichsten Territorium der Matoka, an der Grenze des Maschukulumbe-Reiches. Mo-Panza ist der Nachbar der Maschukulumbe, jenes räthselhaften Volksstammes, dessen Gebiet ein Europäer noch nicht betreten, das meine Phantasie seit 1875 so rege beschäftigt — jenes Volkes, das von allen seinen Nachbarn als ein noli me tangere angesehen und gemieden, ja sogar als ein Volk von Bestien in Menschengestalt betrachtet wird. Nun wußte ich, daß Mo-Panza der einzige unter den Matoka-Fürsten sei, der mit einigen der anwohnenden Maschukulumbe-Fürsten in ziemlich gutem Einvernehmen lebe, ja mit denselben auch Tauschhandel betreibe; er konnte und sollte mir verläßliche Auskunft geben.

XIX.

Der Aufenthalt bei Mo-Panza und die Reise bis zur Maschukulumbegrenze.

Ein Rasttag, ein Fiebertag. — Beim Nachbarfürsten der Maschukulumbe. — Mo-Panza's Botschaft. — Mo-Panza's Rathgeber, sein Bruder und der alte Häuptling. — Unser Einzug bei Mo-Panza. — Matokafrauen als Maurer. — Auffallende Typen unter Mo-Panza's Matoka. — Mo-Panza als Sultan. — Die ersten Maschukulumbe. Meine Frau von einer Cobra bedroht. — Mo-Panza's Empfangssalon. — Abermalige Warnung vor den Maschukulumbe. — Der Marsch bis zum Dorfe. — Musosa- und der Monjekofluß. — Vermeintliche Grenzen des Tsetsegebietes nach Norden. — Kahuma-Palmenhain. — Die Monjeko-Kahuma-Ebene und ihr Wildreichthum. — Unsere Esel bei den Maschukulumbe in großem Ansehen. — Merkwürdige Termitenbauten an der Maschukulumbegrenze.

Schon am Abend zuvor, am dreizehnten, unserem ersten Lagerabend am Ki-N'Onga-Flüßchen war Fekete von seiner Mission zurückgekommen und berichtete: »Herr Doctor, solch' einen guten alten König haben wir unter den Matoka noch nicht angetroffen!« — Wie dankbar ich für diese Botschaft war, kann ich kaum sagen, denn eben jetzt war ein freundlicher Herrscher für das Gelingen unserer Pläne nöthig, jetzt, wo wir auf dem Sprunge in die Maschukulumbegebiete standen! Mo-Panza hatte schon, bevor wir ihn erreichten, von unserer Ankunft gehört und schien überglücklich, daß endlich, wie er meinte, ihn auch Weiße aufgesucht hätten! — »So lange habe ich auf die Makoa* geharrt! Ich hörte von Monari**,

* Weiße.

** Dr. Livingstone.

ich hörte von Dsoroschsiani njinjani*, daß sie den großen Strom (und wies nach dem Süden) überschritten haben, gegen uns heraufkommen — und doch kommen sie nicht! Schon dachte ich sterben zu müssen, ohne einen von Euch zu sehen, und nun sind doch die Makoa gekommen! Und wie du sagst, bist du es nicht allein, sondern Ihr seid mehrere! Ja sogar ein Mosari** oder eine Musezana*** sind mit Euch gekommen.« — »Eine Mosari Morena†«, gab ich zur Antwort. — Und Mo-Panza klatschte vor Freude in die Hände und obgleich ein altersschwacher Greis von etwa 90 Jahren, ließ er sich doch auf seine Knie nieder und küßte die Erde, und, wie es mir Boy verdolmetschte, pries sich glücklich, daß endlich vor seinem Ende sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen, — weiße, Europäer, welche die Kattune und Gewehre zu machen verstünden, zu sehen! Mo-Panza beschenkte mich mit Bier, und sendet Ihnen, Herr Doctor, diesen Topf mit Bier, Erdölnüsse und diesen Mais, welche Geschenke Mapani und Jonas niederlegten«.

Ich machte für den König Geschenke bereit, die ihm überbracht werden sollten. Ich fand später in Mo-Panza einen in der That guten Charakter und der noch obendrein, was unter den schwarzen Häuptlingen noch seltener ist, einen ebenso braven, redlichen alten Rathgeber besaß. Allein letzterer wurde oft durch Mo-Panza's Bruder, einen Tartüffe und eine habsüchtige Creatur von circa vierzig Jahren, bei Seite geschoben.

Dieser liebenswürdige Bruder stellte sich am nächsten Tage vor und wurde mit seinen Forderungen und Zudringlichkeiten nur zu bald unverschämt. Sein Hauptbestreben ging dahin, ein Gewehr und reichliche Munition zu erlangen, um dann auf eigene Faust, unterstützt von einer Schaar Conpatrioten, welche schon lange Zeit schlechte Musketen, aber gar keinen Schießbedarf besaßen, einen Raubzug in die Grenzdistricte der Maschukulumbe zu unternehmen, bei dem es hauptsächlich auf Rinder abgesehen war. Ich

* Mr. Blockley, genannt der kleine Dochoroſch, d. h. der kleine Georg zum Gegensatze von Mr. Westbech, dem langen oder großen Georg.

** Verheiratete Frau.

*** Mädchen.

† Fürst.

ſtand, diplomatiſch geſprochen, mit den Maſchukulumbe noch gar nicht in Verkehr, aber das war mir klar, daß ich ein derartiges Unternehmen in keiner Weiſe unterſtützen durfte.

Am ſelben Tage, am 13., ſtellte ſich auch des Königs alter Rathgeber vor und fragte im Namen Mo-Panza's, ob ich mich ſchon wohler fühle. Ich erbat mir vierzig Träger, um meine Sachen nach dem Gehöfte des Königs zu bringen. Da meine Diener helfen ſollten, die Packete hinzu-

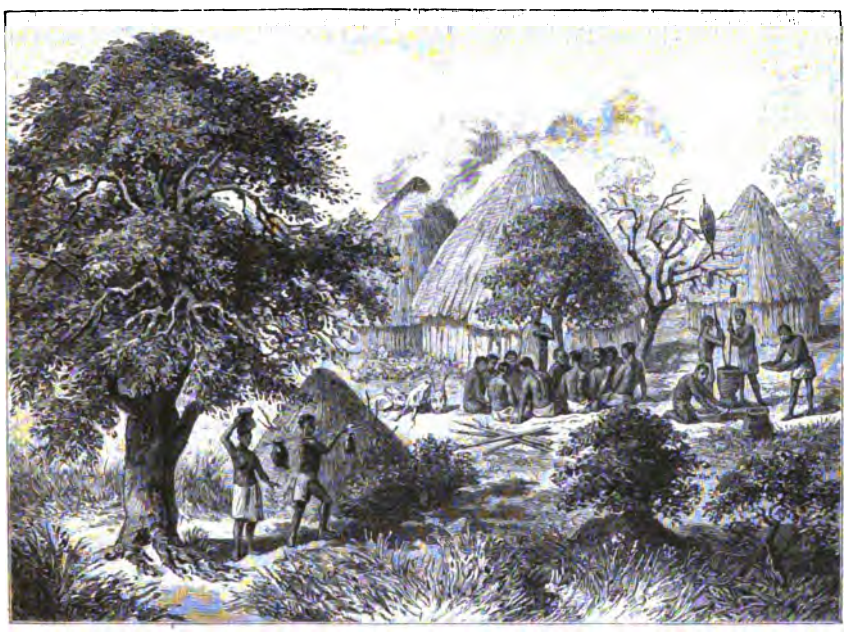
Der Häuptling Mo-Panza.

ſchaffen, ſo war es nicht nöthig, mehr denn vierzig Träger für die kurze Strecke zu miethen.

Am 14. Früh erſchienen die Träger und bald waren wir einig; für die geringe Entlohnung von einem Eßlöffel blauer kleiner Glasperlen übernahmen die Leute die Arbeit. Aus Rückſicht für Mo-Panza hatte ich diesmal zum erſten Male einen feierlichen, leider auch lärmenden Einzug inſcenirt.

Voran ſchritt Boy mit dem wehenden öſterreichiſchen Banner, das bei den meiſten Häuptlingen immer aufgerollt wurde. Hinter ihm Fekete, dann wir andern, dann die Diener mit den für Mo-Panza beſtimmten Geſchenken, endlich der Troß der Träger. Der Weg, den wir machen mußten,

war vier Kilometer lang und führte, nachdem wir zwei Höhen überschritten, wie durch ein großes hochbegrastes Becken, das seinen Abfluß nach dem Ki N'Ongafluß abgibt. Nach einem fünfviertelstündigen Marsche erreichten wir das königliche Gehöft, welches wie jenes Schindu's ziemlich hoch am Rande eines Waldabhanges mitten in ausgedehnten Sorghum- und Maisfeldern lag.



Mo-Panza's Gehöft, Mo-Ponde.

Großartiges hatten wir in dieser Residenz ebensowenig als in den früher besuchten erwartet. In der Regel waren die sogenannten königlichen Gehöfte elende Hütten, sehr leicht construirt und in Folge dessen bald defect. Da nie Ausbesserungen vorgenommen werden, so sehen alle diese Residenzen nördlich des Zambesi sehr verfallen aus. Mo-Panza's königliche Wohnung war aber die ärgste Ruine unter allen Ahnenburgen der Schwarzen, die wir gesehen. Ein paar durchlöcherte, und ein paar ganz eingefallene, nicht einmal die bekannte Rundhüttenform darstellende Wohnungen, aus Pfählen und Aesten gebaut, mit überaus schadhaften Grasdächern gedeckt, bildeten

die ganze Sehenswürdigkeit. Eine Strohhütte unserer heimischen Feldhüter, wäre daneben wie der Palazzo Pitti gestanden. Der Mörtel, mit dem diese Hütten einst überschmiert worden, war zumeist abgefallen, und so blies denn der Wind lustig durch die zahllosen Fugen, Spalten und Ritzen; Eidechsen, Schlangen und Insecten hielten nächtlich, so bald es im Freien kühl wurde, ihren Einzug und nur der Rauch des im Innern brennenden Feuers hielt die Fledermäuse und Eulen ab, auch noch ihr Nachtquartier mit den Menschen zu theilen. Diese arge Vernachlässigung der Wohnungen fiel mir umsomehr auf, als die Weiber der Matoka sonst so gut gehalten sind und wenig zu arbeiten haben. Ich sage »die Weiber« und der freundliche Leser wird fragen, was geht denn der Hüttenbau die Weiber an? Sehr viel, denn bei den Schwarzen Südafrikas sind die Weiber die Baumeister. — Bei den Völkern südlich des Zambesi obliegt ihnen diese Sorge noch neben der ganzen Feldarbeit, und dennoch sind die Hütten der Betschuana und Matabele wahre Prachtbauten gegen die Kunstleistungen dieser faulen Matokaweiber, die gar keine Feldarbeit leisten und selbst beim Hüttenbau von den Herren, respective Gatten durch Zutragen von Holz und Lehm unterstützt werden. Eine Haupturſache dieser schlechten Bauzustände erblicke ich in dem warmen Klima und den vielen Waldungen, welche im Sommer und Winter weder den Schatten noch den Schutz der Hütte gegen Wind und Kälte unentbehrlich machen. Auf Grund dieser natürlichen Zustände entstand eine sehr laxe Bauordnung, welche strammer anzuziehen, wohl sehr schwer sein wird. Ich wunderte mich nur, wie diese elenden Matokahütten ihren Bewohnern vor den wilden Thieren Schutz gewähren, umsomehr, als Mo-Panza's Gehöft das bekannte zwei bis drei Meter hohe Gras dicht umschloß. Zwischen den Hütten standen Mimosen und zwei riesige Feigenbäume, die letzteren trotz des Winters im vollen Schmucke ihrer großen dunklen Blätter, die vielen Aeste mit schweren Früchten beladen, die in 80 bis 100 Centimeter breiten Ringen und Bündeln an dem Astholze, dicht aneinandergedrängt, saßen. Diese Feigen sind so klein wie die italienischen, enthalten aber kaum ein Viertel des Nahrungsstoffes von diesen, sie sind mehr rauh und hellbräunlichorange von Farbe; die Eingeborenen ziehen mannigfache andere Waldfrüchte dieser

Feige vor, wenn sie auch die so reichlichen Schatten spendenden Bäume, welche ihre Früchte dem Menschen ohne jede Bearbeitung darbieten, als Dachbäume vorzüglich benützen könnten. An einer der Mimosen hing ein Schild und mehrere Körbe ꝛc., wohl Kriegstrophäen.

Als wir im feierlichen Zuge das Gehöft Mo-Panza's endlich erreichten, erwartete uns schon Jung und Alt. Keiner von allen hatte je einen Weißen gesehen. Man kann sich denken, wie sie uns alle entgegenstürzten. Keinem kam wohl die Frage in den Sinn, was wir uns etwa über sie und ihre Hütten für Gedanken machen möchten. Für diese Glücklichen war ihre Welt eben die Welt überhaupt. Zunächst erblickten wir die beiden von Mo-Panza selbst bewohnten Hütten, um welche die etwas besser gearbeiteten seiner Frauen lagen; ganz nahe stand ein dichtbelaubter junger Feigenbaum, die gewöhnliche Ruhestelle des Königs, in dessen Schatten wir auch bei unserer Ankunft verwiesen wurden, um des Königs Erscheinen zu erwarten. — Zur Linken davon lag eine eingestürzte Hütte und neben ihr die in Folge von Wurmstichigkeit zusammengebrochenen Trophäenpfähle Mo-Panzas; d. h. ästige, trockene, im Boden eingegrabene Bäume, welche Löwen-, Leoparden-, Hyänen-, Büffel- und andere Schädel wilder Thiere neben Beutestücken der Prinzen Mo-Panza's trugen oder doch einst getragen hatten.

Mir wurde es später freigestellt, nach Herzenslust aus dieser »Ruhmeshalle« auszuwählen, was mir gefiel, allein die Schädel hatten unter den Einflüssen der Witterung bereits so sehr gelitten, daß ich auch nicht einen derselben, ja selbst kein einziges Gebiß der Raubthiere brauchen konnte.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde gewartet haben, als der alte Mann von seinen Rathgebern und einigen unbewaffneten Dienern begleitet, auf einen Stock gestützt sich mühsam heranschleppte. Er war in eine schöne Wolldecke, die ihm vor Kurzem ein von der Luengemündung kommender Mambarihändler geschenkt hatte, gehüllt. In diesem seinem Staatsgewande, durch welches er uns offenbar imponiren wollte, ließ er sich auf eine Strohmatte nieder und pries sich auch vor uns glücklich, daß es ihm durch

unser Erscheinen doch möglich geworden, bevor er sterbe, Weiße gesehen zu haben.

Mo-Panza's lange Begrüßungsrede war nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit und schloß mit folgenden Worten: »Seht, wenn ich sage, ich schätze mich seit gestern so glücklich, so spricht ein Mund, der mehr weiß als wie alle die der Meinen, die um mich herumsitzen; denn dieser Mund war schon einigemal geschlossen und hatte sich doch wieder geöffnet. Ich war mehrmals todt* und ich bin wieder lebend geworden! Mich hat aber jener Gott lebend gemacht, der, wie die Marutse sagen, im Blau des Himmels und in den dahingehenden Wolken wohnt. Und dann würdet Ihr mich zweimal des Tages, Früh und Abends, auf der Erde liegen sehen und mich sprechen hören, wie ich diesem Gotte meinen großen Dank für solche Wohlthaten sage. Daß er mich gehört, seht Ihr ja selbst, denn oft bat ich ihn, mir Makoa zu senden, um sie zu sehen. Sie kamen lange nicht und ich bin so alt und hinfällig geworden, daß mich die Füße kaum mehr tragen, und nun sind sie doch gekommen und ich begrüße Euch. Doch gebt meinem Rathe Folge und geht nicht dorthin, wo Ihr Euch zu gehen entschlossen habt. Gebt es auf! Die Maschukulumbe sind ja keine Menschen so wie ich und wie Ihr es seid! Ihr seht nur wenige Hütten hier um mich herum, und so glaubt Ihr wohl, Mo-Panza wäre arm. Nein, er ist es nicht! Zahlreich sind seine Gehöfte und Dörfer, weit und breit herumliegend und viele Felder hat er in den Thälern und mitten im Walde. Viel Wild gibt es auf meinen Gründen und auch Elephanten besuchen uns oft; meine Leute haben nie vom Hunger zu leiden, und die Maschukulumbe kommen zu uns, um mit uns Handel zu treiben!«

Durch des Königs Rede klang eine gewisse Würde des Alters, auch sonst machte sein Aeußeres, besonders sein Gesicht einen vertrauenerweckenden, treuherzigen Eindruck, obwohl er etwas schielte. Freilich körperlich war der greisenhafte Fürst sehr herabgekommen, besonders seine Fuß- und Handgelenke waren in Folge rheumatischer Leiden geschwollen und mochten ihm so manche schmerzliche Stunde bereiten. Ich erkannte sofort, daß der mystische

* Besinnungslosigkeit wohl in Folge von Gehirnhyperämie.

Zug im Wesen Mo-Panza's, der unser Erscheinen mit seiner Gottheit in Zusammenhang brachte, uns nur von Vortheil sein könnte.

Ich beglückwünschte den König zu seiner Genesung, wünschte ihm noch ein langes Leben, dann bat ich ihn um einen Lagerplatz. Er hörte mich an, wies mich unter den schönsten Feigenbaum zur Rechten, versprach auch am Nachmittage wieder zu kommen, um mit mir, dem »weißen Zauberer« über seine Krankheit zu sprechen.

Da ich hörte, daß allnächtlich Hyänen bis an die Hütten herankämen, ließ ich für uns diesmal ein geschlossenes, rundes Lager errichten und innerhalb desselben Pflöcke einschlagen, um unsere Hunde an dieselben zu binden. Nach Westen an unser Lager lehnte sich jenes meiner Diener.

Am Nachmittage erschien wirklich Mo-Panza und lenkte das Gespräch sofort auf sein altes Uebel. Natürlich, wie alle Krankheiten unter den Matoka, sollte auch sein Leiden nichts anderes, als ein ihm aus Rache von einem geheimen Feinde angezaubertes Uebel sein. »Im Schlafe haben sie mir Ameisen, Termiten und Schlangen in den Körper gelassen, und diese ziehen nun in meinen Körper herum, bereiten mir die größten Schmerzen* und zwicken, stechen und beißen mich dann so lange, bis ich endlich sterbe**. Bin ich wieder zum Leben erwacht, so fühle ich mich dann einige Tage besser.« Ich versprach dem Greise, ein Medicament zu reichen und lenkte dann das Gespräch auf meine Weiterreise und die benöthigten Träger. Auf meine Bitte, mir gleich am folgenden Tage Träger zu verschaffen, antwortete er mit Kopfschütteln: »Nein, ich habe an die Grenze zu den Maschukulumbe gesendet, wo ich eine Heerde Rinder besitze, um Euch eines zu schenken.« Ich verzichtete sofort auf dieses Geschenk um nur weiter zu kommen; er gab aber nicht nach, denn sein übelberathender Bruder steckte dahinter. Dieser schwarze Diplomat hatte schon erfahren, daß ich Mo-Panza kein Gewehr schenken würde; er wollte mich nun durch einen in seiner Art raffinirten Schachzug dazu zwingen. Der König hatte nur wenige Rinder, selbe galten also für sehr werthvoll bei diesem Stamme. Nahm ich

* Das bekannte Gefühl des Ameisenlaufens in den Gliedern bei partiellen oder vorübergehenden Lähmungen.

** Die mit Ohnmachten einhergehenden Anfälle.

also das Rind an, so mußte ich als Gegengeschenk auch etwas sehr werthvolles, mindestens ein Gewehr geben. »Herr, gib mir Träger bis zum Luengefluße und nicht bis zum ersten Dorfe der Maschukulumbe.« »Ja, wenn sie gehen wollen, ich kann meine Leute nicht dazu zwingen; zum Luenge ist es sehr weit! Ich verspreche Dir mit ihnen zu reden. Es werden ohnehin Viele kommen, um Euch anzusehen, und dann wollen wir ja hören.« Für die Zwischenzeit versah uns der König reichlich mit starkem Butschuala und meine Diener mit Proviant; er hätte weit mehr gethan, wenn er nicht von jenem jüngeren Bruder, seinem zukünftigen Nachfolger, der unser Erscheinen nicht mit den Göttern in Zusammenhang brachte, zurückgehalten worden wäre.

Unter keinem der auf dieser Reise besuchten Matokastämme traf ich so viele originelle Gestalten wie hier. Ich glaube sagen zu können, daß sich unter vielen der Mo-Panza-Matoka ein Typus manifestirt, der ziemlich häufig ist und darauf hinweist, daß diese Matoka vor der Besitzergreifung der nördlich von ihnen gelegenen Gebiete durch die Maschukulumbe mit den nördlichen Stämmen in innigerer Verbindung waren. Allerdings scheint mir auch in manchen originellen Gestalten Mambaribiut zu Tage zu treten, was sehr erklärlich wäre, da Mambari seit Langem schon diese Gegenden als Elfenbeinhändler aufsuchen. Solche Gestalten sind dann schön gebaute Männer oder doch Leute von Mittelgröße, stark, gedrungen, sie haben längeres Wollhaar, viele Adlernasen und oft auch einen längeren Kinnbart.

Ich habe bei Mo Panza einige zwanzig der auffallendsten Typen seines Volkes gezeichnet, leider gingen die Bilder bis auf die (Seite 184) beigefügte Skizze bei Galulenga verloren.

Viele von den Matoka tragen Amulette auf der Stirne oder in ihrem Wollhaare, manche auch, wie Mo-Panza selbst, auf der Brust. Da man dieser Kaurischale übernatürliche Kräfte zuschreibt, namentlich die, daß sie den Träger vor gewissen Krankheiten schütze, so hatte auch Mo-Panza seine beiden Frauen — er besaß ihrer eine große Zahl — sowie seine Kinder mit je einem auf der Brust an einem Riemchen getragenen Amulette bekleidet, welche Sache einen großartigen Eindruck nicht verfehlte.

Sehr bald machte ich aber eine Entdeckung, welche ich dem biederen, mit den Göttern verkehrenden Könige nie zugetraut hätte. Ich entdeckte nämlich, daß die Art seiner Geschäfte mit den Maschukulumbe gar nichts anderes war als gemeiner Mädchen- und Frauenhandel, der bei uns mit schwerem Kerker bestraft würde. Er machte die Geschäfte theils auf eigene, theils auf fremde Rechnung. Da die Maschukulumbe gerne Frauen kaufen, so kommen zuweilen südliche Matoka und Wankes Makalaka mit dieser Waare zu ihnen. — Weil sich aber die meisten dieser Händler fürchten, direct zu den gefürchteten Maschukulumbe zu gehen, so besorgt in den meisten Fällen Mo-Panza den Zwischenhandel, er kauft diese Frauen, behält davon was ihm behagt, und tauscht die andern bei den Maschukulumbe gegen Rinder aus. Zuweilen geschieht es, daß ihm diese Schönen davonlaufen, ohne fürchten zu müssen, von den kleineren Fürsten im Osten so schnell oder überhaupt ausgeliefert zu werden, als dieses Sietsetema's Nachbarn mit jenen entlaufenen jungen Frauen gethan hatten.

Mo-Panza war, wie ich bald ersah, aber nicht nur Frauenhändler, sondern trotz seines hohen Alters selbst noch ein sachverständiger Amateur. Er heiratet nicht nur schöne Töchter des eigenen Landes, sondern auch minder schöne Töchter der Unterhäuptlinge, um diese durch Blutsverwandtschaft zu treuen Vasallen zu machen. Auch Witwen nach diesen Unterhäuptlingen werden von diesem schwachen Greise nicht verschmäht, um mit deren Erbschaft seine Felder, d. h. schon urbar gewordene Landstrecken zu mehren. Kurz dieser schwarze neunzigjährige Fürst, der nie einen Weißen gesehen, hätte einem französischen Romancier so manche prächtige, selbst pikante Episode für einen »alten Sünder« liefern können.

Ich fand bei Mo-Panza drei aus ihren Gebieten entflohene und hier angesiedelte Maschukulumbe. — Meine Begleitung hatte zum erstenmale Gelegenheit, die von mir so oft besprochenen und vom Zambesi her so arg verlästerten Vertreter der Chignonträger kennen zu lernen.

Am 15. fand sich auch ein so zu sagen »echter« Maschukulumbe aus dem nächsten Fürstenthume ein. Er kam mit vierzehn eisernen Hauen, die er wieder von einem andern Nachbarstamme im Westen für Rinder erkauft hatte, um von Mo-Panza eine Frau für seine vierzehn Hauen einzutauschen.

Der Mann war bis auf einen anderthalb Quadratmeter großen leichten Kattunlappen, der ihm über die Schultern hing, vollkommen nackt. Diesen Lappen hatte er früher von Mo-Panza für einige Felle der Letschwe- und Puku-Antilopen erworben.

Für uns war dieser wilde Maschukulumbe natürlich der Gegenstand des allerhöchsten Interesses. Sofort bei seinem Eintreffen bemerkten wir,

Typen von Mo-Panza's Matoka.

daß er von den Matoka mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, daß man ihn aber als Person mehr scheute, denn ehrte und fürchtete, auch sahen wir bald, daß sich die Matoka vor ihm mehr fürchteten und er für das Verlangte nach den hiesigen Begriffen mehr denn das Uebliche sich bezahlen ließ. Auch meine Frau und meine Diener betrachteten den »freien Maschukulumbe« mit einer gewissen Scheu. Das wäre einer der Gefürchteten? Sieht er den wirklich so schrecklich aus, um Furcht einzujagen? Er blickt so theilnahmslos und demüthig drein, er hockt nun schon seit zwei

Stunden da und rührt ſich nicht, nur die merklichen Hebungen ſeiner Bruſt und dann und wann ein Aufblicken beweiſen, daß der »Furchtbare« keine Mumie, ſondern ein wirklicher Maſchukulumbe ſei. Ich ſaß ſeitwärts mit meinem Tagebuche im Schatten der rieſigen Sykomore und betrachtete den Mann wie ſeine wechſelnden Beſchauer.

Inneres der Empfangshütte Mo-Panza's.

Die pſychologiſche Studie, welche ich an dem ganz theilnahmslos daſitzenden Maſchukulumbe vornahm, verhieß wenig Gutes. Ich ſah deutlich, wie er durch kaum merkliche Kopfwendungen ſich beſtrebte, den Geſprächen meiner Schwarzen, die nicht ferne von ihm lagerten, zu folgen. — Wohl hoben ſich nur manchmal die Lider, doch dann und wann ſtreifte der Blick bald meine Frau, bald meine Begleiter und dieſe Blicke ſagten viel, gar viel. Sein Blick ſchien mir die Objecte zu durchdringen und dann

leuchtete aus dem aufblitzenden Auge eine unsagbare Habgier und thierische Leidenschaft, um momentan wieder in ein dumpfes Dahinbrüten und ein geistiges Verlorensein überzugehen. Doch gerade diese Stumpfheit war ganz unnatürlich und sprach für die Selbstbeherrschung des Maschukulumbe. Der Mann hatte nie Europäer gesehen, wohl aber vielleicht von ihnen gehört. Jetzt standen mit einem Male mehrere, selbst eine Frau vor ihm. Was war natürlicher als dasselbe Erstaunen, dasselbe aus sich Heraustreten, wie wir es auf dem Marsche schon öfter erlebten. Statt dessen zeigte er nur eine eisige Ruhe und eine gewisse Scheu, angesprochen zu werden. — Dies bewies mir, daß der Mann weder gut noch dumm, sondern für einen Schwarzen raffinirt schlecht sei.

Die Betrachtung des Mannes hieß mich sehr vorsichtig sein, ich hatte an dem Menschen Etwas wahrgenommen, was ich nie zuvor an einem Schwarzen in Südafrika beobachtet hatte. Selbst die wildesten Matabelekrieger hatten mein Inneres nie so berührt, als der dann und wann unter dem halbgeschlossenen Lide sich scheu hervorstehlende Basiliskenblick dieses Menschen.

Ich konnte mich eines gewissen über mich kommenden Angstgefühles nicht erwehren; ich konnte den bösen Blick, der für mich ein böses Omen war, nicht mehr aus der Seele bannen.

Am 15., dem folgenden Tage, ward meine Frau abermals vom Fieber erfaßt und mußte das dürftige Graslager hüten. Wir hingen einen Segeltuchsack mit Wasser gefüllt an einen schattigen der Zugluft ausgesetzten Baumast, um das Wasser für Kopfumschläge so kalt wie möglich zu machen, was der armen Dulderin auch eine gelinde Erleichterung verschaffte. Ich stand in der Nähe ihres Lagers und suchte eben von einigen hinzugekommenen Matoka ein Schaf und einige sehr hübsche Thonpfeifen, zumeist Thierköpfe darstellend, für Gablonzer kleine »Goldsterne« einzutauschen, als meine Frau einen Schrei ausstieß und trotz des schweren Fiebers von ihrem Lager aufsprang. Unter ihrem Lager her wand sich ein sicher anderthalb Meter langes Reptil, das von außen durch den Ast- und Graszaun unter ihre Polster gekrochen war.

Meine Frau hörte das Rascheln und dachte es wäre eine Maus oder Ratte, wie sie uns oft belästigten, doch sie fühlte plötzlich, daß sich ihr Polster hebe und als sie den Kopf etwas erhob, da züngelte aus dem Grase der Schlangenkopf hervor. Beim Aufspringen meiner Frau war die ganze Cobra sichtbar, welche sich in das dichte Gras zu retten suchte. Die Schwarzen waren, sobald sie der gefürchteten Schlange ansichtig wurden, in blinder Hast aus dem Lager gestürzt, doch im selben Augenblicke warf ich eine Axt nach ihr und Leeb schlug mit dem Gewehrkolben zu. Wir trafen beide und in wenigen Minuten hatte das Reptil mit zweifach zerschmettertem Rückgrate aufgehört, den Menschen gefährlich zu sein.

An demselben Tage suchte meine Frau, als sie sich etwas erholt hatte, Mo-Panza in seiner größten und schönsten Hütte, welche auch als Empfangssalon diente, auf. Die Beschreibung, welche sie von diesem Audienzsaale machte, bewog mich, in dem Abzeichnen der königlichen Gehöfte innezuhalten und mit einem kleinen Geschenke in der Hand Mo-Panza in seinem »Prachtbau« aufzusuchen.

Als ich die ziemlich geräumige, aus Pfählen und Flechtwerk construirte Hütte betreten hatte, brauchte ich einige Zeit, um mich zu orientiren, denn es herrschte in derselben ein tiefes Halbdunkel. In der Mitte brannte ein Feuer, dessen Rauch durch die vielen Löcher und Risse der Wände entwich, wofür wieder das Himmelsblau des sonnigen Julitages hereinguckte. Der Grundton, der die nackten Wände überzog, war — Schmutz, Möbel oder Zieraten gab es gar nicht, dafür viele leere Biergefäße und einige rohe Baumäste als Stützen, damit das palazzo reale nicht zusammenfiel.

Auf einem elenden Pfahllager saß der greise Monarch, nahe von ihm und bis an die Pfahlwand hin, lagen mit dem Gesichte zur Erde einige eben angekommene Männer, welche die übliche Bierabgabe in riesigen Thon- und Holztöpfen überbrachten; während auf der andern Seite des Königs Günstlinge und auch sein sauberer Bruder fleißig tranken. — Ihr Schlund schien eine endlose Röhre zu sein, welche in ein Vacuum unter der Erde führte, denn sie gossen das schlechte Gebräu nur einfach hinunter, ohne daß man merkte, wie sie schluckten.

Die riesigen Trinkbecher leeren sich, werden von Neuem gefüllt, wieder geleert, bis ein Topf bei Seite geschoben und ein neuer herangeschleppt werden muß, der dann wieder in ähnlicher Weise in erstaunlich kurzer Zeit geleert wird. Große bräunlichgelbe Ratten laufen, spielend und sich ergötzend rings umher. Man läßt sie ungeschoren, sie wissen es wohl und freuen sich offenbar der thierfreundlichen Gesinnung ihrer menschlichen Wohnungsgenossen.

Um diese Wohnung lag in nächster Nähe hie und da eine der etwas regen- und winddichter gearbeiteten Hütten, welche von den zufällig »in Gunst« stehenden Frauen bewohnt werden, ohne daß diese Bauwerke symmetrisch im Kreise, wie jene der Marutse oder einiger Betschuanastämme angeordnet wären. Mo-Panza, der Mann mit dem großen Landbesitz, der unter den übrigen Matoka-Häuptlingen ob seines Verkehres mit den gefürchteten Maschukulumbe so geachtete König, war doch nur ein — armer Mann.

Berücksichtigen wir die gute Bewässerung und die Fruchtbarkeit des Bodens, welcher Mo-Panza gehörte, so müßte der Wohlstand in seinem Lande erheblich sein, wenn sich der König oder seine Rathgeber etwas mehr das Wohl des Landes angelegen sein lassen würden und das Ländchen könnte die zwanzigfache Einwohnerzahl mit Viehzucht und Ackerbau prächtig ernähren, heute aber würde ich Mo-Panza's Unterthanen auf kaum 2000 Seelen veranschlagen.

Bei Gelegenheit dieses Besuches gab uns Mo-Panza ein etwa anderthalbjähriges Rind als Geschenk, ich wollte es nicht schlachten, sondern mit den Eseln nachtreiben lassen, um es später vielleicht als Tragthier benützen zu können; doch das Thier hatte noch nicht erfahren, was ein Strick sei. Kaum daß es festgemacht worden war, riß es seine Stricke entzwei und entlief auf Nimmerwiedersehen. Ich nahm auch ein zweites Rind nicht an, das mir ein Marutse, ein Freund des getödteten Königs Sepopo, bot, weil er sich dafür als Gegengeschenk Schießmaterial erbat.

Dieser Flüchtling, der sich nach Sepopo's Tode hieher begeben, um nicht als einer der treuesten Anhänger des letzteren von Waga-Funa getödtet zu werden, hatte mich sofort erkannt und mir gesagt, daß er mich

im Jahre 1875 am Hofe seines Herrn zu Schescheke zum erstenmale getroffen habe. Das Gedächtniß dieser Schwarzen ist in der That staunenswerth, ebenso scharf wie ihr Gesicht und Gehör.

Am sechzehnten verließen wir am Nachmittage Mo-Ponde, Mo-Panza's Residenz, nachdem ich nochmals demselben einige Geschenke gemacht und er mich wiederholt vor den Maschukulumbe gewarnt hatte. — — »Sieh,« meinte er, »wenn Du sie sein läßt und dorthin geh'st,« — und er wies hiebei nach Osten — »so kommst Du zu der Stelle, wo der Luenge mit dem Zambesi sich vereinigt; dann kannst Du nach Norden gehen, Du umgehest die Maschukulumbe und kommst an den See Bangweolo — von dem mein alter Freund (des Königs erster Rathgeber) mir schon erzählt hat«. — Er gab nochmals seinen Leuten, die eingewilligt hatten, meine Sachen für eine Sitsiba durch zwei Maschukulumbegebiete bis an die Nordgrenze des dritten, das heißt bis zum Luenge, zu tragen, betreffende Anordnungen. Ich hatten ihnen eben die Bedingung gestellt, entweder bis zum Luenge tragen oder gar nicht tragen.

Daß ich diesmal in der angenehmen Lage war, so selbstständig und entschieden auftreten zu können, verdankte ich wohl in erster Linie der Gunst des alten Königs, aber nicht viel weniger der Freundschaft seines alten Rathgebers, dessen der König eben erwähnte. Dieser alte Mann der so große geographische Kenntnisse verrieth, bekleidete nicht nur so eine Art Kanzlerwürde in Mo-Panza's Reich, sondern betrieb neben seiner politischen Thätigkeit auch Medicin. Mich behandelte er merkwürdigerweise nicht als Rivalen, sondern als Collegen. Da er bei seinem Volke in sehr hohem Ansehen stand, förderte seine Protection mein Unternehmen wesentlich. Er sprach bald diesem, bald jenem zu, mit uns bis in das Herz des Maschukulumbelandes, bis an den Luenge zu gehen. Seine Autorität vermochte den Leuten die Furcht zu benehmen und so marschirten wir denn frohen Sinnes ab.

Die Erinnerung an die bei Mo-Panza verlebten Tage bildeten für lange einen Lichtblick in trüben Stunden, denn es sollte bald anders kommen.

Der erste Marsch von Mo-Panza nach Norden war über achtzehn Kilometer lang und führte zu meiner großen Befriedigung direct nach Norden. Das wellige Terrain senkte sich nach dieser Richtung. In der ersten Thalsenke fand ich die Ki-Atschova-Spruit, in der zweiten die Morube-Spruit, an dieser das Buervadorf, umgeben von üppigen Feldern, wo wir eine halbe Stunde lang rasteten. In diesem Dorfe wohnte Mo-Panza's Tochter, ein arbeitsames, bescheidenes Weib, das wir beschenkten. — Hier sahen wir auch viele große Kalebassen in der Gabelung der Bäume um die Hütten, in denen die Matoka, sei es gewisse Zauber- oder Beschwörmittel, sei es Medicamente, doch auch die Gährstoffe für ihre Butschuala- (Hirse-) Biere aufbewahrten. Unser erstes Nachtlager schlugen wir bei dem Dorfe Musoso auf, das am rechten, hohen Ufer des schönsten der Nord-Matokaflüsse, des Monjeko lag. Das Nordufer dieses Flusses ist von einem dichten, wildreichen Walde, in welchem sich nebst anderem Wilde große Eland-Antilopen-, Gnu-, Zebra- und Büffelheerden aufhalten, umsäumt.

Das Dorf Musosa, welches unter einigen Kahumapalmen und riesigen Mimosen reizend versteckt liegt, zählte zur Zeit unseres Besuches nur wenige Familien, welche in sieben Hütten wohnten und die letzte größere Ansiedlung der Matoka gegen die Maschukulumbe bildeten. Der Häuptling Tschinganja nahm uns freundlich auf, beschenkte uns mit Erdölnüssen und wilden Früchten.

Der Monjekofluß, von einer mit jener des großen Marico übereinstimmenden Wasserstärke, zeigt Lößufer und birgt in seinen tieferen Lachen zahlreiche Krokodile. Sein Bett ist sehr interessant, weil es ähnlich dem Jordan, ein dreifaches, in verschiedenen Jahreszeiten verschieden benütztes Rinnsal zeigt. In der Zeit unseres Besuches, also während des niedrigsten Winterwassers, strömte der Fluß durch eine ziemlich enge, nur sechs Meter breite, einfache Rinne; nach dem ersten Regen und im Herbste durch ein höher liegendes, aber doppelt so breites Bett, in der sommerlichen Regensaison, nach dem größten Regen in einer weiten Bettmulde, welche wie eine dritte Stufe noch höher, als die beiden erwähnten, liegt, aber noch viel breiter ist. Das vorherrschende Gestein, das wir während der Tour

am sechzehnten antrafen, waren eisenhaltige Conglomerate. — Wir waren an diesem Tage aus dem nördlichen Matokahügellande herausgekommen und standen nun an einer, nur im Osten in der Ferne von einem Höhenzuge, im Westen von dem Lateritbulte begrenzten Ebene, welche sich abermals gegen Norden nach dem Luenge hin zu senken schien. Diese Ebene, die sich vor uns weithin nach Ost und Nordost und Nord zu ausbreitete, sollte nach dem Berichte der Matoka ein tsetsefreies Gebiet sein. Hier befanden sich einige der Viehposten des Königs Mo-Panza und einiger seiner Häuptlinge, die sich nicht wenig auf ihren kleinen Viehbesitz einbildeten. — So besaßen die Matoka nur eine sehr geringe Anzahl von Rindern, und zwar die eine Hälfte im äußersten Süden am Zambesi und die andere im äußersten Norden, ebenfalls an der Grenze. Das Vieh an der Südgrenze ist der Marutseschlag, groß mit feinen Haaren; jener, der nördliche, der Maschukulumbeschlag, kleine Kühe und Ochsen nicht über Mittelgröße.

Der Bericht über die Tsetsefliege schien mir absolut unglaubwürdig, denn ich überzeugte mich, daß unten am Flusse, namentlich aber am jenseitigen Ufer selbst damals im Winter die Tsetsefliege viel zahlreicher vorkomme, als an irgend einem anderen Orte nördlich vom Zambesi, welche Gegenden wir ja überall leider von diesem verderblichen Insecte inficirt vorfanden. Die Tsetse befand sich auch auf dieser Ebene, und glaube ich, daß die vorkommenden Rinder an das Gift dieser Fliege wohl accommodirt, aber durch die Einflüsse des giftigen Insectes so klein geblieben, das heißt degenerirt sind, ebenso wie die Matoka nur verkümmerte Schafe, Ziegen und Hunde in dem Tsetsegebiete zu züchten vermögen.

Der Morgen des 17. Juli 1887 war für uns einer der aufregendsten auf unserer ganzen Reise. An diesem Tage sollten wir die so lang ersehnten, für den Europäer noch jungfräulichen Maschukulumbegegenden betreten.

Zeitlich Früh brachen wir auf; die ersten fünf Kilometer zogen wir in nordöstlicher Richtung, dann direct nach Norden; unser Lagerplatz lag 17 Kilometer vom letzten Nachtlager entfernt.

Zuerst gingen wir längs des Monjekoflusses, der mit seiner Dschungelvegetation viele interessante und wechselnde Motive bot. Sein Ufer, dem

sich unser schmaler Pfad so ziemlich anschmiegte, war ungefähr zwölf Meter hoch.

Im dritten Kilometer passirten wir einige Hütten, das Dorf der auf dieser Route am nördlichsten wohnenden Matoka, das den stolzen Namen Diabora trug.

Im vierten und fünften Kilometer durchschritten und bewunderten wir den ersten großen Hain der prächtigen Kahumapalme, deren Krone riesige Fruchttrauben trugen. Ich hatte zuvor weder so viele Exemplare auf einem Standorte gesehen, noch je an dieser Palme Früchte beobachtet. Meine dem Leser früher schon einmal gegebene Beschreibung der Früchte entnahm ich den Beobachtungen in Diabora.

Wir machten unter den Palmen Rast, um recht lange in dem uns unter diesem prächtigen Riesengewächse gebotenen Genusse zu schwelgen. Hier fand ich auch eine zweite, mir unbekannte Palmenart, mit mehrfach nahezu knieförmig gebogenen dünnen Stämmen, welche die Höhe der Kahuma erreichen, aber Blätter gleich denen der Dattelpalme tragen.

Die an diesem Tage bereiste Ebene wäre für die Anlage einer großen Stadt wie geschaffen.

Der fruchtbare Boden für Gärten und Felder, Löß im Flusse für Ziegeleien und der das ganze Jahr fließende Strahl für Irrigationszwecke leicht verwendbar; die Nähe des wohl bis zu seiner Mündung in den Zambesi schiffbaren Luenge; Holzreichthum, am linken Monjekoufer, gute Weide und überaus zahlreiches Wild ringsum. — Wohl habe ich auf dieser Nord-Zambesitour schon so manches über den Wildreichthum der durchreisten Gegenden erzählt. Doch Alles wird durch das, was wir am 17. Juli auf dieser Ebene an Wild antrafen, in Schatten gestellt. Ich muß allerdings erwähnen, daß wir an der Grenze der Feuerwaffen waren und dazu auf einem Territorium, wo sich die Matoka der Maschukulumbe wegen und die Maschukulumbe der Matoka wegen nicht zu jagen getrauten. Zahllos und mannigfach war das Wild, dem wir begegneten, und außerdem gar nicht scheu. Hätten wir südlich am Zambesi einen solchen Wildpark durchziehen können, wie hätten wir der Jagd- und Sammelfreude gehuldigt, so aber war unser Gemüth immer etwas bedrückt. Wir

waren im Lande der Maschukulumbe; unser Lager an diesem Tage sollte schon im ersten Maschukulumbedorfe aufgeschlagen werden. Unsere Gedanken beschäftigten sich fort und fort mit dem interessanten Volksstamme und ihrer den Europäern noch vollkommen unbekannten Heimat.

Wir waren vorausgegangen, als plötzlich einer der Träger herangelaufen kam und mich ersuchte, zu warten, bis alle Träger zur Stelle wären, da sie sich nur unter dem Schutze unserer Gewehre sicher fühlten, wenn wir nun bald unter die Maschukulumbe kämen. Auch wäre unser Pici-Namahari (Eselin) so krank, daß sie nicht mehr vorwärts könne und deshalb wären die letzten Träger und Oswald, dessen Obhut ich dieses kranke Thier anvertraute, noch sehr weit zurückgeblieben. Es handelte sich um das von Rev. Coillard angekaufte Thier, das sich bald darauf als krank erwies und uns sozusagen gar keine Dienste zu leisten vermochte. Die anderen Esel trieb ich selbst oder der Diener Muschemani. Diese Vorsicht hatte ihre guten Gründe. Erstens waren die Thiere schwer beladen und zweitens wußte ich, daß Esel- und Pferdefleisch die beliebtesten Leckerbissen für Löwen seien, welche sie sogar dem Menschenfleische vorziehen. Darum ließ ich die Esel auf dem Marsche nie außer Sicht. — Als ich stehen blieb, um auf die Nachhut zu warten und eben beschloß, am folgenden Morgen die kranke Eselin zurückzulassen, kam Oswald an mich heran und meldete, er hätte die Eselin für todt zurückgelassen. — Auf der Rückreise, $1^1/_2$ Monate später, hörten wir, das Thier befände sich noch lebend in jenem ersten Maschukulumbedorfe und werde gleich einem vom Himmel gefallenen, fremden Schatze sorgsam behütet, ja die Eselin wäre nicht nur sehr munter und vollkommen gesund, sondern hätte noch ein Hengstfohlen geworfen, das ebenso possirlich wie seine Mutter ernst sei. Letzteres sei von den Maschukulumbe aber noch mehr bewundert und angestaunt als seine tiefsinnige Mutter. Außer Rindern und Hunden besaßen diese Stämme keine anderen Hausthiere und deshalb wurde, als wir weiter zogen, unser »Asimus« in den verschiedenen Dörfern mindestens ebenso angestaunt, als Kameele, Bären oder Elephanten durchziehender Seiltänzer von unseren Bauern angestaunt werden. Oft standen die Leute so dicht um uns herum, daß wir uns kaum zu rühren vermochten; geschah

es nun, daß einer der beiden Esel plötzlich zu wiehern begann, so stürzte die ganze Menschenmasse auseinander, manche, namentlich Frauen und Kinder, flüchteten bis nach den Dörfern. Ja, die Leute schienen sich daran gar nicht gewöhnen zu können, obwohl sie unsere Esel bald sehr bezeichnend die »Zebras des fremden Mannes« nannten. — Noch weniger wollten sich die Rinder der Maschukulumbe, die neugierig unsere Langohren beschnüffelten, mit denselben befreunden, ja sie griffen sie sogar an. Oft aber wurden die beiden treuen Thiere von den Maschukulumbehunden, welche die armen müden Grauthiere auch für Zebras hielten, angefallen und verfolgt, was uns in der Folge oft in eine wirkliche Gefahr brachte; doch davon später an passender Stelle.

Nicht weniger hatten unsere armen Ziegen unter den Angriffen der Maschukulumbehunde zu leiden; wir sahen uns gezwungen, bei dem Einzuge in jedes Gehöfte die Ziegen zwischen uns einherzutreiben, um sie zu schützen. Dies schon bewies die Isolirtheit, welche die Maschukulumbe seit aller Zeit um sich geschaffen, daß die bei ihren Nachbarn gezüchteten Hausthiere, Ziegen und Schafe in ihrem Lande unbekannte Begriffe sind. Diese Abgeschlossenheit hat aber eine andere Folge nach sich gezogen, die der Pflege ihres einzigen Hausthieres — des Rindes — Abbruch thut, nämlich, daß man es nicht durch die Kreuzung mit fremden Racen so zu veredeln vermochte, wie es die Betschuana durch Verschmelzung mit dem Damara- und Zulu-Vieh bewirkt haben.

An diesem Tage beobachtete ich, als wir auf unsere Träger warteten, auch einen neuen Termitenbau. Es waren die niedrigsten Termitenbaue, die ich bis dahin in Südafrika beobachtet hatte, und von einer mir neuen Form. Kaum 20—30 Centimeter hoch zeigten sie einen schüsselförmigen, runden Bau, der allmälig gegen sein Centrum sich senkte, in welchem sich die große Eingangsöffnung vorfand. Der Durchmesser einer solchen an der Außenwand in der Regel steil und schroff abfallenden Löß oder Laterit-schüssel betrug $^1/_2$—1 Meter (gewöhnlich 70 bis 90 Centimeter). Ich fand diese Bauten unten im Thale, doch häufiger auf den mit Thon und Löß gemischten Waldabhängen der Laterit- oder felsigen Lößbulte der Moëba- und Mo-Panzagebiete. Endlich kamen die Träger heran, einer

nach dem andern, in der Regel vier bis fünf in Haufen, marschirend. — Ich ließ alle sich sammeln und eine kurze Zeit ausruhen, um dann in geschlossener Colonne gegen das, wie man sagte, nicht mehr weit entfernte, südlichste der Maschukulumbedörfer zuzumarschiren.

Wir sahen rechts und links viel Wild, im Westen erblickten wir jenseits des Monjekofluſſes einige große Hütten im Stile großer Matabelehütten; doch Menschen erspähten wir nicht. Befragt, sagten Mo-Panza's Leute: ein verlassenes Dorf der Maschukulumbe. In Folge von Streitigkeiten zwischen den Maschukulumbe und den Unterthanen Mo-Panza's, die vorigen Jahres ausgebrochen, bald aber wieder geschlichtet waren, hatten die Maschukulumbe diese Niederlassung aufgegeben, und das Dorf M'Beza, auf das wir losschritten, gegründet.

»Hela, Hela Batu, Batu ahacho, Hela Ki-Maschukulumbe!«* schrie plötzlich einer der als Kundschafter vorausgesendeten Diener uns zu und wir blieben alle stehen, um nach der bezeichneten Richtung zu blicken, in der sich die ersten Maschukulumbe auf eigenen Grund und Boden gezeigt haben sollen. Ja wohl, da kamen vier Menschen heran. — Bald standen wir vor den ersten Maschukulumbe auf ihrem Grund und Boden.

* Seht da, seht umher, Leute, seht da die Maschukulumbe.

XX.

Die Maschukulumbe. — Die Gebiete von M'Beza bis Kaboramanda.

Schliche der Matokaträger. — Die ersten Maschukulumbe auf eigenem Boden. — Mein ärztlicher Beruf bei den Maschukulumbe werthlos geworden. — Felder und Feldhütten. — Das erste Maschukulumbedorf, seine Bewohner und deren Hausthiere. — Kriegsrath der M'Beza-Bewohner. — Unangenehme Situation. — Die erste Nacht im Maschukulumbe-Lande. — Haarkünstler unter den Maschukulumbe und ihre Erzeugnisse. — Die Stellung der Frauen. — Der Weitermarsch bis zum Moko-Ruange-Weiher. — Maschukulumbe als Fischer. — Trägerrevolte am 20. Juli. — Der Marsch bis Kaboramanda. — Der schönste Palmenwald.

Die so lange besprochene Begegnung zwischen uns und den Maschukulumbe fiel von beiden Seiten etwas steif aus, nur hatte diese Verlegenheit ihre ganz verschiedenen Ursachen bei den verschiedenen Betheiligten.

Wir Weißen waren etwas befangen von der Wichtigkeit des Momentes, meine schwarzen Matokaträger gaben Zeichen der Furcht und die ersten Maschukulumbe, welche wir plötzlich überraschten, wußten nicht was beginnen; sollten sie davon laufen und ihre Brüder im Dorfe zu den Waffen rufen oder sollten sie auf dem Platze, wo sie eben Schilfrohr für ihre Hütten schnitten, ganz ruhig stehen bleiben oder sollten sie uns entgegengehen.

Von meinen Leuten angerufen kamen sie heran. Der älteste, ein wahrer Herkules mochte 40 Jahre zählen, die übrigen standen im Jünglingsalter. Sie waren nackt und trugen leichte, wenn auch langstielige, ja

die längsten Wurfspeere, die ich je bei Schwarzen gesehen; waren doch die Schäfte zwei und einen halben Meter lang und selbe trugen Matotele Lanzenspitzen, d. h. kleine mit ein- und beiderseitigen Widerhaken versehene Assagaieisen.

Die Schwarzen hatten sich auffallend schnell von ihrer Ueberraschung erholt, weil die geschäftige Fama von unserem Anmarsche uns selbst vorausgeeilt war. Leider brachte sie aber auch die Kunde, daß wir aus Luanikas Reiche kämen und daß dieser von ihnen so sehr gehaßte königliche Nachbar die Matokafürsten, die wir auf unserem Marsche besucht hatten, aufgetragen, für die Beförderung unseres Gepäckes Sorge zu tragen. Luanikas bloße Zustimmung zu unserer Fahrt hatte uns in den Augen der wilden Maschukulumbe in solchen Mißcredit gebracht, daß man uns von vorneherein als Feinde ansah und ebenso verabscheute als haßte.

Eine schlechtere Empfehlung hätten wir nicht mitbringen können als die, Luanika's Schützlinge gewesen zu sein. Die rohen Maschukulumbe bemühten sich auch gar nicht, ihre Gefühle zu verbergen; aus jedem Blicke konnten wir sie lesen und nach einer Stunde wußten wir woran wir waren. Noch hoffte ich als Medicinmann den halbverlorenen Posten zu retten, wie mir dieses auf der Reise schon so oft gelungen, doch in wenigen Tagen erkannte ich zu meinem Schrecken, daß diesen Maschukulumbe gegenüber auch dieses letzte Mittel, dieser rettende Talisman nicht mehr verfing. »Wir wären Luanikas Leute,« so hieß es ja, wie konnte man uns denn trauen? »Wir wären Luanikas Spione,« wie sollte man sich nicht vor uns fürchten?

»Wir wären Todfeinde des Landes,« wie sollte man uns schonen. Wir wären Verräther, die unter dem Vorwande, mitleidige Aerzte zu sein, ins Land gekommen seien, wie sollte man uns da noch leben und weiter ziehen lassen?

Man hätte wohl von Weißen gehört, manche ihrer Leute hätten sogar in früheren Jahren Weiße bei Sepopo gesehen, allein diese waren wohl auch das, was wir zweifellos sein müssen, nichts anderes als weiß getünchte Marutse, welche unter diesem Deckmantel Spionendienste verrichten. Marutse mußten wir sein, seien wir weiß angestrichen oder

durch einen Zauberſpruch zu weißen Männern gemacht worden. Kein Maſchukulumbe, hoch oder niedrig, alt oder jung, weder Mann noch Frau wollte von uns Medicamente annehmen, auch wenn ich ſie verſchenken wollte; man mied uns und ſcheute ſich wie vor böſen Zauberern.

Dies war die traurigſte Erkenntniß, zu der ich gleich während der erſten Reiſetage im Maſchukulumbelande kam, der Verluſt jenes für das Wohl der Expedition unter den Nordzambeſiſtämmen ſo werthvollen Talismans, der Mangel der durch meinen Beruf ſonſt überall erzwungenen Achtung. Worauf ſollte ſich nun unſer Preſtige ſtützen, womit ſollte ich die Macht erſetzen, welche Stanley oder Cameron mitten unter feindlichen Stämmen durch eine große Zahl von treuen, mit Gewehren bewaffneten Trägerdienern zu Gunſten ihrer Reiſepläne entfalteten? Ich hatte dem Zauber meines ärztlichen Berufes vertraut, er ſollte mir Stanley's Garde erſetzen und ich brauche mich dieſes Irrthums wohl nicht zu ſchämen.

Mein ärztlicher Beruf hatte uns ja ſchon ſeitdem wir das civiliſirte Südafrika verlaſſen hatten, unbezahlbare Dienſte geleiſtet, nur mein Beruf hatte uns unter den Matoka die Weiterreiſe möglich gemacht, die blinde Furcht vor dem europäiſchen Arzte, der ein größerer Zauberer ſein ſollte, als die heimiſchen, hatte die wenigen weißen Mitglieder der Expedition auf den einſamen Waldespfaden tief in der Wildniß beſchirmt, wenn eines von ihnen krank zurückgeblieben war, oder in Gemeinſchaft mit den diebiſchen Trägern ſich verirrt hatte.

Der ärztliche Beruf hatte mir ſelbſt bei feindlich geſinnten Häuptlingen Trägerſchaaren verſchafft und in erſter Linie dazu beigetragen, die diebiſchen Träger zuſammenzuhalten oder bei ihrem meuteriſchen Vorgehen zu bändigen. Ja als ſchlagender Beweis für das Machtmittel, welches in meinem Berufe lag, ſtanden ja die »zwanzig Getreuen«, die Matokaträger vor mir, mit denen ich das erſte Maſchukulumbedorf erreicht hatte. Und nun war auch unter dieſen unſer Anſehen erſchüttert, denn obzwar ſie wußten, daß die Anſchuldigungen der Maſchukulumbe bezüglich des Spionirens vollkommen grundlos ſeien, ſo imponirte ihnen doch, daß kein Maſchukulumbe von uns Medicamente annehmen wollte, ja alle meine Heilmittel verſchmähten. Ich fühlte inſtinctiv, daß ich auch den zwanzig

schwarzen Matokadienern nicht mehr trauen dürfe. Später, leider zu spät, erfuhr ich, daß sie mich vom ersten Schritte an, den wir im Maschukulumbelande machten, betrogen hatten.

Der kürzeste Weg, d. h. die Linie, wo vom Süden her, direct nach Norden ein betretener Pfad zu dem Häuptlinge Kasenge führte, kreuzte den Monjekofluß an dem Dorfe Musosa und führte westlich vom Flusse durch dichtes Gehölz bis in das Luengethal herab. Meine Träger führten uns am rechten Flußufer und in einem Bogen unserem Ziele zu, immer mit der Absicht, sich bei der ersten Gelegenheit aus dem Staube zu machen, da sie voll Furcht waren, uns bis an den Luenge in das Herz der Maschukulumbegebiete zu geleiten. Dieses war mir aber auf dem Zuge nach Norden nicht bekannt; ich durchschaute es leider zu spät, erst auf unserem mühevollen Rückzuge. Dazu kam das von Tag zu Tag mehr und mehr hervortretende insolente Betragen der Maschukulumbe.

Ich erkannte, daß sie, sowie meine Matokaträger allmälig an unserem Prestige zweifelten, sie glaubten nicht mehr a n unsere Unverwundbarkeit und die sichere Heilkraft meiner Medicamente, auf welche Dinge die Maschupia, Matoka, Marutse und Matakala geschworen hatten. So mußten wir erkennen, daß die sich uns entgegenstellenden Hindernisse mit dem Vordringen nach Norden immer gefahrvoller gestalten würden und ich begriff vollkommen, warum ein Mann wie Livingstone es nicht vermochte, die so interessanten und ihm wohl auch durch Matokaberichte bekannten Maschukulumbegebiete zu durchqueren; obwohl damals ein derartiges Unternehmen viel leichter gewesen wäre, da um jene Zeit Maschukulumbe und Marutse noch in gutem Einvernehmen mit einander lebten. Diese leider in ungünstiger Weise vollkommen veränderte Situation war uns nach wenigen Tagen sonnenklar geworden. Da half kein Deuten und kein Philosophiren, die Thatsachen sprachen.

Doch zurück zu den Ereignissen des 17. Juli, an welchem Tage wir die Gebiete der Maschukulumbe betraten. Die oben erwähnten ersten Vertreter des Stammes wiesen uns lautlos die nächsten Pfade nach M'Beza und verdufteten wieder im hohen Grase.

Vor uns breitete sich eine Ebene aus, die bis auf einzelne hohe Mimosen- und Feigenbäume und die beiden Palmen — die Fächerpalme Ki-Mahuma und die dünnstammige, dattelpalmartige Ki-Sizaru (von den Matoka Ruseme, und Runkomane von den Maschukulumbe genannt) von dem gefürchteten Riesengrase überwuchert erschien.

Wir kamen zuerst über Felder und passirten Hütten, welche nur zur Zeit der Feldarbeit bewohnt waren. Die Felder waren klein, allein die sorgsamst gepflegten, die ich bis dahin bei Schwarzen angetroffen. Um die Felder und durch dieselben zogen sich Furchen, um die überschüssige Nässe aufzunehmen. Die Beete waren erhaben und wohl gepflegt, und jene, in denen Süßkartoffeln gepflanzt werden, bargen noch die geröstet so wohlschmeckenden Riesenknollen.

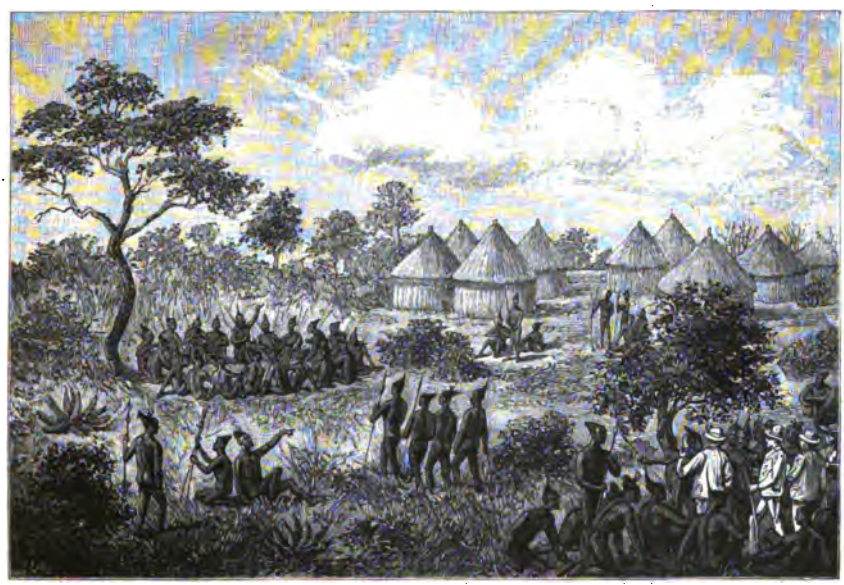
Die Felder lagen natürlich mitten in dem hohen Grase, wie von einer natürlichen, damals — im Winter — trockenen und rauschenden Mauer umschlossen. Um das Wild abzuschrecken, hatte man das Gras am Rande des Feldes in Büscheln zusammengedreht und je zwei der einen halben Meter abstehenden Büschel mit ihren Spitzen zu einem dicken Knoten gebunden.

Wirksamer wäre es gewesen, die Aeste der nahen Mimosen abzuhauen, herzuschaffen und als Zäune aufzustellen. Doch das hätten die Männer thun müssen und das scheuten diese schwarzen Herren der Schöpfung, welche wohl unter allen südafrikanischen Männern die größten Faulpelze sind. Das alleinige Verdienst der sorgsamen Feldarbeit gebührt den Frauen. Die Hütten, die wir sahen, waren verschieden von den verlassenen Wohnungen, die wir auf dem Marsche nach Norden beobachtet hatten; sie hatten den Betschuanatypus, waren jedoch schmäler und zeigten statt einer zwei Meter hohen Seitenwand, eine fast drei Meter hohe und ein ebenfalls kegelförmiges Grasdach, welches aber nicht so tief über die Mauer herabreicht, als bei den Hütten der Betschuana.

Die Mauern sind in folgender Weise construirt: Es werden ziemlich weit auseinanderstehende Pfähle in die Erde eingerammt, deren Zwischenräume mit Maisstengelbündeln fest ausgefüllt und innen und außen, manchmal nur innen nothdürftig mit Lehm überschmiert. Auffallend war

nur der geringe Umfang dieſer Hütten (etwa drei Meter) im Vergleiche zu ihrer Höhe. Wir hatten die kleinen Felder paſſirt, wobei wir einige der niedlichen Kabunda-Gazellen aufjagten und nahten dem ſüdlichen M'Beza-Dorfe.

Mit einemmale ſah ich in dem Graſe vor uns etwas Spitziges von ſchwarzer Farbe ſich hin- und herbewegen. Was mag das ſein, ich rief zwei der Matokaträger herbei und bald hörte ich, daß es ein Maſchuku-



Kriegsrath der Bewohner von M'Beza.

lumbechignon ſei, und zwar einer der längſten, wie ihn wohlhabende Jünglinge zu tragen pflegen. Und ſo war es auch, durch das hohe Gras wand ſich ein Fußpfad, auf welchem ein Maſchukulumbejüngling lief, um die Nachricht von unſerem Erſcheinen raſch ins nahe Dorf zu bringen. Als wir aus dem hohen Graſe heraus auf eine hohe Lichtung kamen, ſahen wir das nahe Dorf uns gegenüber, den freien Platz vor demſelben belebt von den nackten Schwarzen, deren jeder einen nahezu einen Meter hohen, ſenkrecht auf dem Hinterkopfe ſitzenden Chignon balancirte. Meine Frau wie meine Leute konnten ſich bei dieſem Anblicke eines Aufſchreies

nicht erwehren. Wenige Augenblicke ſpäter erreichten wir das erſte bewohnte Maſchukulumbegehöft, bei welchem ſich uns ſofort einige Bewaffnete, ohne darum erſucht worden zu ſein, anſchloſſen. Sie führten uns zu dem noch nördlicher liegenden Mitteldorfe, dem eigentlichen Wohnſitze des ſüdlichſten der Maſchukulumbefürſten, Ka-Kumamba. Dieſer von uns zuerſt erreichte Maſchukulumbeſtamm führt den Zweignamen Bamala.

Das Maſchukulumbedorf ſtand auf einem freien Raume in dem hohen Grasdickichte; es war umpfahlt und die Hütten ſtanden ziemlich dicht aneinander und bildeten einen Kreis, deſſen Durchmeſſer etwa 200 Meter betrug. Die Zwiſchenräume zwiſchen je zwei Hütten waren durch die Pfähle geſchloſſen, ſo daß der Eingang zum eigentlichen Innenraume des Dorfes nur durch einen einzigen Einlaß möglich war. Vier Hütten ſtanden etwas abſeits und waren nicht umzäunt, ſie waren des Nachts von Sklavinnen bewohnt. Von Feſtigkeit oder einem Schutze der Umpfahlung und der Hüttenwände gegen wilde Thiere war nichts zu bemerken. Männer, Frauen und Kinder entſtrömten den ziemlich vernachläſſigten Hütten; die Männer, Jünglinge und Knaben waren durchwegs vollkommen nackt; die Frauen hatten ſchlecht gegerbte Letſchwefelle zur Hand, welche ſie nachläſſig um ihre Lenden warfen und, die Haut der Hinterfüße des Thieres als Bänder benützend, am Unterleibe zuſammenbanden; dies war ihre einzige Kleidung. Noch an keinem Orte, noch bei keinem der dunklen Stämme Südafrikas hatte ich ſolch' eine geringe und und liederliche Bekleidung der Weiber wahrgenommen, als bei den Maſchukulumbe. Sämmtliche Männer trugen Chignons, die meiſten waren 30—40 Centimeter lang und ſchief nach hinten oder aufwärts ſtrebend, während einer, ſeine hohle, am Ende abgerundete Haarfriſur horizontal trug und ſich damit als ein Häuptling und Herr des Dörfchens bekundete.

Im auffallendſten Gegenſatze zeigten ſämmtliche Frauen zu unſerer nicht geringen Ueberraſchung glattraſirte Köpfe, und nur Mädchen bis zu zwölf Jahren trugen herabfallende, an 10 Centimeter lange Haarrollenſtümpfchen, während Knaben vom ſelben Alter einen am Scheitel aufwärts gekrümmten Haarſchopf trugen, der ſpäter als Anſatz zu dem Chignon

dienen soll. Mädchen unter zwölf Jahren zeigten sich mit einem Hüftgurt, an dem rechts und links Riemchenfransen herabhingen, welche Muscheln und Hohlblechröhrchen, Cicadenpuppen nicht unähnlich, trugen, was als klingelnder Schmuck und eine Art Amulet dienen sollte.

Was mir an dem Betragen der Leute besonders auffiel, war eine nahezu an die der Matabele reichende Frechheit. Die uns, ohne erst ein Wort zu sprechen, aufgedrungene Führerschaft, die später den Trägern und Dienern ertheilten Weisungen und so manches Andere ließ mich sofort Besorgnisse hegen, die sich leider nur allzu bald als in jeder Beziehung gerechtfertigt erwiesen. Meine Diener hatten zunächst viele Mühe, mit ihren Stöcken die auf unsere Zwergziegen und Esel losstürzenden Dorfhunde, eine kräftige, doch gedrungene Windspielart, abzuwehren. Ziegen und Esel waren eben nicht nur den Maschukulumbe, sondern auch deren Hunden, zu deren Ehre ich übrigens sagen muß, daß sie vorzüglich dressirte Jagdhunde auf die Letschwe-Antilopen abgeben, unbekannt.

Das Rind bildet als einziges Hausthier den Hauptreichthum der Maschukulumbe, die gute Weide, die Müheloſigkeit der Viehzucht haben den Maschukulumbestamm gar so faul gemacht. Die oft nach tausenden Stücken zählenden Rinderheerden machen es ihnen, mehr als den Zulu und Betschuana, möglich, äußerst wenig zu arbeiten. — Wir können bei den Maschukulumbe überhaupt nicht viel von edlen und menschlichen Gefühlen sprechen, allein wenn sie doch vielleicht Gefühle besitzen, die wir mit Zuneigung, Vorliebe, Achtung, Fürsorge und Stolz bezeichnen, so concentriren sich diese Gefühle nur in der Arbeit und Sorge für das Wohl der Rindviehheerde.

Wie freundlich man es mit uns gleich in dem ersten Maschukulumbedorfe meinte, wie gastlich man uns aufzunehmen gedachte, bewies die erste Empfangsfeierlichkeit, das Zusammenrufen des Kriegsrathes unter einer einzeln stehenden großen Mimose am Südwestende des Dorfes. Uns wies man einstweilen den mageren Schatten einer kleinen Mimose im Südende, etwa 120 Meter vom Dorfe entfernt, zum Aufenthalte an. Man war unentschieden, da wir aus Luanika's Reiche und wohl mit seiner

Erlaubniß kämen, ob man uns überhaupt in der Nähe des Dorfes lagern und ſchlafen laſſen ſollte.

Trotz des Ernſtes der Situation konnten wir uns doch eines Lächelns nicht enthalten, ſo oft wir nach dem unter dem einzeln ſtehenden, mächtigen Baume hockenden Menſchenhaufen hinblickten. Dieſe pechſchwarzen Geſtalten, welche ſich von dem durch die Winterdürre ockerfarbenen Raſen ſcharf abhoben, glichen mit ihren Chignons heiligen Dienern der Inquiſition, die ja auch lange, ſpitze, ſchmale, ſchwarze Kapuzen trugen. — Im Kriegsrathe entſchied endlich der Umſtand, daß, wenn man uns von dem Orte einfach abwieſe, wir wohl zu dem nächſten Maſchukulumbefürſten nach Norden gehen und ſo hier weder Nahrung kaufen, noch dem Häuptlinge Geſchenke geben würden, und ſo wolle man uns ſchon für die Nacht unter jenem Baume belaſſen. Dagegen wurden ſofort Läufer nach Oſten, Weſten und Norden abgeſchickt, um, wie ich ſpäter erfuhr, die Nachbarn über die Ankunft der weißgetünchten Marutſeſpione zu unterrichten und zu Vorſichtsmaßregeln aufzufordern. Uns direct anzugreifen und über die Grenze zu jagen, fühlte man ſich zu ſchwach, da man auf die Matokaträger nicht rechnen konnte, weil dieſe bei aller Furcht und Vorliebe für den Rückzug wohl wußten, daß uns Mo-Panza ſehr gut geſinnt war und ſie bei der Rückkehr in ihre Heimat ſtrenge beſtrafen würde. Sie weigerten ſich trotz aller Aufreizung ihre Lanzen mit denen der Matoka gegen uns zu vereinigen. In Folge deſſen begnügten ſich die Maſchukulumbe, uns in dieſem erſten Dorfe etwas zu ſchröpfen. — Auf ihr Fragen erzählten unſere Träger von den Schätzen, welche unſere Packete enthielten, daß wir namentlich viele Impandes (Amulette), werthvolle Burungu (Glasperlen) und Ko-Empele (Schürzen-Sitſiba) beſäßen, auch verſchiedene Geheimmittel, welche die Träger kugelfeſt gegen unſere Feuerwaffen machen. All dies ging wie ein Lauffeuer von Hütte zu Hütte und zog immer neue Schaaren der Maſchukulumbe heran, bis wir ſo dicht umſtanden waren, daß wir uns gar nicht mehr zu rühren, ja im Falle der Nothwehr unſere Feuerwaffen kaum zu erheben, noch weniger ſelbe zu gebrauchen vermochten. Meine ſchwarzen Diener waren aber durch das Andrängen der Maſchukulumbe ſo eingeſchüchtert, daß ſie zwiſchen unſere Füße und zwiſchen

die Gepäcksballen gekrochen waren, und die meisten ließen in ihren Zügen eine derartige Angst erkennen, daß selbst die verrätherischen Matoka darob laut lachen mußten. In diesem kritischen Momente fielen meine Blicke zufällig auf die nahen Blechcassetten, welche unsere Patronen enthielten, und die sich eben einige der dreisten Maschukulumbejungen zum Sitze ausgewählt hatten. »Sieh!« rief ich, wie von einem momentanen Einfalle durchdrungen, dem unweit von mir stehenden Führer der Matokaträger zu; »Sieh, Häuptling, diese Buben sitzen auf dem Pulver unserer Gewehre.« Der Angesprochene, der soeben über die Köpfe der Umstehenden eine glimmende Tabakspfeife herüberzulangen suchte, ließ bei meinen Worten die Pfeife fallen und brüllte, daß die Muschemani auf dem Feuer der Gewehre des weißen Mannes sitzen; zugleich suchte er, wild um sich schlagend, aus dem dichten Kreise zu entkommen. Wohl begriffen die Maschukulumbe noch nicht, was der Mann gemeint hätte, allein daß er und sie in Gefahr wären, das leuchtete ihnen wohl ein, sie stoben auseinander und von da an bis zum Reste des Tages kamen sie uns und den Packeten nicht mehr zu nahe.

Endlich kam der Häuptling mit seiner Frau und wiederholte die Erlaubniß, mein Lager aufschlagen zu dürfen. Ich hatte nur zwei Dinge im Auge zu behalten. Erstens mein Eigenthum sehr genau zu überwachen und zweitens rasch das Nöthigste einzukaufen. Beides gelang.

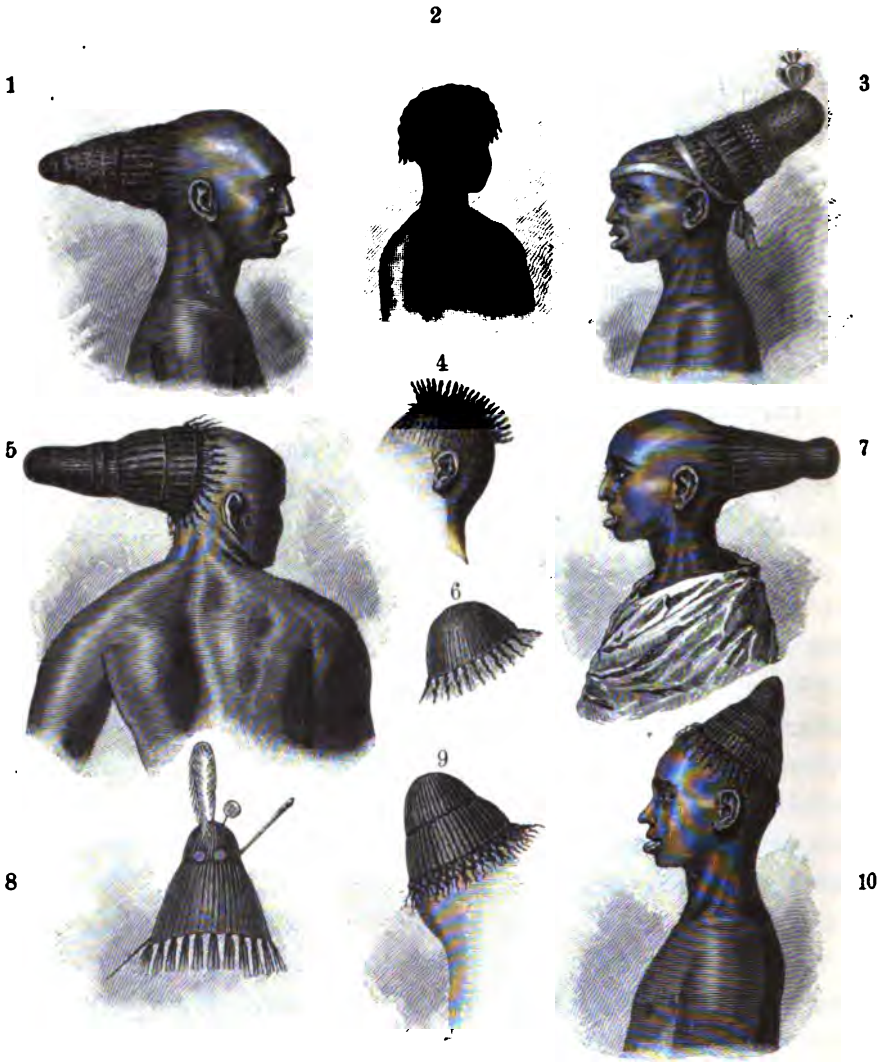
Meine Schwarzen machte diesesmal mehr das Gefühl der Furcht, als ihre große Wachsamkeit so folgsam, als ich ihnen befahl, sitzen zu bleiben und die aus den Gepäckstücken einstweilen errichtete Lagerwand zu bewachen. Ich kaufte billig für Glasperlen, gelbe und lavendelblaue, Heu für unser Lager, sowie einige Pfähle zur Stütze der Lagerwand. — Die Maschukulumbe rissen einfach die Pfähle aus ihrer Hofhürde und schleppten sie lachend heran; »morgen oder übermorgen gehen die Fremden wohl weg, dann haben wir das Holz wieder«. Doch ich ließ einige Pfähle auch zu Brennholz verkleinern, wogegen die Verkäuferinnen, zwei grundhäßliche Frauen mit Glatzen sofort, freilich vergeblich, protestirten. Wir tauschten auch Milch und getrocknetes Fleisch für die Matokaträger ein. Der Herr Häuptling brachte Bier zum Geschenke, wofür er Glasperlen,

eine Sitsiba und seine Frau ein großes und ein kleineres Tuch als Gegengeschenk erhielt. Zuletzt brachte man uns noch zwei Becher Mehl, das sie zwischen Steinen zerrieben, nicht aber wie die Matoka und die Betschuana in hölzernen Stampfblöcken zerstoßen; wir kauften es nicht, es war uns zu — theuer. Im Allgemeinen fand ich, daß die Maschukulumbe, obwohl sie, wie wir bestätigt fanden, keine starken Butschualatrinker sind, doch nicht so viel Getreide anbauen, als sie bedürfen, und das meiste von den Matoka und Mankoja gegen Letschwefelle und Rinder eintauschen.

Als sich am Abend die Menge verzog — die Maschukulumbe suchen sehr zeitlich ihr Lager auf und so auch der Fürst mit seiner Frau, beide mit zahlreichen Elfenbeinbracelets und einigen Impandes geschmückt, von dannen begaben, athmeten wir endlich frei auf. Das Getöse und Geheul, das Bedrängen durch so viele Stunden hindurch hatte uns so überaus ermüdet, daß wir uns einer nach dem andern auf den Boden warfen, während Oswald mit den Dienern das Nachtmal, sowie unsere und die eigenen Lagerstellen aus dem erkauften Riesengrase herzurichten begannen. Nach wenigen Minuten waren wir schon eingeschlummert, um dann nach dem Abendimbisse abwechselnd, von zwei Schwarzen unterstützt, die Nachtwache übernehmen zu können. Wir befestigten die Esel, von denen der eine krank am Boden lag und sich nicht zu erheben vermochte, an die Mimosenbäume zwischen uns und dem Lager der Diener, um sie gegen Raubthiere schützen zu können. Als alles in Ordnung war, lagerten wir uns alle um das hellodernde Feuer, bis auf die Wachen, die außerhalb des Feuerscheines im Dunkeln saßen, um wohl ausspähen zu können. Der Lärm im Dorfe der Frühschläfer verstummte bald. Es war eine schöne, ruhige Nacht; nur in unser Gemüth zog die Ruhe nicht ein, jedes Geräusch regte uns auf. Deutlich hörte man in der Stille das Knistern der Lagerfeuer unserer Träger und dann und wann das Blöken der durch die ungewohnten Nachtfeuer herüberblickenden Rinder, das Geheul eines Hyänenpaares und das Gewieher eines Zebra; deutlich sahen wir auf der Lichtung vor uns Gazellen und eine Antilope von der Größe des Rietbockes grasend streifen. Sie mochten sich wohl hier in des Menschen Nähe vor dem Raubgethier am sichersten fühlen; sie sind es wohl auch, aber nur so lange, bis die

Civiliſation auch in dieſe Gebiete ihren Einzug halten und dem Eingebornen die Feuerwaffe in die Hand drücken wird.

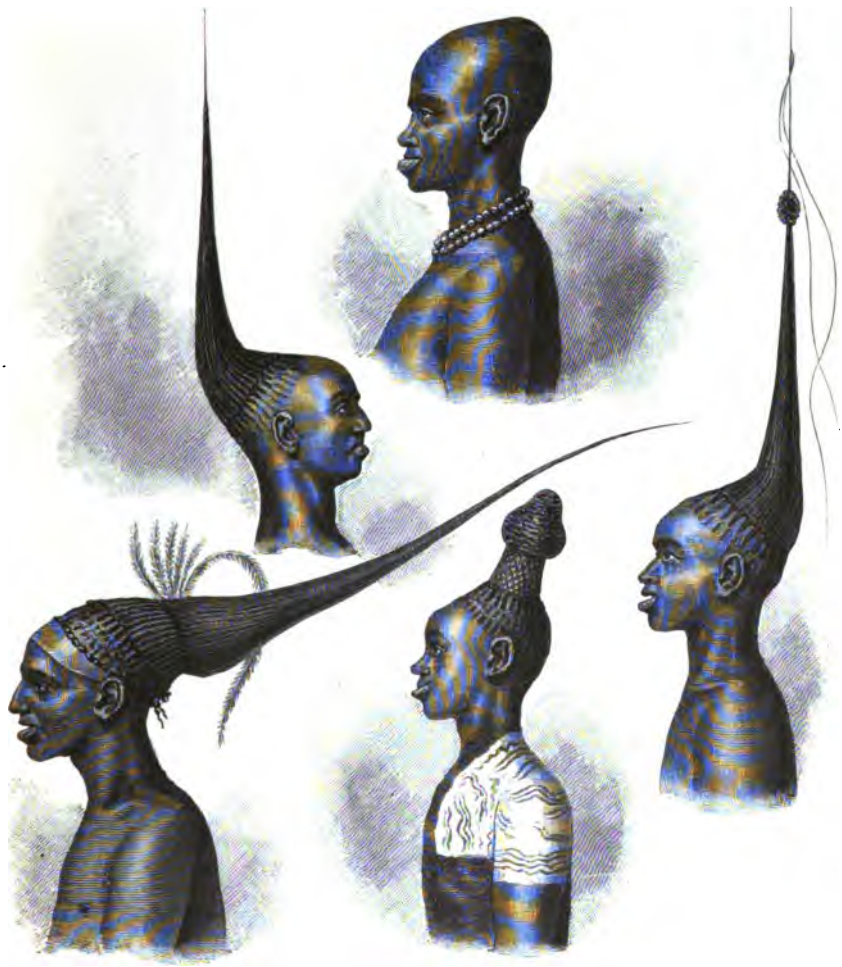
Am folgenden Morgen hatten wir Gelegenheit, die Maſchukulumbe bei ihrer Friſeurarbeit und zwar in allen Stadien zu beobachten. — Wir ſahen einige Dandies (ſiehe die Zeichnungen) mit fertigen Rieſenchignons herumſtolzieren, während andere erſt begannen oder halbfertig waren. Die beifolgenden Zeichnungen werden beſſer, als wie es einige Worte vermögen, die Beſchaffenheit und die Form dieſes Maſchukulumbe-Chignons erklären. Ich ſuchte, die Conterfeis der Schwarzen wiederzugeben, was mir auch gelang, und als bei Galulonga ſämmtliche Bildniſſe derſelben bis auf eine Tafel aus der Schreib-Zeichnenmappe zugleich mit meinen Längenbeſtimmungen der Nord-Zambeſitour herausgeriſſen und verloren gingen, ſuchte ich Monate ſpäter die berüchtigtſten unſerer Feinde aus dem Gedächtniſſe mit dem Stift zu reproduciren. Ich entwarf eine Skizze und rief die noch in meinem Dienſte ſtehenden ſechs Schwarzen, welche uns zu den Maſchukulumbe begleitet hatten, einen nach dem andern heran und ließ nur dann eine Zeichnung gelten, als bis alle und einzeln den Betreffenden ſofort erkannten, ihn bei ſeinem Namen riefen! Da ich bei alten Leuten große Chignons nicht vorfand, ſo ſcheint es, wie wenn die Rieſenfriſuren erſt ſeit etwa zwanzig Jahren aufgekommen wären. Das Haar, dabei mit einem ſchwarzen Metallpulver und einem Fettſtoff glänzend eingeſchmiert, ſcheint Ungeziefer nicht zu halten. Einen überaus komiſchen Eindruck macht der Anblick ſolcher Großchignone; ſolche Menſchen müſſen dann den Kopf ſo ſteif tragen, daß die gerade emporſtrebenden Chignons förmlich wie der lange Hals der Giraffe auf ihrem kurzen Körper erſcheint. Die Schwere am Hinterkopfe bringt bald die Schläfenmuskeln zu einer derartigen Hypertrophie, daß ſie zugleich mit den äußeren Hals- und Nackenmuskeln als ſtarke Stränge ſichtbar werden. — Nach einigen Jahren und je nach Individualität beginnen zuerſt die Schläfenmuskeln zu erſchlaffen, werden atrophiſch und der Zopfſpieß geſtaltet ſich zu einem Zopfſchwanze, der mehr weniger nach hinten baumelt und durch das Ziehen an den Hautfalten der Stirne, des Vorderkopfes und der Schläfen dem Träger eine raſche Bewegung nahezu, einen Lauf vollkommen unmöglich



Maſchukulumbeköpfe, Tafel I.

Fig. 1, 5, 7, Chignons dreier Häuptlinge, mit denen wir verkehrten.
» 2, Knabe im frühen Alter mit nicht raſirtem Wollhaare.
» 4, Knabe mit bis zur normal raſirten Chignonſtelle aufwärts gekrümmtem Wollhaare.
» 6, 9, Arme Jünglinge und Sclaven, die nur kleine Chignons erſchwingen und tragen können.
» 3, 8, 10, Träger gewöhnlicher Chignons.

1



3 4

5 2

Maſchukulumbeköpfe, Tafel II.

Fig. 1. Glattraſirte Maſchukulumbefrau.
» 2. Rieſenchignon im Bau, bis zu ein Drittel vollendet.
» 3. » » » » » zwei » »
» 4. » in ſeiner Vollendung.
» 5. » nach der Glanzperiode.

macht. Welch eine liebliche Mode, Männer tragen Chignons bis zu 110 Centimeter Länge, Frauen erscheinen glatt rasirt, wird so manche Leserin sagen. Ja, dieses Glattrasirtsein hat seine Gründe; es ist der Beweis weiblicher Opferfähigkeit. Das Mädchen, das sich der Mann erkaufte, wobei unter freien Maschukulumbe die Frau auch mitsprechen kann, ob sie Diesen oder Jenen mag oder nicht, hat, nachdem sie Frau geworden, das Wollhaar ihrem Herrn zu spenden. — Unsere Schönen schenken dem Auserwählten eine, die Maschukulumbe-Schönen aber alle Haarlocken, jedoch sie genügen ihm nicht. Er rasirt auch seine Sclaven und Jene, die er im Kampfe erschlagen, auch kauft er Haare von den umwohnenden Stämmen und bestellt dann den Ortsfriseur, der ihm — je nach Belieben — einen faustgroßen oder den etagenförmigen, oder gar den Riesenchignon machen muß. Solch ein Riesenchignon kommt, Alles in Allem gerechnet, loco auf einen tüchtigen Ochsen zu stehen, den wir Europäer mit 9—10 Meter Kattun bezahlen mußten. Die Anfertigung eines solchen Chignons ist ein Kunststück, welches Wochen, selbst Monate in Anspruch nimmt. Wir können einen solchen Chignon würdigen, denn wir hatten Gelegenheit, einen Maschukulumbe-Friseur »bei der Arbeit« zu sehen. Sein »Opfer« war ein etwa dreißigjähriger — wie alle — nackter Dandy, der in halbliegender Stellung mit dem Unterkörper auf einem Letschwefell lag und mit dem Oberkörper sich auf den Schoß des Friseurs derartig stützte, daß sein Kopf auf dessen rechtem Knie ruhte. Der betreffende Dandychignon war zum Drittel der bestimmten Meterhöhe gediehen. In der Rechten des Friseurs ruhte eine 20 Centimeter lange starke Nadel, unseren Tapezierernadeln nicht unähnlich; sie führte einen starken, aus Bastfasern gearbeiteten, langen, wohl gedrehten Faden, der nun abwechselnd zwischen je zwei, zuerst mit ihm angezerrten Wollstümpfchen endete, indem er sich in dem unteren Stufenring verfing; wurde ein Wollstümpfchen zu kurz, so spielte die Linke Reservearbeitswolle an die betreffende Stelle und bald war das neue Haarwollstümpfchen fest mit dem Haarbau verbunden; so läuft förmlich spiralförmig der beim Beginne des Haarbaues zu dem Originalhaar befestigte Bastfaden vom Kopfe bis in die dünne und feine Chignonspitze aus, dem Baue einen gewissen Grad

Maſchukulumbeköpfe, Tafel III.

Fig. 1 und 3. Arme Jünglinge und Sclaven, welche nur kleine Chignons erſchwingen können.

Fig. 2, 4, 5, 6, 7 und 8. Träger gewöhnlicher Chignons.

von Festigkeit verleihend. Der Faden wird mit der schon erwähnten Haarglanzschmiere überstrichen, so daß man beim bloßen Betrachten alles das für echtes Haar hält. — Das Zusammenflechten und Verweben von Haar und Faden wird mit einer solchen Kraft geführt, daß die Structur fein erscheint, sehr fest, ohne dabei auffallend schwer zu sein. Um aber dieses Kunststück zu Stande zu bringen, da doch das Corpus delicti, d. h. der eitle Mann, nicht in einem Schraubstock eingeklemmt ist, sieht sich der schwarze Friseur gezwungen, seine Flecht- und Webarbeit mit mit solcher Force auszuführen, daß bei jedem Anziehen nicht blos der Kopf, sondern zuweilen auch der Körper aufzuckt, und die Procedur für den Eitlen eine sehr schmerzhafte, für den Friseur eine sehr ermüdende sein muß. Aber geduldig harren Beide aus, wenn es auch oft Wochen, ja Monate, dauert, bis der Riesenchignon fertig wird, woran der große Schmerz sowohl als die Schwierigkeit — hinreichendes Wollhaar rechtzeitig zu erwerben — wohl schuld sein dürften. Der Dulder sieht in der Vollendung seines Chignons seines Körpers »Höchstes«, weiter geht seine persönliche Eitelkeit nicht, so wie für ihn der Inbegriff von Glücksgütern sich in einer zahlreichen Rinderheerde verkörpert! Chignon und Rinderheerden bilden bei den gemeinen Maschukulumbe, Chignon, Rinderheerden und Menschenschädel machen bei den Maschukulumbe-Häuptlingen das höchste Erdenglück aus; darnach kommt wohl die Pfeife. Frauen, Kriegsspiel und Jagd sind schon Nebensachen; der Genuß geistiger Getränke, denen sonst andere Banthustämme so sehr ergeben sind, spielt gar keine Rolle.

Die auf Seite 208, 209 und 211 gegebenen Skizzen mögen zur Veranschaulichung dieser merkwürdigen Chignongebilde dienen.

Durch das Rasiren der Kopfhaare erscheinen die Maschukulumbe-Frauen um so häßlicher, als die wenigsten von ihnen angenehme Gesichtszüge besitzen. Man sagte mir unter den Matoka, daß Maschukulumbe-Männer, wenn Heerdenbesitzer, in der Regel je acht Frauen halten. Dies mochte in früheren Jahren gewesen sein; ich fand in einer Häuslichkeit je eine, bei einigen Häuptlingen auch zwei Frauen vor. Die Reibungen und Eifersüchteleien zwischen den kleinen Maschukulumbefürsten unter einander führen oft zu Kämpfen und dann sucht der eine Stamm womöglich

durch scheinbare Angriffe auf einzelne Viehposten die Aufmerksamkeit von dem Hauptgehöfte abzulenken, um dieses plötzlich zu überfallen und darin die Frauen zu tödten, damit der feindliche Stamm schwach bleibe und nicht leicht durch natürlichen Zuwachs erstarken möge. Man pflegte bei solchen Fällen gewöhnlich die Weiber und Kinder in den Wäldern zu verstecken, so daß es dem Angreifer nicht immer leicht wird, die Frauen zu tödten. In Gegenden, wo solche Raubzüge zu häufig vorkamen, sind die einzelnen Zweigstämme darauf angewiesen, Frauen von den umwohnenden Stämmen zu erwerben. Die Preise sind sehr verschieden; am Zambesi kostet eine Frau eine Kuh, doch auch ein Canoe, ja manchmal nur eine Wolldecke; am Luenge 14 Hauen, also mehr. Die Maschukulumbe suchen selbst oft die Gehöfte der einzelnen Nachbarvölker auf, um Frauen anzukaufen, wo sie denn schon häufig welche »vorräthig« vorfinden; oder sie werden mit der kostbaren Waare von den Nachbarstämmen aufgesucht, doch dann nur im Grenzorte, da sich alle Nachbarn fürchten, in das Innere des Landes vorzudringen. — Diese Frauenverkäufer bieten aber nie ihre schönsten und kräftigsten Frauen zum Tausche an, es ist nur das Häßlichste, was den Maschukulumbe zufällt, und so finden wir Maschukulumbefrauen vor, die namentlich an Häßlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Dazu kommt noch, daß diese Weiber *nie* rosiger Laune sind, da sie es als das größte Unglück und eine Schmach ansehen, eben an die wilden Maschukulumbe als Frauen verkauft zu werden. Diese Nachbarstämme, welche mit den Maschukulumbe verkehren und ihnen Frauen ablassen, geben ihnen aber nicht die Töchter ihres Stammes, sie kaufen selbst Frauen zumeist von südlichen Stämmen, so von den Matoka und Makalaka, und nehmen dieselben in die Zahl ihrer Frauen auf. — Bietet sich ihnen Gelegenheit dar, ein gutes Tauschgeschäft abzuschließen, so stoßen sie jene ab, die ihnen nicht behagen, so daß mit Ausnahme vielleicht einer Lieblingsfrau oder bei Häuptlingen eine jede Frau von ihrem Ehegespons verkauft werden kann. Eine Ausnahme in allen Fällen bilden Frauen, welche als Töchter von Häuptlingen und freien Männern des Stammes (unter Matoka nur freie Matoka, unter Mankoja und Mabunda nur freie Mabunda und Mankoja) einem freien Manne angetraut werden. Bei Wankes Makalaka

gilt dies nicht immer, da auch solche Frauen zuweilen als Tauschartikel weggegeben werden.

Unter den Nord-Zambesistämmen genießen die Marutsefrauen die meiste Achtung unter den Ihren, nächst ihnen die freien Maschukulumbe-Frauen, d. h. Kinder von einem Rinder besitzenden Maschukulumbe und einer echten Maschukulumbe-Mutter oder einer zur Lieblingsfrau erkorenen Sclavin geboren. Wir sahen nur einmal drei wirklich hübsche Maschukulumbe-Mädchen; an diesen bewahrheitete sich der Satz: »Die Schönheit ist die größte Göttergabe für das Weib«, auch ins Schwarze übersetzt. Diese drei Mädchen waren echte Satanellas, denen die Männer förmlich nachliefen, die den Männern »befahlen«, und von denen man uns sagte, daß sie nicht »Männer haben«, d. h. heiraten wollen; der Vater konnte also über sie nicht, wie unter den Matoka, ad libitum disponiren!

Noch in der Morgenkühle des 18. Juli machten wir uns auf, um den Marsch fortzusetzen, und verließen die erste Niederlassung der Maschukulumbe. Dieser Marsch war 17 Kilometer lang und führte in West bei nördlicher Richtung nach einem Weiher, von den Maschukulumbe Moka-Ruange genannt, der schon zum Besitze des nächstnördlichen Fürsten gehörte. Im dritten Kilometer überschritten wir den Ki-Monjekofluß, im vierten und fünften zwei Nebenspruits desselben (Ki-Bukura die eine). Der Monjeko nimmt eine nördliche und nordöstliche Richtung an, um sich in den Luenge zu ergießen. Das Land war zwar eben, aber bis zum vierzehnten Kilometer hochbegrast, und das Durchqueren dieser Thalebene eine der schwierigsten Touren im Luengegebiete.

Der Pfad wand sich ununterbrochen, wir konnten auf drei Meter kaum in das Grasdickicht hineinspähen, so daß wir ohne jeden Ausblick zwischen diesen hohen Graswänden fortgingen. Das war nicht blos unangenehm, sondern sogar sehr gefährlich, denn der Ort wimmelte von Büffelheerden und den sie stets begleitenden Löwen. Nirgends sah ich selbst die Matokaträger mit solcher Furcht und Scheu vorwärtsgehen als hier. Die Leute, die sonst den wilden Thieren gegenüber sehr viel Muth zeigen, waren diesmal schon nach den ersten Kilometern förmlich in Schweiß gebadet. Ueber die Abenteuer dieses Marsches erlaube ich mir nur Einiges

zu berichten. Einige Schritte hinter dem Dorfe erblickte ich eine Kabondagazelle, eine an Größe und Farbe der Steinbockgazelle nicht unähnliche, doch etwas größere und zumeist in kleinen Rudeln lebende Wildart. Sie ist durch einen schwarzen Schwanz ausgezeichnet, der schon von weitem von dem schönen, röthlichgelben Felle des Thieres absticht, so daß manche Stämme dafür den Namen Schwarzschwanzbock im Gebrauche haben. Ich feuerte auf eine Entfernung von 150 Metern, ich hörte auch meine kleine Wincheſterkugel »klappen« und doch sprang das Thier zur Seite und war bald darauf meinen Blicken in dem nahen hohen Grase entschwunden. — Wir folgten dem nach Norden und parallel zum Flusse führenden Fußpfade weiter, bis wir einige Minuten später Rufe uns nacheilender Menschen hörten und stehen blieben, um sie zu erwarten. Es waren die mir von Mo-Panza mitgegebenen Führer, welche die Botschaft brachten, daß wir nicht den richtigen Weg eingeschlagen hätten, vielmehr den Fluß durchqueren müßten, um nach dem nächsten Fürstensitze zu kommen. Als wir so nach links abbogen und zum Flusse schritten, hörten wir in dem Riesengrase zur Seite den kleinen Hund Sydamojo heftig bellen und einer der Führer verließ uns sofort, um, wie er meinte, nachzusehen; das Bellen des Hundes wäre ihm gar zu verdächtig, der Hund müsse ein Wild getroffen, es gestellt haben oder von einem Raubthiere aus einem Busch getrieben worden sein. Wir warteten natürlich, um, wenn nöthig, mit den Waffen zur Hand zu sein, doch dies war nicht nöthig; der Mann kam bald wieder und trug eine Kabondagazelle, es war mein Thier, das, auf's Blatt geschossen, sich doch noch seitwärts zu flüchten vermocht hatte, etwa fünfzig Schritte von der Stelle, wo es verwundet wurde gefallen und von dem Hündchen, das hinten zurückgeblieben, gefunden worden war. Mich freute dieser Erfolg gar sehr, denn es war das erste Thier dieser Art, das ich der Sammlung erwarb. Ich ließ es sofort abziehen, dann erst setzten wir unseren Weg fort. Wir überschritten den Monjeko an einer Stelle, die durch viele hineingeworfene Schilfrohrbündeln seicht gemacht und gedämmt worden war.

Man hatte diese originelle Brücke nicht blos gebaut, um einen Pfad zu haben und um sich vor den Krokodilen zu schützen, sondern auch, um

fiſchen zu können. Man ließ in der Dämmung zwei enge Durchgänge offen und legte an ihre Mündungen aus Schilfrohr gearbeitete, einfache Fiſchreuſen, welche ganz guten Ertrag abgaben. Während ſich die Marutſe ſehr gut gearbeiteter, großer Schleppnetze, größerer und beſſerer Körbe zum Fiſchfange bedienen und ſich auch — gleich allen den am centralen Zambeſi wohnenden Stämmen — ſehr trefflich auf das Spießen der Fiſche mit eigens und in der That kunſtvoll gearbeiteten Speeren verſtehen, ſind die Maſchukulumbe, wie in den meiſten Arbeiten, auch in dieſer Beſchäftigung weit

Auf der Gnujagd.

zurück. Ihre Arbeitsſcheu, die Urſache ihrer Inferiorität, geht ſo weit, daß ſie ihre Fiſchreuſen von den nördlichen Mankoja kaufen, obwohl ihre Gebiete Unmaſſen des trefflichſten Schilfrohres und zahlreiche biegſame Gebüſche, alſo das Material zur Verfertigung von Reuſen, liefern.

Auf dem weiteren Marſche, als wir das vorerwähnte gefährliche Rieſengras paſſirten, wo wir, wie immer bei ſolch einem »Vergnügungszug«, die Carabiner actionsbereit im Arme führten, überſchritten wir auf dem engen Steige zahlreiche, querüberlaufende breite Pfade. Es waren dieſes zur Tränke führende Wege verſchiedenen Wildes, namentlich der großen Elandantilopenheerden, der zahlreichen Gnu-, Zebra- und Büffeltrupps, welche einmal, auch zuweilen zweimal am Tage das Monjekoflüßchen aufſuchen, um ihren Durſt

zu ſtillen, die letzteren Thiere auch, um ſich zu baden und im Schlamme zu wälzen. An jedem der größeren Pfade hielten wir einen Moment ſtille, um zu horchen, ob nicht vielleicht eine Büffelheerde im Anzuge ſei, in welchem Falle wir raſch zurückgetreten wären und die gefährlichen Wanderer hätten vorbeidefiliren laſſen. Etwa in der Mitte des Marſches kamen wir auf eine abgebrannte Wieſenſtelle, von zahlreichen gruppenförmig zerſtreuten Bäumen beſtanden. Wir waren kaum auf ſie hinausgetreten, als der vorausgehende Boy auf eine hohe und dichte Staubwolke etwa 600 Meter zur Linken aufmerkſam machte. Wir konnten anfangs nichts ſehen, doch bald drängte der Wind den Staub etwas zur Seite und wir erblickten eine herangaloppirende Büffelheerde. Bei unſerem Anblicke hielt ſie an, ſchwenkte plötzlich um, und obwohl wir über dieſe ſeltene Feigheit überraſcht, die Truppe nun ſelbſt zu verfolgen begannen, ſo war, es doch nicht möglich, einen guten Schuß anzubringen. Ich kam, da ich nicht lange nachlaufen wollte, allein zurück, bedeutete den Trägern, unter der Führerſchaft meiner Frau, Leeb's und Mapani's weiter zu gehen; ich ſelbſt verließ ſie und ſchweifte weſtlich ab, um ein größeres Stück Wild zu erlegen, und den Humor meiner Matokaträgern noch mit einer ausgiebigen Fleiſchſuppe zu heben. Und dies glückte mir auch. Von weitem ſchon erſah ich nahe an einem großen Termitenhügel, über einem Binſenweiher, der ihn umſäumte, ein geſtreiftes Gnu ſtehen.

Verwundeter Gnuſtier.

Ich ſchlich mich, den Hügel zur Deckung benützend, durch das Waſſer heran, erſtieg den Hügel und feuerte. — Die Kugel zerſchmetterte den rechten Hinterſchenkel, und das Thier, nachdem es ſich zweimal raſch im Kreiſe herumgedreht, begann zu rennen. 500 Meter weiter ab holte

ich es ein und tödtete es auf 60 Meter mit einem Stirnſchuß. Es war ein wohl aus der Heerde ausgeſtoßener, einzeln lebender, alter Stier, und ich bedauere heute noch, daß ich ihn nicht abgehäutet und durch die Matokaträger, ſo lange ich ſie noch zur Verfügung hatte, nach dem Zambeſi zurückgeſendet habe. Wir ſahen übrigens an dieſem Tage noch viel Wild, bevor wir die letzten Kilometer an dem Waldabhange zur Linken weitermarſchirend, unſere Nachtlagerſtelle an dem ſchon genannten Weiher erreicht hatten. Daß meine Träger das Wildfleiſch laut begrüßten, wird mein lieber Leſer wohl begreifen; allein uns war noch ein Stück Wild beſchieden, und zwar ein Elandantilopenſtier, den Boy am ſelben Tage in der Nähe unſeres Nachtlagerplatzes erlegte. Wir machten von dieſem Wilde den ausgiebigſten Gebrauch, da es dem zähen Fleiſche des geſtreiften Gnu weitaus vorzuziehen iſt; zunächſt aßen wir ſofort tüchtig davon, um es aber auch als Beltong zu verwenden, entſchloß ich mich, noch einen Tag länger zu bleiben, und einige Maſchukulumbe dann zum Transport des in lange Stränge geſchnittenen und von den Knochen losgelöſten Fleiſches zu verwenden. Von einem nahen Dorfe kamen am 19. mehrere Maſchukulumbefamilien heran und wir kauften von ihnen Mais, ſowie in Scheiben geſchnittene, getrocknete Süßkartoffeln, welche wir mit Gnu- und Elandfleiſch zahlten. Auf meine Frage, wie ſie jagen, antworteten ſie, daß ſie unweit der gewohnten Tränkeſtellen des Wildes, neben den Pfaden, Fallgruben anlegen, und auf dieſe Weiſe, z. B. vor zehn Tagen, zwei Büffel an einem Tage erbeutet und in den Gruben geſpießt hätten. Dieſe Maſchukulumbe ſchüchterten die Matokaträger mit irgendwelchen Berichten ſo ſehr ein, daß die Führer zu mir kamen und erklärten, nicht mehr weiter zu gehen, unſere Sachen nicht tragen zu wollen! — »Ihr laßt uns doch nicht hier in der Wildniß liegen? Ich glaube nicht, daß das nahe Dorf hinreichende Träger beſitzt. Ihr verſprachet und habt Euch verdungen, uns bis an den Luenge zu bringen. Wohl weiß ich es ſchon, daß Ihr uns einen Umweg geführt habt und nicht die kürzeſten Pfade. Es iſt nur Euere Schuld, daß wir noch nicht am Luenge ſind.«

»Nein, wir wollen nicht weiter tragen, da uns ſchon die Leute in M'Beza mit dem Erſchlagen drohten, weil ſie auch tragen wollten, um

ſich etwas zu verdienen. Nur die Furcht vor unſerem mächtigen Könige hat dieſe Menſchen zurückgehalten, uns Aergeres anzuthun. Hätten ſie Euch die Sachen getragen, ſie hätten Euch wohl in dem hohen Graſe am heutigen Marſche irregeführt und Euch dann erſchlagen. Hatten ſie uns doch auch nicht die richtigen Pfade gewieſen, ſie ſchickten uns den irrigen Weg, den Du anfangs gegangen, bis uns ein fremder Maſchukulumbe, der von dem neuen Häuptlinge im Oſten kommt, dem Kinde des eben verſtorbenen Königs Ki (Si) Namandſchoroſchula, der den Zweigſtamm der Maſchukulumbe »Wuenga« beherrſcht, heimlich über den richtigen Pfad nach Koboramanda und weiterhin gegen Kaſenga belehrte; darum riefen wir dich auch zurück und brachten Dich an dieſen Pfad. Jetzt aber können wir nicht weiter gehen, nein! da wir ſicher erſchlagen würden und nur deshalb, damit die Maſchukulumbe in den Beſitz unſerer von Dir zu gebenden Bezahlung gelangen.« — »Verſtecket die Sitſibas in einem leeren Trinkgefäße, und ſo werden die nichts ſehen, werden ſich denken, Ihr ſeid ſchon daheim von mir bezahlt worden . . .«. — »Nein, wir wollen keinen Schritt weiter thun!« — »Iſt das Euere Dankbarkeit, daß ich Euch gute Nahrung verſchaffte und auch von den Maſchukulumbe für Euch Mokandabier gekauft habe?« — »Nein, wir gehen nicht.« — »Nun gut, dann müſſet Ihr gehen. Ich und die Meinen finden unſeren Weg nach Kaboramanda. Ihr ſeid nicht die erſten widerſpenſtigen Träger, das habt Ihr wohl ſchon gehört, das haben auch Sakaſipa's, Moëba's Leute gethan; auch die wollten nicht weiter, allein Ihr ſeid auch nicht die erſten, die ich, wie jene, mit meinem Malemo zwingen werde, mir doch die Sachen nachzubringen. Ich gehe Kamuso gasutzana (morgen frühzeitig) von dannen, und Ihr kommt ſchon nach; warum ſollte ich mich unter Euch um meine Sachen fürchten? Ihr wiſſet wohl, daß ich ein Njaka (Medicinmann) bin.«

Dieſe Weigerung meiner Träger übte auch ihren Einfluß auf meine ſchwarzen Diener; ich gewann den Eindruck, daß es bei ihnen nicht mehr viel bedurfte, um ſie zum Durchbrennen zu bringen. Noch nie zuvor ſah ich meine Diener, die ſich ſonſt mit den Trägern nicht viel abzugeben pflegten, ja ihnen oft Oppoſition machten und uns ſo getreulich bei der Ueberwachung der Truppe halfen, ſo viel im Geheimen mit Trägern

flüstern und wispeln als in den letzten Tagen mit dieser Matokahorde! — Eine Verständigung kam nicht zu Stande, und so brach ich am 20. Juli zeitlich auf, d. h. nur ich, meine Frau und meine Reisebegleiter; Oswald wollte mit Fekete zurückbleiben; ich ließ es nicht zu. Jetzt galt es Alles auf eine Karte setzen; zu sehr war bei diesen Matoka mein Ansehen als Arzt — hierzulande Zauberer — eingebürgert, als daß ich fürchten mußte, daß man mir meine Packete nicht nachbringen werde. War ich doch davon überzeugt, daß, wenn nicht diese Scheu und Furcht wäre, wir schon mehrmals von den Matoka wären erschlagen worden. Solange ich die Matoka also als Träger im Maschukulumbelande benützen konnte, so lange mußte ich zähe an meinem Prestige halten, denn nach Allem, was ich schon nach dem Besuche des ersten Fürstensitzes sah, hatten wir von den Maschukulumbe nichts Gutes zu erwarten, ja ich mußte fürchten, daß mir das Werben der Träger und sie selbst noch größere Schwierigkeiten als unter den Matoka bereiten würden; und doch hatten wir schon dort so viel leiden müssen und waren nahe daran, unsere Expedition am Trägermangel scheitern zu sehen.

Der nahezu vierzehn Kilometer lange Weg zum Gehöfte des nächsten Maschukulumbefürsten Kaboramanda nahm eine nordnordwestliche Richtung und gestaltete sich durch seine Vegetation zu einer äußerst interessanten Partie. Im zweiten Kilometer kamen wir an einen mit Binsen reich umwachsenen Sumpfweiher und durchschritten die zu dem Dorfe Motande gehörigen Felder. Diese lagen auf einer kaum 4 Meter hohen, bewaldeten Laterit-Bodenerhebung, die nach Norden in einen Kessel abfiel, der seinen Abfluß gegen den Monjeko zu findet. Dieser Kessel, sowie die tiefer liegende Ebene am Nordabhange des Hügels ist ein einziger Palmenwald von 18 Kilometer Durchmesser, in dessen Mitte Kaboramanda, in wahrhaft beneidenswerther Lage — selbst für ein Feenschloß — liegt. Doch auch diese bezaubernd schöne Landschaft hat ihre Schattenseite. Zur Zeit des Hochwassers ragen nur die kleineren und größeren Termitenhügel mit ihren Palmen inselförmig über die lange hindurch seenartig stagnirende Fluth empor! Der Wald ist sehr wildreich, da sich die Antilopen, Zebras, Gnus und Büffel hier auf den niedrig begrasten, sonst offenen Flächen viel

ſicherer fühlen als im Rieſengraſe. Allein auch hier faßt der Löwe oft Poſto und lauert unter dem Winde hinter Termitenhügeln oder Palmengebüſchen ſtundenlang, bis das graſende Wild in ſeine nächſte Nähe gekommen. Wir hatten kaum Motande und ſeine Felder und die eigenthümlichen, mit Cement ſtark überſchmierten und rohen Zeichnungen verzierten etwa 30 Metercentner faſſenden Kornbehälter (vide Zeichnung) verlaſſen, als mein Matokaführer an mich herangelaufen kam und mich mit der angenehmen Nachricht überraſchte, daß er nicht wiſſe, welchen

Rieſige Korngefäße der Maſchukulumbe.

Pfad man wählen müſſe; die Dorfbewohner weigern ſich, ihm den Kaboramanda-Pfad zu zeigen. — »Du lügſt, mein Junge, Du kennſt ihn und willſt ihn nur nicht finden. Ich gehe allein und werde ihn ſchon finden.« »Gut, wir aber gehen nicht weiter,« gab er zur Antwort, »wir müſſen heute hier ſchlafen, denn meine Leute haben ſich geſtern und heute Nacht ſo »dick« vollgegeſſen, daß ſie eben nicht mehr von der Stelle können!« Das war alſo der Grund. Nun zum Theile mochte es ſeine Richtigkeit haben, denn die Leute hatten die ganze Nacht vorher an dem erlegten Gnu und Elandthiere in einer uns Ekel erregenden Weiſe »gefreſſen«. Ja ſelbſt die nur halb geröſteten Eingeweide würgten ſie hinab. Dieſe Schwarzen ſind auch in dieſer Beziehung halbe Thiere. Wenn ſie ſich ſelbſt verproviantiren

müſſen, hungern ſie; wenn ich ihnen Fleiſch gab, waren ſie gierig wie die Geier. Um noch mehr genießen zu können ſchrien, ſprangen, lärmten, geſticulirten und prügelten ſie ſich ſelbſt. Als wir uns am Morgen von unſeren primitiven Lagern erhoben, da ſaß der »Vielfraß-Menſch« noch immer beim Topfe und zwängte noch immer ein. Der ſonſt eingefallene, förmlich hängende Bauch war rieſig aufgedunſen, tief lagen die Augen und förmlich taumelnd und von Kopfſchmerzen arg geplagt, ſuchten einige das Freie. Das iſt ſo Art der Schwarzen. In ihren eigenen Familien gehen manche mehr ſchonend mit dem Wildfleiſche um, jedoch nur manche, die Mehrzahl »frißt« ununterbrochen, ſo lange etwas da iſt. Ich kenne Fälle, wo ſich nur einige Mann über einen ganzen Büffel oder ein Gnu hergemacht und ohne etwas überzulaſſen, aufgegeſſen haben. Ich begriff daher ganz gut, daß meine Träger, nachdem ſie in einer Nacht einen Gnuſtier geborgen und noch ein Viertheil von einem Eland genoſſen, wohl nicht mehr fähig waren, mit einer Laſt auf der Schulter oder am Kopfe einen weiten Weg zu machen.

»Ich gehe,« ſagte ich endlich zu dem zurückbleibenden Häuptlinge, »Ihr müßt folgen.« Da ſich vor dem Dorfe mehrere Pfade fächerförmig ausbreiteten, wählte ich einen nach Norden führenden. Ich war etwa 700 Meter weit gegangen, da kam uns der Häuptling nachgekeucht. »Jetzt ſehe ich,« ſprach er, »daß Du doch nicht alles weißt, und daß Dein Malemo* Dir nicht gut dient, denn Du haſt einen falſchen Weg eingeſchlagen;« und der Mann lachte mir höhniſch ins Geſicht. So leid es mir that, mich geirrt und bloßgeſtellt zu haben, ſo ſuchte ich, die Situation doch noch für mich auszunützen und ſagte ſchroff, daß er ebenſo wenig den kürzeſten und directen Weg wüßte. — »Ob ich ihn nicht weiß? Ich kenne ihn wohl, bin ihn ja ſchon gegangen,« entſchlüpfte es unwillkürlich ſeinem Munde, »der Weg führt ja dort, wo das Weib geht.« Wir wandten uns ſofort nach links und beſchritten bald den bezeichneten von Weſt bei Nord führenden, richtigen Pfad. Der Mann aber blieb ſtehen und ſchaute uns nach; ärgerlich bohrte der Dumme ſeine Lanze in den Raſenboden, hatte er doch zu viel geſagt! Ich aber rief ihm zu: »Ha, ha, Kosana,

* Heilmittel, Zaubermittel, Gift.

Mona a Mo-Panza* mein Malemo hat Dir doch Deine Zunge gut gelöst und mir gesagt, wie viel Unwahres Du heute schon geredet.« Der Mann und meine schwarzen Diener, die inzwischen herangekommen waren, folgten uns nach; wir rasteten im achten Kilometer an einem der zahlreichen Tümpel, im Schatten der Palmen. Wir ruhten wohl eine volle Stunde, bevor etwa zehn Träger herangekommen waren; von den anderen war noch nichts zu sehen, und so verließen wir den Ort, um bald Kaboramanda zu erreichen.

Ich fühlte mich nach dem Eintreffen der ersten zehn Träger vollkommen beruhigt, ich wußte jetzt, daß die Uebrigen nachkommen würden. Der an diesem Tage bereiste Makuluani-Palmenwald war der schönste und herrlichste, den ich auf meinen Reisen gesehen. Wohl standen die Bäume nicht dicht, meist waren zwei bis fünf Stämme wie aus einer Wurzel aneinander emporgewachsen, aber die einzelnen Gruppen waren dann 10 bis 50 Meter von einander entfernt. Abgestorbene Blätter, noch zahlreicher die bedornten mächtigen Blattstiele, liegen seit Jahrzehnten hier herum, da die zähe Palmenfaser nur schwer vermodert. Die Bäume waren mit Früchten überladen, die Früchte hoch in der Reife begriffen. Zahlreiche Löwenspuren bewiesen, daß es diesen Raubthieren wohl ergehe, um so mehr staunte ich über die Sorglosigkeit der Kaboramandaleute, welche, zwei Mann hoch, nackt, wie immer, einer vorn, einer hinten, eine über zweitausend Köpfe zählende Rinderheerde auf die Weide trieben. »So wenige,« warf Boy, der mir zur Seite ging, in seinen holländischen Brocken ein; gewiß weil der Löwe ein fettes Eland und die fetten Zebras den fast mageren Rindern vorzieht. Kommt er, so lassen die Maschukulumbe die Heerde im Stiche und laufen davon!« — »Und warum aber treiben sie so spät auf die Weide, das geschieht ja nirgends unter euch Schwarzen?« »Ja, das hat zwei Gründe, erstens fürchten sie sich eben vor den Raubthieren, die bis nach Sonnenaufgang herumstreifen; dann aber schlafen auch die Maschukulumbe gerne so lange, bis die Sonne so hoch steht,« und der Sprecher wies auf eine circa zehn Uhr darthuende Sonnenhöhe. Wir begriffen und würdigten diese Doppelerklärung vollkommen.

* Häuptling, Mann des Mo-Panza.

Wir trafen zwei zahlreiche Zebraheerden, deren eine ſich als ſehr ſcheu erwies, was wohl darin ſeinen Grund hatte, daß ſie, am Morgen von Löwen gejagt, nun auch dem Menſchen, der ſie ſonſt hier nicht zu beläſtigen pflegt, nicht traute. Voran jagten die Hengſte, blieben jedoch zeitweilig ſtehen, ſchwenkten dann ſeitlich ab, und wiederum ſtehen bleibend, glotzten ſie uns verwundert an, während an und hinter ihnen die Heerde vorbeitrabte. Ein Sprung zur Seite und die Leitthiere ſtürmen wieder vorwärts, wiehernd und ſchnaubend und mit hochgehobenem Schweife — ſich ihrer Freiheit vollkommen bewußt!

Es gewährt einen ungemein intereſſanten und ſchönen Anblick, eine Zebratruppe von an ſechzig Thieren, über eine von dem dunklen Grün großer Maſokubäume umſäumten und von den ſchlanken breit- und prächtigkronigen Fächerpalmen überragten centralafrikaniſchen Waldlichte dahinraſen zu ſehen.

Einige Male hatte mir das gütige Geſchick ſolch ein hohes und ſeltenes Vergnügen, ſolch einen Herz und Aug' erfreuenden Anblick zuerkannt, und tief hat ſich derſelbe in mein Herz gegraben.

Geräthſchaften der Maſchukulumbe:
Baſtkorb mit Salzſtock, Reibſtein für Hirſe, Milchſchüſſel und Ruder.

XXI.

Von Kaboramanda zum Luengestrom. Die Fürstenthümer von Kaboramanda und Bosango-Kasenga.

Kaboramanda. — Der Besuch im Lager. — Interessante Römergestalten unter den Bewohnern, namentlich den Häuptlingen des Ortes. — Feindseligkeiten seiner Bewohner. — Marsch nach Bosango-Kasenga. — Verirrt. — Das Luengethal und sein Wild. — Lage Bosango-Kasengas. — Der kranke Maschukulumbe-Häuptling Siambamba. — Jonas, der Flüchtling. — Flucht von 19 Dienern. — Situation nach der Flucht. — Unterhandlungen mit dem Riesen. — Der Aufbruch von Bosango-Kasenga. — Die Ueberfahrt über den Strom. — Auf einer Insel ausgesetzt. — Die erste Rast am Nordufer des Luenge. — Das Durchqueren der Luenge-Lagunen. — Die Tragthiere in Gefahr. — Die große Lagune von Nikoba.

Gegen Mittag gelangten wir nach Kaboramanda, der größten von uns gesehenen Niederlassung im Maschukulumbelande. Es ist dort die Residenz eines Fürsten Kaboramanda, außerdem wohnen daselbst noch mehrere Häuptlinge, welche an Würde und Einfluß dem Fürsten nicht viel nachstehen, nur daß er eben als Oberhaupt anerkannt wird. — Auch in Kaboramanda verleugneten diese Schwarzen eine ihrer Eigenthümlichkeiten nicht; auch hier erwiesen sie sich als Langschläfer und Faulenzer, die ihres Gleichen unter allen übrigen südafrikanischen Stämmen suchen mögen. Wir betraten die »Stadt« doch gegen Mittag, etwa um 11 Uhr, trotzdem bekamen wir auch nicht eine Seele, weder außerhalb noch innerhalb auf den freien Hofräumen, den die im Kreise aufgebauten Hütten

umſchloſſen und der zugleich als Viehhürde diente, zu Geſichte. Alles lag noch im tiefen Schlummer, und erſt als wir die Stadt durchkreuzt und an dem niedrigen, ſanften Abhange uns gelagert hatten, wurden wir bemerkt. Nun aber ging ein Schreien, Rufen und Heulen los, das uns mehr als zur Genüge bewies, welche Aufregung unſere Ankunft unter die ahnungsloſen ſchwarzen Träumer geworfen. Bevor noch meine Träger zur Stelle kamen, hatten wir ſchon unter einem Gebüſche Poſto genommen und begannen Aeſte zuſammenzuſchleppen, um raſch eine Lagerwand zu bilden. Wir hatten geglaubt, daß Leute von Motande, welches wir kurz vorher paſſirten, hierher geeilt wären, um unſere Ankunft zu melden und uns einen weniger angenehmen Empfang zu bereiten. Obwohl dieſes nicht der Fall war, gab es doch einen ſehr bewegten Tag. — Nachdem man uns einmal bemerkt hatte, waren wir auch der Gegenſtand des höchſten Intereſſes. Jung und Alt, Männer, Weiber, Häuptlinge und Alles, Alles eilte lärmend herbei. — Welches Anſtaunen, welches Bewundern! — Jede unſerer Bewegungen, die Kleidung, die Sprache, unſer Eſſen, Alles wurde auf das gründlichſte beobachtet und lebhaft beſprochen. Vieles konnten ſich die guten Leute, die uns ja wie harmloſe, in Verwunderung verſunkene Kinder umſtanden, nicht erklären, bis dann endlich aus dieſer und jener Gruppe ein beſonders Kluger ſeine eigene Meinung den Anderen erläuternd wiedergab. Unter den Anweſenden fielen uns einige Häuptlinge mit leichten Adlernaſen durch ihre ſchönen, ja prächtigen Geſtalten, ihren ſtolzen Gang auf; da ſie einer ein weißes, ein zweiter ein blaues (einfärbiges) Leintuch ganz ſo, wie eine Toga umgeworfen hatten, erinnerten ſie unwillkürlich an römiſche Patrizier. In ihrer Friſur, welche in einem 15 bis 20 Centimeter langen, am Hinterkopfe horizontal wegſtehenden Chignon beſtand, erinnerten ſie allerdings mehr an römiſche Matronen.

Den Kattun für dieſe »Toga« hatten ſie gegen Rinder im Oſten von Mambaris eingetauſcht, dann von den Sclaven des Mambari 2 bis $2^1/_4$ Meter lange Stücke der Länge nach zuſammennähen laſſen.

Der in weißen Kattun gehüllte Häuptling kam zuerſt an unſer Lager, welches er ſtolzen Schrittes betrat. — Er war von zwei Frauen begleitet, die etwas trugen, durch einen herablaſſenden Wink gab er dieſen

zu verstehen, die Körbe auszupacken. Diese brachten nun ein Letschwefell, zwei Körbchen mit gutem Salze, ein Stück Tabak und eine Kalebasse Fett zum Vorschein und boten Alles dieses zum Tausche an.

Er sprach weder selbst, noch durch seine Diener ein Wort zu uns, allein aus der Sicherheit seines Auftretens entnahm ich, daß er wohl schon öfters mit Mambaris verkehrt und von den Weißen gehört habe. Da ich keines der Objecte bedurfte, den Mann aber auch nicht direct aus unserem Lager weisen wollte, ließ ich ihn mit den beiden, hinter ihm stehenden Frauen stehen. Er blieb auch an derselben Stelle wie eine Statue durch $2^1/_2$ Stunden stehen. Dann und wann sprach er ein Wort über die Köpfe der uns im dichten Kreise Umstehenden und schweigend wie er gekommen, entfernte er sich endlich wieder. Sowie er den Fuß vom Letschwefelle erhob, traten seine Frauen heran, packten Alles zusammen und schlichen dem Gewaltigen nach.

Hätte ich Träger gehabt, so hätte ich ihm gerne Alles eingetauscht, schon des guten Einvernehmens halber, so aber mußte ich ihn wohl unbefriedigt ziehen lassen.

Die Maschukulumbeträger, welche das Elandfleisch hierher getragen hatten, forderten ihre Bezahlung, und ich befriedigte sie mit Gablonzer (blue cut) Waare. Gegen Abend, nachdem man uns hinreichend angestaunt und sich nicht mehr vor uns zu scheuen oder zu fürchten schien, kamen von M'Beza einige uns schon bekannte Leute mit einer Botschaft des dortigen Fürsten. Bald nach dem Eintreffen dieser Boten änderte sich das Betragen unserer Bewunderer; man begann dreist, ja insolent zu werden und Drohungen auszustoßen.

Haufen drängten sich an uns heran und stießen gegen die schwache Lagerwand, daß die aufeinander geschichteten Packete nach einwärts, und mit ihnen einer oder zwei der Angreifer mitten unter uns ins Lager fielen. Man lockte meine Träger, welche alle zur Stelle gekommen waren, in die Hütten, und bald kamen diese zurück, mit dem Bedeuten, daß sie unter keiner Bedingung morgen weitertragen würden. Meine schwarzen Diener aber verkrochen sich förmlich zwischen uns, und die arge Feigheit, welche sie so offen zur Schau trugen, schadete unserer Sache nicht wenig. Der

Kreis der gellenden Menge ſchwoll an, wurde immer dichter; unſere Träger miſchten ſich in den Haufen und begannen zu erzählen, was Alles in den Packeten wäre, wodurch ſie die Habgier unſerer Gegner zum Aeußerſten anfachten; ja einige begannen die Packete hervorzuziehen, um ſelbe als Pfand in Beſitz zu nehmen und nicht eher auszufolgen, bevor ſie nicht ausbezahlt ſeien. Nun das ließ ich nicht zu und als die Situation mit jeder Secunde kritiſcher wurde, ließ ich Oswald plötzlich und laut in die Trompete ſtoßen! Die Leute wurden ſtarr und verſtummten. Alle glotzten das gelbe, glitzernde Ding, die Trompete an, und bevor noch Oswald, durch die ſtaunenden Geſichter zum Lachen gebracht, zu einer zweiten kräftigen Fanfare anſetzen konnte, ſtieß einer aus der Menge, der im Kampfe mit Luanikas Schützen geweſen ſein mochte, einen Ruf und Schrei aus, und im Nu ſuchte die Menge in derartiger Eile das Weite, daß Alle über einander fielen und kollerten. Dieſes Bild brachte ſelbſt die Träger zum Lachen, und ſie riefen den Davoneilenden zu, ſich nicht zu fürchten und nur ihr Andrängen wieder aufzunehmen. Jener Schwarze, welcher dieſe Aufregung hervorrief, hatte, vor der Trompetenmündung ſtehend, mit einem Male geglaubt, in derſelben die gefürchteten Feuerwaffen zu ſehen; das hatte die arge Beſtürzung zur Folge gehabt. Allein dieſe wiederholte und äußerte ſich in einem noch ärgeren Maße, als die Leute wieder herankamen und Oswald ſowie ſeine Trompete anglotzten. Ja Einer hatte ſogar den Muth, über die Köpfe ſeiner Genoſſen hinüberlangend, die Trompete anzutaſten, um zu erfahren, ob das Ding warm oder kalt ſei. — Das war unſerem Muſikanten gerade recht, denn im ſelben Momente ſchmettert er einen derartigen Brüllton heraus, daß die Schwarzen mit einem Aufſchrei förmlich niederſanken und die zunächſt ſtehenden uns faſt in den Schoß und zwiſchen die Füße kollerten und aus Leibeskräften ſchrieen. Sowie ſich Oswald's Lachmuskeln von dieſem noch nie erzielten Effecte ſeiner lieben Trompete erholt hatten, blies er nun ein luſtiges Stückchen und die Schwarzen, welche ſich inzwiſchen erholt hatten, kamen wohl näher, doch wir waren an dieſem Tage nicht mehr bedrängt von den Kaboramandaleuten, um ſo mehr aber von unſeren eigenen Trägern, ja ſogar von den ſchwarzen Dienern. — Die Träger, welche ſchon zu Ehren Mo-Panza's die Trompete in

Action gesehen hatten, lachten sich halb todt über die erschrockenen »dummen« Maschukulumbe, denen gegenüber sie sich natürlich für ungeheuer welterfahren vorkamen. Doch ihre Haltung nahm bald eine andere Färbung an. Sie erschienen alle vor mir und forderten laut schreiend ihre Bezahlung. Sie geberdeten sich wie toll, und zwar aus dem Grunde, um den Maschukulumbe, vor denen sie sonst wie Hunde im Staube lagen, zu imponiren. Sie fühlten sich und schrien sich immer mehr in die Courage hinein; ja sie machten Miene, sich selber bezahlt zu machen, indem sie verschiedene Packete an sich rissen. Jetzt riß mir die Geduld; da meine Schwarzen, die südlich von Mo-Panza so etwas nie geduldet hätten, nun einfach zusahen, ohne sich den Trägern zu nähern, entschloß ich mich zum raschen Handeln. Ich rief Leeb herbei und wir ergriffen unsere Gewehre, machten uns kampfbereit und ich rief nun den Herandrängenden zu, ob sie sofort ihre Hände von meinem Hab und Gut zurückziehen und sich ruhig zu ihren Nachtfeuern begeben wollten oder nicht! »Jeder, der noch seine Hand nach meinen Sachen ausstreckt, wird etwas aus dem Tlobolo* zu hören bekommen, was ihm nicht angenehm sein dürfte.« Das half, ohne ein Wort zu erwidern, zogen sie sich zurück, um bis zum Grauen des nächsten Tages lange Zwiegespräche mit unseren Dienern zu führen. Ich war vollkommen sicher, daß diese Gespräche nicht zum Nutz und Frommen der Expedition geführt wurden, und blieb auf meiner Hut, stand sehr zeitig auf, weckte meine Frau und wir beide paßten den Frauen, die Morgens um Wasser gingen, auf, um von ihnen den nächsten Weg nach dem Luenge zu erfahren. Sie wiesen nach Nordwest und meinten dabei Bosengo-Kasenga. Wir konnten dies nicht begreifen, da doch der nächste Punkt am Luenge direct im Norden liegen sollte. Später erkannten wir die Richtigkeit jener Wegrichtung; bis Bosengo führte ein durch nichts gehemmter Pfad, während die nächste Uferstelle des Luenge durch Lagunen, Gras- und Schilfdickichte nicht ohne Kähne und überhaupt nur mit sehr großen Beschwerden zu erreichen war. Doch das wußten wir damals nicht, wir schöpften vielmehr Verdacht, als man uns nach Nordwesten wies und begannen später den Marsch in nördlicher Richtung fortzusetzen. An

* Gewehr.

dieſem Morgen wollte kein Träger — bis auf den einen Führer — ſich von der Stelle rühren; ſie erklärten, unter keiner Bedingung weiter gehen zu wollen und forderten ihre Bezahlung, ohne ſich jedoch dabei, wie ſonſt ſo oft, inſolent zu benehmen. Sie verlegten ſich diesmal mehr aufs Klagen. »Erſtens,« ſagten ſie, »ſind wir müde, dann müſſen wir uns fürchten, weiter in dieſem Gebiete vorzudringen, denn am Luenge werden wir ſowohl unſerer Köpfe, als auch der Kattunhülle wegen, die ihr uns als Bezahlung gebt, erſchlagen, und endlich drohen uns die Leute von Kaboramanda mit dem Tode, wenn wir noch weiter gehen und ihnen die Gelegenheit, Euch zu ſchinden, nehmen ſollten.« Daß die Träger mit letzterem Argumente nicht logen, hatte ich ſchon Abends zuvor erkannt. — »Nein, Ihr müßt mitgehen, wenigſtens bis zum Luenge. Ihr habt mir ſchon geſtern geſagt, daß der Luenge nahe ſei, und ich gebe Euch zur Sitſiba noch einige Glasperlen hinzu.«

Ich entſchloß mich, voraus zu gehen, obzwar ich mich diesmal dazu förmlich zwingen mußte; denn heute war wirklich zu befürchten, daß die Leute ſich nicht pünktlich einfinden würden. Allein ich blieb bei dieſem Entſchluſſe. »Zum Luenge wäre eine Tagreiſe.« Maſchukulumbe tragen keine Kleider, außer ein Rindsfell über die Schulter geworfen, oder einige wenige ein Kattunſtück, ähnlich einem Leintuche (»Kubu«), das ſie togaförmig um den Körper hüllen. Als Träger, ſo ſagten ſie, fordern ſie für jeden Tagesmarſch einen ſolchen Kubu, d. h. per Mann 4 Meter Kattun, während der Matoka für 2 Meter Kattun zwei bis ſechs Tage weit als Träger Dienſte leiſtet; ich hätte von Kaboramanda bis Kaſenga ſo 180 Meter Kattun zahlen müſſen, während dieſe Arbeit ſchon in der Bezahlung der Mo-Panza'ſchen Matoka mit inbegriffen war, alſo doppelt hätte bezahlt werden ſollen.

Als wir Europäer das Lager verließen, folgte uns nur Boy, zwei weitere Diener und der Anführer der Träger. Wir kamen zu einem nordwärts führenden Pfade, der lange Zeit unter ſchönen Fächerpalmen dahinzog und dann in einen Buſch, einem künſtlich angelegten, engliſchen Parke nicht unähnlich, auslief. Trupps von Kabonda-Gazellen und Rietböcken umſchwärmten uns zur Rechten und zur Linken.

Noch nie hatte Boy solch' ein ängstliches Betragen an den Tag gelegt, wie an diesem Morgen. Er war wieder das »alte Weib« und nicht Boy der Führer meiner kleinen Dienerschaar. Immer wieder sah er sich um und blieb stehen, horchte und horchte, was mir derart auffiel, daß ich nahezu dessen sicher zu sein glaubte, meine Diener müßten mit den Trägern, die sich ohnehin durch das Betragen der Maschukulumbe sehr eingeschüchtert zeigten, gemeinschaftliche Sache machen und gegen uns etwas im Schilde führen.

Boy in tausend Aengsten.

Wir mochten etwa eine Stunde langsam gegangen sein und dabei höchstens 1½ Kilometer zurückgelegt haben, als Boy plötzlich zu schreien begann. Sein Ruf war eine Antwort auf einen von hinten kommenden Zuruf; da er stehen blieb, gingen wir um so langsamer vorwärts. Auf einmal höre ich ein wiederholtes »Baß, Baß«* in einem solchen Jammertone, daß man, ohne den Sprecher zu sehen, dessen ängstliche Mienen vor sich zu sehen glaubte. Wir blieben stehen, bis Boy herangekeucht kam, er jagte einher wie ein gehetztes Thier und ich erlaube mir statt weitläufiger Worte sein Conterfei wiederzugeben, es hat sich zu wohl in mein Gedächtniß eingeprägt! Boy war das Bild eines grausen Schreckens und kaum, daß er genug Athem zum Sprechen hatte, berichtete er, daß ihm soeben der zweite Führer zugerufen habe, die Maschukulumbe hätten den Trägern die Packete weggenommen, hätten einige der Diener dabei geschlagen,

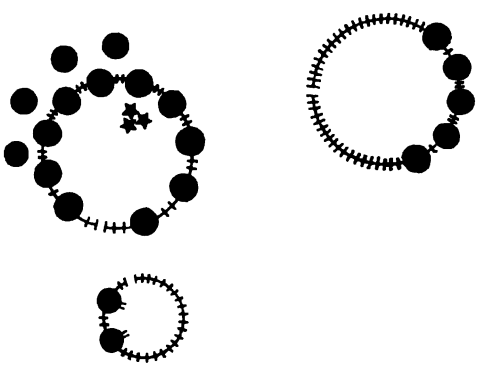
* Herr, Herr.

einen ſogar getödtet. Meine Begleiter wurden bei dieſer Nachricht ſehr ernſt, nur ich wußte, woran ich war, und Boy ins Geſicht lachend, ſagte ich ihm, daß Alles eine Lüge ſei und man uns nur ſchrecken wolle, damit wir nach Kaboramanda zurückkehren, die Matoka und meine Diener ausbezahlen und dann um jeden Preis Maſchukulumbe zum Weitertragen nehmen müßten. Wir wollten aber unter keiner Bedingung zurückkehren, denn wir wären dann im Lager zu Kaboramanda ſo vielen Gegnern gegenüber, zu ſchwach geweſen. Da einer der beiden Träger, die mit uns gegangen waren, Patronen trug, ließ ich ihn herankommen, ſeine Laſt vor mir niederlegen, und ſandte ihn hierauf mit dem Bedeuten zurück, »meine Diener und Träger ſollen herankommen, ſonſt würde ich von hier über die Palmen hin das Marumo* in unſer Lager zu werfen; und wenn er ſieht, daß die Maſchukulumbe eine einzige Trägerlaſt weggenommen hätten, ſo möge Mapani, dem ich ein Gewehr geliehen hatte, einen Schuß in die Luft abgeben, auf welches Zeichen hin wir von hier auf das Dorf, das von unſerer Poſition aus 'zwiſchen den Palmen noch ſichtbar war, feuern würden.«

Der Leſer wird begreifen, daß dieſe Drohung meinerſeits nur als Schreckmittel dienen ſollte, denn ich war feſt überzeugt, daß das Ganze ein liſtiger Plan war, um uns Alle noch einmal nach Kaboramanda zu locken, woſelbſt ſicher unſere Situation ſehr kritiſch geworden wäre. — Boy wollte den Boten zurückhalten, ich ließ es nicht zu und wir blieben ſitzen. Der Bote ſchlug die kürzeſte Richtung ein, nicht jene, woher die neuerdings zurufende Stimme kam, die Boy ſo entſetzt haben ſollte. Dieſe Zurufe alſo kamen aus größerer Nähe. Boy wollte ihm antworten, woran ich ihn aber verhinderte. Ich bedeutete Allen, ſich hinter das Gebüſch, vor dem wir ſtanden, zurückzuziehen, damit uns jener Rufer, der jeden Moment auf der Lichte vor uns erſcheinen konnte, nicht ſehen ſollte. Als ich Boy und den einen Träger auch dahin zu treten hieß, wollten ſich beide nicht von der Stelle rühren. Da mir aber daran lag, Boy ſeiner Unwiſſenheit oder Schlechtigkeit zu überführen und die Meinen, die ängſtlich zu

* Wurfgeſchoſſe: Lanzen, Speere, Aſſagaie, doch auch Blei, Patronen als Wurfgeſchoß der Europäer.

werden begannen, zu beruhigen, ergriff ich Jeden der Beiden von hinten am Halse, schob sie mit Gewalt vor mir her und drückte dann Jeden unsanft zur Erde nieder; hierauf nahm ich dann rasch von Boy das ihm anvertraute Gewehr aus der Rechten und reichte es Fekete hin. Erstaunt blickten mich meine Begleiter an, sie konnten sich mein Betragen nicht erklären. Mit wenigen Worten war ihnen Alles klar. »Hört genau nach dem Rufer! — Hört Ihr nicht, daß der Rufer, von dem Boy seine »schreckliche« Mittheilung geschöpft, viel zu langsam herankommt. Denn, wenn die Worte von einem Flüchtigen und in großer Bestürzung nach uns Zulaufenden herrühren würden, müßten sie von Minute zu Minute an Deutlichkeit rasch zunehmen und der Rufer müßte schon seit fünf Minuten bei uns angelangt sein. Nach meiner Meinung kommt das Schreckgespenst mit aller Seelenruhe langsam näher, da es uns schon weiter weg wähnt und das ist für Euch Alle der beste Beweis, daß das Ganze ein elendes Complot ist, durch welches wir eingeschüchtert werden sollten.«



Anlage eines Maschukulumbedorfes.

Von meinen Worten, die ich so leise wie möglich sprach, suchte Boy zu erhaschen, was ihm möglich war, und siehe, sein Gesicht begann einen freundlichen Ausdruck zu gewinnen, sich aufzuheitern, er begann mich zu begreifen. Sollte Boy unschuldig sein, gar nichts von einem Complote wissen, sollte er selbst ein überlistetes Werkzeug, seine Furcht eine echte sein? Diese Gedanken schwirrten mir durch den Kopf und die Veränderungen im Antlitze des Führers meiner Diener belehrten mich bald darüber, daß Boy dem ganzen Plane fern stehe; daß er unter dem Einflusse großer Angst leide, die ihm von den Trägern und den Maschukulumbe zum Theile schon in der Nacht eingeflößt und nun durch den nachkommenden

Trägerchef zum wahren Entsetzen aufgebracht worden war. — Diese Wahrnehmung beruhigte uns sehr und wir verhielten uns vollkommen ruhig. Da hörten wir dieselben, jetzt rascher und scheinbar in großer Angst hervorgestoßenen Worte. Durch die Blätter des Busches auslugend, erblickten wir bald den von der kleinen Schaar mit so verschiedenen Gefühlen »sehnsüchtig« Erwarteten. Es ist richtig der erste Führer der Träger, Boy hatte ihn an seiner Stimme erkannt! Langsam spazierte er einher, nahm bedächtig und gemüthlich aus der ihm an einem Riemchen am Halse hängenden Rohrtabaksdose ein Prischen und blieb dann stehen; jetzt erst sah er sich um, schritt bedächtig wieder weiter. Schon hatte er die halbe Lichtung passirt und ist uns auf 50 Schritte genaht, als er mehrmals stehen blieb und mit gelassener Miene, den Oberkörper zurückbiegend, wieder jenen Schreckensruf ausstieß. Doch diesmal hatte er noch nicht ausgekräht, als ich, rasch hervortretend, so plötzlich vor dem Schreier stand, daß ihm der Ruf in der Kehle stecken blieb. Er stand wie versteinert; er sah sich durchschaut und fürchtete wohl Arges. Aber auch die Meinen, ja sogar Boy, hatten ihn nun durchschaut, und ohne ihn eines Wortes oder eines Schlages zu würdigen, schwenkten wir ab und gingen weiter. Auch der Schuldige hatte sich gefaßt. Er kehrte um, um seinen Genossen über den Mißerfolg zu berichten und ihnen zu bedeuten, daß »meine Malemo* zu stark« seien, es nütze nichts, ich hätte Alles erfahren, sie müssen nachkommen. Wir waren noch nicht einen Kilometer von der Stelle gekommen, als wir schon die Träger hinter uns nachtrampeln hörten, wie ihre Sandalen an den harten, ausgetrockneten Fußpfad anschlugen.

Die Träger hatten wohl »gestrikt« und wollten nicht von der Stelle, als wir jedoch trotz der uns nachgesandten »Schreckgestalt« nicht zurückkamen, da änderte sich die Situation bedeutend. Dieselben Matokaträger, welche Tags vorher uns vor den Maschukulumbe so gewaltig zu imponiren sich bemühten, begannen sich unter den sie so dicht umdrängenden Maschukulumbe von Kaboramanda nun auf einmal sehr ängstlich zu fühlen und verließen den Ort sehr gerne. Weil sie jedoch fürchten mußten, daß sie die Maschukulumbe nicht so leichten Kaufes davonziehen lassen würden,

* Medicinen, Zaubermittel.

so warfen sie ihnen das Elandfleisch zu, das am Lagerzaune hing und von Maschukulumbe als Trägern nachgetragen werden sollte. Als sie bei mir ankamen, redeten sie sich aus, daß man ihnen »meine Nahrung« mit Gewalt weggenommen hätte. Daß die Maschukulumbe sehr erpicht auf Wildfleisch seien, war mir wohl schon bekannt, ebenso, daß sie die Jagd für eine allzu große Mühe halten. Daher war ihnen das eigenmächtige Geschenk der Diener sehr willkommen, und während sie sich nun — hie und da auch der Herr mit seinem Sclaven — um das Fleisch rauften und stritten, benützten unsere Träger diese Balgerei, um hinter dem nächsten Gebüsche zu verschwinden und räumten so die Lagerstelle, die sie — außer, wenn ausbezahlt — unter keiner Bedingung am Morgen verlassen wollten.

Der Marsch am 21. Juli war 27 Kilometer lang, führte in den ersten zehn Kilometern nordnordwestlich, dann fünf West bei Nord, dann sechs Nord bei West und endete mit einer nordnordwestlichen Richtung in Bosango-Kasenga, wobei die Biegung in dem 16. Kilometer und jene im 21. Kilometer nahezu rechtwinkelig auslief.

Von Kaboramanda führte ein directer Pfad in nordnordwestlicher Richtung nach Bosango, doch war er uns von den Männern nicht gezeigt worden, obwohl eine Frau auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Ein zweiter Pfad ging im zwölften Kilometer ab und beide liefen dann eben im 21. Kilometer in den Hauptpfad ein. Wohl hatten wir also einen Umweg gemacht, der uns namentlich an jenem so heißen Wintertage sauer wurde, allein ich hatte dafür eine interessantere Gegend durchzogen, als wenn ich direct durch den Wald gegangen wäre. Die ersten Kilometer führten durch den schon erwähnten Makuluani-Palmenwald, dann durch ein subtropisches Gehölz, das wie jenes im unteren Tschobethale in der Anlage und Vertheilung von Baumgruppen, die oft mit dichtem Gebüsche und Lianenwuchs umrahmt waren, prachtvolle Effectbilder bot. Hier war es, wo uns endlich die Träger nahezu vollzählig, und mit ihnen eine an den nächsten Häuptling wohl unserthalben abgehende Maschukulumbe-Gesandtschaft erreichten. Vom vierten Kilometer an bis zum sechsten hatten wir dieses Gehölz nur zu unserer Linken, während sich rechts eine offene, hochbegraste Thalebene

ausgesetzte, die man im Thier von einem [illegible] [illegible] Vorwolf [illegible] erscheinen. Das Ganze war ein [illegible] [illegible] unvollkommenes Dickicht von Riedgras; es muss in der [illegible] [illegible] Sumpfe und Weiher auf zur Zeit der [illegible] bildet das Auge einer einzigen See. [illegible] ist dieser [illegible] vor den Überschwemmungen [illegible] während zur Zeit meiner [illegible] im Sommer, das Riedgras von zahlreichen [illegible]

Wir [illegible] [illegible] [illegible] Weg und nach Osten hin ziehenden, dichtbewaldeten Sandbank, der von [illegible] breiten Büffelwegen durchquert erschien. Daß ich anfangs an das Vorhandensein einer großen Rinderheerde der Maschukulumbe dachte, aber die genaue Besichtigung der Hufabdrücke und die Versicherungen der Schwarzen belehrten mich, daß hier überaus zahlreiche Büffel hausten. Natürlich wäre es für uns etwas unangenehm gewesen, wenn wir in dem stellenweise undurchdringlichen Gebüsche, welches den Sandrücken [illegible], plötzlich auf eine solche Büffelheerde gestoßen wären. Zum Glücke [illegible] uns diese Begegnung erspart.

Als wir eben den niedrigen Lateritbult hinanschritten, ereignete sich ein Vorfall, der uns deutlich die Ueberzeugung beibrachte, daß die Maschukulumbe, die sich in Kaboramanda schon bedeutend arroganter erwiesen, als jene von Mo-Panza, täglich kühner würden! Schon seit einer Stunde waren einige Maschukulumbe neben uns einhergeschritten; es waren die von dem Häuptlinge von Kaboramanda ausgesandten Boten, die auch den geheimen Auftrag hatten, uns während des Marsches genauer zu beobachten, so zu sagen »zu studiren«. Ich weiß nicht, waren die Leute von den Trägern aufgehetzt, oder thaten sie das, was ich nun erzählen will, aus eigenem Antriebe, in der Absicht, uns auch »ihre Macht im eigenen Gebiete« fühlen zu lassen — plötzlich traten zwei Maschukulumbe vor mich, der ich Allen voranschritt, hin und, indem sie mir den schmalen Pfad verstellten, riefen sie mir zu, stehen zu bleiben, bis alle Träger herangekommen wären, da noch einige zurückgeblieben seien, und selbe von ihren Genossen (den Bewohnern von Kaboramanda) leicht erschlagen und beraubt werden könnten. Ich blieb ruhig und sagte: »Ich habe beim Verlassen meines Lagers alle

Träger zum Aufbruche aufgefordert, sie weigerten sich, mir zu folgen. Es ist ihre Schuld, wenn ihnen etwas zustößt; sollten meine Sachen dabei genommen werden, die hole ich mir schon.« Boy verdolmetschte den Beiden meine Worte und sowie er geendet, bedeutete ich ihnen, uns aus dem Pfade zu treten, und als sie trotzdem stehen blieben, schob ich sie zur Seite und setzte meinen Weg fort. Erstaunt blieben sie neben dem Pfade stehen, später blieben sie zurück und belästigten uns nicht mehr, wie früher, als sie neben uns einherlaufend Glossen machten und zeitweilig ihre Lanzen schwangen. In jenem bewaldeten Sandbult kamen wir in so dichte Partien, daß ich selbst wegen des Zurückbleibens der noch weit hinten nachmarschirenden Träger beängstigt war. Darum ließ ich auf einer kleinen Lichte eine einstündige Rast halten und erwartete hier die letzten Nachzügler.

Als endlich Alles beisammen war, dann erst ging es weiter. Bis zum 15. Kilometer wechselten bei westlicher bis nördlicher Richtung Waldpartien und mit Bäumen beschattete hochbegraste Lichten ab, im 12. und 13. und im 14. und 15. Kilometer, passirten wir einen zweiten und dritten, doch weniger dicht bewaldeten Lateritbult.

Im zwölften Kilometer kamen wir an ein Gehöft und hier zweigte ein Pfad nach Nordwest ab, der directe Weg nach dem Orte unserer Bestimmung. Die mitgehenden Maschukulumbe blieben hier zurück, und, nachdem sie mit den wenigen Dorfbewohnern, die meist in den nahen Feldern arbeiteten, gesprochen, verweigerten letztere, uns den richtigen Pfad anzugeben, wiesen vielmehr nach Norden; wir nahmen auch den nördlichen Pfad auf, gelangten im 14. Kilometer an ein zweites mit hohen Pfählen umfriedetes Dorf, folgten dem Pfade durch dasselbe, bis wir, an den Rand des Gehölzes kommend, an einer Thalebene standen, durch welche sich der Monjeko — hier wohl Luenge — wand. Doch hier hemmten zahlreiche Lagunen unsere Schritte; weit und breit war in dem hohen Grase kein Gehöft, und auch das ersehnte Bosango-Kasenga nicht zu erblicken. Ich war davon vollkommen überzeugt, daß wir uns im Luengethale befänden und daß Bosango mehr westlich liege, da jene breiten, nach Nordwest abzweigenden Pfade, der in Kaboramanda

und der im zwölften Kilometer, dahin führen, und daß wir nun rein weſtlich gehen müſſen, um einen jener Pfade zu treffen. Da an dieſem Tage große Hitze herrſchte, wir weniger wie ſonſt in dieſem Gebiete im Schatten hatten gehen können, da wir ferner früh, um raſch aus Kaboramanda zu kommen, nur einen ſchwachen Imbiß zu uns genommen hatten, ſo fühlten wir uns Alle ſo müde und erſchöpft, als hätten wir ſtatt 15 etwa 25 Kilometer zurückgelegt. Doch da gab es kein Klagen und kein Ueberlegen, wir konnten hier einfach nicht bleiben, wir mußten weiter, und zwar nach Weſten zu, vorerſt den richtigen Pfad finden. Ich ſchlug alſo eine rein weſtliche Richtung ein; zu unſerer Rechten breitete ſich das Rieſengras, von Schilf in der Ferne umſäumt aus, hie und da an den Lagunen trafen wir niedrig begraſte feuchte Partien, auf denen Hunderte von Kronenkranichen ihr Unweſen trieben und zahlreiche Trupps der Letſchwe-Antilope, hie und da auch Pukuantilopen graſten. Zu müde, einen Schuß abzufeuern, gingen wir ſtumm weiter. Vor uns hatten die Maſchukulumbe das Gras in Brand geſetzt und bald hatten wir die verkohlte Partie erreicht; zum Glück trieb der Wind das Feuer nach Weſten, ſo daß uns der kleine Prairiebrand nicht ſchaden konnte. Die Hitze an dieſem ſüdafrikaniſchen Wintertage war ſo intenſiv, daß wir auf dem erhitzten Sandboden kaum zu gehen vermochten, derart brannte uns die Bodenwärme durch die leichten Feldſchuhe auf den Sohlen. Erſt im 21. Kilometer trafen wir auf einen der geſuchten Pfade, der hier in nordnordöſtlicher Richtung nach einer unbedeutenden Erhebung im Thale, zu einer Gruppe von Bäumen hinzog, welche den Horizont begrenzten. Näher kommend, ſahen wir bei ſinkender Sonne Hütten unter den Bäumen, welche ſich bald als das heißerſehnte Doppeldorf Boſango-Kaſenga entpuppten. Obwohl die letzten ſechs Kilometer unſeres Weges quer durch das Luengethal führten und das Doppeldorf ebenfalls am Luenge gelegen ſein ſollte, konnten wir doch vom Luenge noch immer nichts erblicken.

Boſango-Kaſenga lagen auf einer jener vielen unbedeutenden Bodenerhebungen in dem Luengethale, die, über dem Niveau des Fluſſes (im normalen Winterwaſſerſtande) 8—12 Meter erhoben, ſich hie und da ſtets parallel zum Flußlaufe und langgeſtreckt vorfinden und in der Flußnähe rieſige

Sykomoren und Riesenmimosen aufweisen, mehr landeinwärts jedoch mit dichtem Gebüsch überwachsen erscheinen! Diese Erhebungen sind durch alte Fluthen entstanden und sind die zur Zeit der Ueberschwemmungen als erhöhte Orte dastehenden Inseln, auf denen sich eben die Eingeborenen ihre Hütten und Gehöfte erbaut haben. Den ganzen Tag, besonders aber auf der letzten Strecke unseres Marsches, sahen wir Tausende der heuschobergroßen hier mit dichtem Grase überwachsenen Termitenhügel, und dazwischen grasend zahlreiche Trupps von Zebras, gestreiften Gnus, Elandantilopen und Kabondagazellen, auch bemerkten wir hie und da Rietböcke und Orbekis.

Der moralische Sieg über die Träger und die mit ihnen vereinigten Maschukulumbe hatte meine Diener etwas aufgemuntert, so daß Boy sogar den Muth bekam, seitwärts vom Pfade dem Wilde nachzustreifen. Er kam bald nach unserer Ankunft in Bosango mit der willkommenen Nachricht, daß er einen Elandstier und eine Zebrastute geschossen hätte. Träger und Maschukulumbe zeigten sich in Anbetracht des ihnen winkenden saftigen Bratens sofort bereit, mit Boy zurückzugehen und das Wild zu holen. Nachdem ich erfahren, daß der »Herrscher« in dem westlichen Bosango wohne, sandte ich dahin, um zu hören, unter welchem der Sykomoren-Bäume, die zwischen den beiden Dörfern standen, ich meinen Lagerplatz aufschlagen sollte, denn nicht jeder Baum ist einfach zu besetzen. Manche dieser Bäume sind Verstorbenen geweiht, andere dienen den Maschukulumbe als Berathungsorte.

Während ich so berieth, stellten sich mir drei Maschukulumbe als Unterhäuptlinge vor und sagten, ich könne den Häuptling des Dorfes »Siambamba« nicht sehen, da wir ja Luanika's Spione seien und ihm Luanika's Leute vor Jahren (in 1882) alle seine Heerden weggenommen, seine Männer und Frauen getödtet hätten. Uebrigens sei der Häuptling krank und befehle mir, ihm und seinen drei Unterhäuptlingen (d. h. den strengen Herren, die eben vor mir standen) Decken als Geschenke zu geben. Ich erwiderte: »Ja, er soll welche haben, doch meine Begleiter müssen ihn in meinem Namen begrüßen und ihm selbst meine Decken bringen, senden werde ich nichts.« Ich sprach so, weil ich sofort begriffen hatte,

daß eine Erpressung von Seite der Unterhäuptlinge in Scene gesetzt werde.

Ich entschloß mich sofort die Träger auszubezahlen, denn schon wieder saßen sie um meine Diener und redeten ihnen zu, uns zu verlassen, sie würden nicht drei Tage überleben, unser Aller Untergang wäre bei den Maschukulumbe eine beschlossene Sache! Ich sah nur zu deutlich die Wirkung dieser Worte auf die ohnehin in der letzten Zeit in ihrer Treue wankelmüthig gewordenen Diener und wollte die räubigen Schafe so bald wie möglich entfernt sehen.

Als es zum Auszahlen kam, fehlte eine Ladung. »Wo ist der Mann?« — »Es fehlt nichts.« — »Ja, ich vermisse ein Packet und zahle nicht früher aus, als bis es nicht zur Stelle ist.« Deutlich trat nun die Absicht unserer Träger zu Tage. Sie besprachen sich und sagten dann, »der »Mann« sei krank geworden und liege weit von hier im Felde.« — »Ich zahle nicht eher aus, bevor er nicht zur Stelle ist.« Da gingen etliche ihn »suchen«. Und in sehr kurzer Zeit kam der so schnell »gefundene« kranke Mann frisch einherlaufend zur Stelle. Wir lachten über die plumpe Falle, und die Schwarzen lachten auch mit, obwohl sie sich auch schämten. Ich gab den Leuten $1\frac{1}{2}$ Sitsibas statt der einen, die bedungen war, froh, daß ich sie doch dazu gebracht, mir so weit in das Herz der Maschukulumbegebiete meine Lasten getragen zu haben. Ich hätte ihnen zwei Sitsibas gegeben, wenn sie mir nicht solchen Widerstand geboten und nicht so widerliche Scenen bereitet hätten. Ohne Murren nahmen alle die Bezahlung an, bis auf einen Mann, einen der Führer; eben Jenen, der die Maschukulumbe und seine Genossen gegen uns aufgehetzt hatte, und der den Dienern am meisten zusprach, uns zu verlassen. Dieser Mann erhielt nicht so viel als sein Genosse, worüber er förmlich wüthend wurde. Er lief in das nahe Bosango und verkündete laut rufend, daß wir nichts anderes als nur Luanika-Leboschе's Spione seien und die Zahl der Rinder schauen kommen, um dann dem Marutsekönige zu berichten! Ich bin überzeugt, daß ein anderer Reisender dem Manne sofort vom Lager aus eine Kugel in den Leib gejagt hätte; war doch seine Hetzerei Oel ins Feuer der Maschukulumbe. Die Wirkung seines Gebahrens sollten wir sofort

erſehen. Heulend begleitete ihn bald eine ganze Schaar der Eingeborenen nach unſerem Lager. Wir ſtellten uns vor denſelben auf und ließen durch Vorhalten der Waffen die Leute nicht herankommen. Während dieſer Vorgänge brach ſozuſagen die Revolution im Rücken aus, die Träger hetzten unſere

Unterhäuptling von Boſango.

Diener und ſtatt fortzugehen, begannen die abgelohnten Träger über die Bezahlung zu murren. Unter dem Schreckgeſpenſte der Maſchukulumbe machten ſie den Verſuch, noch etwas aus uns herauszupreſſen.

Ich bedeutete ihnen, ſie ſollten gehen. »Nein, wir haben Hunger!« »Gut, nehmt auch das Zebrafleiſch!« Sie nahmen es und blieben ſitzen,

ununterbrochen den Dienern zuredend, uns zu verlaſſen; da dieſe jedoch nicht ſofort nachgeben wollten, erklärten die Verſucher, erſt morgen früh abreiſen zu wollen, und ſchlugen plötzlich um, wurden ruhiger, bis auf jenen Führer, der ſie nun beſchimpfte und Hunde nannte, ob ſie ſich vor uns fünf Marutſeſpionen wohl fürchteten? Nun wurde die Geſchichte denn doch zu arg; ich ſchlug gegen ihn das Gewehr an und darauf zog er ſich, von den Maſchukulumbe umringt, in das Dorf zurück. Die Hälfte der Diener begab ſich mit den Trägern ebenfalls ins Dorf, um ungeſtört neue Pläne zu ſchmieden. Nach Mitternacht kehrten die Leute zurück und die Unterredungen mit den zurückgebliebenen Dienern dauerten fort. Wir wachten die ganze Nacht, denn dieſe Verſchwörungen konnten wir nicht verhindern. Gegen drei Uhr Morgens ſtellte ſich der Rädelsführer wieder ein und hatte den Muth, ſich im Halbdunkel bis an die Graswand zu ſchleichen und ſogar das Gras behutſam auseinander zu ſchieben, um ins Lager einzuſteigen. Ich ſah Alles, und in dem Momente, wo er dies verſuchte, ſauſte ein Kolbenhieb gegen jene dünne Graswandſtelle, ſo daß der Mann mit einem Aufſchrei zurückfiel und ohne einen weiteren Laut auszuſtoßen, nach dem Maſchukulumbedorfe zurück rannte; darauf legten Träger und Diener ſich zur Ruhe nieder. Der Morgen graute bereits, als wir, die wir die ganze Nacht gewacht hatten, das ärmliche Graslager aufſuchten und meine Frau mit Oswald die Wache für die nächſten zwei Stunden übernahm. Endlich kündete Aurora das Aufſteigen des Tagesgeſtirnes an. Nie im Leben haben wir den Sonnenaufgang ſo ſehnſüchtig herbeigewünſcht, als in den Tagen, die wir im Maſchukulumbelande verlebten. Mit dem Sonnenlichte wurde uns leichter, freier hob ſich die Bruſt, und trotz durchwachter Nächte griff ſtramm die Rechte nach dem Carabiner; am Tage ſteht man doch dem Feinde Aug' in Aug' gegenüber, doch die Nacht iſt wirklich des Menſchen Feind.

Unſere Lage war ſchon damals äußerſt kritiſch. Ich rief Boy und Mapani zu mir, redete ihnen zu, zu bleiben und ſie ſchienen ſich zu beſinnen; doch dies hatte wieder zur Folge, daß die Träger Boſango nicht verlaſſen wollten, und als ich ſie aus meinem Lager wies, entfernten ſie ſich wohl, aber kaum hundert Schritte weiter lagerten ſie unter einem anderen

Baume, mit der festen Absicht, nicht eher abzuziehen, als bis meine Diener mit ihnen vereinigt nach dem Süden aufbrechen würden, oder bis eine andere Lösung, vielleicht durch das feindliche Eingreifen der Maschukulumbe einträte. Diese zeigten sich zurückhaltender, wie jene von M'Beza und Kaboramanda, doch ließ dies weniger auf friedliche Absichten, als vielmehr auf Vorsicht in der Verfolgung ihrer feindlichen Pläne schließen! Um mir den Häuptling günstig zu stimmen, sandte ich Fekete mit zweien der Diener zu ihm. Die eingebornen Männer sagten, der Häuptling wäre nicht im Dorfe, trotzdem betrat Fekete den umfriedeten, runden Pfahlhof, dessen Peripherie zum Theile die Hütten der Maschukulumbe bildeten, und hieß Boy ein Mädchen nach der Hütte des Häuptlings fragen; dieses wußte nicht, daß der Häuptling für Fremde nicht zu Hause wäre und wies sofort nach der Hütte, in der sich der Gesuchte aufhalten sollte. Als die langsam nachfolgenden Männer dies sahen, kamen sie herangelaufen und suchten Fekete den Eingang mit Gewalt zu verwehren, doch dieser schob sie bei Seite und trat dreist in die Hütte ein.

Auf einer elenden, mit Rindsfellen bedeckten Lagerstelle, lag der nackte Häuptling, eine wahre Jammergestalt. Der verjauchte Geruch einer vernachläßigten, eiterigen Wunde erfüllte die Hütte. Vom Knöchel bis zum Knie war der Unterschenkel des einen Beines mit Geschwüren bedeckt, welche sich zum Theile schon bis in die Knochen durchgefressen hatten.

Freundlich erwiderte der Häuptling den Gruß, und schon nach den ersten verdolmetschten Worten konnte mein Vertreter ersehen, daß der Häuptling von den Forderungen seiner Leute nichts wußte, und er stellte sich auch mit der ihm dargebrachten Decke vollkommen zufrieden und versprach, sofort Träger zu geben. Auf Fekete's Rath, mich wegen seiner faulenden Wunde um Hilfe anzusuchen, gab der König keine Antwort. Allein ich dankte dem Boten für die gute Kunde. — Selbst Boy, der »Furchtsame« berichtete den Dienern die Wahrheit und schrie den Trägern drüben zu, wie freundlich die Abgesandten von dem Gebieter Bosango-Kasenga aufgenommen worden waren. Ich schöpfte einige Hoffnung, nach dieser Wendung der Dinge, vielleicht doch die Diener erhalten zu können.

Bald jedoch, nur allzuraſch und bevor ich noch dieſe günſtige Ausſicht für die Expedition irgendwie realiſiren konnte, wurde ſie zu Waſſer. Kurze Zeit nach der Rückkehr meiner Boten kamen die dem Leſer bereits bekannten drei Unterhäuptlinge, mit einem Rieſen, dem wir bald das Prädicat »Dorflump II« gaben, an der Spitze, heran. — Sie ließen ſich ganz gravitätiſch vor uns nieder, riefen Boy heran und bedeuteten ihm, uns zu ſagen, daß der König ſein Geſchenk einer Sclavin gab, für ihn wäre es zu ſchlecht; daß er befohlen habe, ihnen Allen Geſchenke zu geben, und ihm ſelbſt eine ſchönere Decke zu ſenden; daß er keine Träger ſtellen könne und auch keine Boote habe, um uns über den Luenge ſetzen zu laſſen; daß er ſich von mir nicht behandeln laſſe; wir wären überhaupt blos gekommen, ihm zu ſchaden; ſeine Wunde ſei ſeit den zwei Tagen, da wir im Weichbilde ſeiner Dörfer ſchlafen, ſchlechter geworden, und er müſſe ſich morgen wegtragen laſſen, um aus unſerer feindlichen Nähe zu kommen. Vergebens gab ich eine gegentheilige Verſicherung ab, ſtatt uns zu vertheidigen und den Maſchukulumbe zu erzählen, wie viele Kranke ich geheilt, fühlten ſich die Diener ſo eingeſchüchtert, daß ſie unſere Worte den Boten des Königs gar nicht verdolmetſchen wollten. Das Aergſte in dieſer Botſchaft war aber die Nachricht, daß der Herr des Gebietes aus unſerer Nähe zu kommen trachte, denn damit ſchwand jede Möglichkeit einer fruchtbringenden Unterhandlung. Meine Diener eilten zu den Trägern, die noch immer unter jenem Baume lagerten, ihnen folgten die Maſchukulumbe und nun wurde vollkommen in der Stille verhandelt. Später erfuhr ich, daß die Letzteren die Mittheilung machten, der König entferne ſich aus zwei Gründen: einmal, weil wir angegriffen und niedergemetzelt werden ſollten, und er in ſeiner Hütte ſich gegen unſere Kugeln nicht ſicher fühle; und zweitens, um aus dem böſen Zauber zu kommen, den wir nach Ausſage der drei Unterhäuptlinge ausüben und verbreiten ſollten.

Mir wurde es klar, daß für uns die 20 Diener verloren ſeien, daß wir wohl auf ſie nicht mehr zu rechnen hätten. »Wie wäre es,« fuhr mir mit einem Male durch die Sinne, »wenn ich verſuchte, die drei Unterhäuptlinge für mich zu gewinnen?« Ich rief ſie heran, gab jedem eine Decke, dem einen, einem Rieſen, der noch das freundlichſte Antlitz zeigte, die

schönste; diesem sagte ich auch leise, so viel konnte ich ihm schon beibringen, Abends nochmals zu kommen; er bekäme noch ein zweites Geschenk.

Er kam und brachte sogar etwas süße Milch — als Geschenk für meine Frau. — Er theilte mir mit, der König wäre mit seiner Decke (von einer Sclavin war da nicht mehr die Rede) vollkommen zufrieden.

Nun, das war mir lieb und ich entließ ihn mit einer Sitsiba, die ich eingerollt hatte, daß sie nur wie ein kleines Tuch aussah; versprach eine andere für jedes Boot, daß wir für die Ueberfuhr geliehen bekämen. Man sagte, der Luenge sei in der Nähe, obgleich wir noch nicht eine Spur vom Strome erblicken konnten.

Als der Abend kam, forderten die Diener eine Sitsiba als Geschenk und ihre ganze Bezahlung; sie müßten uns verlassen. »Nein, ich zahle Keinen aus, Ihr habt Euch verdungen, weiter zu gehen, wenn ich jedem eine Sitsiba geben wollte.« — »Wir gehen zurück, ohne Bezahlung,« antworteten sie, »erschlagen lassen wir uns nicht von den Maschukulumbe.« »So lange Ihr treu zu uns haltet, thut Euch kein Mensch ein Leid.« Es fruchtete nichts, die Hälfte übersiedelte mit Sack und Pack, gleich für die Nacht, zu den Trägern und manifestirte damit gewissermaßen äußerlich ihr Außerdiensttreten. Unter denen, die ihre Sachen im Lager liegen ließen, wenn sie auch mit jener Rotte beisammen saßen, befand sich auch Boy; der kam nun nach Mitternacht zu uns und erbat sich ein Gewehr, das ich ihm, ob seines zweifelhaften Benehmens in den letzten zwei Tagen, nicht mehr leihen wollte. »Wozu hast du es nöthig?« — »Löwen sind in der Nähe, Maschukulumbe fürchten sich und wir müssen sie beschützen.« Nach einer Weile kam er wieder heran, er glaube soeben Löwen gehört zu haben; ich müsse ihm gestatten nur zwei Schuß ins Leere abzufeuern. Da wir ihn Alle beobachteten, so reichte ich ihm das Gewehr; doch kaum daß ich das gethan, erkannte ich, wie unklug ich gewesen, denn wie leicht hätte er mich oder einen der Meinen niederblitzen können, bevor er durch einen Schuß niedergestreckt werden konnte. Ich glaube fest, daß dies seine Absicht gewesen, allein er fürchtete sich, als er sich von uns Allen im hellen Mondscheine so scharf beobachtet sah. Ich hatte ihm zu dem Werndl-Carabiner nur zwei Patronen gereicht, diese feuerte er rasch ab und als

er noch welche haben wollte, nahm ich ihm das Gewehr einfach weg. — Muſchemani, der kranke Diener, verrieth uns zwei Tage darauf, daß es Boy's Abſicht geweſen, mit dem Gewehre davon zu laufen, ob er uns tödten wollte, wiſſe er nicht; Boy hätte nicht gedacht, daß wir Alle noch um Mitternacht wachen würden und darauf war ſein Grundplan, das Gewehr zu ſtehlen, angelegt.

Am nächſten Morgen hörten wir lautes Geſchrei in beiden Dörfern. Maſchukulumbe liefen hin und her. Die Matokaträger miſchten ſich unter ſie und da ſich wieder jener Aufwiegler unter ihnen eingefunden, und ſie noch immer keine Miene machten, ſich zu entfernen, befahl ich ihnen, die Stelle zu verlaſſen, ſonſt triebe ich ſie mit Kugeln von derſelben. Nur zu wohl ſah ich, daß es doch dieſe Rotte dahinbringen würde, meine Diener zum Abfall und zur Flucht zu verleiten. Ihre Deſertation war aber für uns das Aergſte, was uns hier treffen konnte. Als man mich verhöhnte, machten wir uns ſchußbereit und — dieſe Drohung half; die Wichte ſprangen auf und eine halbe Stunde ſpäter gab es keinen Träger mehr in der nächſten Nähe. Die ſchwarzen Diener aber waren im Trägerlager geblieben. Wäre nur nicht Boy eine ſolche Memme geweſen! Er, der unter den Trägern ein großes Anſehen genoß, weil wir Weiße ihn ſeiner ſonſtigen guten Eigenſchaften halber vielfach auszeichnen mußten, ſteckte mit ſeiner Angſt ſeine Genoſſen an und machte ſie in ihrer bisher bewährten Treue und Anhänglichkeit wankend.

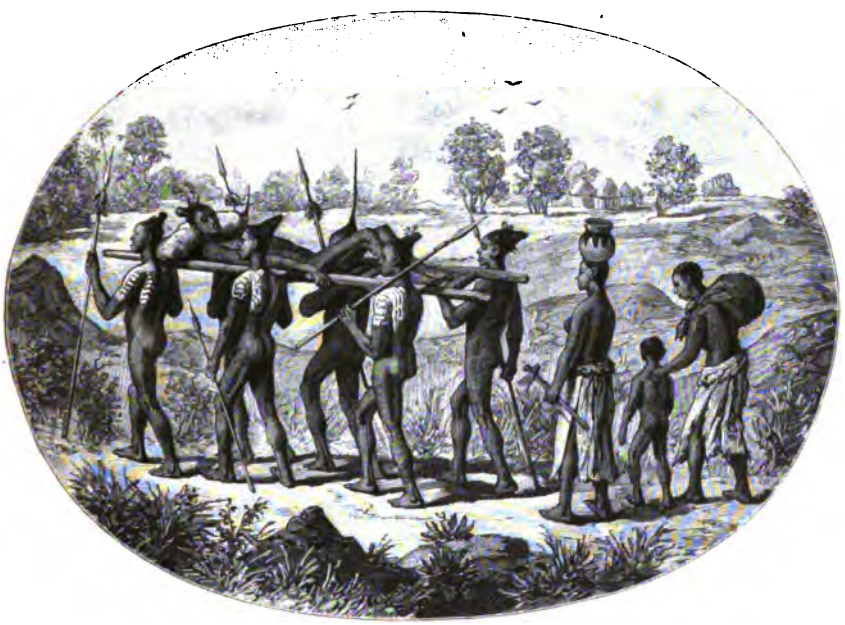
Das Geſchrei in den zwei Dörfern, zwiſchen denen wir lagerten, nahm zu. Bald zeigten ſich Maſchukulumbe, welche Bruſt, Nacken und Geſicht mit Kalk getüncht hatten. Jeder trug eine, mit einem Federbüſchchen verſehene Lanze. Wir ſahen verwundert die Leute an, ohne zu wiſſen, daß dies Krieg und Feindſchaft bedeute. Meine Diener aber wurden ſo ängſtlich, daß ſechs nach Boſango liefen und, um nicht angegriffen zu werden, zu Ueberläufern wurden; bald ſahen wir ſie, doch ohne ihre Sachen, mit den Trägern und einer Truppe der Maſchukulumbe nach Südweſt, gegen die das Thal umſäumenden Gebüſche hinziehen. Boy lief ihnen nach, kam zurück und meldete, er ſei eingeladen worden, wie alle Jene dort, mit dem Könige einen Feſttag und eine Feſtnacht in ſeinem Waldgehöfte zu ver-

bringen; es würde ein Ochse geschlachtet werden und viel Bier getrunken. Ich ließ ihn ziehen. Von Bosango ging nun ein eigenthümlicher Zug ab. Einige der oberwähnten, phantastisch getünchten Maschukulumbe trugen eine Holzbahre, auf der ein Mann lag; es war Bosango-Kasengas Herr, der Mann mit der faulenden Wunde, der sich in ein anderes Gehöft tragen ließ, um bei dem auf uns geplanten Angriffe nicht anwesend sein zu müssen. Einige Frauen folgten mit Bier; einige Kinder und einzelne Männer bildeten die Nachhut. Als wir die Träger abziehen sahen, waren wir froh, daß wir sie endlich los wären, nicht ahnend, daß sie in der Nacht nochmals wiederkehren würden.

Der Tag verlief ziemlich ruhig. Die Diener lagen trotzig herum und außer Jonas und Kabrnjak, Muschemani und Siroko verweigerten sie jede Arbeit. — Der Riese stellte sich nochmals ein; er war sehr freundlich, brachte Fische, etwas Mehl 2c. zum Austausch, nahm die Glasperlen aber nur aus zweiter Hand, nämlich aus der meiner Frau an, beichtete auch — durch Jonas als Dolmetsch — daß seine Collegen den Häuptling überredet hätten, Bosango zu verlassen, ohne uns jedoch mitzutheilen, daß ein Angriff geplant sei, ja seinem späteren Betragen nach möchte ich nahezu glauben, daß der Riese in den ruchlosen Plan nicht eingeweiht war. Um ihn noch verbindlicher zu machen, schenkte ich ihm eine Partie der mir von der Wiener Firma Witte geschenkten Schützenmedaillen, und nachdem ihm selbe von meiner Frau an eine Schnur gefädelt worden waren, stolzirte er wie ein Pfau mit der Münzenschnur am Halse um unser Lager herum. Ja, er brachte sogar seine zwei Frauen heran, um sie mit uns bekannt zu machen, und diese schienen freundliche, nicht so mürrische Wesen, wie alle Weiber, welche wir bis dato in diesen Gebieten begegnet hatten. Die Freundlichkeit bewog zu unserem Erstaunen Oswald, den Maschukulumbe sofort eine Lobrede zu halten: Sie wären nicht so arg, als wir sie uns immer vorstellten 2c., und da er in seiner Rede dann und wann Sesutoworte gebrauchte, so wurde er von den strikenden Dienern drüben verstanden und sie riefen Naja-naja (nein, nein) dazwischen, als Einwurf, daß Oswald die Maschukulumbe gar nicht begreifen wolle, daß sie Alles nur nicht gut seien!

Es wurde Abend und raſch Nacht. Dieſe Nacht wird mir unvergeßlich bleiben, und ſollte ich hundert Jahre alt werden. Schon während der Dämmerung begannen die Hyänen ihr übliches Nachtgeheul; unter dieſen Klängen kehrten die bemalten Maſchukulumbe und auch die Träger heim. Boy hielt mit ihnen abſeits einen Rath ab und die Folge der Beſprechung war, daß die Diener, welche ihre Sachen noch in unſerem Lager hatten, dieſe ihre Habſeligkeiten zu packen, ihre Schlaffelle einzurollen begannen, für mich ein untrügliches Zeichen, daß ſie nun wirklich zum Aufbruche rüſteten und fliehen wollten. Ich ſetzte die Meinen davon in Kenntniß, doch Niemand wollte meinen Worten glauben; Oswald ſchon gar nicht. Ich vermuthete, die Diener würden nicht ſo einfach abziehen, ſondern verſuchen, uns zu beſtehlen, um ſich auf dieſe Weiſe ihren Lohn, den ſie als Contractbrüchige natürlich nicht verdient hatten, mit Gewalt anzueignen. Um einem derartigen Ueberfalle vorzubeugen, entwarf ich ſofort meinen Plan. Ich ließ die Lagerfeuer auslöſchen, vorſchützend, daß das grelle Licht in den Augen ſchmerze und ließ als Koch- und Nachtfeuer je eines 40 Schritte zur Linken und eines 30 Schritte vor uns, am Ende des Dienerlagers anzünden, ſo war unſer Lager finſter, während um das der Träger viele Feuer brannten und Licht verbreiteten. Leeb, der von Allen die Sachlage am richtigſten auffaßte, rief ich zu mir und wir ſetzten uns in dem dunklen Theile des Lagers nieder, den Carabiner in der Hand, Alles, was außerhalb des Lagers vorging, wohl beobachtend. Meine Frau, Oswald und Fekete hatten am Kochherde Platz genommen und lachten über Schnurren, die Mopani und Jonas zum Beſten gaben. Dieſe plötzliche Luſtigkeit der beiden Diener beſtärkte mich noch mehr in meinem Verdachte, daß man uns täuſchen wolle, um unſere Aufmerkſamkeit vom Lager abzulenken, denn gerade dieſe beiden Diener waren in den letzten Tagen mürriſch, grob und inſolent geweſen. Aus dem Lager nahmen wir wahr, das ſich meine Diener ernſtlich zur Flucht rüſteten. Sie durchwühlten die Erde und entnahmen ihr wieder die Schätze, welche ſie ganz unbemerkt vergraben hatten. ſo die ſchon verdienten Sitſibas, die Glasperlenſchnüre und allerhand geſtohlene, für uns werthloſe Kleinigkeiten, wie leere Patronenhülſen, Schützenmedaillen ꝛc. und wickelten Alles in die Felle ein, welche ſie dann in das

Dunkel der Nacht abſeits trugen. Muſchemani und Siroko hatten ſich, in ihre Decken gehüllt, zu dem vorderen Lagerfeuer gelegt, jedenfalls hielten ſie ſich der Revolte fern; da kam Chimboraſſo heran und rüttelte ſie auf. Es gelang ihm, Siroko wankend zu machen, Mopani kam vom Kochherde heran, unſchuldig thuend, noch mit dem Rührlöffel in der Hand, ſtellte ſich zum Feuer hin und ohne ſich zu bücken, redete er Siroko leiſe, wie ich



Maſchukulumbe von Boſango entführen ihren Häuptling.

aus der Bewegung ſeiner Lippen entnahm, ſo lange zu, bis dieſer ſich auch erhob, ſeine Decke und ſeine Sachen ergriff und ſich zu den Uebrigen in das jenſeitige Lager begab. Auch Mopani entfernte ſich und nur Jonas blieb zurück. Jonas durfte ich unter keiner Bedingung mitlaufen laſſen, er war mein beſter Dolmetſch, war mir auch perſönlich zugethan, ihn mußte ich feſthalten! Ich rief die Meinen heran, und ließ Jonas von Oswald bewachen. »Was, Jonas davonlaufen, der iſt treu wie ein Fels, Herr Doctor.« — »Stellen Sie ſich zu ihm, ich erwarte jeden Moment die plötzliche Flucht der Diener d. h. wenn ſie uns nicht zuvor mit ihren Speeren über-

ſchütten.« Oswald ſetzte ſich vor Jonas auf, ohne Waffe. — »Oswald, wo iſt Ihr Gewehr? Sie müſſen ſich ja bewaffnen.« — Oswald bat Leeb, ihm den Carabiner zu reichen, denn jetzt wurden ihm die Mienen und Blicke des »felſentreuen« Jonas auch verdächtig, und er ſtand von dem Feldſtuhle auf, um beim eventuellen Ausreißen des Verdächtigen doch raſcher handeln zu können. »Leeb, unterſtützen Sie Oswald, ſonſt läuft ihm Jonas davon.« Meine Frau und Fekete, denen nun das Betragen der Diener nur zu klar, übernahmen Leeb's Wache. Jonas hörte, was ich befahl und bevor noch Leeb das Lager verlaſſen konnte, hatte Jonas ſeine über die Schultern herabhängende Decke Oswald zwiſchen die Füße geworfen und war mit einem von Gellen und Jauchzen der Diener begrüßten Aufſchrei nach vorne geſprungen und im nächſten Momente im Dunkel und in der Richtung nach dem nahen Boſango verſchwunden. Leeb ihm nach, doch ſofort erhoben ſich einige Diener, um Jonas zu beſchützen. Um Leeb's Leben beſorgt, eilte ich eine kurze Strecke nach und rief Leeb zurück; bald ſtand er an meiner Seite und wir zogen uns Alle in das Lager zurück. Geſchrei tönte vom Dorfe herüber, Menſchen kamen näher, es waren die Matokaträger. Sie miſchten ſich unter die Diener, der Rädelsführer ſeine Lanzen hoch ſchwingend, in ihrer Mitte. Einige Diener kamen unbewaffnet heran in ihr früheres, an das unſrige angrenzende Lager und ſchienen noch etwas zu ſuchen, hinter ihnen, wir ſahen es deutlich, ſchlichen einige bewaffnete Matoka einher. Jeder von uns wachte an einer Lagerſeite, ich und Leeb, wir beide an einer, und zwar jener dem Dienerlager zugekehrten, die durch den dicken Sykomorenſtamm getheilt, von Einem nicht gut bewacht werden konnte. Ich wachte zur Rechten, Leeb zur Linken, da ſchrie Leeb mit einem Male: »Diebe, Diebe!« Wir beide waren mit einem Sprunge aus dem Lager. Einer der Matoka hatte die Graswand durchſtoßen und ſuchte Handtücher, die zufällig hier auf den Packeten lagen, zu erfaſſen; er hatte ſie auch ſchon herausgezogen, als wir auf ihn losſprangen. Dieſer unſer plötzlicher Vorſtoß, auf den die Truppe nicht gefaßt war, verurſachte aber eine fürchterliche Beſtürzung unter den Schwarzen; alles lief und ſtürzte durcheinander, ſuchte aber vor Allem das Weite zu gewinnen. Im Handumdrehen war die Stelle menſchenleer. Einen Moment zaudere ich, ich

hörte die Worte der Meinen, »Feuern, feuern!« — »Nein,« rief ich zurück, und nun den Dienern nach. Ich rannte bis zwischen die beiden Gehöfte, die Bosango ausmachen; wohl hörte ich vor mir das Aufschlagen der Sandalen der davonlaufenden Diener, doch es war so dunkel, daß ich nichts ausnehmen konnte. Wohl wäre eine Kugel zwischen die Deserteure sehr verdient angebracht gewesen, doch das war es eben, was die Maschukulumbe wollten. Sie hofften, daß wir in der Nacht hineinfeuern würden, um einen triftigeren Grund zum Angriffe zu haben, und sagen zu können, wir hätten zuerst auf sie geschossen, wir hätten in ihre Hütten geschossen und den Frieden gebrochen. Diese Ueberlegung leitete mich, als ich strenge verbot, selbst auf Hyänen zu feuern, welche sich die um den Kochherd liegenden Knochen zu holen kamen.

Die Feuer dienten mir als Wegweiser, wie Leuchtthürme, und ich kehrte ohne Unfall in das Lager zurück. Das war ein trauriger Abend! Durch das Geschrei der Schwarzen hatten sich meine Esel und Ziegen erschreckt und losgerissen; wir mußten sie vor Allem in der Dunkelheit suchen und wieder anbinden. Dann wurden alle Feuer gelöscht und nur das eine, kleine Vorpostenfeuer am Ende des Dienerlagers belassen.

Bevor wir — meine Frau nicht ausgenommen — unsere Nachtwache bezogen, fanden wir uns Alle auf eine Viertelstunde an diesem Wachfeuer zusammen. Unsere Schaar war klein geworden! Kein Wort kam über unsere Lippen, allein die Blicke sagten mehr als Worte. Oswald's Blick haftete an der Erde, Leeb's Auge hing an dem meinen, fragend, was zu thun sei. Meine Frau hatte mich bei der Hand erfaßt, wie wenn sie befürchten würde, daß ich im nächsten Momente wieder und vielleicht für immer, in die finstere Nacht hinausjagen müsse; sie suchte ihre Thränen zu verbergen und hatte sich tief zum Feuer gebeugt!

Noch nie zuvor hatte ich die Flamme so häßlich, so höhnisch knistern gehört, wie an diesem Abende. Es kam mir vor, ich stünde mitten in der Flamme, der Boden brannte unter meinen Füßen, keuchend hob sich meine Brust und schwer wurde mir der Athem. Verlassen also, und gerade in dem Momente, wo mit dem Ueberschreiten des Luenge ein so wichtiger Schritt nach vorwärts gethan werden sollte.

Wir fühlten alle, daß mit der Flucht der Diener eine Kataſtrophe über unſere Expedition hereingebrochen ſei, denn jetzt war die Trägerfrage in unſerem Vordringen nach Norden einfach ganz und gar in die Hände der Maſchukulumbe gegeben. Wir fühlten inſtinctiv, daß wir unter ſolchen Umſtänden nicht mehr weit vordringen können würden, allein an eine Umkehr mit den früheren Trägern dachte keiner.

Meiner Frau heiße Thränen, die häufiger auf meine Hand herabfielen, brachten mich zur Beſinnung. Ich ſuchte ſie, ich ſuchte die weißen Begleiter, ich ſuchte mich ſelbſt zu tröſten und aufzurichten. Freilich, viel Tröſtliches ließ ſich da nicht ſagen, denn unſere Lage war verzweifelt! Nur ein Wunder ſchien uns retten zu können. Und doch waren wir alle darin einig: — »Vorwärts gegen Norden!«

Als wir ſo ſchmerzgebeugt ſchweigend beiſammen ſtanden, und Jeder ſein Gehirn nach einer rettenden Idee zermarterte, tönte ein heiſeres Lachen in unmittelbarſter Nähe durch die Todtenſtille der finſteren Nacht. Alle blickten nach der Stelle hin, woher es herüberklang und jetzt erſt entdeckten wir Muſchemani, den Makalaka, der die ganze Zeit an dem Feuer gehockt war. Er, er allein, war uns alſo geblieben! Er, dem wir ſtets mißtrauten, alſo die treueſte Seele!

Ich klopfte ihm auf die Schulter und wollte nun hören, was er wiſſe. Doch es war zu gefährlich, lange am Vorpoſtenfeuer zu bleiben und das nahe Lager unbewacht zu laſſen. Auch war es perſönlich gefährlich, vom Feuer beleuchtet, den vielleicht heranſchleichenden Feinden zur Zielſcheibe für ihre Speere zu dienen. So löſchten wir denn auch das letzte Feuer aus und gingen in das Lager, wo Jeder ſeinen Poſten für dieſe Nacht bezog. Hier ſetzte ich mich, den Carabiner in der Hand, ſo daß ich das feindliche Lager im Auge hielt und ließ mir von dem »letzten Getreuen« berichten.

»Ha, ha, ha, ja ſie wollten Euch ſchon lange verlaſſen. Boy, Boy iſt eine Schlange, wenn auch vom ſelben Stamme wie ich; Mopani, Siroko, Kabrnjiak, Monahele, Katonga, Moruma wollten nicht, ſie wollten Miſſis von den Maſchukulumbe nicht todtſchlagen laſſen; aber die Uebrigen redeten zu, und ſo liefen ſie auch mit. Maſchukulumbe machen

uns noch todt, heute Nacht, so sagten sie. Matoka hetzten Maschukulumbe auf, sagten, in Eueren Säcken seien viele der werthvollen Inpande und viele andere schöne Sachen. Maschukulumbe versprachen den Matoka Ochsen, wenn sie uns zur Flucht bringen. Maschukulumbe sagten uns zu, uns nicht zu tödten, wenn wir davonliefen!« Daß ich nach dieser Eröffnung, die an Kürze und Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ, kein Augenlid für diese Nacht in unserem Lager schloß, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. — Das Auslöschen aller Feuer brachte die Feinde in dem Dunkel von dem geplanten Angriffe ab; später in der Nacht genossen wir Mondschein, doch bemerkten wir nichts, außer die herumlungernden und heulenden Hyänen. Kurz vor Tagesanbruch ersah Muschemani etwas Dunkles auf der Thalebene nach Südosten hin; wir strengten Alle unsere Augen an. Es war etwas, das sich zu bewegen schien, und es kam näher. »Batu, Batu,« flüsterte der Schwarze. Ja, es waren Menschen, sie kamen in einer Gänsereihe näher. Etwa 300 Schritte von uns entfernt blieben sie stehen und schwenkten plötzlich zur Linken, gegen Kasenga hin, ab. Sie hatten uns wohl in tiefem Schlafe vermuthet, als sie uns wachend gesehen, zogen sie ab. Es waren ihrer 16, die wir zu zählen vermochten.

Zeitig früh stellte sich der Riese ein, diesmal (Seite 241) ein gescheckes Ochsenfell über die Schulter geworfen, sonst — wie immer — vollkommen nackt. Mit gekünsteltem Bedauern hörte er die Erzählung von der Flucht der Diener, und aufspringend, zeigte er in die Ferne nach Süden, wo, wie auch Muschemani's geübtes Auge es bestätigte, die Schaar unserer Diener längs des Gehölzes nach dem Süden marschirte. Ihr Abzug besiegelte unser trauriges Schicksal und doch durften wir keine Spur von Trauer oder Niedergeschlagenheit merken lassen, wollten wir überhaupt noch von Kasenga wegkommen.

Die Maschukulumbe glaubten nämlich, wir wären durch die Flucht der Diener ihnen ausgeliefert und vor allem sehr niedergeschlagen, doch wir lachten und scherzten, als ob nichts vorgefallen wäre, ja, um sie vollkommen irre zu führen, entschloß ich mich, mit Leeb etwa sechs Kilometer weit auf die Jagd zu gehen, wenn ich auch später etwas Aehnliches nicht mehr wagte. Bevor ich ging, rief ich die Meinen heran, gab Jedem ein

Gewehr in die Hand und bedeutete mit Geſten das und jenes, daß den Maſchukulumbe ganz unheimlich zu Muthe ward und Viele ſogar aus der Lagernähe ſich zurückzogen.

Als wir kaum einen halben Kilometer vom Lager weg waren, trafen wir zahlreiches Wild. Leeb ſchoß einen Zebrahengſt an, den ich raſch tödtete. »Das Feuern that gut,« meinte meine Frau, »der Rieſe und ſeine Maſchukulumbe zogen ſich, als ſie Schüſſe hörten, aus der Lagernähe zurück.« Als wir ſpäter noch mehrmals von dem Lager auf Wild feuerten, geſchah es, daß die Schwarzen uns baten, es nicht wieder zu thun, es wäre allzu ſchrecklich! Die Freundlichkeit des Rieſen benützten wir, um womöglich viel von ihm herauszubringen. Zunächſt trat er mir einen Hirtenjungen ab, der meine Thiere bewachte, damit ich Muſchemani als Dolmetſch ſtets bei der Hand haben könnte. Wir beſchenkten den Rieſen immer wieder, um ihn noch mehr auf unſere Seite zu bringen; ja, er begann ſo klein zu werden, daß er den Worten meiner Frau förmlich gehorchte, ſchade nur, daß ſein Einfluß bei den Seinen ein gar ſo ſchwacher war, wie ich denn überhaupt unter den Maſchukulumbe das loſeſte Verhältniß antraf, das wohl in Südafrika zwiſchen Häuptlingen und ihren Unterthanen exiſtirt. Beim Austauſche von Lebensmitteln, beim Einkaufe von Holz und Trinkwaſſer hatten wir ihm die billigſten Preiſe zu verdanken. Mit Hilfe der Seſuto begann ihn meine Frau aufs Seſchukulumbe hin auszufragen, und er verdolmetſchte ihr willig alle die gefragten Worte, ſo wurde das Wichtigſte notirt. Nach einigen Tagen konnten wir uns auch in Muſchemani's Abweſenheit mit den Maſchukulumbe verſtändigen. So oft wir mit dem Rieſen allein waren, ventilirte ich die für uns brennendſte Frage der Träger. Nach längerem Hin- und Herreden theilte er mir die Entſchlüſſe, welche ſeine Genoſſen in dieſem Punkte gefaßt hatten, mit. Sein Bericht lautete für uns ungünſtiger als wir erwartet hatten! Die uns geſtellten Bedingungen für das Fortſchaffen unſerer Sachen, ſtellten ſich um 300 Percent theurer, als jene, auf die wir unter den Matoka eingehen mußten, und die uns ſchon als ſehr drückend erſchienen waren. Die Bedingungen, unter welchen wir hier Träger bekommen ſollten, waren folgende:

1. Vom Lager bis zum Luengefluſſe tragen Frauen die Laſten, damit auch ſie ſich etwas verdienen könnten, ſie bekommen als Entgelt Glasperlen.

2. Vom Luenge weg tragen, wie ſonſt bei anderen Stämmen, die Männer direct von unſerem Lager aus die Laſten, aber nur bis zum nächſten Dorfe.

3. Dieſes Dorf darf nie über eine Tagereiſe von der Aufbruchsſtelle entfernt ſein, da die Maſchukulumbe nächtlich in ihrer Hütte ſchlafen, von der Milch ihrer eigenen Kühe am Abend genießen wollen. Liegt es weiter, ſo läßt man unſere Sachen liegen, geht heim für die Nacht und kommt Vormittags wieder, um ſie weiter zu tragen, doch nicht auf lange hin, um ja bis zum Abend wieder daheim ſein zu können. Im Allgemeinen aber liegen die Dörfer nahe aneinander.

4. Die Bezahlung iſt für jeden Gang, ob einen Vierteltag oder zwei Tage lang, ein Kubu, d. i. zwei Sitſibas à 4 Meter Kattun, am Luenge im Werthe von einem Ochſen, deſſen Werth in dieſer Gegend etwa 12 Gulden beträgt.

5. Die Bezahlung muß vor dem Abmarſche erfolgen.

6. Die Häuptlinge, Unterhäuptlinge ꝛc. fordern beſondere Geſchenke in Form von ſolchen Sitſibas, Kubus, Glasperlen und anderen »blinkenden« Sachen!

Ich erwartete hier mildere Bedingungen zu finden, als wie bei den Matoka, wo wir für zwei- bis ſechstägige Trägerdienſte je 2 Meter Kattun und etwas Nahrung zu zahlen hatten. Wohl war dieſer Lohn erſt nach vielen Mühen und Schwierigkeiten feſtgeſetzt worden, und mir nur als Arzt, d. h. nach einer mein Anſehen bedeutend hebenden Cur gewährt worden. Hier unter den Maſchukulumbe hatte ich als Arzt, wie ſchon erwähnt, leider gar keine Chancen, und das war unſer Unglück. Ich hatte gehofft, daß ich mit dem Vordringen gegen Norden, alſo gegen die von den arabiſchen Kaufleuten der Oſtküſte bereits berührten Gegenden, immer beſſere Lohnverhältniſſe finden würde, und ich fand zunehmend ſchlechtere. Nachdem der erſte Schrecken über die exorbitanten Forderungen

überwunden war, begannen wir ſie zu begreifen. Die Maſchukulumbe begriffen einfach ganz gut, daß wir ihnen mit Haut und Haaren ausgeliefert waren, ſie konnten uns preſſen, wie ſie wollten; wir konnten ſchreien, aber in Wirklichkeit nichts dagegen thun. Wir waren für ſie ein ſehr ergiebiges Ausraubungsobject.

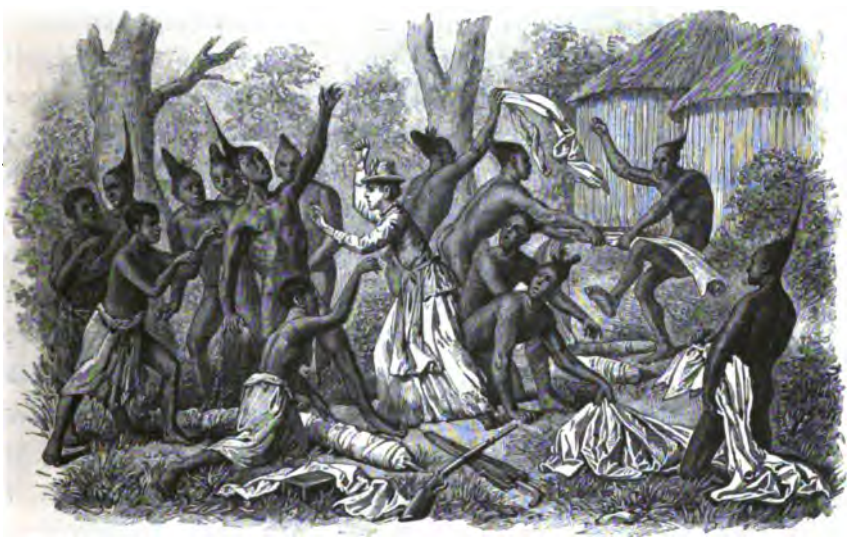
Die Gründe, warum die Forderungen in der angegebenen Weiſe formulirt wurden, ſind ſo intereſſant, daß ich ſie hier näher angeben will. Daß ſie ein Kubu, das iſt zwei Sitſibas Kattun forderten, hatte ſeinen

Maſchukulumbe-Frauen beim Hüttenbau.

Grund in der Maſchukulumbe-Mode. Die Mode der Matoka, Mankoja, Matabele, Makalaka und Mabunda: Lederſchürzen, Thierfelle als Schürzen, Kattun-Sitſibas oder Riemen als Bekleidung zu tragen war nicht üblich, man trägt nur in großer Kälte ein rauhgargegerbtes Rindsfell, über die Schulter geworfen; oder wenn man ſich ſchon in die Gewänder der Fremden hüllen will, ein Stück Stoff, das ſolch einem Rindsfelle an Größe gleichkommt, alſo eine Decke. Da aber durch portugieſiſche Mambari an der Grenze zumeiſt nur Kattune eingeführt werden, benützen ſie als Parademäntel zwei Sitſibas Kattun (zwei à 2 Meter lange Stücke), der Länge nach zuſammengenäht.

Man forderte die Bezahlung im voraus, weil man sie gleich daheim lassen wollte, um ihrer bei dem nächsten Dorfe nicht beraubt zu werden. Liegen sich doch diese kleinen Fürsten ununterbrochen in den Haaren, rauben sich gegenseitig das Vieh, wenn sich dieses zufällig weidend auf das Gebiet des Nachbars verirrt.

Die Maschukulumbe gehen nicht über das nächste Dorf, weil jede Niederlassung, die halbwegs auf den Namen eines Dorfes Anspruch



Meine Frau von den Maschukulumbe arg bedrängt.

machen könnte, ihren Herrscher besitzt, und dieser die ankommenden Nachbarn, wenn sie auch Stammesbrüder sind, überfallen könnte.

Die große Feigheit und Faulheit der zur Arbeit ungewohnten Leute, macht ihnen das Tragen einen Tag hindurch zur Last, wie vielmehr nicht, wenn sie sich durch zwei Tage, d. h. täglich etwa vier bis fünf Stunden lang anstrengen müßten.

Der Grund endlich, Abends die Milch ihrer Kühe trinken zu wollen, ist nicht allein buchstäblich als Ausdruck der Sehnsucht nach ihrem Heimatsdorfe zu nehmen und aus der kindischen Furcht vor der Fremde zu

erklären, ſondern er iſt der Ausdruck ihrer Eiferſucht auf die eigenen Weiber.

Unter den Maſchukulumbe herrſcht Frauenmangel, welcher die »Schönen« begehrt, und ſomit kokett macht, darum wollen dort die »Herren der Welt« ſelbſt eine Nacht nicht außer ihrer Hütte ſchlafen.

Ich ſuchte nach Möglichkeit dieſe harten Bedingungen leichter zu machen, doch es gelang — trotz der Protection des Rieſen — nur in einem Punkte, nämlich, daß die Frauen als Trägerinnen ganz entfallen, dafür die Männer vom Lager weg in das nächſte Nord-Luengedorf tragen ſollten. Dieſe mir ſehr nützliche Abmachung erregte die offene Feindſchaft aller der ſchwarzen Megären, die ſich um keinen Preis außer Action geſetzt ſehen wollten. Der Rieſe wurde von den Frauen des Doppeldorfes Kaſenga zweimal in die Flucht geſchlagen und entging nur mit Mühe einer Tracht Prügel. So ſieht die Autorität eines Maſchukulumbe Häuptlings zweiten Ranges aus.

So ungünſtig die Trägerfrage ſtand, ſo erfuhr ich von dem Rieſen — Dank meiner Freigebigkeit — nun doch auch manches Angenehme; einmal, daß ſich nach dem Abzuge der Matokaträger die Bewohner des Doppeldorfes nicht genug ſtark fühlten, um uns anzugreifen, und daß er Jenen, die ſich mit meuchelmörderiſchen Abſichten trugen, dieſes mit Rückſicht auf unſere Waffen, die doch allgemein ſehr gefürchtet wären, ausgeredet hätte; dafür fürchtete er aber, daß beide Dörfer, da ein Theil der Mannſchaft den Häuptling in ſeiner Waldreſidenz bewachte, ein anderer die Rinder behüten müſſe, nicht die von mir benöthigte Trägerzahl beiſtellen könnten.

Trotz allen friedlichen Bulletins traf ich nach der Flucht der Diener größere Vorſichtsmaßregeln, ich brach vor allem das Lager der Träger ab, damit das unſrige ganz frei ſtünde, und es dem Feinde nicht möglich würde, uns ſo leicht anzuſchleichen, oder durch Feuer in Bedrängniß zu bringen. Es lag doch zu nahe, daß die Feinde die Graswände des Dienerlagers zu einer Zeit anzünden könnten, wenn der Wind die Flammen gegen unſer Lager trieb. Der letzte Diener, Muſchemani, hatte nun bei uns im Lager zu ſchlafen; damit dies ohne Gefahr für uns möglich war, gab ich ihm

Seife, ließ ihn einen nahen Tümpel aufsuchen, um sich gründlich zu waschen, spendete Mercurialsalbe als Pomade für sein Haar, hieß ihn seine schmutzige Decke wegwerfen und gab ihm eine neue. Die Packete, die an der einen Lagerwand lagen, wurden nun auf einen Haufen in die Lagermitte geschlichtet und wir lagen in der Nacht um dieselben herum.

Um mich endlich zu vergewissern, wie weit der Fluß Luenge von unserem Lager entfernt sei — weit konnte er nicht sein, da die Maschukulumbe oft frische Fische zum Kaufe brachten — beobachtete ich sie mit dem Fernrohre von einem der in der Nähe liegenden riesigen Termitenhügel und nahm wahr, daß der Strom etwa 2 bis $2^1/_2$ Kilometer nördlich liegen müsse. Diesseits lag sein zum Theile trockenes altes Bett, an demselben tummelten sich Schaaren von Wasservögeln, woraus ich schloß, daß es wohl der Krokodile entbehren müsse. Hier pflegten auch die Maschukulumbe zu fischen. Obwohl wir es gewohnt waren, so manche, sonst scheue Vogelarten sich ziemlich zutraulich um die Gehöfte der Schwarzen bewegen zu sehen, so waren wir hier doch über das Betragen der Kronenkraniche, der Schildraben (Corvus scapulatus) und der riesigen Kapuzinertukans überrascht. Noch nirgends hatten wir die erstere und die letzte Vogelart so zahm gesehen; noch nirgends vermochten wir früher diesen Thieren so wie hier auf 40 Schritt nahe zu kommen. Da ich seit dem Betreten des Nordzambesi-Gebietes das Gewinnen und Sammeln der Vogelbälge aufgeben mußte, so hatten wir absolut keinen Grund, das Vertrauen dieser Vögel irgendwie zu enttäuschen. Auch sonstiges Wild gab es ganz nahe dem Lager in Hülle und Fülle.

Ende Juli begann mit einemmale im Doppeldorfe eine wahre Bauwuth zu grassiren; theils waren es Reparaturen an allzu schadhaften Hütten, theils Neubauten, an die man sich mit einer Lauheit und Gemüthlichkeit machte, die selbst unsere berüchtigtsten Landmaurer geärgert hätte. Man baut drei bis vier Monate lang, um eben im October, vor dem unmittelbar eintretenden Regen fertig zu werden. Die Arbeit besorgen auch hier die Frauen — die Männer tragen nur Baumaterial zu — aber welch' ein Unterschied zwischen dem Fleiße der Betschuanafrauen und denen dieser Stämme; obgleich letztere all das Material, selbst einen guten sandigen

Thon als Anwurf, kurz Alles bei der Hand haben und es ſich nicht, wie jene, ſo weit herholen müſſen.

Ueber dieſen Beobachtungen vergaß ich keinen Augenblick meine Reiſe; mein Drängen bewog den Rieſen endlich Anſtrengungen zu machen, um aus den Nachbardörfern Leute heran zu ziehen, und ſo die genügende Anzahl der Träger zu beſchaffen. Für den Fünfundzwanzigſten waren die Träger zugeſprochen, allein, ſie wollten nur ſo weit tragen, als wir an einem Tage kämen; da ich dies eben befürchten mußte, erklärte ich, wir müßten heute noch wenigſtens über den Luenge kommen. Nach langem Zureden endlich wurde dies zugeſtanden und der Herr Dorflump fragte mich, welche Richtung ich am jenſeitigen Ufer einſchlagen wolle. Er würde mir rathen nach Norden zu gehen, doch, der großen Sümpfe wegen, müßte ich zuerſt nach Oſten, dann nach Nordweſten marſchieren, um, durch einen Engpaß gehend, zu einem »Bleichgeſicht« — wie wir es ſeien, der ſich zwei Tagreiſen über der Grenze, bei den Mankoja aufhalten ſollte, ſo bald wie möglich zu gelangen. Sein letztes, durch einige Meſſingkämme, die ſeinem Chignon gut ſtanden, herausgelocktes Geſtändniß lautete: »Die Maſchukulumbe ſüdlich vom Luenge ſind ſchlecht, und ich weiß es ſelbſt nicht, warum du bis heute noch nicht erſchlagen worden biſt; allein, wir ſind noch Antilopen, im Vergleich zu denen, die über dem Fluſſe wohnen; das ſind Hyänen, die uns — ihre Brüder — nicht ſchonen, wenn wir uns bei ihnen zeigen. Raſch müſſet Ihr die Mankoja erreichen, ſonſt iſt Euer Tod unabwendbar!«

Ein Tuch lohnte das, unter den Maſchukulumbe, ſo ſeltene »wahre« Wort und der Häuptling lief hin und her, bis er die, wie er meinte, hinreichende Trägerzahl zuſammen getrieben hatte. Mit den Trägern hatten ſich auch ihre Frauen und Kinder eingefunden, eine lärmende Schaar von mindeſtens 200 Perſonen; die Frauen ſchimpften, und drohten uns mit den Fäuſten; ja einige vereinigten ſich und ſuchten einige der Männer mit Steinen und dem herumliegenden Brennholze davon zu treiben, damit ihnen das Traggeſchäft zum Luenge zufallen möge. Ich ließ die uns dicht Umſtehenden zurücktreten, und erſt nachdem ſie auf zwanzig Schritte nach allen Seiten hin gewichen waren, machten wir uns an die Packete. Dieſe wurden in

zwei Reihen neben einander gelegt, an 75 Stück, dann zog ich Rohleinwand, gefärbten Kattun, und die aus Sacktüchermustern zusammen genähten, bunten, zwei Meter langen Sitsibas hervor, damit sich die Leute eine der drei Sorten wählen mögen. Unissima voce!« schrieen sie nach der letzteren, der am wenigsten werthvollen Sorte. Nun wurden an jedes Packet zwei Sitsibas befestigt und wir traten, nachdem wir uns vergewissert, daß jedes Packet seine Bezahlung angeheftet habe, rasch zurück und gaben das Zeichen zum Aufnehmen der Gepäcksstücke.

Das war ein Jubelgeschrei! In einem Nu stürzte sich der heulende Menschenhaufen auf die Packete; man sah nichts als einen hin- und herwogenden Klumpen, aus dem hie und da eine Lanze hervorragte, und an dem zahllose Hände und Füße in rascher Bewegung erschienen. Als sich der Klumpen löste, bildeten sich einige kleinere Haufen. Indem nun etwa die Hälfte der Träger die Packete etwas abseits trug, zum Zeichen, daß sie bezahlt seien und tragen wollten, kamen andere an uns heran, warfen uns die Bündel vor die Füße, schwörend, daß diese keine Kattunstücke getragen hätten. Natürlich waren hier die Kattunstücke gestohlen und von den Frauen unter die Felle, die ihnen an den Beinen herabhingen, geborgen worden; so mußte nolens volens für manche Packete zweimal bezahlt werden; das war einer der Vortheile der Anticipando-Zahlung der Träger! Unsere Reserve, die wir uns aufgelegt, konnte jedoch nicht mehr länger beobachtet werden. Manche Packete ließ man liegen und wir sahen, wie Männer hinter ihren Rücken, die von ihnen geraubten Zweimeterstücke zusammen wickelten, um den Raub um so leichter bei Seite schaffen zu können. Im nächsten Momente sprang ich unter diese Diebsbande. Sie rissen aus, so gut es die dicht Umstehenden zuließen, doch nur zweier Sitsibas, die man dabei fallen ließ, konnte ich habhaft werden. Meine Frau, der es nicht angenehm war, daß ich mich in den tollen Haufen hineinwagte, war mir nachgekommen, aber bevor sie sich dessen versah, war sie von einigen Männern und Frauen umzingelt, die ihr zerrissene Kattunstücke vor das Gesicht hielten und ihr zuriefen, daß man sie betrügen wollte, daß wir statt zweier Kattune, nur je einen an die einzelnen Packete befestigt hätten; natürlich war da überall das zweite

Stück ſchon geſtohlen worden. Für den Augenblick wußte meine arme Frau nicht, wie ſie wieder aus dieſem Haufen herauskommen würde. Da warf ihr einer der Männer das geballte Kattunſtück vor die Füße und zugleich drängten die zu Megären gewordenen kahlgeſchorenen Frauen mit den Fäuſten auf ſie ein. Ich hatte mich endlich aus dem Knäuel, der ſich um mich gebildet hatte, ſo ziemlich herausgearbeitet, als ich meiner Frau verzweifelten Ruf vernahm: »Emil, Emil, meinen Carabiner her!« Die noch gegen mich drängten, flogen, vom Kolben getroffen, zur Seite und ich eilte meiner Frau zu Hilfe. So raſch ich auch war, ſo kam ich doch ſchon zu ſpät; Roſa hatte ſich ihrer Bedränger ſchon allein entledigt.

Sie hatte dem Manne, der ihr das geballte Kattunſtück vor die Füße geſchleudert und ſich ſogar an ihrem Gewande vergriff, offenbar noch, um es ihr vom Körper zu reißen, raſch einen derartigen Fauſthieb zwiſchen die Augen gegeben, daß der plumpe Held zurücktaumelte, zwei von den hinter ihm ſtehenden Helden niederriß und mit dem zurückfallenden Arme außerdem noch eine Frau ins Auge traf. Ja, Roſa war befreit, als ich ſie erreichte. Die anderen Angreifer hatten ſich ſchleunigſt zurückgezogen; die Weiber retteten die militäriſche Ehre, indem ſie Drohungen mit den Fäuſten auf weithin zum Beſten gaben.

Endlich gelang es mir und dem Rieſen etwas Ordnung in die Maſſen zu bringen. Er forderte laut rufend die Maſchukulumbe auf, den Marſch anzutreten. Da riefen mit einem Male die Leute: »Nein, nein, heute nicht, morgen ja!« Auf dieſes hin rief ich Muſchemani herbei und er hatte zu verdolmetſchen: »Wie abgemacht müſſen die Sachen jetzt gleich an den Luenge getragen werden!« — Zwiſchenrufe: »Luenge iſt fern, wir kommen heute nicht hin!« — »Iſt nicht wahr, Ihr lügt, die Sonne ſteht noch hoch!« — Es mochte etwa 10 Uhr Vormittags geweſen ſein. Endlich ſetzte ſich die Karawane in langſame aber ſehr unſichere Bewegung. Ich nahm den Rieſen am Arme. »Komm Morena!« ſagte ich und ſuchte ihn langſam nach vorne zu zerren; »Muſchemani, ſage ihnen, daß, wenn die Packete nicht, wenn die Sonne dort ſteht,« ich wies auf Mittagszeit, »bei uns am Luenge ſind, dieſe Gewehre das Blei von dort her in ihre Hütten werfen, ſie anzünden und Mann und Frau nicht verſchonen werden!« Für einen Augen-

blick wurde es ſtille. Der Rieſe ging, noch von vier Schwarzen begleitet mit uns und rief im Gehen noch den Genoſſen zu, ja bald nachzukommen, ſie müßten froh ſein, daß wir aus ihrer Nähe kommen und ihnen mit unſerem Zauber nicht mehr ſchaden können.

Nur mit Zögern und partienweiſe folgten uns die Aufgerufenen.

Etwa zweieinhalb Kilometer von Boſango kommen wir an den träge dahin ſtrömenden, 120 bis 150 Meter breiten, tiefen Fluß, der 4 bis 6 Meter unter der Thalebene eingeſchnitten erſchien. Das tief eingeſchnittene Bett war Urſache, daß wir ſein Schilf und ſeine, mit Papyrusſtauden bewachſenen Ufer nicht zu erblicken vermochten. Die Stelle, wo wir überfahren ſollten, war die denkbar häßlichſte, zu einem Angriff der Maſchukulumbe wie geſchaffen.

Auf einer, mit ſtacheligen Schilfrohren überwucherten, über vier Meter tiefer als die Uferbänke liegenden Halbinſel lagen die wenigen, aus Baumſtämmen gearbeiteten Kähne. Sie konnten höchſtens zwei bis drei Menſchen faſſen, waren aber lange nicht ſo gut gearbeitet, wie jene der Marutſe. Auf eine freie, verſumpfte Stelle warf man die Packete hin und lief davon; nur wenige blieben, darunter der Rieſe. Dieſe Stelle war aber von oben ſo leicht aus dem dichten Graſe mit den Lanzen zu bewerfen, daß wir im Falle eines Angriffes keine Deckung hätten finden und wohl nicht lange den Wurfgeſchoſſen Widerſtand hätten leiſten können.

Wir nahmen ebenſo ſchnell, als man die Packete hinwarf, dieſelben auf und trugen ſie mitten auf eine freie Stelle zuſammen. Durch ſchnell zuſammen getragenes Schilfrohr waren wir ein wenig gegen die Wurfſpieße der Maſchukulumbe, welche ja von einer Ueberhöhung aus angriffen, gedeckt.

Beim Zählen der Packete fand ich, daß eines fehlte, daß unſer, an den Packeten hie und da angebundener Proviant von friſchem Zebrafleiſche, daß die erkauften, getrockneten Fiſche und zwei mit Elandfett gefüllte Kalebaſſen geſtohlen worden ſeien. Ich verſchmerzte den Proviant, bedeutete jedoch dem Rieſen, daß das fehlende Packet ſobald wie möglich hier ſein müßte. Er erkundigte ſich bei den wenigen Genoſſen, die mit ihm noch zurückgeblieben waren, wo es hingekommen wäre und erhielt von Einem

die Antwort, daß es noch im eben verlaſſenen Lager läge, da ſich kein Träger dazu gefunden. Man hatte zweimal davon die Bezahlung geſtohlen und es trotzdem liegen laſſen; man dachte wohl, ich würde den Verluſt nicht merken; ſo ſollte es bis zum Abend liegen bleiben und dann könnte man es in Beſitz nehmen.

Der Rieſe verſprach, natürlich gegen ein neues Geſchenk, das Packet zu holen und als er ſich entfernt hatte, meinte Muſchemani, der Rieſe ſowie alle die Leute ließen ſich wohl nie wieder ſehen, obwohl ſie bezahlt wären,

Ueberfahrt über den Luenge.

um unſere Sachen vom Norduſer bis zu dem nächſten Gehöfte zu tragen. Allein, etwa nach einer Stunde kam der Rieſe, zum Staunen aller meiner Leute, mit dem Packete. Nun wollte ich über den Fluß, da hieß es ſich aber wieder mit Geduld wappnen; wie wir denn überhaupt einſahen, daß die Zeit der Eilmärſche vorüber ſei, und daß jeder Schritt vorwärts mit ungeheuren Opfern an Zeit und Geld erkauft werden müſſe. Hier am Luenge ſaßen wir auf der kleinen Halbinſel vor der Hand feſt.

Die Maſchukulumbe, welche für einen Tag gedungen waren, hatten alles Intereſſe, dieſen Tag vorübergehen zu laſſen, ohne viel zu leiſten;

gegen dieſe Politik halfen weder Güte noch Drohungen. Mit einem Male fühlten ſie ſich durch die ſchwere und viele Arbeit ſo müde, daß ſie erſt heimkehren und einen Imbiß nehmen mußten. Auch ſeien nur zwei der Herren der Boote anweſend, man müſſe erſt die anderen zwei herbeiholen. Es blieb nichts übrig, als ſie ziehen zu laſſen, doch rief ich den Dorflump zurück, führte ihn ins dichte Schilf, nahm die ihm bezahlte Sitſiba und

Das Ueberführen der Eſel.

wickelte raſch noch eine dazu; weggehend verſprach er, ganz ſicher noch am ſelben Abend zu kommen.

Die Mühen dieſes Tages waren arg, wir waren ſehr hungrig geworden und fühlten nun den Verluſt des geſtohlenen Proviantes doppelt. Das Waſſer des Luenge, der weniger tief iſt, wie der Zambeſi — war ſchmutzig, dunkelgrünlich von Farbe; dieſe rührt zumeiſt von dem ſchmutzigen Abfluße der zahlloſen Sümpfe beider Ufer her, die zum Theile gleich hoch, zum Theile tiefer liegend als der Luenge, nur langſam den Abguß der faulenden Vegetationsmaſſen abzugeben vermögen.

Um 4 Uhr ſtellten ſich die Bootsleute ein, fünfzehn Mann; doch ſie machten ſich, nachdem ſie für jedes Boot mit je zwei Sitſibas (4 Meter Kattun) entlohnt worden, derart gemüthlich an ihr Werk, daß ich befürchten mußte, daß ſie bis zur Nacht kaum die Boote beladen haben würden. Da griffen wir denn tüchtig zu und beluden die Boote ſchwerer, als es jene haben wollten. Wir durchſchauten dieſe Super-Schlauen doch auch; ſie wollten die Traverſirung bis in die dunkle Nacht hinaus ziehen, um dann um ſo ungenirter ſtehlen und wegſchleppen zu können.

So wie die Schwarzen erſahen, daß wir ſelbſt arbeiteten, rührten ſie keine Hand mehr und ließen uns ruhig die 70 Packete verladen, wobei ich ſogar zu einem unfreiwilligen Gratisbade kam.

Endlich waren die vier Boote zum erſtenmale, und zwar mit 28 Laſten im Ganzen, beladen, mehr konnte man dieſen, kaum zwei Menſchen faſſenden Nußſchalen nicht anvertrauen. Dieſe erſte Colonne führte Oswald, der immer ein großes Vertrauen auf ſeinen Einfluß auf die Schwarzen hatte; dann folgte eine zweite Fahrt mit Leeb und 20 Packeten; eine dritte mit meiner Frau und 22 Packeten; dann Fekete mit 13 Packeten und zwei Hunden; dann Muſchemani mit den Ziegen, dann der Rieſe mit dem einen Eſel und zuletzt ich mit Jakob.

Wie ich früher ſchon einmal erwähnt, werden größere Thiere nicht im Boote transportirt, ſondern ſie müſſen neben dem Boote herſchwimmen, man hält ihnen nur mit Hilfe der Halfter den Kopf über dem Waſſer. Für Eſel iſt ſchon wegen der Krokodile, die das Eſelfleiſch beſonders goutiren, eine derartige Stromfahrt viel gefährlicher, als z. B. für Pferde und Ochſen; in unſerem Falle benahmen ſich noch dazu die beiden Langohren ſo dumm, wie möglich; ſie thaten alles Mögliche, um das an ihren Geiſtesfähigkeiten haftende Vorurtheil zu befeſtigen; beſonders Jakob wollte immer ins Boot ſpringen, ſo daß ich nur mit aller Mühe ein Umkippen desſelben verhindern konnte.

Es war bereits ſpät am Abend, als ich, der letzte, mich dem Ufer näherte. Meine Frau, die beſorgt meiner etwas gefährlichen Ueberfahrt zugeſehen hatte, reichte mir beim Ausſteigen eben hilfreich die Hand, als ich etwas erblickte, was mir das Blut ſieden machte.

Im nächsten Augenblicke stand ich wieder im Boote und hatte den Riesen an der Gurgel gefaßt. »Bona Meschi, meschi!«* schrie ich ihm zu. Seine Genossen ruderten rasch herbei, ihm zu helfen, doch auch die Meinen eilten mir zum Beistande heran, ohne daß sie mein Betragen verstanden hätten. In zwei Minuten war auch ihnen Alles klar. Man hatte uns nicht an das jenseitige Ufer des Luenge, sondern auf eine sumpfige Insel gebracht, auf welcher wir, wenn sich die Maschukulumbe mit den Booten zurückgezogen hatten, einfach ausgesetzt waren. Hier wollten sie uns ruhig verhungern lassen, denn an eine Flucht war, der vielen Krokodile wegen, nicht zu denken und Proviant hatten wir nicht. Waren wir todt, so fiel ihnen unser ganzes Eigenthum als leicht gewonnene Beute zu. Der verruchte Plan war schlau ersonnen, doch er mißlang. So lange noch ein Boot in unserer Gewalt war, waren wir durch unsere Waffen im Vortheile. Bald fühlte der Riese und seine edlen Kameraden die Carabiner auf der Brust und dies Gefühl veranlaßte sie, rasch die Ruder zu ergreifen und uns an das hohe wirkliche Nordufer des Luenge zu schaffen, wobei wir alle Vorsicht gebrauchen mußten, damit nicht eines der Boote in der hereinbrechenden Dunkelheit in dem dichten Papyrus auf Nimmerwiedersehen verschwand.

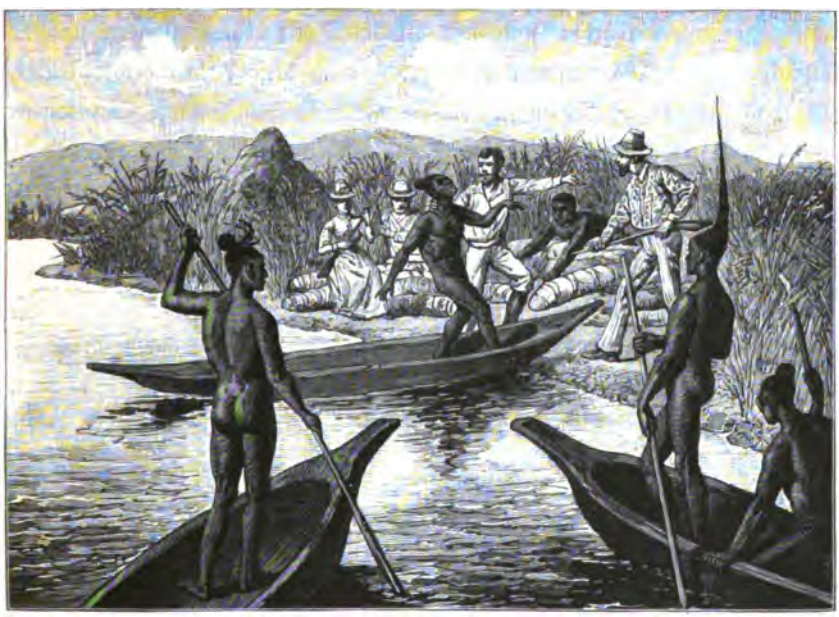
Damit war aber die Mühe und Arbeit dieses schrecklichen Tages noch nicht vollendet; da wir nur vier Boote hatten, mußten diese wiederholt zwischen dem Süd- und dem Norduser der Insel hin- und herfahren, wir mußten in aller Eile die Packete ein-, respective ausladen, immer Alles im Auge halten und den Carabiner schußbereit haben. Es war eine furchtbare Anforderung, die wir an uns selbst stellen mußten. Die Packete einzeln zu tragen, hätte zu lange gewährt, zwei, demnach 60 bis 70 Kilo, mußten gefaßt werden. Gleich bei dem ersten Versuche, so schwere Lasten zu tragen blieben wir in dem Sumpfe stecken, und es blieb nichts übrig, als sich rasch der Hosen und Schuhe zu entledigen, um weniger gehindert durch das aus dem Sumpfe so hoch emporgewucherte Netzgras eine Strecke passiren zu können. Der Versuch zwei Lasten zu tragen mußte bald aufgegeben werden, wir sanken doch bis zur Mitte der Schenkel ein, kaum daß wir uns mit einer Last durch-

* siehe Waßer, Waßer.

arbeiten konnten. Bald waren wir in Schweiß gebadet und ſchwarz von Sumpfkoth, denn bei jedem Gange ſtürzten wir ein- und mehrmals in dem Netzgraſe hin. Es wurde vollkommen dunkel und wir mußten uns noch ärger bemühen, um raſcher die Arbeit zu beenden. »Noch vier Packete, Herr Doctor,« rief mir endlich Fekete zu, als er mit Rieſenkraft zwei Tragſtöcke mit Patronencaſſetten, alſo zwei ſchwere Laſten, je eine auf einer Schulter, ſich auflud. »Raſch die Ziegen und Eſel her.« Die Ziegen mußten ins Boot getragen werden, und als ſie mit Muſchemani im Boote ſaßen, begannen ſie zu ſpringen, das Boot kippte um, neue Mühen, bevor ſie zum zweiten Male aufgeladen und hinübergebracht werden konnten. Die zwei letzten Packete, darunter das lange, mit dem um ſeine Stangen gewickelten Zelt, in dem unſer Banner eingerollt lag, und in dem wohlgeborgen die Reſervegewehre aufbewahrt wurden. Die letzten argen Schwierigkeiten bereiteten uns die Eſel, mit Mühe wurden ſie zu den Booten geſchleppt; beim Eintreten ins Waſſer verfitzten ſich die Netzpflanzen zwiſchen ihren Beinen, und als ſie losgemacht und endlich an das jenſeitige Ufer gebracht waren, konnten wir ſie dort wieder aus den Pflanzen, die an den Uferſtellen wucherten, nicht eher herausbringen, als bis wir ſie wieder ins Waſſer geſtoßen, hier auf den Rücken gebracht und ſie ſo am Rücken liegend und mit den Beinen in der Höhe über die gefährlichen Vegetationsſtellen dahinſchleiften.

Endlich, endlich war Alles am Norduſer des Luenge! Die Schwarzen beeilten ſich heimzukommen; ich wunderte mich nicht wenig, daß ſie den Muth hatten, in der dunklen Nacht überhaupt heimzukehren. — Wir waren allein, voller Sorge, was weiter geſchehen würde. Wohl verſprach der Dorflump, der Einzige, dem ich trauen konnte, durch ein Geſchenk bewogen, ſich zeitlich am Morgen mit den Trägern einzuſtellen, aber ob es wahr ſein würde, wer konnte mir dafür gutſtehen. Uebrigens blieb uns nicht viel Zeit, an den traurigen Morgen zu denken. Wohl waren wir mit unſäglicher Mühe ſammt dem Gepäck und den Thieren über den Fluß gelangt, allein die Laſten lagen unten am Waſſer, ſie mußten erſt hinauf auf die Uferböſchung geſchafft werden, denn es war für uns unmöglich unten im Sumpfe die Nacht zuzubringen und doch ebenſo nöthig bei dem Gepäcke

zu wachen. Wohl war die Böschung nur wenige Meter hoch, allein für uns Todtmüde war die Anstrengung kaum zu bewältigen. Das hereinbrechende tiefe Dunkel der Nacht und die sich dem Ufer nähernden Krokodile spannten unsere Sehnen auf's Aeußerste an. Ich eilte empor; oben bedeckte das Ufer unabsehbares Riesengras, in welchem es, seiner Trockenheit wegen, in dieser Jahreszeit sehr gefährlich zu übernachten war. Ich rief meine Frau und Oswald heran und bat sie mit den Faschinen-



Gefährliche Situation auf der Sumpfinsel.

messern das Gras in einem Umkreise von 4—5 Quadratmetern am Boden niederzuschlagen und das so gewonnene Stroh auf einen Haufen — für unser Nachtlager bestimmt — zu werfen; wir Anderen aber eilten hinab, um die Packete heraufzuschleppen, auch Muschemani half diesmal mit, denn seine Schützlinge, unsere Ziegen und Esel, lagen schon alle oben in der Nähe der Arbeitenden. Auch diese Geschöpfe waren durch das Waten in dem Sumpfe und das Schwimmen in dem Strome derart abgeschlagen, daß ihnen die Freßlust fehlte. Es ging sehr schwer die Böschung hinan;

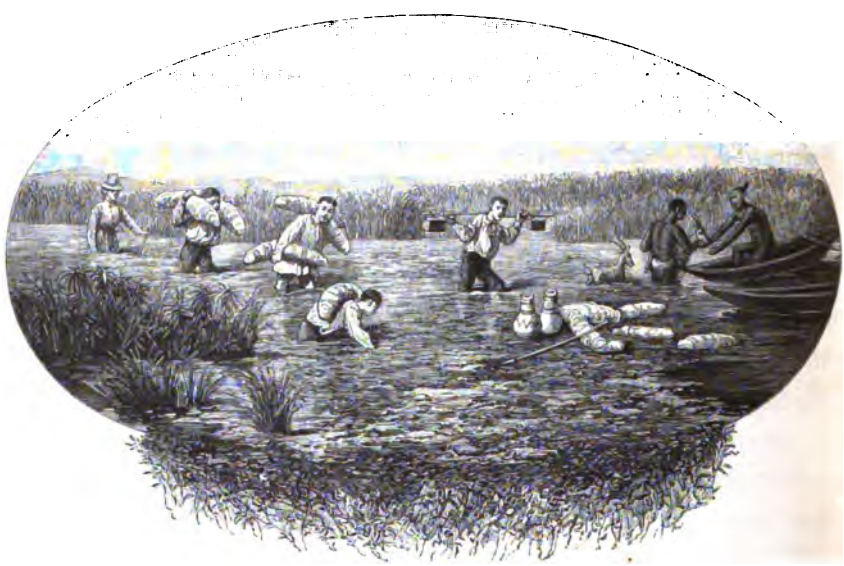
die Laſten ſchienen unendlich ſchwer zu ſein und immer ſchwerer zu werden. Unſere Erſchöpfung nahm rapid zu; einige Stunden zuvor, als wir noch die Boote beluden, hob und trug Jeder von uns leicht je ein Packet, jetzt aber mußten wir alle Vier angreifen, um 40 Kilo Gewicht vom Boden zu heben und zu ſchultern. Ja, das Tragen wurde endlich vollkommen unmöglich, und es blieb nichts anderes übrig, als einen Riemen um jede Laſt zu ſchlingen, und ſo langſam all' unſer Gepäck zur Nachtlagerſtelle hinaufzuziehen. Hier aber war inzwiſchen ein 8 Qu.-Meter großer, freier Raum geſchaffen worden und wir begannen mit dem Einlagern unſeres Gepäcks. Gegen Mitternacht hatten wir auch dieſe Arbeit bewerkſtelligt, allein, obgleich todtmüde, dachte doch Niemand an den Schlaf. Wir waren noch immer durch das Waten im Sumpfe vielfach durchnäßt, die Nacht aber war froſtig, in Folge deſſen mußten die betreffenden Reſerve-Kleider-packete hervorgeſucht und trockene Kleider angelegt werden. Dann erſt vermochten wir daran zu denken, ein Feuer zu machen, doch woher Brenn-material nehmen? Ringsum kein Holz. Am Fluſſe hätten wir ſicher ange-ſchwemmtes Holz gefunden, doch wir durften es, der Krokodile wegen, nicht wagen, in dieſer Dunkelheit an den Rand des Waſſers zu treten. Da erſpähte Oswald eine alte, am Ufer liegende Fiſchreuſe und Fekete nicht weit davon einen defecten Kahn. Mit lautem Jubel wurde dieſer herrliche Fund begrüßt; einige Minuten ſpäter dröhnten durch die ſtille Nacht Axtſchläge und bald loderten die Kahnſplitter in zwei Feuern auf, die uns erwärmten. Bis auf Leeb und Oswald waren wir unter der Einwirkung dieſer Wärme eingeſchlummert, dieſen aber war der Schlaf unmöglich, zu ſehr nagte an ihnen das Gefühl eines intenſiven Hungers. Sie durchſuchten Alles nach irgend etwas Eßbarem. Das Reſultat dieſer gewiß gründlich vorgenommenen Forſchung war ein doppeltes. Erſtens, daß die Maſchukulumbe allen Proviant, bis auf zwei Fiſche, die auch bald am Feuer ſchmorten, geſtohlen hatten, zweitens, daß von den loſe mitgetragenen Objecten eine Axt, ein Faſchinenmeſſer, eine Säge und zwei Hemden, und mehrere Kleidungsſtücke Oswalds, der den Schwarzen ſtets ſo großes Vertrauen entgegenbrachte, entwendet worden waren.

Zeitlich am 26. Juli wachte ich auf. Die Meinen schliefen noch fest und ruhig um mich herum. Chu, Chu, wie aus einem Canal gerufen, dröhnte es vom Flusse herauf; es war das Brummen der Nilpferde, die mich aus dem Reiche der Träume an die Wirklichkeit und an meinen argen Hunger mahnten. Ich griff nach dem Winchester; vielleicht doch, daß ein lebendes Wesen, etwa ein Vogel unten in den Binsen sich erspähen ließe, der meiner Kugel Beute würde! Drüben auf jener Insel, die unser Grab hätte werden sollen, ersah ich einen Ardea Goliath, den Böswilligsten unter der Sippe der böswilligen Reiher, den schmucken Riesenreiher. Um jedoch die Meinen mit dem Knallen nicht zu erschrecken, schüttelte ich sie wach und feuerte! Mit durchschossenem Halse sank das Thier in die Binsen; doch wie nun seiner habhaft werden?

Während wir darüber nachdachten, lenkte ein Geschrei am jenseitigen Stromufer meine Aufmerksamkeit südwärts, und siehe da, was ich gestern so sehr bezweifelt hatte, die Maschukulumbe erschienen zwischen dem Schilfrohre, voran der Riese. Eine Stunde später standen sie mit dem erlegten Reiher in unserer Mitte. Dieses Erscheinen der Maschukulumbeträger am Nordufer des Luenge, nachdem sie Tags zuvor schon ihre Bezahlung entgegengenommen, war eine der wenigen ehrlichen Thaten, die wir während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes unter diesen Stämmen erfahren hatten. Daß jedoch selbst diese Ehrlichkeit schon einen Makel trug, muß ich leider auch bemerken, denn es fehlten vier der Träger, welche Tags zuvor ihre Bezahlung angenommen hatten, und statt ihnen, hatten sich vier Fremde eingefunden, welche die verwaisten Packete tragen und natürlich für ihre Dienste auch wieder vorausbezahlt sein wollten.

Bevor ich vom Luenge scheide, muß ich noch unseres zahmen Pavians »Pit« gedenken. Am vorigen Abend, nachdem wir jene mühevolle Arbeit auf der sumpfigen Insel bewältigt hatten und uns selbst auf das Nordufer einschiffen wollten, war uns das Einfangen des Affen nicht möglich geworden; wohl waren wir dessen sicher, daß er, wie immer, den Flußarm durchschwimmen und uns nachkommen würde, allein — die Krokodile.

Trotz unſerer Müdigkeit ängſtigten wir uns um das Leben des uns ſo liebgewordenen Affen, und griffen Alle, jeder aus eigenem Antriebe, nach den Carabinern, kaum daß wir durch ein Plätſchern auf den Schwimmverſuch des Affen aufmerkſam gemacht worden waren, um durch unſere Schüſſe die Krokodile zu verſcheuchen, was auch gelang, ſo daß Pit, zwar einige Stunden nach uns, aber wohlbehalten an unſerem Ufer anlangte. Als wir ihn mit dem lauten Zuruf: »Pit! Pit, biſt du wieder



Marſch durch die ſumpfige Inſel im Luenge.

da!« begrüßten, war das Thier förmlich vor Freude außer ſich, fletſchte und klapperte mit den Zähnen, und umklammerte mit ſeinen naſſen Füßen Oswald, ſeinen Liebling.

Hatten wir auf der ganzen Nordzambeſireiſe bis zum 25. Juli, jenem Tage, wo wir Boſango-Kaſenga verlaſſen hatten, faſt nur bittere Erfahrungen gemacht, ſo war das Alles nichts gegenüber dem, was wir vom 26. Juli an (dem Tage, da wir den Luenge überſchritten) täglich — vier Wochen lang — erleben ſollten. Jeder der folgenden Tage, bis zum

Marsch durch die Sümpfe und die zweite Lagune am Nordufer des Luenge.

22. Auguſt brachte ein Ereigniß von den unangenehmſten Folgen für die öſterreichiſch-ungariſche Afrika-Expedition.

Doch folgen wir den Ereigniſſen. Ich erklärte am 25. meinen Trägern, daß ich nach Norden gehen wolle, dort, wo ein Höhenzug von Nordoſt bis Nordweſt etwa 50 Kilometer die Nordgrenze der Maſchukulumbegebiete und ein Einſchnitt in demſelben einen Engpaß und einen Pfad kennzeichneten, die ich zu begehen hatte, um auf der kürzeſten Strecke das Nordluengegebiet der Maſchukulumbe durchqueren zu können. Unissima voce weigerten ſich die Träger, nach dieſer Richtung zu gehen, da unter allen ihren, am Nordufer des Luenge wohnenden Stammesbrüdern, die ſie insgeſammt als ihre Feinde zu fürchten haben, die, in der Richtung jenes Engpaſſes wohnend, als Leute Njambo's, Zumbo's und Maſangu's die Aergſten und Gefährlichſten ſeien. Die Träger erklärten nur nach Weſt-Nordweſt oder nach Nordoſt gehen zu wollen. In der erſten Richtung wohne Dorflumps Schwiegerpapa, doch ſtreckten ſich nach dieſer Richtung hin die Maſchukulumbegebiete doppelt ſo weit nach Norden aus, als in der von mir gewählten rein nördlichen, und dann — was in dieſer Hinſicht am meiſten in die Waagſchale fiel — dieſe Strecke erfüllten zum größten Theile förmlich undurchdringliche Sümpfe, zwei Umſtände, welche mich leider bewogen, dieſe Richtung aufzugeben. Da ich ſchon in einen bitteren Apfel zu beißen hatte, wählte ich mir die Richtung Nord bei Oſt. Das hohe Gras und Schilfrohr rings um uns verhinderte die Ausſicht, und auf meine Frage hin, wie weit das nächſte Dorf liege, antworteten die Maſchukulumbe, daß wir am Nachmittage dort ſein würden, denn ſie wollten unter allen Umſtänden wieder zur Nacht nach Boſango-Kaſenga zurückgekehrt ſein, weiter gingen ſie nicht, als bis vor das Dorf Nikoba, da ſie ſonſt des Todes ſicher wären.

Unſer Weg ging zuerſt durch abgefechſte Maisfelder dahin, dann durch die berüchtigten Gras- und Schilfrohrdickichte.

Schon während der erſten drei Kilometer konnte ich erſehen, daß es uns Fünfen nicht möglich ſei, die Träger gehörig zu bewachen und beiſammen zu halten. Zum Glücke war vom vierten Kilometer an, das linke Ufer des Luenge zumeiſt abgebrannt, und waren in einer mäßigen

Entfernung vom Fluſſe einige ſo ſtark ausgetretene Zebrapfade, daß wir einen derſelben als Fußpfad benützen und von demſelben auch ziemlich gut Umſchau halten konnten. — Der Weg führte längs einiger Lagunen, im fünften und ſechsten Kilometer durch zwei, die von Nordweſt quer über unſeren Pfad zogen und die wir demzufolge nicht zu umgehen vermochten, mitten hindurch. An ſie werde ich mein Lebtag denken. Es wurde den Maſchukulumbe ſchwer, durch dieſe beiden Lagunen zu kommen, obwohl

Marſch durch die erſte Lagune am Nord-Luenge.

ſie ſich, weil nackt, behende, wie die Affen, bewegen konnten. Das Netzgras hinderte ſie im Gehen, einer mußte dem Anderen zu Hilfe eilen und ſchon nach dem Ueberſchreiten der erſten Lagune raſtete die ganze Schaar nahezu eine ganze Stunde lang, ſo ſehr waren die Leute vom Paſſiren dieſes Gewäſſers hergenommen; ihre Anſtrengungen in dem Waſſer belehrten uns ſofort, wie es uns ergehen würde. Wir verſuchten an verſchiedenen Stellen den Uebergang und wählten uns endlich eine, wo Zebras die Lagunen zu paſſiren ſchienen.

Ich rief zuerſt Oswald und Leeb, den Verſuch zu machen, das jenſeitige Ufer zu gewinnen, was ihnen auch zu unſerer Befriedigung, da ſie nur leicht equipirt waren, wenn auch nach größerer Anſtrengung gelang; dieſe beiden ſollten aber drüben Poſto faſſen, um, während wir uns durch den Sumpf durchzuarbeiten ſuchten, uns mit ihren Carabinern zu decken. Bedeutend ſchwieriger erging es ſchon Fekete János, der, meine Frau am Rücken hinüber zu ſchaffen ſuchte, da es ihr in dem Netzgraſe abſolut unmöglich war, in ihren Kleidern auch nur zwei Schritte vorwärts zu thun. Wie ein wahrer Herkules löſte Fekete ſeine ſchwere Aufgabe und meine Frau ſuchte ſeine edle That dadurch zu erleichtern, daß ſie ihm nicht eine Minute länger denn nöthig war, als Laſt beſchwerlich fallen wollte, ſondern in dem Momente, wo Fekete ein mehr binſenfreies Waſſer betreten hatte, herabſprang und ſelbſt das jenſeitige Ufer gewann. Ich war der Letzte und hatte, nachdem Muſchemani nur mit Noth die Ziegen einzeln hinüber geſchafft, die Eſel hinüber zu treiben. Glücklich hatte ich ſchon die binſigen und auch mit Schilfrohr bewachſene Stellen mit den beiden Langohren durchwandert, als ich auf der tiefſten Stelle, wo mir das Waſſer bis an die Achſelhöhle reichte, in jene furchtbaren Netzpflanzen gelangte. Mühſam hielten die beiden Eſel ihre Köpfe über dem Waſſer und ich ſelbſt konnte kaum von der Stelle. — Jacob, das kräftigere und flinkere der beiden Thiere, half ſich vorwärts, indem er ſeine, von den rothen Strängen der Netzpflanze umgarnten Vorderbeine immer herausriß, einen Satz machte und zu ſchwimmen ſuchte. Auf dieſe Weiſe ſetzte er auch in der That mit ſehr raſchen Bewegungen über den, einen halben Meter unter dem Waſſerniveau ſich ausbreitenden, gefährlichen Pflanzenpolſter hinweg und gelangte in eine ſeichtere und weniger dicht verſchlungene Stelle. Trotzdem wäre nicht viel Hoffnung vorhanden geweſen, daß das Thier heil mit ſeiner Laſt das jenſeitige Ufer erreichen würde, wenn ihm nicht Muſchemani und Fekete zu Hilfe geeilt wären und ihm aus dem Waſſer geholfen hätten. Der zweite, bedeutend ſchwächere Eſel, ein erzdummes Thier, rührte ſich nicht von der Stelle; auf die Gefahr hin, daß das Thier inzwiſchen ertrinken würde, eilte ich vorwärts, indem ich ſchwimmend über die ſchwierigſte Stelle gelangte, um dem mit Jacob etwa

20 Meter von mir entfernt hantirenden Fekete oder Muschemani mein Gewehr, das ich doch nicht in dem Flusse einbüßen wollte, zu übergeben. Zu dem Langohr zurückgekehrt, ersah ich sofort, daß er sich nicht mehr lange über dem Wasser erhalten könne: das Thier schnaufte und zitterte heftig. Ich sah mich gezwungen, seine Gurtschnallen zu lösen und ihm seine über 60 Kilo schwere Last sammt Sattel abzunehmen, da in anderer Weise an die Rettung des Thieres absolut nicht zu denken war. Kaum hatte ich ihm die Last abgenommen, so vermochte sich der Esel so weit aufzurichten, daß er den Kopf leicht über Wasser zu halten vermochte. Ich suchte nun so rasch wie möglich mit meiner Bürde das Ufer zu erreichen. In Folge der Anstrengung des vorigen Tages geschwächt, wurde es mir fast unmöglich, mich die 60 Meter durch den Sumpf zu schleppen. — Daß es mir endlich doch gelang, das Ufer der Lagune zu erreichen, da mit dieser Last am Nacken an ein Schwimmen gar nicht zu denken war, habe ich nur dem Umstande zu danken, daß die Träger und meine Leute das Netzgras an dieser Durchgangsstelle zum großen Theile bereits zerrissen und mir so förmlich durch dasselbe einen Weg gebahnt hatten. Als ich mit meiner Last den am Ufer Rastenden sichtbar wurde, eilten mir Alle zu Hilfe. Bevor ich wieder zu meinem in arger Verlegenheit steckenden Asinus zurückkehrte, entkleidete ich mich, da mir die Kleider, vom Wasser angeschwellt, für die noch bevorstehende Arbeit sehr beschwerlich fielen. Bei dem Thiere angekommen, machte ich mich zunächst an die Befreiung seiner Beine. Das dieselben fest umschließende Gras mußte zuerst Halm für Halm abgerissen und dann niedergetreten werden; nachdem auf diese Weise seine Beine befreit worden waren, hob ich des Thieres Vorderkörper und schleifte es so lange vorwärts, bis es die Entfesselung an seinen Extremitäten verspürte und sich selbst herauszuarbeiten und vorwärts zu kommen suchte. Wohl blieb der gute Esel noch einigemale stecken, doch mit Hilfe der früheren Procedur gelangte ich mit ihm nach einer Stunde an das jenseitige Ufer. So erging es mir an der ersten Lagune; um bei der zweiten freier in meinen Bewegungen zu sein, ließ ich nur die Jacke und das Hemd am Körper und besorgte in diesem Aufzuge, die Marschcolonne abschließend, wieder das angenehme Geschäft des Eseltreibers

der Truppe. Schwer hatte ich dieſen Verſuch zu büßen; ich hatte bei dieſer Berechnung das wichtigſte Agens der Tropen, die Sonne, nicht zu Rathe gezogen. Schon nach den erſten 200 Schritten fühlte ich ein brennendes Gefühl an den Beinen, welches bald in ein intenſives Brennen überging, dem eine ebenſo intenſive Röthe folgte: ein Sonnenſtich am Unterkörper begann ſeine Wirkung zu äußern. Das war ein böſer Gang! Nur in dem Waſſer der Lagune fand ich etwas Kühlung. Die zweite Lagune, weniger tief als die erſte, ſetzte dem Paſſiren auch keine ſolchen Schwierigkeiten entgegen, als die erſte; ſie hatte nur ſtellenweiſe tiefe Stellen, und es wurde möglich, in einem Zickzackmarſche die ganze Lagune in kaum mehr denn Metertiefe zu durchwaten.

Vom zweiten Kilometer an hatten wir das unmittelbare Ufer des Fluſſes verlaſſen und ſtießen, in nördöſtlicher Richtung in einer Secante marſchirend, während der Fluß zu unſerer Rechten den Kreisbogen beſchrieb, im ſiebenten Kilometer wieder an den Luenge. Da an dieſer Stelle ein Flüßchen mit Namen Muſchongo in den Strom mündete und in das Ufer eine tiefe Mulde gewaſchen hatte, holte ich mir von den hier an der Mündung raſtenden Trägern das »Gebrauchkleiderpacket« und ſchleppte es in der Mulde etwas ſtromaufwärts, um unbeobachtet das Nöthige daraus zu entnehmen.

Daß den Maſchukulumbe Arbeit und Anſtrengung unbekannte Begriffe ſeien, konnte ich am erſten Marſchtage beobachten. Wie unſere verzogenen Jungen klagten ſie fortwährend über Müdigkeit und Hunger. Schon an der erſten Raſtſtelle harrte ein alter Mann und mehrere Frauen aus Boſango-Kaſenga, die wohl auf einem kürzeren Wege gekommen; ſie hatten Lebensmittel, zumeiſt trockene Fiſche und Milch, für die Träger mitgebracht, ber welche ſie ſofort herfielen und erſt nach einer längeren Raſt ſich wieder auf den Weg machten. Nur mit knapper Noth gelang es mir, für uns Alle zuſammen zwei kleine trockene Fiſche zu erſtehen — eine magere Stärkung nach den Anſtrengungen des geſtrigen und heutigen Tages. Trotz unſeres Hungers wagte ich es nicht, ein Stück Wild zu erlegen, obwohl wir überall auf Zebras, Letſchwe und Waſſerböcke geſtoßen waren.

Hätte ich ein Stück erlegt, so wären die Maschukulumbe stundenlang des Schmauses halber nicht von der Stelle gegangen und, da sie gegen Abend um jeden Preis nach Bosango zurückkehren wollten, konnte ich unmöglich ihre Ehrlichkeit, am nächsten Tage wiederzukommen, noch einmal auf die Probe stellen. Hungernd schleppten wir uns also weiter.

Im zehnten Kilometer kamen wir zum zweitenmale an den Fluß, von dem wir uns im siebenten Kilometer schon wieder abgewendet hatten. An dieser Stelle ersahen wir einige im Flusse auf- und abtauchende Nilpferde, und es gelang sowohl mir wie Fekete, einige Kugeln in die Köpfe dieser ungeschlachten Wasserbewohner einzulogiren; doch es war nicht möglich, auf das Anschwemmen der gesunkenen Thiere zu warten, da die Cadaver nach dem Tode der Thiere erst vier bis fünf Stunden später emporsteigen.

Im 13. Kilometer nahm der Weg eine etwas nördlichere Richtung und im 16. stießen wir wieder auf den Fluß und mit ihm auf eine seeartige Lagune, die wir zu umgehen hatten; am jenseitigen Ufer lag unser Reiseziel des ersten Nordluengetages — das Dorf Nikoba, der Besitz eines nahean — ostnordöstlich — in Diluka wohnenden Maschukulumbe-Fürsten. Die Lagune, eine sackförmige Bucht, zeigte nur nahe am Flusse hochumschilfte Ufer, sonst waren die Ufer kahl, das Wasser zeigte jedoch in geringer Tiefe an manchen Stellen das berüchtigte Netzgras. In der Mitte der Lagune ragten hie und da aus dem Wasser Schilfrohr und Papyrusstauden, sowie auch hoch über das Wasser wachsendes Netzgras, was auf eine Sumpfinsel schließen ließ, hervor. Diese Lagune war, wie ich später noch zu berichten habe, eine bedeutende Einnahmsquelle für die Bewohner von Nikoba und Diluka und als eine der wichtigsten Jagdstellen der Maschukulumbe-Gebiete weit und breit bekannt.

XXII.

Der Aufenthalt im Weichbilde von Nikoba und Diluka.

Unsere Lagerstelle als Zufluchtsort im Nord-Luengegebiete. — Ein Beispiel der »Allgewalt« eines Maschukulumbefürsten. — Der erste Angriff bei Nikoba. — Der vereitelte Plan der beuteluſtigen Rotte. — Aussicht zu verhungern. — Der Nutzen der Lagune. — Maschukulumbehändler vom Norden. — Der Portugiese jenseits des Passes. — Barmherzige Frauen. — Unsere Esel in großer Gefahr. — N'jambos Trägerschaar von unseren Gegnern gewonnen und zum Rückzuge bewogen. — Hadschi-Loja's letzter Trumpf, sein wüthender Tanz und sein Mißerfolg. — Gefahr durch Verbrennen. — Raubsucht der Träger. — Eine weitere Ursache des über uns gesprochenen Todesurtheiles. — Die furchtbare Trophäe des Königs N'jambo.

Als wir uns nach dem über 17½ Kilometer langen Marsche dem Dorfe Nikoba näherten, beschloß ich, auf dem niedrig begrasten Abhange nahe der Lagune unser Lager aufzuschlagen. Schon hatten die Träger die Packete zur Erde geworfen und waren im Begriffe davonzulaufen, als sie durch einen herankommenden Hirten, der an der Lagune eine über 80 Stück zählende Rinderheerde hütete, darauf aufmerksam gemacht wurden, daß dieser Ort die Grenze bilde zwischen dem Gebiete des Königs Njambo und jenem des Gebieters von Diluka. Diese Nachricht bewog die Träger, die Packete wieder zu ergreifen und sie näher nach dem Dorfe zu tragen. Mir war die eben gewählte Stelle sehr angenehm gewesen, da sie eine ziemlich freie Aussicht gewährte und ein unbemerktes Heranschleichen der Feinde nicht gestattete; dann lag die Stelle etwa 500 Meter vom Dorfe entfernt, so

daß wir bei einem Angriffe eine hinreichend weite Strecke mit unseren Carabinern bestreichen konnten, bevor es den Feinden möglich wurde, von ihren Wurfspeeren ausgiebig Gebrauch zu machen. Jede Annäherung an das Dorf war uns aus den eben angeführten Gründen unangenehm, und dies umsomehr, da wir bald hohes, trockenes Gras betraten, welches, vom Feinde in Brand gesteckt, uns sehr verderblich werden konnte. Etwa 200 Meter von der ersten Lagerstelle entfernt, passirten wir einen kleinen, kaum 30 Meter im Gevierte haltenden, abgesechsten Maisacker, rings von hohem Grase umsäumt, die einzige weit und breit ersichtliche kahle Stelle. Weiter als bis zu dieser Stelle wollte ich mich unter keinen Umständen dem Dorfe nähern. Ich commandirte ein energisches Halt, welches auch den Trägern sehr willkommen zu sein schien, denn sie fürchteten sich ungemein vor den Bewohnern des nahen Doppeldorfes. Im Nu lagen die Packete auf der Erde. — Nachdem sie nur einige Worte mit den herangekommenen Bewohnern des nächsten Dorfes gewechselt, liefen die Leute zurück und ließen sich dann, höchst wahrscheinlich mittelst desselben Bootes, das ihnen der alte Mann und die Frauen nachgerudert hatten, über den Strom führen.

Der hinkende Häuptling.

Wir machten uns sofort an das Aufschlichten unserer Packete zu einer Lagermauer, da aus Mangel an Gebüschen uns anderes Befestigungsmateriale fehlte und wir es auch nicht wagen konnten, auf längere Zeit

das Lager zu verlaſſen, um Bäume zu fällen, wollten wir nicht unſer Leben riskiren.

An dieſem Abende bezogen wir zum erſtenmale ein Lager von der Art, wie wir ſie im Maſchukulumbelande fortan beziehen mußten. Eine nichtige Wand aus Packeten war von nun an der Hort für unſere Sicherheit. Die kurze Lagerwand war zwei Meter, die lange etwas über drei Meter lang; beide ſtießen rechtwinkelig aneinander, und der ſo gebildete Winkel war unſere »mächtige Baſtei«, unſer Bollwerk und die Ruheſtätte meiner Gattin für die Nacht. Dieſe Lagermauer war aber nur auf ſolange möglich, als wir noch die bereits auf 70 Stück zuſammengeſchmolzenen Packete beſaßen; jeden Tag wurde ſie natürlich kleiner und ſchwächer. In dieſem Lager ſaßen wir oft Stunden, ja auch Tage lang, unſere Carabiner kamen nicht aus unſeren Händen, auch beim Eſſen nicht, vor Jedem von uns lag die offene Patronencaſſette mit je 100—500 Stück Patronen.

In der erſten Nacht zündeten wir mächtige Feuer an den offenen Seiten an, allein wir erkannten bald, daß wir dieſe Feuer bis auf die Kohlen dämpfen müßten, da wir die Maſchukulumbe, welche ſich wie die Schlangen heranzuſchleichen verſtanden, im Feuerſcheine nicht zu ſehen vermochten. Dieſe Feuer ſchadeten mehr als ſie uns nützten, weil ſie uns zu ſehr blendeten und, uns grell beleuchtend, leicht zu treffende Zielobjecte aus uns machten. Wir ſahen uns alſo gezwungen, uns nur auf unſer Gehör und den Scharfſinn der letzten drei Hunde: Wittſtock, Daiſy und Sidamojo, die uns noch geblieben waren, zu verlaſſen.

Dieſe Nacht fühlten wir Alle, ohne daß wir uns darüber ausſprachen, daß die bitterſte Zeit dieſer Reiſe an uns herantrete. Die Erlebniſſe der nächſten zwei Tage ſchon ließen uns zweifeln, ob wir wohl lebend die Nordgrenze des Maſchukulumbe-Reiches zu erreichen im Stande ſein würden.

Von Diluka erſchien bald nach unſerer Ankunft der Häuptling-Stellvertreter, ein mit ausſatzartigen Geſchwüren und Narben bedecktes und hinkendes Individuum, das von dem trotz ſeiner böſen Fieberrecidive ſtets humorvollen Oswald ſofort im Wiener Dialecte »Hatſchender« recte »Hinkender« getauft wurde. Da ich in ihm den eigentlichen Häuptling wähnte,

verabreichte ich ihm die für einen Maſchukulumbe-Fürſten üblichen Geſchenke, was ihn bewog, uns etwas friſches Letſchwefleiſch gegen Glasperlen zu verkaufen. Befragt, wie er zu dem Wilde gekommen, wurde mir die Antwort zu Theil, daß das Fell der Puku und Letſchwe den wichtigſten Handelsartikel des Doppeldorfes bilde, daß von weit und breit die Maſchukulumbe herankommen, um hier gegen Rinder dieſe Felle einzutauſchen, und daß dieſe Stammesbrüder an der Grenze wieder die Felle an Mankoja, Mabunda, Matoka und Makalaka für Salz, Getreide, Tabak, Waffen, Weiber, Kattun, Glasperlen und Decken weiter zu verkaufen pflegen. Zu gewiſſen Zeiten werden dieſe Waſſerböcke ſyſtematiſch gejagt, ſonſt aber ſtellt man ihnen in der Form nach, daß man an ihren Wechſeln Gruben gräbt, in dieſelben Lanzen ſtößt, damit ſich die Thiere beim Hineinfallen verletzen oder aufſpießen mögen. So werden dieſe Thiere getödtet. Sind es Menſchen, welche auf dieſe ſchreckliche Weiſe das arme Wild umbringen? Alle Raubthiere tödten ihre Beute ſchnell, und hier die Maſchukulumbe — Menſchen — ſpießen die Antilope auf zwei bis drei Lanzen oder auch nur auf ſpitze angebrannte Hölzer, wo die armen Thiere langſam verbluten, verhungern und verdurſten müſſen, denn nur ſelten werden dieſe verdeckten Fanggruben täglich oder jeden zweiten Tag abgeſucht. Fekete ſtieß einſt auf ſolch ein armes geſpießtes Gnu und tödtete es ſofort mit der Kugel, um ſeiner Pein momentan ein Ende zu machen, und ich ſelbſt fiel in eine ſolche mit trockenem Graſe trefflich zugedeckte Grube und war vor dem Aufſpießen auf ein meſſerſcharf geſpitztes Mimoſenholzſtück nur durch die Geiſtesgegenwart, am Grubenrande beide Arme auszuſtrecken und mich ſo ſchwebend zu erhalten, bewahrt worden.

Das Benehmen der wenigen Maſchukulumbe, die uns noch am Abende aufſuchten, bewog uns, je zwei und zwei vor und nach Mitternacht zu wachen. Als Kurzweil diente uns während der ganzen Nacht das Geheul des an jedem Maſchukulumbedorfe obligaten Hyänenpaares, Löwengebrüll und nahezu ununterbrochenes Wiehern wachſamer Zebrahengſte auf beiden Ufern, nah und fern. Sonſt ereignete ſich dieſe Nacht nichts Auffallendes; früh kam ein Trupp Eingeborner aus Nikoba, bald darauf ein zweiter aus Diluka mit einem alten, häßlichen Manne an der Spitze, der ſich als der

eigentliche »Herr« des Gebietes vorzustellen bemühte. »Du lagerst auf meinem Acker und wer hat dir hierzu die Erlaubniß ertheilt? Hast du mir schon Geschenke gesendet?« Statt meiner antwortete der Hinkende, nicht etwa um sich meiner anzunehmen, sondern um dem Alten Opposition zu machen. Ich fand in dem nun folgenden Auftritte meine Erfahrung nur noch bestätigt, daß die Macht der Maschukulumbefürsten über ihre eigenen Unterthanen gleich Null sei, denn auch dieser Unterhäuptling setzte seinem Fürsten offenen Widerstand entgegen. »Es ist wohl dein Land, aber dieser Acker, sowie dieses Gebiet rings um mich her ist mein Besitz.« Ueber diesen mir natürlich sehr unerwünschten Territorialstreit kamen beide, jeder von den Seinen unterstützt, derart zu streiten, daß sie sich bald mit Stöcken und Waffen bedrohten, wobei in ihren Zügen und Geberden eine so thierische Wuth zum Ausdrucke kam, wie ich es noch nie bei kämpfenden Schwarzen beobachtet habe. Ich sah, daß ich nochmals zahlen müßte, da es aber schon das zweite Königsgeschenk an demselben Orte war, fiel es natürlich nicht so glänzend aus wie das erstere, was den Alten noch mehr gegen den Hinkenden zu erbittern schien; der letztere hätte wohl den Kürzeren gezogen, wenn ihm nicht zur Seite ein Bundesgenosse gestanden wäre, der sicher zehn Mann im Gefolge des Alten aufwog, ein Herkules von einem Maschukulumbe, der durch seine ziemlich hoch aufgethürmte Dandyfrisur nur noch höher erschien. Als dieser von Oswald mit dem Ehrennamen »Hadschi-Loja« benamsete Schwarze bemerkte, daß die Situation für seinen krummen und lahmen Freund etwas zu kritisch wurde und derselbe mit seinem Anhange vor den Fäusten und Stöcken des Gegners zu retiriren begann, trat er vor und pflanzte sich mit eingestemmten Armen vor dem Alten auf, indem er zugleich wie ein wüthender Stier zu brüllen begann. Ohne eine Hand gegen den neuen Opponenten zu erheben, ohne nur ein Wort zu sagen, wich der Alte sammt seinem Anhange von dem eben bestrittenen Acker und bewies damit, daß er hier als Herr und Herrscher nichts zu sagen habe. Auf unsere Nachfrage erfuhren wir, daß der Riese der Potentat eines südwestlich, etwa zwei Kilometer ab, am jenseitigen Luenege-Ufer liegenden Dorfes war. Der Streit ruhte nicht nur, sondern bald unterhielten sich Freund und Feind, als ob nie etwas den Spiegel ihrer

Herzen getrübt hätte. Doch dieſe Herzlichkeit hätte uns theuer zu ſtehen kommen ſollen. Muſchemani hatte erlauſcht, daß ſie darüber einig geworden, uns ohne vorhergehenden offenen Angriff niederzuſtoßen. Aus dieſem Grunde ließ ich nun gar keinen bewaffneten Maſchukulumbe an uns herantreten. Stehend hielten wir unſere Gewehre beim Fuß, im Sitzen quer über die Schenkel; in dem Momente, wo Bewaffnete an uns herantretend ſich uns raſch zu nahen ſuchten, erhoben wir unſere Waffen, was ſtets die erwünſchte Wirkung zur Folge hatte, daß ſie ſich eilends zurückzogen. Nur die Furcht vor dem Carabiner war es, die ſie zurückhielt — auf 40 Schritte hin — ihre Lanzen gegen uns zu werfen. An drei Stunden hatte bereits dieſe unerquickliche, für uns aufreibende Situation gedauert, da zog ſich die ganze Truppe, etwa 80 Mann ſtark (über 50 Männer, der Reſt Knaben), etwas abſeits zurück, leider nicht um ſich zu entfernen, ſondern einer Berathung halber. Da ſie nicht ahnten, daß Muſchemani ihrer Sprache zum guten Theile mächtig ſei, und daß auch wir bereits in Boſango zahlreiche Maſchukulumbeworte erlernt hatten, führten ſie ihr Geſpräch ziemlich laut; ſo konnte Muſchemani einige Worte erhaſchen und bald theilte er uns in ſeiner gewohnten Manier — er blieb dabei, den Kopf in die auf den Knien ruhenden Arme geſtützt, auf der Erde hocken — und mit lächelnder Miene, ohne die in Folge einer alten Augenkrankheit ſtets zur Hälfte geſchloſſenen Lider zu heben, im gleichgiltigſten Tone die für uns ſo bedeutungsvollen Worte mit: »Hm, hm, die Leute dort drüben — hm, ſie ſagen, ſie werden jetzt kommen, uns mit ihren Lanzen zu erſtechen, und was ſich von uns und den Hunden, Eſeln und den Ziegen nicht erſtechen ließe, das müſſe in das große Waſſer (die Lagune) geworfen werden.« Ich reichte Muſchemani ein Gewehr, und da unſere Feinde uns an den offenen Seiten des Lagers gegenüberſtanden, ſo gingen wir Alle hinter die längere Lagerwand und legten die offenen Patronencaſſetten neben uns auf dieſelbe hin; Alle, auch meine Frau und Muſchemani, ſtanden ſchußbereit. Wir waren im Stande, 40 Schüſſe zu geben, ohne nochmals laden zu müſſen. Ich gab den Befehl, daß niemand, auch wenn die Lanzen neben uns niederſauſen würden, feuern dürfe — unter keiner Bedingung dürften wir die erſte Wunde ſchlagen. Wohl war

der Moment recht kritisch, allein trotzdem glaubte ich unserer Sache zu nützen, wenn ich Blutvergießen vermiede, was ich zu erreichen hoffte, wenn ich die äußerste Furchtlosigkeit und Heiterkeit zur Schau trüge und über die verschiedenen Gestalten der in zwei Haufen Herankommenden mit Wort und Hand meine Glossen machte.

Ich hatte mich an dem Naturvolke nicht geirrt, und die in diesem Momente gemachte Erfahrung half uns später noch mehrmals, ja schon am folgenden Tage und sogar in einer ärgeren Situation. Die Maschukulumbe hatten gemeint, wir würden uns vor ihrem Anmarsche verkriechen; statt dessen trafen sie uns lachend, aber die Carabiner auf sie gerichtet, an. Das machte sie stutzig, ihr Sturmschritt verlangsamte sich von Secunde zu Secunde. Leise theilte ich Muschemani mit, ja nicht zu feuern, bevor ich nicht selbst gefeuert hätte, er möge aber einstweilen Hadschi-Loja auf's Korn nehmen. — Am Rande des Ackers angelangt, hielten die Schwarzen still und ballten sich zu einem einzigen dichten Haufen; Alle aber glotzten Muschemani an, ja sie begannen sich zu ducken. Sowie ich dieses Zeichen ihrer Feigheit erkannte, sprang ich schnell vor zu Muschemani und, meine Hand auf seine nackte Schulter legend, rief ich ihm laut zu, daß es jeder unserer Gegner drüben deutlich vernehmen konnte: »Sobald die erste Lanze Blut macht, feuerst du auf den mona umutunja!«* Und ich wies mit meinem Carabiner nach Hadschi-Loja, der in das Gras retirirt war und sich »heldenmüthig« auf den Bauch geworfen hatte, so daß von ihm nichts als das Gesicht, die Schultern und der halbfertige Chignon zu sehen waren. »Mona umutunja! mona umutunja!« schrie ich nun sofort dem Feiglinge zu. Muschemani aber stand auf, trat zwei Schritte vor und suchte nun den schwarzen Kopf aufs Korn zu nehmen. Wie ein verwundeter Stier begann der Riese zu brüllen, während die übrigen einzeln oder in Gruppen, offen davonlaufend, oder auf dem Bauche kriechend, das Weite suchten. — Ich rief Muschemani zurück, die Gefahr war vorüber und eine Stunde später war kein fremder Schwarzer mehr zur Stelle. Ja, das »Blitzrohr« hat heute noch gegenüber den

* Riesen.

rohen Naturvölkern dieſelbe Wirkung wie zur Zeit der Cortez und Pizarro.

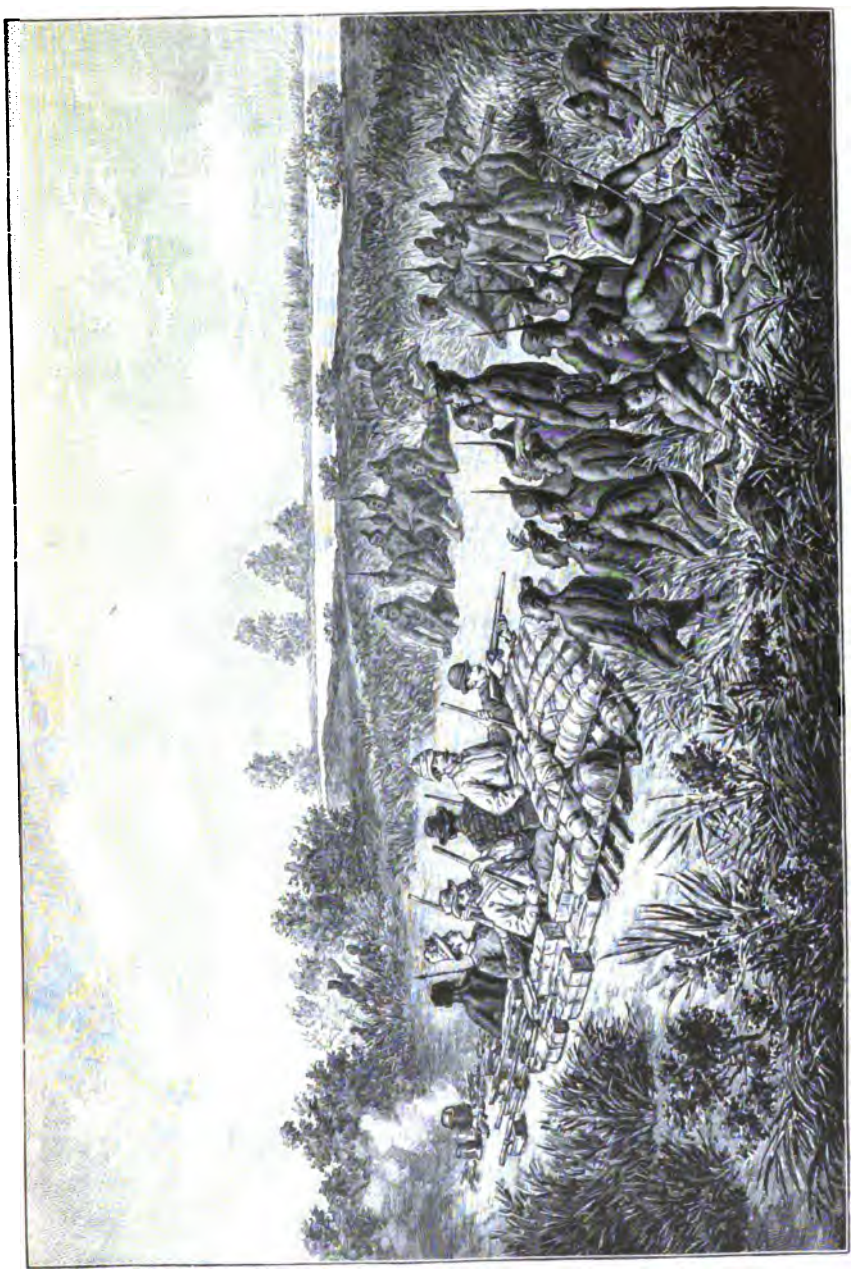
Nun erſt konnten wir uns etwas Ruhe gönnen. Die Einen machten raſch Feuer und begannen einen Imbiß zu bereiten, während meine Frau und Muſchemani, wohl bewaffnet, trachteten, unſere an der Lagune graſenden Eſel und Ziegen näher heranzubringen, und ich und Fekete mit den Faſchinenmeſſern das nächſte, jenſeits des Ackers in hohen Büſchen ſtehende Rieſengras niederzuhauen ſuchten, um uns wenigſtens nach dieſer Seite hin eine freiere Ausſicht zu ſchaffen.

Es war nicht eine Stunde verſtrichen und ſchon rief uns Oswalds Trompete wieder zuſammen; von Nikoba her kamen Leute einzeln und in kleinen Haufen, doch, wie wir bald ſahen, unbewaffnet heran. Selbſtverſtändlich wurde den Unbewaffneten der Carabiner nicht entgegengehalten und ſie an dem Betreten des kleinen Ackers, auf dem wir lagerten, nicht gehindert. Lächelnd, d. h. in ihrer Manier den Mund verzerrend, ließen ſie ſich außerhalb der Lagerwände zwiſchen dieſen und dem hohen Graſe auf der Erde nieder. Die auffallende Freundlichkeit der Maſchukulumbe erregte vom erſten Augenblicke an meinen Verdacht, welcher von Moment zu Moment immer mehr und mehr in Mißfallen überging. Dieſe Menſchen, die uns eben zuvor mit ihren Waffen angegriffen hatten, und nun aus Furcht vor den ſieben Gewehren retirirt waren, fünfzig Männer, welche mit wahrhaft beſtialiſcher Wuth und aus mehreren Gründen darnach ſtrebten, uns zu vernichten, dieſe Leute kamen nun mit lächelnder Miene heran, ſprachen uns an und begannen ſich plötzlich für die Methode unſerer Nahrungsbereitung zu intereſſiren. Wer durfte ihnen trauen? Ich beſchloß, auf meiner Hut zu ſein, und machte meine Leute mit meinen Gefühlen vertraut; alle waren meiner Anſicht; nur Oswald konnte ſich von ſeiner alten Geſinnung nicht trennen. »Ach, dieſe Schwarzen ſind nicht ſo ſchlecht, wie Sie denken, Herr Doctor, ſie kommen ja ohne Waffen; bedenken Sie doch das, Herr Doctor, und ſie fürchten ſich ſo ſehr vor unſeren Carabinern.« — »Mag ſein, doch daß ſie uns nach dem Leben trachten, davon könnten wir ſchon ſeit einigen Tagen überzeugt ſein. Der lächelnde Feind iſt viel gefährlicher als der, welcher mit voller Wuth

gegen uns heranstürmt.« Wie wenn unsere Vis-à-vis Oswalds Worte begriffen hätten, erhoben sie sich und kamen noch näher, doch diesmal gegen die kürzere Lagerwand, und ließen sich hier unmittelbar an den Packeten nieder, indem sie sich auf den Bauch hinwarfen; so konnten wohl nicht viele Platz finden, da auf dieser Seite das hohe Gras nur vier Meter entfernt war, während uns an den offenen Lagerseiten gute 20 Meter von demselben trennten.

Immer neue Zuzüge kamen aus beiden Dörfern heran; mein Verdacht wurde mehr und mehr rege, ja das ostentativ freundliche Betragen der auf der Erde Liegenden und der im Grase Hockenden, soweit selbe sichtbar waren, begann auch meine übrigen Begleiter immer mehr zu beunruhigen. Als der Zug auf nahezu 80 Köpfe gestiegen war, suchte ich der Sache bald ein Ende zu machen. Ich sprang auf die Packetwand, um Umschau zu halten, und rief: »Oswald, Leeb, treten Sie rasch ohne Ihren Carabiner an die vor mir liegenden Schwarzen heran, wie wenn Sie das Gras, das wir für unsere Lager geschnitten und auf dem zwei davon liegen, wegnehmen wollten; wenn die Menschen nicht gutwillig gehen, so heben Sie sie mit Gewalt empor, doch ohne Waffe!« Dann sprang ich herab; wir griffen nach den Gewehren und deckten über die niedere Mauer weg unsere außer das Lager gehenden Leute mit den Carabinern. Es kam nicht zum Schießen, es gelang aber Oswald und Leeb, vier zurückzudrängen, und ich begann nun laut und mit Gesten Muschemani den Grund meines Vorgehens zu erörtern, damit er meine Worte sofort den Maschukulumbe in der Setokasprache* verdolmetschen sollte. — »Schwarz sind die Herzen der Maschukulumbe, mein Molemo (Zaubermittel) hat es mir gezeigt. Mit Freude im Gesichte, wie die Matscha (Hunde) die Hände beleckend kamen sie heran, Hyänen aber sind es, mit dem Felle des Hundes, denn während wir denken, daß sie als Freunde kommen, schleichen ihre kleinen Buben durch das hohe Gras heran, jeder mehrere Lanzen tragend, welche sie heimlich dem letzten der Truppe

* Die meisten verstanden Setoka, das Muschemani sehr gut sprach, obgleich er kein Matoka war; in der Seschukulumbe sprach er nicht zu ihnen, um nicht zu verrathen, daß er der Sprache zum Theile mächtig sei.



Geplanter heimtückischer Ueberfall bei Niloba.

durch das Gras zuwerfen und zuschieben, und ich sehe schon welche von den scheinbar Wehrlosen bewaffnet.«

Und so war es auch. Es währte nach dieser Rede jedoch nicht lange und die auf der Erde liegenden erhoben sich nach und nach bis auf vier: den Alten, den Hinkenden und zwei andere, welche am Rande des Ackers sitzen blieben. Nachdem sie eingesehen, daß man ihre hinterlistigen Absichten durchschaut hatte, machten die Leute aus ihrer heimlichen Bewaffnung kein Hehl, und die Buben kehrten mit geschulterten Lanzenbündeln zum Dorfe zurück; vor einem regelrechten Angriffe schützten uns denn doch unsere Carabiner.

Bald erfolgte ein neuer Scenenwechsel. Frauen aus Diluka stellten sich ein, um uns Hühner und Milch billig gegen Glasperlen zu verkaufen. Die anwesenden vier Maschukulumbe führten bald mit diesen Frauen ein lautes Gespräch; ich legte demselben kein besonderes Gewicht bei und befahl Muschemani, den Augenblick zu benützen, um rasch mit unseren Wassergefäßen zur Lagune zu eilen, und womöglich zweimal, um auch die Kochtöpfe zu füllen. Der Schwarze, der eben die Töpfe nnd Teller reinigte, ersuchte mich in seiner gewohnten gleichgiltigen Manier, noch einen Augenblick bleiben zu dürfen, er würde gleich mit seiner Arbeit fertig sein, und dann müßte er auch noch weiter zuhören, was die dort drüben sprechen, denn wir wären abermals der Gegenstand ihrer schlechten Zungen. Als sich der Bursche endlich erhob und mit den Wassergefäßen abzugehen im Begriffe war, theilte er uns mit, daß der Alte* den Weibern anbefohlen hatte, uns, unter der Strafe geprügelt zu werden, keine Nahrungsmittel zu bringen und dies auch auf dem Heimwege den Frauen von Nikoba mitzutheilen. Wir hätten zu viele Impandes** bei uns, damit wehren wir uns, damit sahen wir alle ihre Anschläge und Angriffe voraus, darum müßten wir ausgehungert werden, denn durch Waffen wären wir wohl gar nicht umzubringen. Daraufhin entfernten sich die Frauen mitsammt den Nahrungsmitteln; die Männer blieben hocken.

* Der Fürst und Mann zweier der Frauen.

** Meeresconchylien als Zaubermittel.

Spät am Nachmittage kamen zwei Maschukulumbe und ein Junge aus Nikoba herangelaufen, jeder führte vier Hunde an Leinen. Sie kamen gebeugt, und als wir aufstanden, um Umschau zu halten, baten sie, uns niederzulegen, indem sie dabei auf die Lagune und namentlich das jenseitige Ufer derselben hinwiesen. Im Setoka berichtete der »Alte« über ihre Absichten, und wir erfuhren nun die Bedeutung der Lagune für die Bewohner des nahen Doppeldorfes. — »Dort über dem Wasser kommt eine Heerde unseres gesuchtesten Wildes, dessen Fell unser werthvollster Tauschartikel ist, gesuchter wie das des Puku und anderen Wildes. Einer der Muschemani (Hirtenknaben), die zu diesem Zwecke auf der Weide besondere Wacht halten müssen, hat eben gemeldet, daß Letschwe-Antilopen im Anzuge seien. Diese Antilopen, welche zugleich mit anderem Wilde in der Grasebene weiden, kommen zuweilen am Nachmittage zu diesem großen Wasser zur Tränke. Ist dies der Fall, dann nähern sich unsere oder Njambos Hirten von hinten her unauffällig dem Wilde mit den nahe der Lagune grasenden Rinderheerden und drängen so das Wild, ohne es scheu zu machen, allmählig gegen das Wasser. Die Hunde jagen um das Wasser herum und lassen ein Landen der Antilopen nicht zu. Auf der Lagune liegen Jäger in Kähnen, welche die Thiere mit Speeren tödten. Darum verhaltet Euch so ruhig wie nur möglich, damit sich meine Leute mit den Hunden in jene zahlreiche Heerde dort mischen können.«

Obzwar solch eine Jagd interessant gewesen wäre, so war ich doch diesmal froh, daß die armen Thiere verschont blieben. Es kamen nämlich von Norden her aus der Richtung von Njambo einige Maschukulumbe, die auf Tragstöcken Tabak zum Austausche gegen Letschwefelle brachten. Durch sie waren die zu jagenden Antilopen scheu gemacht worden und suchten das Weite. Als diese Männer ans Lager kamen und uns erblickten, blieben sie plötzlich wie angewurzelt stehen; wir waren die ersten Europäer, welche sie sahen. Sie wollten ganz ans Lager gehen, der »Alte« aber und seine Genossen gestatteten den Ankömmlingen nicht, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Ich gab den Fremden beim Scheiden eine Handvoll Glasperlen und raunte dem Führer die halblauten Worte zu: »Wuena ke-Empele« (Du eine Schürze), was der Mann sofort verstand; er

nickte mit dem Kopfe und folgte dem Hinkenden nach Nikoba, von dem alten Häuptlinge von Diluka begleitet.

Wie ich später ersah, war es ein Unglück für uns, daß wir diese vier tabaktragenden Maschukulumbe, die einem Nachbarstamme angehörten, erst dann sprechen konnten, als sie schon von unseren Feinden gründlich bearbeitet worden waren. Am Abend kam der Anführer mit einem seiner Leute heran. Unter allen den Maschukulumbe, die wir gesehen, hatte derselbe das am meisten vertrauenerweckende Gesicht, und doch wurde er später zu einem Verräther an uns. Von mir befragt, ob in der That an der Grenze ein Weißer sich aufhalte, antwortete er bejahend, daß einer, bei dem Häuptling Masangu wohnend, gegen Kattune, Decken und Glasperlen Elfenbein eintausche, der andere aber über der Grenze weit nach Norden unter den Mankoja Elephanten jage. Da ich von den Leuten von Nikoba und Diluka noch nichts über den Fremden vernommen, sah ich mich bemüssigt, diesem Manne zu glauben, und doch war Alles nur List, Lug und Trug.

Vor Sonnenuntergang fanden sich in der Regel, nachdem sie die Kühe gemolken hatten, die Frauen mit frischer Milch ein und brachten oft auch noch Hühner und Anderes, auch Holz und Salz, zum Austausch. Doch heute kamen sie nicht; das Verbot des »Alten« war in Erfüllung gegangen. Eine der fünf Zwergziegen wollte ich nicht schlachten, sie waren trächtig; ich hatte die Absicht, da sie eine besondere Art, schlank und klein wie die Steinbockgazelle waren, sie bis zur nächsten Meeresküste mit mir zu führen. Nun, es war nicht das erstemal auf dieser Reise, daß wir uns mit »knurrendem Magen« zur Ruhe legten und die Nachtwache antraten.

Unterdessen war es nahezu dunkel geworden. Ziegenmelker begannen über uns zu schwirren und aus dem Schilfrohre tönte dann und wann als Einzelruf oder lärmend im Chorus das Geschrei der Rohrdommeln und Nachtreiher zu uns herüber. Wir saßen noch im Gespräche an den glimmenden Kohlen, als die Wachen, Fekete und Muschemani, das Herannahen einiger Gestalten von Osten her meldeten. Da dieselben im breitgetretenen Pfade kamen, schloß ich, daß sie nicht in feindlicher Absicht gekommen

waren, sonst würden sie wohl durch das hohe Binsengras geschlichen sein. Ich ließ Fekete die Leute beobachten, während wir Anderen unsere Aufmerksamkeit dem etwa 30 Meter entfernten Riesengrase zuwandten, damit wir nicht, während wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf die am Pfade Ankommenden hinlenkten, von der entgegengesetzten Seite angegriffen würden. Solcher Kriegslist waren wir denn doch gewachsen. Endlich kamen die dunklen Gestalten ganz nahe heran, es waren Frauen aus Diluka, dieselben, denen es verboten war, uns Nahrung zu bringen; sie kamen heimlich mit Milch und getrockneten Fischen. Wir gaben ihnen Glasperlen, und zwar das Doppelte des gewöhnlichen Kaufpreises, worauf sie so rasch ins Dorf zurückeilten, als sie nur konnten, damit ihre Abwesenheit nicht bemerkt werde. Ich weiß nicht, soll ich mich mehr über den Muth oder über die Eitelkeit dieser Frauen wundern, welche des eitlen Tandes, einiger Glasperlen halber, ihr Leben aufs Spiel setzten.

Zeitig am folgenden Morgen fanden sich »unsere Freunde« wieder ein; der »Alte« mit großem Gefolge Geschenke fordernd, da er gestern nicht befriedigt worden; und zum zweitenmale wiederholte sich jene unangenehme, unerquickliche Angriffsscene vom vorigen Tage. Für mich diesmal um so unerwünschter, als jene vier Leute Njambos als Zuschauer anwesend waren, wenn sie sich auch ruhig verhielten. Bis jetzt hatten sich die einzelnen Maschukulumbe-Fürsten zu eifersüchtig auf einander erwiesen, als daß von einer gemeinsamen Action gegen uns eine Rede gewesen wäre. Wir hätten das Gefolge eines angreifenden Maschukulumbe-Fürsten in der Gegenwart seines Nachbars bis auf den letzten Mann niederschießen können, der Zuschauer hätte nie eine Lanze für seinen Stammbruder erhoben. Später aber, als wir uns der nördlichen Grenze näherten und die Häuptlinge erkannten, daß wir ihnen denn doch entschlüpften, besiegte die Habgier ihre Eifersucht und die Nordluenge-Häuptlinge vereinigten sich gegen uns. Diese Eventualität befürchtete ich immer, und darum war mir die Anwesenheit der vier Fremden so unangenehm.

Wie so oft in politisch gespannten Zeiten, so kam auch in unsere Lage eine Verschärfung von einer ungeahnten Seite, durch unsere beiden Esel. — Am vorigen Tage, wie auch an diesem, hatten wir große Noth,

um die Hunde der Maſchukulumbe von deren Verfolgung und jener der Ziegen abzuhalten; die Thiere hielten ſich von ſelbſt ſchon in der Nähe des Lagers, doch an dieſem Mittage hatten ſich die Eſel etwas weiter, etwa 150 Meter entfernt, und die drohende Stellung der Schwarzen erlaubte es mir nicht, Muſchemani um die Thiere zu ſenden. Was ich befürchtet, trat ein; die von den Gegnern losgelaſſenen Hunde jagten auf die Eſel los und brachten ſie zur Flucht; zum Unglücke rannten ſie längs der Lagunen dahin, wo einen Kilometer weiter ab, die Tauſende von Rindern zählende Heerde Njambo's graſte. Als ſie ſchon mitten unter die Heerde gerathen waren, kamen die Eſel wieder zum Bewußtſein und der dieſen Thieren in Süd-Afrika eigenthümliche Ortsſinn ließ ſie ſofort auf dem richtigen Wege umkehren, jedoch jetzt ſetzten ihnen die Tauſende Rinder nach, doch unſere Langohre waren ſchnellfüßiger, ſo daß ſie leicht entkommen wären, wenn ihnen nur nicht immer die Hunde zwiſchen die Beine gelaufen und ſie ſo aufgehalten hätten. Als ich dies ſah, rief ich den Maſchukulumbe durch Muſchemani zu, ſofort die Hunde zurückzurufen, ſonſt würde ich einen derſelben niederſchießen, denn die Rinder waren den Eſeln ſchon ganz nahegekommen. Doch dieſe herzloſen Creaturen, denen der Tod meiner Thiere willkommen geweſen wäre, da ſie mir vier Träger erſetzten, hetzten die Hunde noch mehr auf, und ſo lief ich vor das Lager, und in dem Momente, als einer der Köter wieder an Jacob vorbeilaufend, dieſen an der Schnauze faſſen wollte, gab ich auf eine Entfernung von 70 Meter Feuer und die Kugel durchbohrte dem Hunde die Bruſt, daß er heulend niederſank. Die erſten Stiere, ſeine nächſten Verfolger, blieben wie angewurzelt ſtehen, Jacob und ſein Genoſſe trabten wiehernd bis an die offene Lagerſeite heran, wo ihnen meine Frau etwas Hirſe vorwarf, als Lohn für das kluge Wiederkommen. Der Tod des Hundes konnte den Maſchukulumbe nicht willkommener geweſen ſein; nun hatten ſie eine Urſache gefunden, die größtmöglichen Erpreſſungen auf uns ausüben zu können. Unter wildem Geſchrei ſprangen alle Männer, Weiber und Kinder auf, ſchwangen die Lanzen, beſonders Hadſchi-Loja geberdete ſich wie raſend — aber Alles par distance — derſelbe Schuß, der ſie ſo ins Raſen gebracht, hat ſie auch gezähmt. Es war zum erſtenmale, daß das Volk die

Wirkungen der Feuerwaffe, von der es wohl gehört haben mochte, vor Augen sah. Ein Blitz und der Tod, das brach ihren Muth. Sie wagten es nicht, sich dem Lager zu nähern, dagegen trennten sich 10 oder 20 von der Schar, liefen hin zu dem todten Hunde, glotzten den Cadaver an, ohne ihn jedoch anzurühren. Bald darauf sah ich die vier Fremden näher an das Lager kommen, sie passirten die Stelle, um heimzugehen. Ich rief sie an und suchte Verhandlungen wegen Trägern mit ihnen anzuknüpfen. Der König Njambo, der nicht weit ab wohnte, sollte sie mir gegen guten Lohn beistellen, denn das sah ich, daß ich hier keine bekäme.

Der Hund hatte dem hinkenden Unterhäuptling gehört und dieser verlangte 10 Meter Kattun Entschädigung. Statt 10 Meter gab ich Kattun für einen Kubu, d. h. 4 Meter. Eigenthümlich war es, daß, wenn wir diesen Stämmen die Wahl des Kattuns überließen und ungebleichten Calico, Riesenleinwand, bunte Kattune (Neunkirchen, Kosmanos, Holeschowitz, Liesing, Blaudruck, Fellmayer) und ihnen nebstbei die aus kleinen bunten Sacktuchproben zusammengenähten, 2 Meter langen Stücke zeigten, sie stets nach der letzteren, also der nach unseren Begriffen werthlosesten Waare griffen.

Der Hund wurde immer noch angestaunt, ja die ganze Schar fand sich um den Cadaver ein, endlich trennte man sich und ging zurück zu den Hütten. Jetzt erst hatten wir, wenn auch nur vorübergehend, Ruhe, und machten uns daran, unsere wenigen trockenen Fische zu rösten.

Am Nachmittage signalisirte die Wache, diesmal meine Frau, »Herannahen einer wohl hundert Köpfe zählenden Maschukulumbetruppe von Norden her!« Sie wurden auch von unseren Gegnern im Dorfe erblickt, und da man in ihnen einen Besuch »bei uns« wähnte, kamen die »guten Nachbarn« heran, um die Fremden an unserem Lager zu erwarten. Die Ankömmlinge waren schon die von Njambo erbetenen Träger! Sowie unsere guten Nachbarn dies gehört, nahm Hadschi Loja den Anführer der Truppe, einen über und über mit Rindsfett getünchten, weithin »glänzenden« Jüngling, der zugleich Prinz aus dem königlichen Geblüt war und einen Riesen-Chignon trug, seitwärts ins Gras. Nach kurzer Zeit kehrte der »Prinz« zu uns zurück und erklärte, daß seine Leute nicht tragen werden;

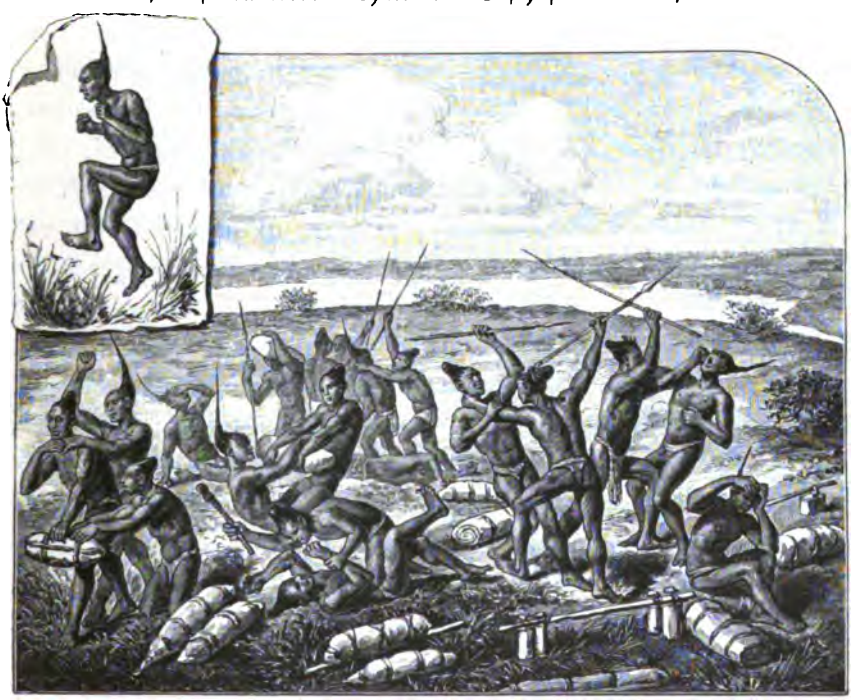
wir hätten noch nicht Alles das an Geſchenken bezahlt, was man von uns in Nikoba-Diluka verlange, auch wären noch 6 Meter Kattun für den Hund zu zahlen! Vergebens remonſtrirte ich gegen All dies, daß ich mehr Geſchenke hier wie in Boſango und Kaboramanda gegeben und daß man zuletzt nur 4 Meter beanſprucht hätte. — »Nein,« ſagte ich durch Muſchemani's Mund in der Setoka; »Alle dieſe hier haben trügeriſche und giftige Zungen, ſie hätten uns beraubt, dreimal hätten ſie uns getödtet, wenn

Unſer Langohr von Hunden und Rindern verfolgt.

nicht unſer Tlobolo ſie abgeſchreckt hätte. Sage ihnen, du Sohn Njambo's, daß wir Fünf uns vor ihnen und ihren Freunden nicht fürchten, und daß, wenn ſie gegen uns noch einmal anſtürmen, ich nicht erſt warten werde, bis die erſten Lanzen auf uns herabſauſen, oder uns Blut nehmen, nein, ſage ihnen, daß ich ſie beim Heranſtürmen, ſo wie jenen Hund dort, bevor noch die erſte Lanze kommt, niederſchießen werde.«

Njambo's Leute traten zurück und lagerten rechts von uns etwa hundert Schritte ab. Da trat mit einem Male der »Alte« mit ſeinen

Unterhäuptlingen zu uns heran und bot ſich an, mir aus ſeinen Leuten die Träger ſofort beizuſtellen. Auf dieſe Wendung der Dinge war ich ſo wenig gefaßt, daß wir ſie im erſten Augenblicke gar nicht begriffen. Die Meinungen waren verſchieden, ſo daß wir förmlich Kriegsrath hielten, wie wir uns dieſem plötzlichen Ueberfluſſe von Trägern gegenüber benehmen ſollen. »Sie denken, dieſe da werden ihnen das Geſchäft verderben,« meinte meine



Streit unter den Trägern und »Hadſchi-Loja« vor Wuth ſpringend.

Frau. — »Ja wohl!« — »Sie wollen ſich auch etwas verdienen,« warf Oswald ein. — »Ja wohl, ſie wollen ſtehlen, da wir Fünf ſie Alle nicht überwachen können.« — »Sie wollen,« meinte Leeb »auf dem Wege über uns herfallen, unterſtützt durch dieſe neuen Lanzenträger.« — »Auch nicht ausgeſchloſſen.« — »Iſt denn Njambo's Stadt ſo nahe, daß ſie heute noch dahin gelangen können?« forſchte Fekete nach. »Sie bleiben ja nicht über eine Nacht vom Hauſe weg, und dafür ſoll man per Mann 4 Meter Kattun bezahlen?« — »Sie haben Recht, János, das Gehöfte muß ſehr

nahe ſein, ſonſt wären dieſe Fremden in Folge meiner erſt heute Mittags abgeſandten Botſchaft die erbetenen Träger nicht ſchon zur Stelle. Ja ſo iſt es, der alte Spitzbube will jetzt Träger beiſtellen, damit wir auf dem Marſche zu Njambo in die Nacht hineinkämen, und da iſt es ſchon gar nicht möglich auch die nächſten Träger zu überwachen; der Hallunke meint wohl, wir ſollen vielleicht auf dieſe Weiſe Alles verlieren, was wir beſitzen.« Obgleich wir deutſch ſprachen hatte uns Muſchemani doch vollkommen begriffen und nickte zuſtimmend mit dem Kopfe, ſeine Zuſtimmung mit einem vernehmbaren »e-he«* bekräftigend! Ich war entſchloſſen und ſagte dem »Alten«: »Nein, wir wollen jetzt nicht gehen, nicht mit Euch, wohl mit Jenen dort!« — »Und warum nicht mit uns?« — »Weil Ihr zu ſchlecht ſeid, ärger wie die Hyänen, weil Ihr ein Raubgeſindel ſeid, und wir mit einem ſolchen in der Nacht nicht gehen wollen.« — »Wir wollen aber gehen, und Ihr müßt gehen,« ſchrie plötzlich der, welcher ſich, als nicht zu Nikoba-Diluka gehörend, hätte als der Letzte hineinmiſchen ſollen, rief der »niedliche Hadſchi«. Er machte Miene vorzuſpringen und ſich auf uns zu ſtürzen, als ihm die Nächſten die Lanzen entwanden; doch er riß ſich von ihnen los und ohne Waffe kam er herangeſprungen zwiſchen uns und die Schwarzen. — »Was, Ihr geht nicht?« brüllte der Rieſe. — »Nein, es fällt mir nicht ein, mit Euch zu gehen.« — »Ihr müßt gehen, wir tödten Euch, wir zertreten Euch, Ihr geht.« — »Nein!« Der Mann gerieth nun in eine ſolche Wuth, daß er wie ein wüthender Affe vor uns hin- und herſprang und nur mehr ziſchte — ſchreien und reden konnte er nicht mehr — Schaum zeigte ſich am Munde, und wie er ſo ein wenig erlahmte, nahmen, ob abſichtlich kann ich nicht ſagen, ſeine Bewegungen eine regelmäßigere Form an, er kam in einen Rythmus hinein, er hatte ſich in den Kriegstanz hineingearbeitet. Es ſummte in der Schar hinter ihm, und der Beifall gab ihm ſeine Stimme wieder. — »Herr,« rief Muſchemani, »ſei auf der Hut!« Kriegstanz aber bedeutete in einer ſolchen Situation Gefahr, die höchſte Gefahr für uns. Ich ſah, wie die auf der Erde Hockenden aufſpringen, wie ſie ihre Arme recken, wie ſie die geſenkten Waffen feſter faſſen, und die auf der Erde liegenden ergreifen.

* Ja freilich.

Soll ich den Riesen niederschießen? Wie er wieder den Mund verzerrt! Er kommt schon wieder in seine blinde Wuth hinein, der Beifall hat ihn verrückt gemacht und seine Arme griffen mechanisch bei den wilden Sprüngen nach hinten, nach den Waffen verlangend! Was soll ich thun! Rasch, rasch muß gehandelt werden, unser Aller Leben hängt an einem Faden. Ein Gedanke durchzuckt mich plötzlich und schon wird er zur That! Mein Carabiner fliegt meiner Frau in den Schoß; und, unbewaffnet bis auf das Messer an meiner Seite, springe ich auf den Raum, der mich von dem Riesen trennt, und beginne unter Lachen und Jauchzen seine Wuthsprünge nachzumachen, ich suche ihn zu parodiren. Ich springe noch toller wie der vor Schweiß triefende riesige Fettklumpen vor mir, und suchte in den tollsten Grimassen mir Luft zu schaffen. Der Riese hält inne! Er steht da, mit dem Vorderkörper vorgebeugt, sein Körper, seine Hände und Füße zittern, daß er kaum zu stehen vermag, seine Augen treten förmlich aus ihren Höhlen. Die Stimme scheint ihm versagt zu sein. Ich springe weiter, bis mich lautes Lachen, förmliches Wiehern, vor mir zur Besinnung bringt, da hielt ich inne. Es waren die Maschukulumbe, ich hatte gesiegt! Ich hatte den Riesen vor den Seinen lächerlich gemacht. Ein kaltes Sturzbad hätte nicht ärger, nicht überraschender auf Hadschi-Loja wirken können. Noch immer steht er auf derselben Stelle, ich bin schon zu den Meinen zurückgekehrt, als Jenen die Freunde davonführen; auch Njambo's Leute scheiden, nur einige Wenige von Diluka bleiben noch zurück. Und von diesen — wer hätte das gedacht — droht neuerliche Gefahr. Sie, die Wenigen, wollten sich berühmt machen, sie allein wollten den Ruhm ernten, »uns vernichtet zu haben.« Einer entfernte sich, kehrte aber bald mit einem glimmenden Holzstücke zu den Uebrigen zurück. — Sie setzten nun, bevor wir es hindern konnten, das trockene Gras in der 20 Meter entfernten Ackergrenze in Brand; zum Glück, daß es Windstille gab. Jenes Feuer konnte uns wohl warm machen, aber momentan nicht schaden, für alle Fälle begannen wir mit den Faschinenmessern das Gras hinter den Lagerwänden abzuhauen. »Sie verbrennen dann auch ihre Empele und ihre Burungu (Glasperlen),« gellte plötzlich einer der Feinde,

* Kattunschürzen.

und so rasch wie sie angezündet, ebenso rasch suchten die Sieben das Feuer zu löschen. Sie begannen mit den Händen den losen Humusboden auf die langsam und träge züngelnden, knisternden Flammen zu werfen, bis das Feuer, welches, wie sie fast zu spät bemerkt hätten, nicht nur uns, sondern auch ihre Dörfer bedrohte, gelöscht war, dann — liefen sie davon.

Wie viele solche Tage harren noch unser? Wie lange noch diese Qual? Oswald selbst, dem die Schwarzen unschuldige Englein gewesen, schien heute vom Gegentheile überzeugt zu sein und sprach kein Wort; er hüllte sich bald in seine Decken. Er hatte sich krank gemeldet, ja, ich konnte ihm den Fieberanfall vom Antlitze ablesen, und es schien ihm heute eine Erleichterung zu sein, sich am Abend nicht in das Gespräch mischen, nicht ein Zugeständniß machen zu müssen.

Als eine Weile später wieder die Frauen mit Milch, zwei Bechern Mehl und Fischen kamen, fragten wir sie über den Weißen im Norden aus; sie hatten von ihm noch nichts vernommen. Die Frauen entfernten sich, und eine Viertelstunde später hörten wir großes Geschrei in Diluka. Wir stutzten, da die Maschukulumbe zeitig die Lager aufsuchen und nie nächtlicher Weile lärmten. Bald war uns Alles klar; man hatte die rückkehrenden Frauen auf dem verbotenen Wege überrascht, und wohl auch hart bestraft.

Am nächsten Morgen den 27. Juli zeigten sich die beiden Dörfer wie ausgestorben; nur eine alte Frau passirte unser Lager mit einem Topfe am Kopfe. Meine Frau, rasch entschlossen, auch dieses Geschöpf über den vermeintlichen Portugiesen auszufragen, ging ihr allein nach, holte sie ein und die Alte gab genau Bescheid, daß ein Mann, der aussähe wie wir, bei Massangu, diesseits des schon öfter erwähnten Engpasses wohne. Wir glaubten der Frau und beschenkten sie reichlich, unser Trachten aber war darauf gerichtet, sobald wie möglich zu jenem Weißen zu gelangen.

Eine Woche später, auf unserem Rückzuge, erfuhr ich, daß der ganze Bericht dieser Frau eine arglistig gestellte Falle für uns war. Sie war eines jener eitlen Weiber, welche alle Abende Milch für Perlen brachte und bei der letzten Excursion erwischt worden war. Sie alle sollten

dafür geprügelt, ja unsere Berichterstatterin getödtet werden, weil sie uns heimlich mit Lebensmitteln versorgt hatten. Um der Strafe zu entgehen, erklärten sie sich bereit, uns über den Weißen zu melden, um uns in dieser Hinsicht noch zu bestärken, damit wir eben nur die Richtung durch die Sümpfe nach dem Engpasse nähmen und hier endlich angegriffen und vernichtet werden könnten. Alles dieses ahnten wir nicht, auch nicht, daß schon durch Boten Njambo für den Plan gewonnen, es zugestanden hätte, daß bei dem Angriffe Nikoba-Diluka Männer zu ihm stoßen, und zum erstenmale in der Geschichte beider Zweigstämme Schulter an Schulter mit seinen Leuten kämpfen sollten.

Gegen neun Uhr erschienen die Maschukulumbe in dichten Haufen, die Häuptlinge an der Spitze, »sie wollten tragen.« Als Bezahlung sollten wie in Kasenga je 4 Meter Kattun im Voraus gegeben werden. — »Wie weit ist Njambo's Gehöft?« Die Leute wiesen mit der Rechten auf einen Sonnenstand, der schließen ließ, daß wir höchstens in zwei Stunden bei Njambo sein könnten. — »Für so einen geringen Dienst gebe ich aber nicht zwei Sitsibas, unmöglich!« — »Wir gehen weiter, bis Massangu!« — »Bis zu jenen Höhen dort?« — »Ja wohl.« — »Ihr lügt, habe noch nie einen Maschukulumbe gesehen, der wahr gesprochen hätte.« — »Nein, wir gehen über Njambo hinaus.« — »Glauben Sie ihnen doch, Herr Doctor,« hörte ich den negerfreundlichen Oswald mir zuflüstern, »daß wir doch von hier wegkommen!«

Wir befestigten die Kattune an die Packete; die zwei Häuptlinge bekamen Jeder noch 5 Meter Kattun als Geschenk und einiges Pforzheimer Theatergeschmeide, dann zogen wir uns zurück, um die Träger, jedoch nur immer an je fünf Packete herantreten zu lassen. Das ging so an, bis etwa zwanzig Packete genommen waren, dann aber stürzte sich der Rest der Leute aus Furcht, nichts mehr zum Tragen, respective Stehlen, zu bekommen, auf die noch am Haufen liegenden Lasten. Mit genauer Noth, daß meine Genossen, und zuletzt meine Frau, sich aus dem gefährlichen Knäuel herauszuarbeiten vermochten. Es waren außer den Bewohnern von Diluka-Nikoba, die heftig mit einander um die Packete stritten, daß sogar die an den Lasten befestigten zwei (à 2 Meter langen)

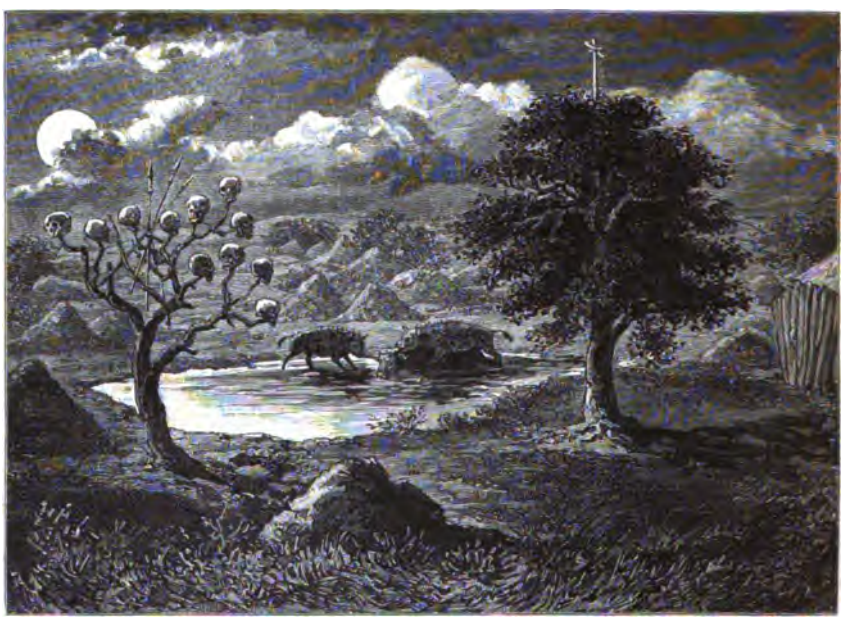
Kattunstücke in Fetzen gerissen wurden, auch noch Leute vom Südufer des Luenge, darunter auch Hadschi's Unterthanen gekommen. In kurzer Zeit war der Streit in eine solche Rauferei ausgeartet, daß rechts und links von mir — Blut floß. Ich war zwischen Einige fest eingekeilt und hatte mit dem Kolben zu hauen, bevor ich mich befreit und wieder freie Bewegung gewonnen hatte, allerdings verlor ich bei dieser Balgerei meinen Hut. Meine Frau war entsetzt über diese Scene, zugleich war sie um unser Eigenthum besorgt. Alles zu übersehen, hatte sie nicht genug Augen. Mit einem Male rief sie: »Sieh doch, wie sie mit den Lanzen auf einander einhauen! Sie als Stammesbrüder!« Dann wieder: »Emil, sieh den Dieb, sieh Hadschi, er hat soeben zwei Kattunstücke von dem Packete, das er zum Tragen übernommen, abgerissen und seiner Frau übergeben, welche diese unter ihrem Lederschurz versteckt haltend, davonlief; sieh, dort läuft sie!« Das besagte Packet lag einzeln auf dem Acker hingeworfen, was eben sagen sollte, daß es nicht mit der Zahlung versehen, also auch keinen Träger gefunden hätte! Das wechselseitige freundliche Entgegenkommen der Träger zu einander, wie ich es eben geschildert, bewog mich, etwas eindringlicher auch mit Herrn Hadschi zu sprechen. Ich suchte den »Ersehnten« und erblickte ihn, als er soeben aus einem dichten Knäuel kam und an mir vorüberging. Ich faßte ihn sofort bei der Gurgel und verlangte, mit dem Gewehre auf das Packet weisend, meinen Kattun. — Der Riese war durch den plötzlichen Angriff derartig überrascht, daß er nicht einen Laut hervorbrachte, ich aber schüttelte den Kerl, bis er sich in die Zunge biß. In diesem Momente hörte ich die Worte: »Emil, du hast dich geirrt, der Andere ist der »Hadschi,« ich hatte mich versprochen.« Nun, das war schön! Allein ich durfte die Irrung nicht merken lassen. Ich berührte des Mannes Brust mit dem kalten Stahl, der Mündung meines Carabiners, daß er, zurückfahrend, mich nahezu zu Boden gerissen hätte, und nun begann er zu schreien, daß er nichts gestohlen hätte und ich gab mir den Anschein, wie wenn ich ihm glauben würde, und ließ ihn los; der Mann verließ uns in raschem Laufe und rief seinen Leuten zu, das Tragen sein zu lassen. Diese aber ließen sich so etwas nicht zweimal sagen; die meisten hatten sich die Bezahlung um die Stirne oder den Leib gebunden und

stürzten nun, die zum Tragen aufgenommenen Packete einfach zur Seite werfend, davon. Es hieß nun neue Kattunstücke hervorholen, abmessen und vertheilen. Während ich aber dabei von und im Herzen eigentlich froh war, den elenden Riesen mit seinem Gezüchte nicht mehr sehen zu müssen, rief Oswald meine Aufmerksamkeit durch lauten Zuruf wach. Er meldete, daß einige zwanzig Träger sich bereits auf den Weg gemacht hätten und eben zu laufen beginnen, wohl in der Absicht, um mit den Packeten überhaupt zu verschwinden. Rasch erfaßte ich die gefährliche Situation, befahl meinen drei Begleitern, beisammen zu bleiben und die Träger im Lager zu überwachen. Ich selbst nahm meine Frau bei der Hand und eilte den zwanzig Biedermännern nach. Sie liefen so rasch, daß wir ihnen nicht merklich näher kommen konnten. Da blieben plötzlich zwei zurück und bald stießen wir zu diesen. Es waren zwei Maschukulumbe, der eine nahezu ein Greis, die ihre Packete im Pfade liegen ließen und zu fliehen suchten. Ich vertrat ihnen den Weg, sie aber wollten nicht tragen und trugen nicht eher, bevor ich nicht den Carabiner von der Schulter nahm. Während uns nun diese beiden so aufhielten, gewannen die übrigen Achtzehn vor uns gut 300 Meter Vorsprung. Die Gegend war kurz begrast und dabei die ganze Thalgegend mit Hunderttausenden heuschobergroßer Termitenhügel bedeckt, welche da begannen, wo der Boden eine unmerkliche Steigung zeigte.

Während wir noch bei dem Alten weilten, kam Oswald. Er trieb einen jungen, kräftigen Maschukulumbe in der Art vor sich her, daß er ihm jedesmal, so oft er stehen bleiben wollte, den Lauf des Wincheſter auf den nackten Rücken drückte, was dem guten Jungen wieder Eifer und Kraft gab; ich lud ihm nun noch die Last meines Alten, der wirklich erschöpft war, bei, hielt den Carabiner fleißig an seine Haut und so kamen wir denn vorwärts. Oswald aber blieb zurück, da einige Träger hinter uns herkamen, um diese zu überwachen; zum großen Glücke für uns, daß sich hier in unserer Pfadrichtung fast kein Riesengras vorfand.

Wir marschirten noch nicht lange, als wir das Dorf Njambo's von weitem sahen.

Als wir so Njambo bis auf einige hundert Meter nahe waren und eben aufathmen wollten, da sahen wir mit Entsetzen, wie die achtzehn Träger vor uns mit ihren Lanzen die Packete aufschnitten, wie sie die Kattune, Kleider ꝛc., herauszogen und Knaben zuwarfen, die von dem Dorfe mit Körben in den Händen, ihnen entgegengelaufen waren. Zu gleicher Zeit rückte ein Haufe Maschukulumbe meinen Trägern entgegen und begrüßte diese mit hellem Freudengeschrei. Mein Bemühen ging dahin,



Schädelbaum in Njambos Residenz.

die Vereinigung beider Truppen zu verhindern, weshalb ich lief, was ich konnte, um die Träger einzuholen und zum Stehen zu bringen. Ich rief sie an, doch statt stehen zu bleiben, begannen sie zu laufen, und zwar unter einen etwa 300 Meter von Njambo entfernten, einzelnstehenden Mimosenbaum; dahin warfen sie die Packete und suchten nun den heranlaufenden Leuten von Njambo sich zu nähern. Allein ich hatte ihnen den Weg bereits abgelaufen und richtete auf den ersten der Diebe mein Winchester. In dem Momente, wo ich anschlug, machte dieser »kehrt,« und lief,

von den Uebrigen gefolgt, zu dem Baume zurück, dort holten sie sich nun die gestohlenen Packete wieder.

Ich blieb an der Stelle, das Gewehr zum Schusse bereit haltend, allein ich stand frei, so recht eine Zielscheibe für die Lanzen der Maschukulumbe, die ihren Stammesgenossen zu Hilfe eilten. Es war ein kritischer Moment! — Ich schwebte einige Minuten zwischen Leben und Tod! — Mein Carabiner war immer gegen die diebischen Träger gerichtet und mein Blick schweifte von ihnen hinüber zu Njambo's Leuten. Wie wird das enden? Minute verrann nach Minute. Da, ein Geräusch hinter mir, ein deutliches Keuchen wurde hörbar. Was ist es? Rasch wendete sich mein Blick. War es ein Maschukulumbe, der mich beschlich? Meine Kugel mußte seinem Assagai zuvorkommen, doch — es war kein Maschukulumbe — es war meine Frau, die von der Ferne schon meine Bedrängniß übersah und mit dem Gewehre in der Hand herangelaufen kam. Nun standen wir Rücken an Rücken und hatten leichtes Spiel, die beiden unschlüssigen Haufen im Auge zu behalten, bis die übrigen Leute mit dem Reste der Träger herbei kamen. — Diese langten endlich in großer Aufregung und zugleich trüber Miene an, denn mehrere Packete waren auf dem Marsche gestohlen worden. Die Träger hatten vom Anfange die Taktik verfolgt, sich in mehrere Haufen zu trennen, um die Ueberwachung zu erschweren. Einige blieben zurück, öffneten die Packete und verschwanden, als eben Leeb wieder einmal zurück sah, wenigstens mit einem Theile der Beute.

Die elenden Diebe hätten wohl noch mehr gestohlen, denn sie waren sehr schnellfüßig, wenn ihnen meine Leute, um doch etwas retten zu können, nicht einige Kugeln über die Köpfe nachgefeuert hätten. Dies half, indem einer ein ganzes Packet, zwei andere Leinwandstücke fallen ließen. Der letzte Dieb, der über das Sausen der Kugel sein gestohlenes Packet fallen ließ, war niemand Geringerer, als der Fürst des Gebietes, »der Alte,« der Herr von Diluka-Nikoba; er suchte ein Stück Shirting davon zu schleppen. Mit diesen Objecten schwer beladen, waren eben meine Diener wieder zu uns gestoßen.

Bevor ich in meinem Berichte fortfahre und die Ereignisse unseres Aufenthaltes bei Njambo mir zu schildern erlaube, welche ich zum Gegen-

ſtande meines nächſten Capitels erwähnt, muß ich jenes Momentes gedenken, als wir zum erſten Male die berüchtigte Trophäe eines Maſchukulumbefürſten erblickten; jenes Momentes, der uns beiden — mir und meiner Frau — für immer unvergeßlich bleiben wird.

In dem Augenblick, in welchem meine Frau zu mir ſtieß, um mir beizuſtehen, berührte ſie meine Schulter und ſagte leiſe: »Sieh dort hin!« Ich ſah zuerſt ſie ſelbſt an und erſchrak nicht wenig, denn ich blickte in ein Antlitz, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war. Schon dachte ich, daß meine Frau verwundet wäre, denn ein raſcher Lauf, wie ſie ihn eben zu Stande gebracht, macht doch keine bleichen Wangen, röthet ſie vielmehr. Auf meine Anfrage hin höre ich als Antwort dieſelben Worte: »Sieh dort hin!« Ich wende mein Haupt mehr nach links und erblicke zum erſten Male jene furchtbare, übelberüchtigte Trophäe, von der wir ſchon oft gehört, die wir aber noch in keinem Dorfe wirklich geſehen hatten, ſo daß wir die ganze Geſchichte für eine Fabel hielten. Hier war ſie zur Wirklichkeit geworden.

Einige Meter hinter uns zur Linken ſtand ein Baum, oder beſſer geſagt ein abgeſtorbener, rindenloſer Stamm, nicht ſehr groß, den die Maſchukulumbe hierher getragen hatten; die kurzen dürren Aeſte ragten wie Fangarme in die Luft und an jedem derſelben, bis auf zwei, ſteckte ein Menſchenſchädel. Die meiſten waren von Raubvögeln glatt abgenagt und von der Sonne gebleicht; einige verriethen durch Fleiſchreſte, daß ſie vor noch nicht langer Zeit an dieſes Schauergerüſte gekommen. Unter den Schädeln hingen Waffen. Sie verriethen uns, wem dieſe Schädel einſt gehörten. Zumeiſt waren es friedliche Verkäufer der Nachbarſtämme, nach den Waffen Mankoja (Bogen und Pfeil), Marutſe (Harpunenaſſagaie), Makalaka (gewöhnliche Aſſagaie), die gekommen waren, gegen Korn, Fiſchreuſen, Tabak und Waffen, Felle der Waſſerantilopen oder Rinder einzutauſchen, mit denen man wiſſentlich Streit geſucht, oder die man überfallen und deren Köpfe man hier aufgepflanzt hatte. Die Raub- und Blutgier, welche uns von jenem Trophäenpfahle entgegengrinſte, ſagte uns nur zu deutlich, daß wir unter dieſem Volke ſterben müßten, ſobald wir uns nicht ſelbſt zu ſchützen im Stande wären; dieſer Schädelpfahl ſagte uns

auch, daß es uns nichts mehr nütze, im äußerſten Nothfalle den gierigen Maſchukulumbe Alles, bis auf die Inſtrumente, Tagebücher und Patronen, hinzuwerfen und zu ſagen: »Nehmt Alles hin und laſſet uns nur unbehelligt zur Grenze gelangen. Fürchtet uns nicht, daß wir zu Luanika nach Süden zurückkehren und an Euch zu Verräthern werden; wir gehen ja nach Norden.« Auch dieſes Opfer würde uns nicht retten, retten konnten wir uns nur ſelbſt; unſer Muth, unſere Kraft, unſere Feuerwaffen. Im Anblicke dieſer Schädel, welche uns im Winde wackelnd ein »Willkommen« entgegenzugrinſen ſchienen, ward unſer Muth zum Muthe der Verzweiflung. »Wohlan denn, nehmen wir ihn auf den ungleichen Kampf, müſſen wir ſchon fallen, ſo ſoll es um einen hohen Preis geſchehen!«

Rauchrequiſiten der Maſchukulumbe.

XXIII.

Der Aufenthalt bei Njambo. Marsch bis Galulonga.

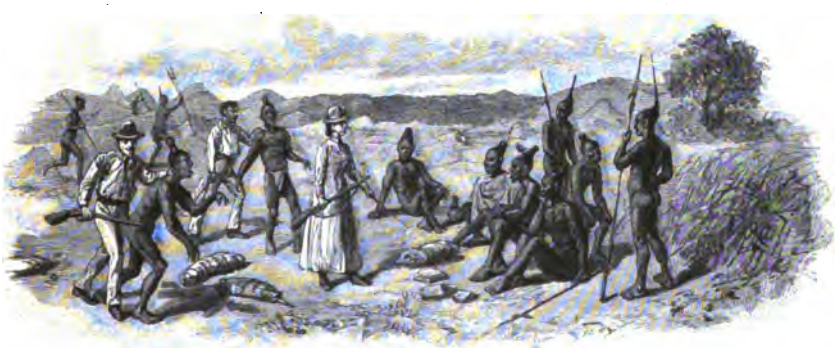
Njambo, der Teufel. — Die vergiftete Milch. — Unser Lager bei Njambo. — Njambo's Gebiet. — Eine furchtbare Nacht. — Die Ebene nach Süden ein einzig Feuermeer. — Das Opfer eines hungrigen Hyänenpaares. — Njambo's Besuch. — Die zerschossene Flasche. — Marsch gegen Norden. — Rettung durch Maschukulumbehirten. — Ankunft in Galulonga. — Eine Lagerwand aus Maisstengeln. — Fekete und Oswald's Rückkehr und ihr niederschlagender Bericht. — Vierzig Trägerlasten gestohlen. — Rückkehr von acht Dienern. — Boy als Urheber ihrer Desertion. — Bericht über die Absichten Uschimata-Zumbos. — Unsere Vorkehrungen in der Nacht. — Der für den 2. August gefaßte Plan.

Ich hatte den Faden der Erzählung in dem Momente fallen lassen, als meine Diener bei mir angelangt waren, so daß wir alle nun vereint waren. Links unter dem großen Mimosenbaume lagerten die Träger mit meinen Packeten; rechts vom Dorfe her kamen die Maschukulumbe in der Absicht, sich mit meinen Trägern zu vereinen und in die Beute zu theilen. Dies zu verhindern, war zunächst meine taktische Aufgabe.

Unsere Träger versuchten es öfters, aus der Nähe des einsamen Baumes zu kommen, unter den sie die Lasten hingeworfen hatten; doch bedroht von unseren Carabinern liefen sie immer wieder zurück. — Die Maschukulumbe vom Dorfe zogen sich bei der Ankunft meiner Leute, Fekete Janos', Ignaz Leeb's und Oswald Söllner's, gegen das Dorf und näher an dasselbe zusammen; fünf Carabiner schienen ihnen denn doch zu gefährlich. Ihr Rückzug verschaffte uns Luft, so daß wir unsere ganze Aufmerksamkeit unseren Trägern zuwenden konnten. Selten habe ich

bei Menſchen eine ſolche Angſt und Willenloſigkeit beobachtet, wie bei den meiſten dieſer zwanzig Diebe, als wir auf ſie zutraten und ich jeden der 20 Träger ſein Packet ergreifen hieß, was ſie auch willig thaten. Bei der Unterſuchung der Packete erwieſen ſich 12 von 20 beſtohlen, namentlich aber drei nahezu vollkommen ihres Inhaltes beraubt, und ſtatt desſelben mit trockenem Graſe ausgeſtopft.

»Wo ſind die Sachen? Ihr Hunde, Ihr habt ſie geſtohlen!« »Ehe!« grinſten mich die Diebe befriedigt ſchmunzelnd an. Sie bejahten meine



Die ertappten Diebe vor Njambo.

Vermuthung und in der inſolenteſten Weiſe, lächelnd mit einem »Ja freilich, ja, das verſteht ſich von ſelbſt, was denn ſonſt?« Auf einen Wink von mir ergriffen Oswald und Fekete je einen der drei Hauptdiebe beim Nacken; den Dritten nahm ich ſelbſt am Arme, mit dem feſten Entſchluſſe, die ſauberen Vögel vor Njambo zu führen und von ihm die Abſtrafung derſelben zu begehren. Es war ein kühner Schritt, aber einerſeits konnte ich hoffen, auf dieſe Art einiges von meinem geſtohlenen Gute wieder zu erlangen, andererſeits wollte ich Njambo zeigen, daß ich ihn trotz ſeiner 300 Speerträger nicht fürchtete. Im Herzen war mir wohl bange, denn

ich sah beim flüchtigsten Umblicke, daß ich noch nie mit einem so mächtigen Maschukulumbe-Häuptlinge zu thun hatte.

Meine Frau und Leeb blieben beim Lager zurück, und um ihnen die Arbeit zu erleichtern, da sie leicht in unserer Abwesenheit von jenen 17 Dieben angegriffen werden konnten, ließ ich diese laufen, wohl wissend, daß ich wohl kaum das zurückbekäme, was allein die drei ärgsten, die ich am Kragen hielt, gestohlen hatten. — Meine Frau war indeß rasch herangekommen, um sich uns anzuschließen.

Sobald Njambo unsere Absicht mit den Trägern merkte, kam er uns mit seinen Unterhäuptlingen im vollen Ornate, das heißt mit einer über die Schultern geworfenen, bunten Plüschdecke entgegen. Schon bei Sepopo in Scheschеke, im Jahre 1875, hatte ich von Njambo*) vernommen, und auf dieser Reise, seitdem ich in den Bereich des Zambesi gekommen, hatte ich von den Matoka und Marutse Schlechtes über diesen Wütherich gehört; jetzt sollte ich ihn persönlich kennen lernen, und zwar in der ganzen Schwärze seiner Seele. Njambo war ein Fünfziger, von schmächtiger, nicht großer Gestalt; sein Gesicht trug eine so scharfe Adlernase, wie sie sich selbst bei Europäern selten findet; die Mundwinkel waren nach aufwärts gezerrt, so daß der Mann auch im Momente ärgster Erregung, stets gleich, wie wenn er mit Humor sich ergötzte, zu lächeln schien. Das Auge war klein; List und Verschlagenheit spiegelten sich deutlich in demselben wieder; es erschien mir wie das Auge eines katzenartigen Raubthieres, das vor seinem Opfer hockend, die Lider zur Hälfte schließt, dabei aber unter dem halbgehobenen Augendeckel jede Bewegung scharf verfolgt, um im geeignetsten Momente das nach und nach in Sorglosigkeit eingelullte Thier im plötzlichen Sprunge zu erhaschen. So wie alle Maschukulumbemänner, war auch Njambo im Gesicht und am Vorderkopf glatt rasirt und trug den obligaten Chignon — allerdings ziemlich klein und unansehnlich — am Hinterkopf.

Als er zu mir gekommen war, begrüßten wir ihn Alle und ich ersuchte ihn, mir Recht zu verschaffen. Ich wies auf die ausgeraubten Packete im Grase und auf die geständigen Diebe. Das Mephistogesicht Njambos

*) Njambe (zum Unterschied von Njambo) heißt bei den Marutse der unsichtbare Gott, der im Blau des Himmels wohnt.

zerfloß in einem teuflischen Lächeln. Wenn je in seinem Leben, so kam dieses Lächeln aus seiner Seele. — Er war der Urheber der Beraubung, seine Leute die Hehler, und nun kam ich zu ihm als Richter in meiner Sache. Das ließ ihn aufjubeln. »Hi! Hi!« kicherte er und seine Umgebung secundirte »Ho! Ho!« — Der Chorus fiel aber mit dem Schlachtrufe: »Päh! Päh!« ein. Also der Schlachtruf war das »Salve«, die Begrüßung bei diesem Fürsten war ein böses Vorzeichen. Fürwahr, es gibt Momente im Leben, die nach Decennien noch so frisch in der Erinnerung leben, wie wenn sie täglich wieder erlebt worden wären. So klingt mir noch immer jener Refrain des Henkers und seiner Knechte »Hi! — Ho! — Päh!« in der Seele wieder.

»Glaubst du, ich hätte das Recht,« sprach Njambo lächelnd, »die Unterthanen eines fremden Fürsten zu bestrafen? Geh' hin nach Diluka, bringe die Diebe vor ihren Gebieter!« — »Ihr Herrscher ist selbst ein Dieb und hat gestohlen; auch ist das gestohlene Gut nicht bei ihm, sondern bei dir und in deinen Hütten!« Er befahl mir kurz und schneidig: »Laß die Leute gehen!« Was blieb da übrig, als die Diebe laufen zu lassen, die nun an dem Dorfe von ihren jubelnden Genossen und Njambo's Kriegern mit offenen Armen empfangen wurden.

Erst nachdem sie weggerannt waren, dankte mir Njambo für meinen Gruß und ich suchte meinen Unmuth und die Eindrücke der letzten Stunden niederzukämpfen; suchte ein freundliches Gesicht zu machen und grüßte ihn und seinen Hofstaat noch einmal und ließ durch Fekete die für Njambo bestimmten Geschenke überbringen und ersuchen, nachdem die Diluka-Nikoba-Träger, die meine Sachen bis zur Grenze zu tragen versprochen hatten, davon gelaufen waren, um Träger bis zur Grenze, wo möglich noch heute. »Ja, Träger sollst du haben, nicht heute, sondern morgen!« Während dieser Unterredung waren immer mehr Krieger um uns herangetreten, so daß ich es für gut fand, uns zu dem schon öfters erwähnten Mimosenbaume zurückzuziehen und dort aus den Packeten eine Art Lagerwand, welche doch einigen, wenn auch noch so geringen Schutz bot, aufzurichten.

Bevor wir gingen, erschien ein Knabe mit einem etwas beschädigten Thongefäße, welches Milch enthielt.

Njambo that uns durch Muſchemani mit lächelnder Miene Folgendes kund; er wies auf die Schweißtropfen, die meiner Frau und mir auf der Stirne ſtanden, und wies auf die Milch. — »Ihr habt Euch müde gelaufen; ſeht den Schweiß auf Eurem Angeſicht! Erfriſchet Euch! Die Milch iſt kühl und thut Euch gut!« Wir hatten ohnedem ſchon ſehnſüchtig nach der Milch geblickt und das war unſer Glück.

Der Häuptling Njambo.

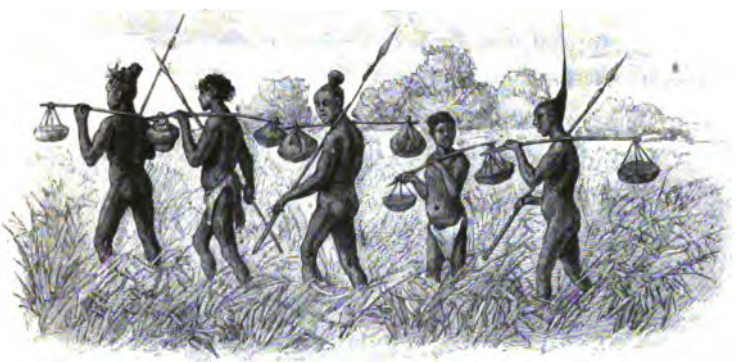
Ein Maſchukulumbe trinkt nicht aus einem defecten Gefäße. Warum wurde uns ein ſolches gereicht? Die Milch aber hatte einen auffallenden Stich ins Grünliche. — »Die Milch iſt vergiftet!« fuhr es mir plötzlich durch den Kopf. Wir dankten für das Geſchenk. Der König entließ uns mit den Worten, daß wir bleiben müſſen; daß er und die Seinen doch auch mit uns handeln, beſonders »Impandes« erwerben wollten. Immer wieder dieſe irrige Anſicht, wir wären Impandeverkäufer. Indem ich dieſen Irrthum zu widerlegen ſuchte, ſtieß ich unwillkürlich an den Topf und etwas Milch wurde ausgegoſſen, welche Wittſtock, Leeb's Hund, begierig aufleckte.

Am ſelben Tage erkrankte Wittſtock, erbrach ſich und verendete am zweiten Tage in Convulſionen, unter ſehr heftigen Schmerzen, am Genuſſe jener vergifteten Milch, die dieſer Teufel mit lächelnder Miene meiner Frau und mir als einen Labetrunk in ſeiner ſo freundlich ſüßen Weiſe angeboten hatte.

Wir machten unſer Lager; es lag mit ſeiner Packet-Baſtei gegen das Dorf gekehrt, an der Ecke der kurzen Mauer ſtand jener Baum

und nach den zwei offenen Seiten sollte uns ein seichter, schmutziger Sumpftümpel, in welchem Gebeine von Rindern bleichten, schützen. Der Schädelpfahlbaum stand etwa 200 Meter von uns, wenn ich nicht irre, in ostsüdöstlicher Richtung. An der westlichen freien Seite wurde das Loch für den Kochherd gegraben und hier auch die Pflöcke für die Befestigung der Ziegen und Esel während der Nacht gesteckt.

Frauen und einzelne Männer kamen an uns heran; die ersteren brachten viel süße Milch und viele Hühner und da ich nicht wußte, ob



Maschukulumbe und Mankoja-Tabakhändler.

uns hier nicht auch bald die Nahrung versagt werden dürfte, kaufte meine Frau Alles, was man brachte, und wir schlachteten sofort nahezu alle Hühner und kochten davon drei Töpfe voll, um uns im Nothfalle auf drei bis vier Tage mit Nahrung zu versorgen. Auffallend war es, daß so viele Männer, zu zweien und dreien, nach West, Nordwest, Ost und Nordost eilten. Meine Vermuthung, daß es Boten seien, welche rasch Njambo's gesammte Wehrkraft, die als Viehhüter auf der Ebene zerstreut wohnte, zusammen zu rufen, wurde schon am folgenden Tage durch die Thatsachen bestätigt.

Alle Boten trugen zwei bis drei Harpunenassagaie, während sie sonst nur stets je einen Speer mit sich führen. — Auffallend war es, daß sich drei Maschukulumbe ohne viele Anfrage an unserm Feuer niederhockten und nicht eher gutwillig die Stelle verlassen wollten, als bis ich ihnen

etwas übelriechende Carbolsäurelösung auf ihre nackten Füße ausgeschüttet hatte. Wir hatten bald erkannt, daß sie Spione seien, die der König als stehende Beobachter an unser Lager gesendet hatte. Ihre spionirende Gegenwart wurde uns, trotzdem sie etwas abseits saßen, doch sehr unangenehm, da wir Kleider und frische Wäsche aus den Packeten nehmen, Kattun für die hiesigen Träger zurechtlegen und Glasperlen als Eintauschartikel für Nahrungsmittel und Geschenke für Njambo's Unterhäuptlinge auswählen mußten, wobei wir sie natürlich bei dieser Gelegenheit auch in unsere Packete schauen lassen mußten. Nur einmal sprangen sie auf und liefen auf Zurufe in das Dorf, kehrten dann zurück und riefen Muschemani heran, um Pit zu holen. In dem Drange der Umstände hatten wir gar nicht bemerkt, daß uns Pit fehle; er war gleich bei unserer Ankunft ins Dorf geeilt, wo er allerhand Possen trieb, die Leute auseinander jagte, ihre Vorrathskammern eindringlich untersuchte ꝛc. ꝛc. Man ließ ihn gewähren; man hatte noch nie einen zahmen Pavian gesehen und schien große Freude an dem Thiere zu haben; doch diese heiteren Gefühle schienen plötzlich einen raschen Umschwung erlitten zu haben, als Pit an eine Zauberkalebasse sprang, die an des Königs Hütte auf einem besonderen Pfahle aufgestellt war, und in der besondere Zauberkräfte wohnen sollten; da gab es ein »Päh!« und Pit wurde aus dem Dorfe getrieben, da man jedoch seine heimliche Wiederkehr fürchtete, so rief man durch jene Spione unseren Schwarzen heran, um ihm zu bedeuten, den Affen nach dem Lager zu treiben, wo er auch sofort angekettet wurde. Später fanden sich die Königsboten mit der geborstenen Kalebasse ein (siehe Zeichnung) und forderten Bezahlung; es blieb mir nichts anderes übrig, als nach langen Unterhandlungen endlich 2 Meter Kattun als Entschädigung zu geben.

Am Nachmittage wurden wir durch den Anblick einiger von Norden kommender Träger überrascht, welche schon von Weitem als Fremde erkennbar waren. Sie kamen rasch näher heran; es waren drei Männer, ein Knabe und ihnen nach, als die letzten, zwei Maschukulumbe, die ersteren aber, nach dem, bis unter die Ohren herabhängenden, dichten, schön gepflegten Wollhaare und ihrer in Bogen und Pfeilen bestehenden Bewaffnung zu schließen, echte Mankoja, also von jenem Stamme, der nördlich von den

Maſchukulumbe wohnt. Sie brachten den bekannten Kuchentabak, ein Erzeugniß ihres Landes, zum Austauſche für Letſchwefelle.

Es lag mir ſehr viel daran, mit den Mankoja unbemerkt ſprechen zu können. Leider hielten ſie bei ihrem Vorbeimarſche nicht an und als ſie uns am Abend beſuchten, waren ſie ſchon von den Maſchukulumbe bearbeitet worden. Als ſie ſich dann an unſer Feuer ſetzten, war es nicht gut möglich, mit ihnen zu ſprechen, denn ſofort rückten auch die Maſchukulumbe-Spione näher an uns heran, um ja kein Wort zu verlieren. Da der

Das Giftgefäß, die Zauberkalebaſſe und der vergiftete Hund Wittſtock.

Mankoja der Setoka mächtig war, gelang es mir dennoch, ihm meine Abſichten leiſe mitzutheilen.*) Ich ſprach zu ihm in dem feſten Glauben, daß er froh ſein müſſe, zum erſten Male Europäer zu ſehen, die nun Kattune ꝛc. unter ſeine Landsleute bringen würden, ohne dabei ihr ſchätzbares Elfenbein zu begehren.

Viel mehr als alles Andere intereſſirte mich aber, von dem Mankoja Näheres über den vermeintlichen Portugieſen zu erfahren. Ich ahnte freilich nicht, daß mein Gewährsmann bereits für den Plan, mich durch das Nebelbild dieſes Portugieſen, der nie gelebt hatte, in einen Hinterhalt zu locken, gewonnen war.

* Durch Muſchemani als Dolmetſch.

Ich befragte ihn bezüglich des Europäers auf das genaueste, denn ich hatte schon einen Brief an den Portugiesen geschrieben, den ihm gerade dieser Mankoja, in welchem ich einen von Gott gesandten Engel erblickte, überbringen sollte. — Um die Uebergabe des Briefes an den neben mir hockenden Mankoja und die Bezahlung für das Ueberbringen unbemerkt zu Stande zu bringen, sah ich mich gezwungen, Oswald einige Worte zuzurufen, »mir die lästigen Horcher vom Halse zu schaffen«. Er that dieses auch in sehr origineller Weise. Oswald ließ Pit mit der Kette los und als ihn wie immer der Affe dafür freundlich angrinste, wies Oswald mit der Hand auf die nach und nach schon auf zwei Meter herangerückten Spione, mit den heftig ausgesprochenen Worten: »Pit, die haben dich angebunden!« In einem Satz war Pit oben auf den beiden, daß sie über und über kugelten und, von den abseits stehenden Frauen ausgelacht, gute Miene zum bösen Spiele machen mußten, dann aber von Pit, ohne daß er ihnen wehe gethan hätte, ununterbrochen geneckt, sich hinter die Frauen zu flüchten gezwungen sahen. Inzwischen hatte ich eine Sitsiba (zwei Meter Kattun) auf ein faustgroßes Stück eng zusammengerollt und reichte es unbemerkt, während die Aufmerksamkeit Aller auf Pit gerichtet war, dem neben mir hockenden Mankoja, indem ich es aus dem Aermel auf die Erde gleiten ließ, worauf der Schwarze seinen aus einem Cyphafelle gefertigten, großen Tabaksbeutel über den Kattun fallen ließ; er bückte sich dann rasch und im nächsten Momente waren Brief und Kattun in dem Fellsäckchen verschwunden. Dieses Betragen des Mankoja bestärkte mich einerseits in dem Glauben, daß er den Portugiesen beim Massangu gesehen habe, sowie daß der Pfad durch den Engpaß, der wahre Handelspfad der centralen Maschukulumbestämme nach Norden, durch Massangu's Gehöft führe, und glaubte nun sicher, daß der Mann rechtschaffen und ehrlich wenn auch den Maschukulumbe gegenüber vorsichtig handle. So schien mir jede betrügerische Absicht von seiner Seite, ausgeschlossen; und doch war sein Betragen nur Lug und Trug. Ich kann sonst nichts Schlechtes über die Mankoja berichten und glaube, daß dieser Mann eben unter dem Einflusse der Maschukulumbe gehandelt. — Ich erfuhr auch später, daß mein Brief Njambo ausgeliefert wurde, von diesem als Zauberei verbrannt

oder bei Seite gelegt worden sei, um vielleicht einmal einem anderen Reisenden zugleich mit meinen Tagebüchern in die Hände zu fallen.

Ich sandte Nachmittags Fekete mit Muschemani zu Njambo mit einem Geschenk und der Bitte, mir sicher bis zum nächsten Morgen, den 30. Juli, Träger zu verschaffen. Er versprach es; hielt aber sein Wort nicht, wie ich es vermuthet hatte. Der auffallend starke Zuzug von Maschukulumbe am Abend des 29., wie am Morgen des folgenden Tages zu Njambo bewog mich, die ganze Nacht hindurch mit Allen — bis auf meine Frau — Wache zu halten.

Am nächsten Tage ließ sich Njambo — trotzdem, daß ich wiederholt zu ihm sendete — erst am Nachmittage blicken, und Muschemani theilte mir mit, daß der König den diebischen Trägern von Diluka-Nikoba den ganzen gestohlenen Kattun und alle Glasperlen weggenommen, ihnen nur messingene Schmuckſachen und einige Kleider Oswald's belassen hätte und soeben an seine Häuptlinge etwa 4 Meter lange Stücke der rothweiß gesprenkelten Kattune vertheile. Später meldete Muschemani, der König habe von den von Norden zugereisten Mankoja und Maschukulumbe einen Theil ihres Tabaks, auch Lanzen und Tabakspfeifen; von anderen Hirse, Mais und Bier für diesen unseren Kattun eingetauscht. Ich fand diese Nachricht auch bald bestätigt, denn die Maschukulumbeverkäufer hielten sich, auf dem Heimwege begriffen, einige Zeit an unserem Lager auf und trugen die zusammengerollten Kattunstücke offen, an ihre Lanzen gebunden, zur Schau.

Am Nachmittage erschien, wie erwähnt, Njambo mit seinem Gefolge und theilte mir mit, daß er keine Träger geben könne, weil die ihm gemachten Geschenke so klein seien, daß er sie nicht sehen könne. »Und das, was du mir durch meine Träger gestohlen hast?« — »Das habe ich nicht dir, sondern jenen genommen! Du kannst froh sein, daß ich sie gestraft habe!« Himmlische Gerechtigkeit im Maschukulumbelande! Für den Codex in Strafsachen ein neuer Paragraph. Die Diebe und Räuber werden am empfindlichsten damit bestraft, daß ihnen der Richter den größten Theil des Raubes wieder abnimmt und für sich behält.

Njambo's Gebiet ist wohl das größte unter den Maschukulumbereichen. Es hat einen Durchmesser von 20 bis 30 Kilometer, von Süd nach Nord, von dem Dorfe Galulonga im Norden bis an den Luenge reichend; von Ost nach West würde ich seine Ausdehnung auf 45 bis 50 Kilometer, seine kleinen Dörfer auf 20 an Zahl, und seine wehrhaften Männer auf 450 bis 500, die Gesammtbevölkerung auf 850 bis 900 Köpfe, seine Rinder auf circa 7000 Stück und die Zahl seiner Hunde (nur diese zwei Hausthiere gab es in diesem Landstriche) auf 60 bis 70 schätzen. Das Gebiet liegt, wie erwähnt, am nördlichen, linken Ufer des Luenge und besteht aus einer hochbegrasten Thalebene, welche von zahlreichen Lagunen und stellenweise auch Sümpfen durchzogen ist.

Diese Thalebene kann man füglich von Süd nach Nord in drei Zonen theilen, wovon die dem Flusse anliegende den höchsten Graswuchs und, ziemlich gerade streichend, je nach den Windungen des Flusses, eine Breite von 3 bis 26 Kilometer besitzt. Dann folgt eine ziemlich hochbegraste Partie, welche die heuschobergroßen Termitenhügel aufweist, wohl mehr denn hunderttausend an Zahl; die nördlichste Zone zeigt dichte Gebüsche mit Schilfrohrsümpfen abwechselnd und hie und da unterbrochen von Hainen oder nur von Gruppen hoher, schattiger Riesenmimosen. Das Gebiet ist sehr reich an Wild, Säugethieren und Vögeln; von dem ersteren sind namentlich: Letschwe- und Pukuwasserantilopen, Kabundaantilopen, Elande, gestreifte Gnus, Zebras, Nilpferde, Hyänen ꝛc. ꝛc. vertreten.

Nachdem Njambo keine Anstalten machte, um uns Träger zu geben, entschloß ich mich an diesem Tage, selbst einen Versuch zu machen, zu dem Portugiesen zu gehen und ihn um Träger zu bitten. Ich wußte ja, daß diese Händler, ob Portugiesen oder ob Mambari, ihre eigenen Diener und Miethlinge in großer Zahl halten, um sie auf allen Geschäftsreisen, mögen diese sich ausdehnen, so weit es eben den Herren beliebt, als Träger zu benützen. Ich konnte also nicht nur bei einem Portugiesen auf Träger hoffen, ich mußte in meiner Lage sogar diesen letzten Versuch zur Rettung wagen.

Ich wußte auch, daß meine Leute, während meiner Abwesenheit, die ja nur zwei bis drei Tage dauern sollte, mit den Schwarzen fertig würden,

da sie ja die Angreifer weniger schonen würden, als ich, der ich von unserer Seite womöglich jedes Blutvergießen hintanzuhalten suchte.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß die meisten Afrikareisenden bei den Angriffen in Diluka und bei anderen Gelegenheiten direct von den Feuerwaffen Gebrauch gemacht hätten; vielleicht wären die Feinde dadurch mehr eingeschüchtert worden; allein es ist dabei nicht ausgeschlossen, daß jeder Schuß die Feinde so sehr erbittert hätte und wir ununterbrochen angegriffen, endlich doch überwältigt worden wären.

Die Gebirgskette, die den Horizont von Nordwest nach Ostnordosten abschloß und die Wasserscheide zwischen dem Luenge und einem mit diesem parallel fließenden Flusse bildete, war etwa 30 Kilometer von unserem Lager entfernt; den so oft genannten Paß, über welchen der Weg zum Portugiesen führen sollte, sahen wir Alle ganz deutlich. So konnte ich mit Recht hoffen, falls ich die ganze Nacht marschiren würde, am andern Morgen das noch am diesseitigen Fuße der Höhen gelegene Dorf Massangus erreichen zu können und am folgenden Tage mit den erwünschten Trägern wieder im Lager bei Njambo zu sein.

Ich entschloß mich zu gehen, für den Fall, daß die Nacht hell sei, damit ich die Sterne als Wegweiser benützen könne und den kleinen Daisy mitzunehmen, damit sein Bellen mir verriethe, wenn ich mich einem Gehöfte, oder wenn sich uns ein wildes Thier nähern sollte. Wohl suchten mich die Meinen, denen ein solcher Marsch tollkühn erschien, von meinem Entschlusse abzubringen, allein bei ruhiger Ueberlegung sahen auch sie ein, daß es so nicht weiter gehen könne, und wir unter ähnlichen Widerwärtigkeiten wie wir sie in den letzten Tagen zu bekämpfen hatten, wohl nie lebend die Nordgrenze des Maschukulumbelandes erreichen würden. Etwas Entscheidendes mußte geschehen! War doch unser Untergang schon mehrmals blos durch einen momentanen Witz im entscheidenden Augenblicke, oder durch das Zusammentreffen zufälliger, günstiger Umstände verhindert worden! Ein einziger Mißgriff, ein Sinken der Kräfte, ein Schlummern Aller nach den Mühen des Tages und nach mehreren durchwachten Nächten, konnte uns Alle verderben! Darum stand es bei mir fest, zu gehen und doch kam es zuletzt nicht dazu. Es waren namentlich zwei Gründe, die mich

bewogen zu bleiben. Einmal der so starke Zuzug von Streitern ins Dorf und die Ueberzeugung, daß man einen nächtlichen Angriff plane und ich da im Lager verbleiben müsse, und dann, daß die Nacht stockfinster wurde, so daß ich unmöglich ohne Führer den Weg finden konnte. Wäre ich wirklich gegangen, die Meinen hätten mich nicht wieder gesehen; ich hätte wohl meinen Tod in den Sümpfen gefunden, von deren Vorhandensein ich jedoch damals, am 30. Juli, keine Ahnung hatte.

Am Abende steigerte sich der Wind zu einem Südost-Orkane, welcher unheimlich durch die finstere Nacht heulte. Um so auffallender war es uns, daß die Maschukulumbe, welche sonst als faule Menschen sich zeitlich zur Ruhe begeben und sehr spät aufstehen, an diesem Tage ungewöhnlich lang auf waren und in die Nacht hinein lärmten. Sollten sie, zu einem offenen Angriff am Tage zu feig, vielleicht zur Nacht Zuflucht nehmen und sich zu dem Angriffe durch Singen, Lärmen, Tanzen und Biertrinken und durch gegenseitige Raufhändel fanatisiren?

Ich blieb — und dieser Entschluß rettete mich vor dem Verschmachten in den Sümpfen und kam meinen Leuten, bei dem in der That erfolgten nächtlichen Angriffe auf das Lager, sehr zu statten. Es war eine der furchtbarsten Nächte, die wir auf dieser Reise überhaupt erlebt hatten. — Der eisige Wind blies über die Ebene dahin und machte unsere Glieder zittern. Wir durften bei solchem Sturme kein wärmendes Lagerfeuer, der Feuersgefahr halber, unterhalten, und der Wache wegen auch nicht hinter der niederen Lagerwand liegen; ein einziges Versäumniß und die Folgen wären die denkbar ärgsten für uns gewesen! Es wurde immer finsterer. In das Gellen und Jauchzen im Dorfe mischte sich das Geheul herannahender Hyänen. Zwei- und vierfüßiges Raubgesindel im lauten Chorus begriffen! Nur 25 wohlbewaffnete Sansibariten an meiner Seite und wir hätten über Njambo's Treiben gelächelt, so aber war es anders!

Dem wildesten Kriegsgeschrei folgte plötzliche Stille, durch welche bald deutliches Getrampel aus der Ferne — vom Dorfe her — hörbar wurde. Sie kommen heraus; sie sammeln sich vor dem Dorfe zum Angriffe. Unsere Lage war verzweifelt, die zahlreichen Termitenhügel um uns herum boten willkommene Deckung für den Feind und zu dem kam die Finsterniß,

welche jeden Ausblick auf 10 Meter unmöglich machte. Es war, als hätten sich Himmel und Erde gegen uns verschworen!

Des starken Windes wegen ließ ich selbst die glimmenden Kohlen auslöschen. Oswald mußte die Ebene im Auge behalten, wir anderen alle richteten unsere Blicke nach dem Dorfe, zu sehen war freilich nicht viel, eher zu hören; daß die Feinde sich vor dem Dorfe zusammen schaarten, erkannte

Grasbrand während Njambo's Angriff.

ich aus dem Umstande, daß die Hyänen, welche das Dorf allnächtlich umschlichen, plötzlich verstummten, wohl durch Speerwürfe zur Flucht gezwungen, zehn Minuten später aber, etwa einen halben Kilometer westwärts, sich von Neuem hören ließen.

»Dort hat sich einer ein Feuerchen gemacht!« flüsterte Oswald, geräuschlos an den ihm zunächst postirten Fekete herankriechend und Fekete lenkte sofort ebenso vorsichtig unsere Aufmerksamkeit auf dieses Ereigniß.

Direct gegen Süden, 800 bis 1000 Meter weit, sahen wir schon eine jähe Feuerlohe aufsteigen. Oswald hatte nur ein Feuerchen erblickt, wenige Secunden später sahen wir schon eine Lohe und in den folgenden Augen-

blicken schwoll dieses Feuerchen, nach Westen hin, der Breite und Höhe nach derart an, daß binnen einer Stunde einige Quadratmeilen weit die Ebene sich in ein Feuermeer verwandelt hatte. Auch die Feinde hatten die Lohe, welche dadurch entstanden war, daß einer der Hirten das an einem kahlen Termitenhügel am Tage angezündete Feuer nicht ausgelöscht hatte, gewiß sehr ärgerlich bemerkt, weil die helle Gluth ihren Ueberfall so sehr erschwerte. Der helle Feuerschein beleuchtete unser Lager bald taghell, auch das Maschukulumbedorf und die Termitenhügel, hinter denen die zum Ueberfall der gehetzten, todtmüden Fremden heranziehenden Räuber nun gebannt waren, denn sie fürchteten sich, das sichere Versteck zu verlassen.

Der unfreiwillige Grasbrand hatte einen Anschlag vereitelt, der plumper und doch teuflisch einfacher nicht gedacht werden kann. Das Plumpe an der Sache war, daß die Schwarzen wähnten, wir schliefen jede Nacht sämmtlich.

In einer der Nächte, im festen Schlafe, sollten wir überrascht werden; bei dem ersten Anschlagen der Hunde würden einige Lanzenstiche diese unschädlich machen, dann würde der ganze Troß der Angreifer, 50 bis 70 Mann stark, ihre Lanzen auf uns, den dunklen Knäuel der zu den Waffen Greifenden, werfen und darauf sofort davon rennen. — Wir, die Verwundeten oder Getödteten, sollten dann unserem Schicksale überlassen bleiben; kein Maschukulumbe würde tagelang nach der Seite, wo wir lagerten, das Dorf verlassen und niemand würde sich unserem Lager früher nähern, als bis die kreisenden und sich um unsere Leichen versammelnden Aasgeier den Tod von uns Allen dargethan hätten.

Der Riesenbrand auf der Ebene hatte ihren teuflischen Plan zu nichte gemacht und uns für dieses Mal das Leben gerettet. Wer mochte wohl die Schuld hieran tragen? Seinen Namen kenne ich nicht. Doch Dank für die unfreiwillige That. Jeder der Feinde, der auf dem erleuchteten Raume erschien und von einem Termitenhügel zum anderen zu gelangen suchte, ward als eine schwarze Menschengestalt, so deutlich wie am Tage sichtbar, und gab ein vollkommen deutliches Zielobject für die Carabiner ab. Allein der Brand, welcher den Ueberfall der Schwarzen vereitelte, zeigte ihnen auch, daß wir Weißen nicht schliefen, sondern Wache hielten;

auch sie sahen im hellen Roth der Flammen, wie wir im Lager uns bewegten und sahen vor Allem die glitzernden Rohre der Carabiner.

Deutlich grinsten uns vom Pfahle die von den Flammen hell beschienenen und von der Dunkelheit dahinter sich deutlich abhebenden Menschenschädel zu, und ihr Gruß hieß: »Vorsicht und Wachsamkeit!«

Wachsam waren wir auch, und bald sahen wir, wie die Feinde allmählich von einem Termitenhügel zum andern retirirten, bis sie das Dorf erreicht hatten.

Eine Stunde lang lärmten die Maschukulumbe im Dorfe, dann erst nach und nach wurde es stille und diesmal gingen die Maschukulumbe wirklich zur Ruhe, wie uns das Gebelle der wieder das Dorf umschleichenden Hyänen bald deutlich bewies.

Das Feuer auf der Ebene aber wüthete fort bis zum folgenden Mittag. Es war nicht der erste, große nächtliche Brand, den ich im Laufe meiner beiden afrikanischen Reisen erschaut habe; allein es war unstreitig der größte und bot den furchtbar schönsten Anblick, der mir je in dieser Hinsicht zu Theil geworden. Das Gras rings um uns auf einen halben Kilometer Breite war als ständiger Aufenthalt der Tausende von Rindern des Dorfes abgefressen oder niedergetreten, so daß die Weide für uns der rettende Gürtel gegen die Feuerwogen wurde. — Gegen Süden hatte sich das Feuer am weitesten erstreckt, da mochte es wohl 30 Kilometer weit vorgedrungen sein, bis es durch den Luenge und seine Lagunen eine Begrenzung fand.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß nur der rasende Südostorkan schuld daran war, daß der Präriebrand solch unerhörte Dimensionen, freilich auch eine solche Großartigkeit annahm.

Endlich brach der Morgen an; öde lag die kahle Ebene vor uns; der Tag war kalt und so stürmisch, daß wir zwischen den Packeten kein Feuer anzuzünden wagten; der Wind trug uns von Zeit zu Zeit Rauchwolken und brenzliche Gase zu. Wir waren alle sehr müde, physisch und geistig sehr abgemattet; doch das war keine Zeit zum Klagen und Philosophiren! Es hieß handeln und schaffen!

Auch heute kam noch weiterer Zuzug von Maschukulumbe in das Dorf und ich erkannte immer mehr, daß Njambo der Mächtigste unter den Maschukulumbefürsten sei. Ich fühlte auch immer mehr den Trieb, mich und die Meinen seiner Machtsphäre, zu entziehen. Wir hielten Kriegsrath und kamen zu folgenden Resultaten: Falls Njambo keine Träger geben würde, sollte ich mit meiner Frau, gefolgt von Muschemani, mit den Eseln den Weg zu dem Portugiesen antreten, um dann mit Trägern wiederzukehren und Fekete, Leeb und Oswald, die unterdessen das Lager in ein kleines Ringlager verwandeln sollten, abzuholen.

Nachdem dieser Entschluß feststand, schickte ich nochmals zum Könige um Träger. Der König ließ mir sagen, er hätte keine Träger. Ich sandte noch einmal; da kam er selbst mit seinem diebslüstern dreinschauenden »hohen Rathe«. Ihm folgten in geringer Entfernung über 300 Lanzenträger, viele Frauen und Kinder. »Ich will Geschenke haben!« »Ich gab dir schon viele!« »Ich will mehr haben!« »Du hast ja viel vom Raube der Träger von Diluka und Nikoba!« »Das Alles ist nichts! Ich will Impandes haben und Glasperlen, große schöne, bunte Glasperlen und Decken!« — Ich reichte ihm Glasperlen. — »Das ist zu wenig, die sind nicht schön und groß! . . .« Und doch waren es große blaue Gablonzer Goldsterne. Er mochte sie nicht, verschenkte sie aber sofort an einen der Galgenvögel und ich sah mich gezwungen, neue zu geben; doch dasselbe Schauspiel wiederholte sich, bis Njambo schon drei Kilo in seiner Gewalt besaß; dann verweigerte ich jede weitere Abgabe. Drei Kilo dieser schönen Glasperlen repräsentirten dort zu Lande gut sechs Ochsen an Werth. Nun wollte er wissen, was ich den Trägern bezahle, um zu dem, wie er meinte — etwa drei Stunden entfernten — nächsten Dorfe meine Packete zu tragen. Ich wollte 4 Meter blauen Kattun, bei Njambo einen großen Ochsen werth, geben, doch man wollte diesen Kattun nicht; man verlangte vier Meter der zusammengenähten Sacktuchmuster (Smichower Kattunfabrik, vormals Przibram). Ich suchte auch diese hervor. Dann erklärte der König, das wäre zu wenig Lohn für eine dreistündige Arbeit; er zeigte die Zeit, mit der Hand einen Abschnitt des Sonnenganges am Himmel beschreibend; ich müßte mehr geben. Alle diese Quälereien waren absichtlich ausgesponnen, um mich zum

Oeffnen vieler Packete zu zwingen, damit er sich überzeugen könne, was in den verschiedenen Packeten enthalten wäre.

Der Schlußeffect dieser langen Unterhandlungen war, daß die Leute von Njambo aufgefordert, zu sagen, ob sie tragen wollten, nach Hunderten riefen: »Wir wollen nicht tragen!« außer ich gebe die Schnupftücher und den blauen Kattun, worauf ich nicht einging. Mein Weg war noch lang, jeder Meter Kattun hier sehr werthvoll, und je weiter nach Norden, bis zum Tanganjika, umso gesuchter. »Gut, Ihr wollt nicht tragen, so gehe ich zu dem Lekva und der wird mir seine Träger geben!« Meine Worte machten Njambo stutzen, obwohl er ja ganz gut wußte, daß es den von mir gesuchten Portugiesen gar nicht gebe; er fürchtete offenbar, wie ich jetzt einsehe, daß ich vielleicht bei dem Häuptling von Galulonga willfährigere Träger finden dürfte und dann mit ihnen herankommen und mich seinen Klauen entreißen würde. Schon zeigte er sich nachgiebiger, als ihn leider sein räuberischer Rath wieder umstimmte und er neuerdings »Nein!« sagte. Darauf hin entschloß ich mich, alle Unterhandlungen rundweg abzubrechen und mich sofort mit meiner Frau auf den Weg zum Portugiesen zu machen. Zuerst ordneten wir noch die Packete, dann sagte ich meinen Leuten, daß, im Falle die Schwarzen nach meinem Abmarsche dennoch tragen wollten, was ich erwartete, so sollten sie mit ihnen aufbrechen, und mich hievon durch eine Gewehrsalve verständigen, sonst aber jeden Schuß vermeiden. Nachdem diese Geschäfte geordnet waren, nahm ich mein Gewehr mit 170, meine Frau das ihrige mit 60 Patronen mit, und Muschemani trug ein mit Bockhagel geladenes Doppelgewehr. Bevor wir aber gingen, ließ ich Njambo durch Muschemani, unsern Dolmetsch, sagen: »Solltest du nach meinem Abgange tragen lassen, so werden deine Leute wohl ebenso, wie die vorigen Träger, den Versuch machen, mit meinen Sachen davon zu laufen. Nun, siehst du dieses Gefäß?« Ich stellte ein Fläschchen auf einen Termitenhügel in einer Richtung, wo keine Menschen sich vorfanden, feuerte darauf und zerschlug es in Atome. »Siehst du, jedem der Deinen, der mir als Dieb mit meinem Gute davon zu laufen sucht, wird ein Gleiches, wie diesem Gefäße geschehen — sein Schädel wird ihm gebrochen!« Wie immer lächelnd, mit halb geschlossenem und doch blinzelndem Auge, sprach

er die Worte: »Ja, thue es nur; so ist es recht!« — Mit diesem Schlußeffecte für die Schwarzen, denen das Ding doch nicht recht behagte, brach ich auf; wir zogen nach Norden; obwohl hier der Pfad nach Nordosten führte, zu einem Dorfe zur Rechten, welches Galulonga war; ich aber wollte ihm ausweichen und direct auf den Engpaß lossteuern, um so rasch wie möglich zu dem Portugiesen zu gelangen. Ich hatte keine Ahnung, daß hinter den mit hohem Grase bewachsenen nächsten Hügeln todbringende Sümpfe lagen. Wir mochten 4 Kilometer im dichten Grase, das jedoch, stellenweise abgebrannt, uns im beschränkten Maße nach Nord und Nordost einen Ausblick nach dem Gebirge zuließ, gegangen sein, als Gewehrschüsse genau in der abgesprochenen Reihenfolge an unser Ohr trafen; Njambo's Leute hatten das Traggeschäft übernommen. Dies machte uns für den Moment glücklich; doch unser einziges Streben und Sinnen war, jenem Höhenkamme und seinem Engpasse näher zu kommen; jeder Schritt schien uns unserer Rettung näher zu bringen; so schritten wir rüstig fort; wußten wir doch, daß unsere Leute folgen würden. Ich ging vorne mit den beiden kleinen Hunden, mir nach meine Frau, zuletzt folgten die Zwergziegen und die beiden beladenen Esel von Muschemani nachgetrieben. Im zehnten Kilometer kamen wir an einen tiefen Sumpf. Da wir ihn nicht passiren konnten, sahen wir uns gezwungen, nach rechts auszuweichen und stießen da auf zwei, in dem hohen Grase jagende Schwarze; einen Maschukulumbe, und — zu unserer großen Freude — auch einen, mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Mankoja. Um den Weg befragt und mit Glasperlen beschenkt, wiesen sie nach Nordost; wir müßten in dem Pfade gehen; denn dort nur wäre es möglich, den Sumpf zu durchschreiten, und dabei nannten sie wiederholt das Dorf Galulonga, welches wir absolut passiren müßten, weil kein anderer Weg trockenen Fußes zu jenem Passe und Massangu's Gehöft führte. Ich sah in Galulonga eine Gefahr für uns Dreie; auch daß wir einen Umweg machen sollten, gereute mich, und so strebte ich denn direct durch die Sümpfe vorwärts. — Wohl erkannte ich schon, daß der Engpaß viel weiter von Njambos Dorf entfernt sei, als ich dort geschätzt hatte. — Ich wähnte ihn kaum dreißig Kilometer von meinem Lager und jetzt sah ich, daß er von meinem jetzigen Standpunkte wenigstens

noch immer 30 Kilometer entfernt lag. Bei der Klarheit der afrikanischen Atmosphäre ist für den Europäer ein solcher Irrthum selbst nach jahrelangem Wandern in der afrikanischen Wildniß eine oft vorkommende Erscheinung.

Der Engpaß, die nahe Nordgrenze, die uns zuwinkende Erlösung von unserer Qual, sie wirkten mächtig auf unsere Nerven; wir überwanden das beängstigende Gefühl, das uns das in die Schuhe eindringende kühle, braune Sumpfwasser erzeugte und nahmen den Weg direct nach Norden.

Ich hoffte bis 3 Uhr Nachmittags das Dorf Massangu's, das doch diesseits des Engpasses liegen sollte, und so den Portugiesen zu erreichen und bis zur Nacht wieder bei meinen Leuten zu sein. Dies Streben trieb uns zur höchsten Eile an; doch nach den ersten 200 Schritten war mir klar, daß hier jede Eile vollkommen ausgeschlossen sei, jeder Schritt vorwärts mit größter Mühe erkauft werden mußte. Vollkommen von Binsen überwuchert, war das Wasser und der Schlamm anfangs 50 bis 60 Centimeter tief, nahm immer mehr an Tiefe zu. Er war schmutzigbraun und verbreitete einen furchtbaren Geruch. Je 50 bis 60 Meter von einander ragten inselartige heuschobergroße Termitenhügel aus dem Wasser auf, welche von Saropalmengebüsch oder Schilfrohr überwuchert waren.

Wir wateten in Schuhen. Meine Frau ging voran, ich trieb die Esel nach, uns folgte der Schwarze mit den Ziegen. Fiel es schon uns schwer, die Füße aus dem am Boden filzig verwachsenen Grase und dem Schlamm heraus zu arbeiten, so war es den Lastthieren mit den spitzen Beinen nur um so schwerer. Ich hatte sie ohnedem blos mit halben Lasten beladen, doch auch diese waren für dieselben noch zu viel und es wurde bei jedem Schritte ärger und ärger. Jakob wußte sich noch zu helfen, indem er von Stelle zu Stelle sprang; er war eben der gescheidtere und stärkere der beiden Esel, der andere blieb stehen, ich mußte seine Vorderfüße heraus holen, den ganzen Hinterkörper heben und dann nach vorwärts schieben, nur so war es möglich, das Thier vorwärts zu bringen. Diese Arbeit, sowie das Gewicht der zwei Gewehre am Rücken, brachten es in kurzer Zeit zu Wege, daß ich ebenso vom Schweiße als von Sumpfwasser triefte, und bald war ich so müde, daß ich mich kaum auf den

Beinen zu halten vermochte und, am ganzen Körper, wie unter einem Schüttelfroste bebend, mich auf eines der Gewehre als Stock stützen mußte. Dem armen Muschemani erging es besser, denn wir hatten ihm einen Pfad getreten; er hatte nur dann und wann den Ziegen nachzuhelfen. Die Arbeit mit dem Esel wurde immer schwieriger und mühevoller, da mir die Kraft ausgieng, das Thier rascher vorwärts zu bringen; meine Frau gieng mit Jakob, der ihr mit seinen Sprüngen wie ein treuer Hund folgte, voraus und ich blieb immer mehr zurück. Endlich fühlte ich nicht mehr die Kraft, um das Thier noch einmal zu heben; ich mußte mich wider Willen in das Sumpfwasser niederlassen, um hier eine gute Weile rasten zu können. und nur als meine Frau, ängstlich geworden, herbeikam und mir Hilfe bot, wurde es mir möglich, mich zu erheben und ihr einige Schritte zu folgen. Ich mußte das arme Thier zurücklassen; doch da ich sah, daß es ebenso an den Füßen schwankend, wie ich, unter seiner Last in die Knie sank, nahm ich ihm die letztere ab und schleppte sie auf den nächsten Termitenbau, während meine Frau dasselbe mit dem Sattel that. — Weiter gieng es allerdings, doch schrecklich langsam. Immer wieder mußte ich ausruhen, da im Sumpfe, dort an einen Termitenbau. Es schien alle Kraft aus meinen Gliedern gewichen zu sein. Plötzlich wurde mir warm und heiß; ein Fieberanfall hatte mich erfaßt! Mit dem eingetretenen Fieber nahmen rasch meine Kräfte ab und ich fühlte mich so matt, so kraftlos, wie noch nie zuvor; mechanisch suchten die Füße den Sumpf zu durchwaten, endlich wurde mir auch das nicht mehr möglich; ich reichte meiner Frau die Gewehre, um sie auf den nächsten Termitenbau zu bringen und blieb zurück. Muschemani kam herbei und auch meine Frau eilte mir zu Hilfe. Mit großer Anstrengung, daß mich die Füße noch zu der Stelle brachten, wo die Gewehre lagen, hier aber brach ich zusammen.

Ich hatte das Gefühl, daß ich die nächste halbe Stunde kaum mehr überleben würde; dazu der ekelhafte, für die ohnehin schwer keuchende Brust nahezu erstickende Dunst aus dem Sumpfe. Ich ergriff die Hand meiner Frau und bat sie, mir alle die Schreckniſse und Gefahren dieser Reise zu vergeben, so weit ich schuld daran sei, und nahm Abschied für's Leben. »Mit mir dauert es nicht mehr lange! Mehr Luft, ich ersticke! . . .«

Meine Frau iſt kein Weſen für Sentimentalitäten; ſie preßte meine fieberheißen Hände an ihre Bruſt, riß mir das Hemd auf; dann aber ſprang ſie empor. »Iſt denn keine Hilfe möglich?« Sie ſtieg höher am Termitenbau und ich hörte plötzlich einen Schrei und einen zweiten; ſie ſah drei Maſchukulumbe, von dem Rande des Sumpfes weit ab, hinter einer graſenden Rieſenheerde hervortreten, »ſchrei ihnen zu, raſch, raſch heranzukommen!« Ich hatte nicht an Rettung geglaubt; ich wäre ſicher hier über Nacht ge-

Galulonga und unſer Lager, im Hintergrunde die Franz Joſefs-Berge.

blieben, um dann in den Nachtdünſten des Sumpfes erſticken zu müſſen. Da höre ich nun, es kommen Menſchen! Iſt es denn möglich? Und ich ſuchte mich zu erheben, ſie ſelbſt zu erſpähen. Unſere Feinde! »Ach was,« rief Roſa, »Feinde? Menſchen, Retter! Sie kommen ohne Lanzen!« rief Roſa. »Es ſind Hirten,« ſchrie der Schwarze, »die haben noch nichts von uns erfahren; die wiſſen noch nicht, was im Königsdorfe vorgegangen! Nein, denn ich ſehe die Verwunderung in ihren Zügen bei Eurem Anblicke. Nein, Baß, fürchte nichts von dieſen, die kommen zu helfen. Sieh' wie ſie uns zuwinken, nicht weiter zu gehen, wie ſie uns warnen!«

Ein Hoffnungsſchimmer wirkt oft Wunder. Mit Roſa's und Muſchemani's Hilfe richtete ich mich empor und ſah ſelbſt, was ich nicht zu

glauben wagte. Es war Hilfe in der Noth. Drei Maſchukulumbe ſtanden an unſerer Seite bereit, alles zu thun, was wir von ihnen wollten. Wir gaben ihnen ſofort unſere Sacktücher als Geſchenk, um ihnen unſere freundliche Geſinnung zu manifeſtiren. Hierauf ſchritten wir ans Rettungswerk. Einer nahm meine Frau auf die Schulter, zwei trugen mich, bis wir in ſeichtes Waſſer gekommen und endlich das nördliche Ufer des Sumpfes erreichten. Hier ruhten wir aus; jene gingen zurück, einer brachte Jakob's Laſt, der andere den Sattel, der dritte trug zwei der ſchwächſten Zwergziegen, Muſchemani brachte die Gewehre; Jakob war ohne Hilfe herübergekommen. Wir gingen von jener Stelle am Rande des Sumpfes, wo uns die Träger abſetzten, höchſtens 500 Schritte, da ſtanden wir bei einer Wendung des Weges mit einemmale vor dem Doppeldorfe Galulonga und vor Leeb, um welchen etwa 20 Packete lagen. Großes Erſtaunen beiderſeits! Mir ging es ſchlecht! »Haben Sie, Herr Doctor, den Portugieſen nicht geſprochen?« — »Nein, wir waren dem Tode nahe und ohne dieſe drei Maſchukulumbe wären wir auch in den Sümpfen untergegangen! Aber Sie, Leeb, wie ging es bei Ihnen? Erzählen Sie!« Vorerſt aber beſchenkte ich die drei Lebensretter reichlich und ſie verſprachen uns noch, den anderen Eſel und ſeine Laſt zu holen. Nun aber begann Leeb zu erzählen und ich theile in Kürze ſeinen Bericht mit:

»Bald nachdem Herr Doctor unſeren Blicken entſchwunden waren, kam Njambo an uns heran und ſagte, für das Geſchenk einer Decke wolle er unſere Packete tragen laſſen. Wir gaben ſie. Auf ein Zeichen des Königs kamen hundert Träger. Dieſe ſtürzten ſich aber mit wahrer Wuth auf die Laſten. Kurz, es wiederholten ſich alle die Scenen und Diebſtahlsverſuche von Boſango. Endlich begannen die Leute zu gehen, ich zu laufen und lief den erſten 20 nach, meinem Genoſſen zurufend, das Gleiche mit je 20 Trägern zu thun. Bald wichen einzelne Träger vom Pfade und als ich feuern wollte, brachten mich die erhobenen Lanzen der in zwei dichten Schwärmen folgenden, frei einherlaufenden Schwarzen wieder davon ab! Njambo der Teufel hatte alſo in dieſer Hinſicht ſein Wort gehalten. Während ich nun denen der 20, die von dem Pfade abwichen, in das dichte Gras folgte, ſchnitten die im Pfade gebliebenen die Packete auf,

reichten den im Grase — zu diesem Zwecke, wie ich erst später erkannte — von Njambo mit Körben hie und da postirten Frauen den Raub, stopften Gras in die Säcke und umbanden sie mit Baststrängen, wie selbe es zuvor gewesen. Das Alles geschah so schnell, daß ich anfangs gar nichts bemerkte. Ich trieb die Flüchtlinge auf den Pfad zurück, sah hier nichts Verdächtiges, begegnete nur Frauen, welche, wie es mir schien, Getreide oder Waldfrüchte in den Körben trugen. In diesen Körben aber lagen die gestohlenen Glasperlen, Sacktücher und Messingsachen, und ich erkannte den Raub zu spät; erst hier wurde mir Alles klar,« dabei wies er auf die Packete. »Hier warfen die Träger die Lasten nieder und liefen davon.«

Als ich den verwegenen Diebstahl erkannte, waren die Diebe längst im hohen Grase und Schilfe verschwunden, so daß ich ihnen auch nicht eine Kugel nachsenden konnte!« — »Wo ist Fekete und Oswald? Wo sind die übrigen Sachen?« »Die sind noch nicht zur Stelle!« Um uns standen Frauen und Kinder; ich gab ihnen Glasperlen und bewog sie, unsere Sachen an 160 Meter südlich zu bringen, nach einem, wie es mir schien, verlassenen Gehöfte. Es war eine elliptische, zum Theile mit zerschlagenen Termitenbaustücken gefüllte, mit Maisstengeln umfriedete Stelle, von 4 Meter Breite und 7 Meter Länge, welche nach Ost, Nordost und Südwest je eine Oeffnung zeigte; daneben eine ähnlich construirte, halb eingestürzte Umfriedung und ich fand diesen Ort, in dem die Schwarzen nach der Fechsung ihr Getreide zu trocknen und vor ihren Rindern zu schützen pflegen, für ein Lager sehr geeignet, jedenfalls das scheinbar sicherste Bollwerk an dieser Stelle.

Die Maisstengel des zerstörten Nachbarzaunes wurden hergeholt und die dritte, nach Osten gehende Lageröffnung geschlossen und während meine Frau die Weiber um Milch und sonst etwas Eßbares sandte, begann Leeb mit Muschemani die schadhaften Stellen der Umfriedung auszubessern und die zweite Oeffnung zu verengern, die Erdstücke gegen die Wände zu legen, um diese, wenigstens über der Erde, widerstandsfähiger zu machen. Gegen Abend wurde Fekete's und Oswald's Ankunft signalisirt. Ich ging ihnen, auf Leeb gestützt, ein Stück Weges entgegen.

Denke Dir meinen Schrecken, lieber Leſer, als ich ſie mit fünf Trägern, welche die wiſſenſchaftlichen Inſtrumente und einen Theil der Patronen trugen, herankommen ſah. Im Ganzen brachten ſie kaum vier vollſtändige Trägerlaſten. »Wo ſind die anderen Träger?« — »Davongelaufen! Alles iſt geſtohlen! Die Träger ſtoben plötzlich, auf ein uns unbekanntes Zeichen, mitten im Marſche nach allen Windrichtungen auseinander. Ihnen nachzufeuern, machten uns die bewaffneten Hehlerbanden zur Rechten und Linken unmöglich. Manche, die ſahen, daß ſie Patronen oder wiſſenſchaftliche Inſtrumente geſtohlen (die zwei Kiſtchen mit den Tagebüchern hatte glücklicher Weiſe Leeb mit ſeinen Trägern gebracht), waren ſehr enttäuſcht; ſie warfen dieſe Sachen weg, um raſch mit ihren Nachbarn den Raub zu theilen.« Dieſe für die Schwarzen werthloſen Dinge hatte Fekete dadurch gerettet, daß er nach Galulonga ging, dort fünf Träger auftrieb, welche den Reſt meiner Habe zur Stelle brachten. Leider aber mußten wir bald erkennen, daß auch die Bewohner dieſes Dorfes ebenſo raubgierig waren als die Njambo's. Auf dem kurzen Marſche durch das Dorf hatten ſie geſchickt mehrere Packete geöffnet, unter anderm auch die Decken meiner Frau geſtohlen.

Bei näherer Unterſuchung vermißten wir von den wichtigſten Objecten: 7 Säcke mit Glasperlen, 3 Säcke mit Kattun, 5 Säcke mit Decken, 2 Säcke mit Oswald's ſämmtlichen Kleidern, 1 Sack mit Oswald's, 1 mit Fekete's Lagerkotzen und Reſervekleidern; 1 Sack meiner beſten und 2 Säcke von meiner Frau Kleidern und Wäſche; der Reſt fehlte in Patronen. Aus den von Leeb hergebrachten Packeten fehlte in dreien die Hälfte der Sachen, durchwegs meiner Frau und meine Reſervekleider; aus anderen fehlten einzelne Sacktuchpackete, Glasperlen, Bijouterie, Meſſingringe und Anderes.

Es wurde zur Wahrheit: mit jedem Schritte nach Norden wurde es immer ärger und ärger, ja eigentlich ſtanden wir nach dieſer Beraubung ſchon am Rande des Abgrundes.

Die Schuld an unſerer traurigen Lage trugen in letzter Inſtanz jene neunzehn Diener, die ich für die ganze Reiſe gemiethet hatte, die mich aber in Boſango ſo feige verlaſſen hatten. Wären ſie bei mir geblieben; ſo weit wäre es nie gekommen! Während ich und meine Begleiter ihrer

eben nicht in den ehrendſten Ausdrücken gedachten und meine Frau Umſchau hielt, ob ſie keine der Frauen erblickte, welche ſie nach Milch ſandte, kamen plötzlich acht Schwarze daher, welche Schürzen trugen. Sie blickte ſcharf hin und rief mit einem Male: »Was ſoll denn das ſein? Das ſind ja keine Maſchukulumbe! Emil komm raſch heran. Mein Gott, das ſind ja unſere Leute!« Wir alle ſprangen auf, eilten an das Lager und fanden Roſa's Ausſpruch beſtätigt.

Es waren acht von den Deſerteuren, die uns wieder aufſuchten, nachdem ſie leider durch ihre Flucht unſer Unglück heraufbeſchworen hatten. Ich ſah Mapani, Jonas, Maruma, Kakatombe, Siroko, Mononumba, Stoffel und Plati. Sie waren auf der Flucht bis zu dem guten, dem Leſer ſchon bekannten Matokakönige Mo-Panza gekommen. Verwundert hörte er ihren Bericht; doch er ließ ſie gar nicht zu Ende reden. Mit harten Worten ſchmähte er ihre elende Feigheit; ſie wären ſchuld an unſerem Tode; ſicherlich wären wir ſchon getödtet; aber eben ſo ſicher würden ſie alle ſterben müſſen, denn ſo, wie der König der Marutſe, Luanika hörte, daß ſie uns mitten unter ſeinen Feinden im Stiche gelaſſen, werde er Boten ausſenden, um einen jeden von ihnen tödten zu laſſen.

Auf dieſe Rede Mo-Panza's hin wollten ſie alle wieder umkehren, allein der feige Boy, der ſich ſonſt ſo tauglich für die Jagd und andere uns nützliche Arbeiten erwieſen, ſprach dagegen und wußte elf zu bewegen, mit ihm bei Mo-Panza zu bleiben. Die acht, welche jetzt vor uns ſtanden, nahmen ihr Hab' und Gut, um gegen Norden zu gehen und uns aufzuſuchen. Mo-Panza gab ihnen Lebensmittel; ſie fanden einen kürzeren Weg als der, den wir gegangen, und am 31. Juli erreichten ſie uns.

»Wir eilten,« waren Mapani's letzte Worte, »um zu Euch zu kommen, denn auf der Ebene zwiſchen unſerem Orte und dem Luenge wurde unſer Auge oftmals und da und dorthin durch bunte und ſchöne Farben angelockt und wir ſahen, daß es Maſchukulumbe waren, die Euren blauen, rothen, weißen und bunten Kattun, Eure Kleider und viel Anderes trugen. Unſer Herz erfaßte eine namenloſe Angſt, denn wir konnten nicht glauben, daß Ihr ihnen das Alles geſchenkt! Nein, wir mußten glauben, daß Ihr ſchon erſchlagen ſeid und man Euch ausgeplündert habe.«

Der Disciplin halber wandte ich mich von ihnen ab, als sie, angekommen, sich niederhockten. Ich durfte ihnen nur ein strenges Antlitz zeigen, wenn ich auch innerlich frohlockte, daß sie gekommen seien. Als sie sprechen wollten, ging ich bei Seite und hieß meine Frau, sie anzuhören. Wehe thun konnte ich ihnen nicht, das ersah man sofort; doch gestraft mußten sie sein, und erst als Rosa und die Begleiter mich baten, den reuigen Flüchtlingen zu verzeihen, gab ich nach.

Ich warf ihnen dann ihre Feigheit vor und daß es nie mit uns so gekommen wäre, wenn sie treu zu uns gehalten hätten. Und Alle riefen darauf durcheinander: »Nicht wir hätten dich verlassen, wenn es nicht immer Boy gewesen wäre, der uns seit Wochen zugeflüstert, ja nicht weiter zu gehen. Boy ist an Allem schuld! Boy hat Alles zu verantworten!«

Die Reue der armen Schelme war ehrlich, denn es wurde ihnen von den Maschukulumbe, wie wir nun hörten, nicht leicht gemacht, zu uns zu stoßen. Sie mußten ihre Decken, Kattune, ihre Glasperlen vom Halse, ja sogar nahezu alle ihre Speere hergeben, nur um sich den Durchzug zu ermöglichen. Man berichtete ihnen, wir wären todt; andere wieder, daß wir nur noch zwei am Leben seien; bei anderen hörten sie wieder, daß man uns Alles weggenommen hätte, und wir ohne Waffen nackt einherliefen.

Sie ließen sich durch all dies nicht beirren, gingen darauf los und so waren sie denn endlich zu uns gestoßen. Ich theilte meiner Frau mit, ihnen einige Meter Kattun — gleichsam ohne mein Wissen — zu schenken, damit sie sich von den Bewohnern Galulongas einige Speere kaufen könnten, was auch noch am selben Tage geschah.

Am folgenden Tage, den 1. August, sandte ich Fekete, zwei meiner Diener und die drei Maschukulumbe, um den im Sumpfe gelassenen Esel herauszuschleppen, was sie auch zu Stande brachten. Fekete und die beiden Schwarzen konnten nicht begreifen, wie wir bei unserer Abmattung lebend aus jenem Sumpfe gelangen konnten. An diesem Tage trat ich mit dem Häuptlinge Uschumata-Zumbo in nähere Beziehungen. Ich urgirte die Herausgabe der gestohlenen Sachen, und er urgirte seine Geschenke. Unter den Galulongaleuten befand sich ein Mann, der Vater eines der drei

Hirten, der den Häuptling zu überreden suchte, uns das Gestohlene zu geben, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen; überhaupt nahm er für uns Partei und wir hatten ihm an diesem Tage sehr viel zu danken. Ich gab ihm für seinen guten Willen ansehnlichere Geschenke als selbst dem Häuptlinge. Da ich ihn am folgenden Tage in dem Kampfe nicht wieder sah, scheint er in der Nacht von Zumbo erdrosselt worden zu sein; er war der Einzige, der von einem vermeintlichen Portugiesen bei Massangu nichts wissen wollte, uns aber rieth, sobald wie möglich über jene Höhen, an deren Ueberschreitung wir ja eben arbeiteten, zu gehen, dort wären wir vollkommen sicher.

Jenen Höhenrücken, der von Nordwest bis Osten hin einen, nach Nord und Nordnordost zwei sattelförmige Einsenkungen aufweisenden Höhenkamm darstellte und vor dem sich im Osten einige kegelförmige Höhen erhoben; erlaubte ich mir, zu Ehren meines höchsten Gönners — Seiner Majestät des Kaisers — die Franz Josefs-Berge zu nennen. Sie bilden wohl an ihrem Nordabhange die Grenze der Maschukulumbe-Gebiete nach Norden hin. Sie sind felsig, schwach bewaldet und schließen mit ihrer Centralpartie einen Halbkessel ein, indem erstere, nach Norden zurücktretend, hier die großen Galulonga-Sümpfe umsäumt.

An diesem Tage erschien auch derselbe Maschukulumbe, der uns mit seinem freundlichen Gesicht als Fremder bei Diluka so viel Vertrauen eingeflößt und so viel über den Portugiesen bei Massangu berichtet hatte; er war Häuptling eines Dorfes nach Osten hin. Seine Zunge war auch heute so freundlich wie damals, da aber seine Reden, namentlich hinsichtlich des Portugiesen, denen unseres neuen Freundes ganz und gar widersprachen, waren wir in unseren Entschlüssen sehr beirrt.

Die Rückkehr meiner acht Diener war mir ein Wink des Himmels, und so plante ich, der kritischen Situation so bald wie möglich ein Ende zu machen und schon in der folgenden Nacht zu dem Portugiesen zu gehen. Ich entschloß mich, meine Frau, Leeb und sieben Diener mit mir zu nehmen, so auch die Kattun- und Glasperlensäcke, um sie in Sicherheit zu bringen, 4500 Patronen, Instrumente 2c., kurz Dinge, welche die Leute gar nicht haben wollten, sollten im Lager bleiben. Ich wollte Fekete

und Oswald und den zwei Schwarzen, Mapani und Muschemani, vier Gewehre — ebensoviele als wir mitnehmen sollten, zurücklassen. Das Lager aus Maisstengeln bot mehr Schutz als die sonst bei uns gebräuchliche Semiseriba, aus den bekannten, rechtwinkelig aneinander stehenden, meterhohen, kurzen Packetwänden gebildet. Die Grenze, jene Hügelreihe, war höchstens 28 Kilometer entfernt, Massangu wohnte, wie man sagte, etwa eine Stunde diesseits, folglich würde es nicht schwer sein, Massangu zu erreichen und bis zur Nacht wieder im Lager bei Galulonga zu sein. Fekete und Oswald waren mit meinem Plane vollkommen einverstanden; sie baten mich nur, vor der Nacht zurückzukehren, den Tag über wollten sie das Lager mit vier Gewehren gegen die ganze Maschukulumbebande halten, aber in der Nacht fürchteten sie zu schwach zu sein.

Um zwei Uhr wollte ich aufbrechen, gegen acht Uhr früh schon bei Massangu und zu Mittag schon daheim sein, um bei einem etwaigen Angriffe der Schwarzen auf das Lager den Feinden in den Rücken fallen zu können. Um mich aber in der Nacht zurecht zu finden, war es nöthig, den nach dem Engpasse führenden Pfad etwas näher zu besichtigen. Wir fragten dann und wann die Milch verkaufenden Frauen, wo Massangu wohne und hörten immer wieder dieselbe Antwort: dort »am Engpasse«. Wir beobachteten mehrere Trupps von Tabakverkäufern, Mankoja und Maschukulumbe, welche aus jener Richtung kamen; da sie jedoch bis an die Brust mit Schlamm bedeckt waren, schloß ich daraus, daß sich der Sumpf, durch den wir Tags zuvor gekommen waren, noch weiterziehen und durch ihn die Pfade von Galulonga zu Massangu führen müßten.

Dies war eine sehr unangenehme Beobachtung, und um sicher zu sein, mußte ich mehr erfahren. Man schien im Dorfe darüber klar zu sein, daß wir auch ohne Träger zu Massangu gehen wollen, und so wurden wir nicht nur scharf beobachtet, sondern auch — wie ich später erfuhr — noch am selben Tage Boten zu Njambo gesandt, um die daselbst vereinigten Maschukulumbe-Heerhaufen rasch herbeizurufen, der »geeignetste Moment des Angriffes wäre vorhanden«. Gegen Mittag kamen einige Maschukulumbe an das Lager und berichteten, ohne darum gefragt worden zu sein, daß der Weg nach Massangu direct nach Westen führe. Die Art

und Weiſe des Sprechers verrieth die plumpe Falle. Am Nachmittage ſahen wir mehrmals das dem Leſer bereits bekannte »vertrauenerweckende« Geſicht in der Nähe des Lagers und Fekete ſchwur hoch und theuer, daß derſelbe Menſch ſich bei dem Paſſiren Galulongas um den Dieb der Kotzen viel zu thun gemacht hätte und ſicherlich auch an dem Diebſtahle betheiligt geweſen wäre. Wir bemerkten auch, daß ſich um unſer Lager und das Doppeldorf in einer Entfernung von 300 bis 500 Metern Maſchu-

Marſch durch die Sümpfe nördlich von Galulonga.

kulumbe einzeln oder in kleineren Haufen herumtrieben, welche es ſicherlich darauf abgeſehen hatten uns zu beobachten, ob und wann einige von uns den Weg zu Maſſangu antreten würden. Um ſie irre zu führen, und doch etwas über den Weg dahin zu erfahren, entſendete ich Leeb mit Mapani und noch zwei Schwarzen, um längs des Ufers der Lagune, aus der wir gerettet worden waren, einige Waſſervögel zu jagen, in Wahrheit aber, um nachzuſehen, wohin die Fußpfade von Galulonga führen, auf denen die von Norden heranſchreitenden, Tabak verkaufenden Mankoja gekommen waren und ob dieſe Pfade direct nach dem Engpaſſe führten,

kurz, um sich über die einzuschlagende Wegrichtung zu orientiren. Zugleich sollte er ausfindig machen, ob der Sumpf in dem wir uns verirrt hatten, so weit nach Osten führe, daß wir ihn auf dem Wege zum Engpasse überschreiten müßten. Ich trug namentlich Leeb auf, sich unauffällig Wegzeichen zu machen, damit wir in der Nacht die richtigen Pfade zu Massangu nicht verfehlten. Außerdem ließ ich Fekete mit zwei Schwarzen hundert Schritte vom Lager Posto nehmen, von wo man weithin nach Norden, wie es schien, längs des Sumpfes sehen konnte, wobei die Vedette ununterbrochen Leeb zu beobachten hatte, um bei einem Angriffe auf denselben durch einige Kugeln die Angreifer abzuschrecken. Leeb kehrte glücklich heim und bestärkte uns in unserm Verdachte gegen das »vertrauenerweckende Gesicht«. Auf seinem Gange und nachdem er erkannte, daß die zwischen zwei größeren Bäumen nach Norden zu strebenden Pfade, die gegen den Engpaß führenden seien, sah er den »Vertrauensmann« auf einem Termitenhügel sitzen. Dieser kam auch bald darauf auf ihn zu und fragte ihn durch Mapani, den Dolmetsch, ob er den Weg zu Massangu suche, es wäre eben der Pfad, der nach Norden führe, er würde ihn (Leeb) gerne begleiten, nur müßte er noch wegen den Löwen und Büffeln im Sumpfe einige seiner Begleiter und seine Waffen herbeiholen.

Als Leeb erwiderte, weder den Pfad zu suchen, noch zu Massangu gehen zu wollen, sondern nur der Jagd auf Vögel halber ausgegangen zu sein, trat der Mann unmittelbar an ihn heran, und begann die den Maschukulumbe so furchtbare Waffe, Leeb's Kropatschek anzutasten. »Tritt zurück, Herr,« sagte Mapani, »der Mann führt was Böses im Schilde.« Leeb that es und ließ dem Manne verdolmetschen, wenn bei seinem Spielen mit dem Gewehre, das letztere das Eisen herauswerfe, und ihn tödte, so wäre das nur seine eigene Schuld. Dieser gute Rath brachte den »Vertrauensmann« derartig aus der Fassung, daß er schleunigst davonlief und Leeb seine Mission weiterhin ungestört zu Ende führen konnte. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: »Ich hoffe, mir jene zwei Bäume wohl eingeprägt zu haben und auch im Finstern die Pfade vom Dorfe aus aufnehmen zu können.«

Am Abend kam jener alte Maschukulumbe zu uns, über den ich mich bereits lobend geäußert und brachte mir die Nachricht, daß man uns in einigen Tagen angreifen wolle, wir müßten die nächsten Tage Schilfrohr heranschleppen, um unsere Lagerwand widerstandsfähiger zu machen, ferner theilte er uns mit, daß der Häuptling des Dorfes mir unter keiner Bedingung, so hatte er heimlich von seinem Sohne erfahren, da man ihn selbst ob seines freundlichen Betragens uns gegenüber nicht ins Vertrauen zog, Träger geben werde; nur mehr einen Tag dürfe uns Nahrung verkauft werden. So hoffte der Häuptling binnen Kurzem mit uns fertig zu werden; er müsse Alles besitzen, was wir noch eingepackt hätten und was wir am Leibe tragen; unsere Köpfe müßten auf jeder Seite von Galulonga auf den Pfählen gespießt werden — meine Frau müsse er lebend in seine Hand bekommen!«

Unter solchen Umständen wurde mir der Entschluß ziemlich leicht, den an sich lebensgefährlichen Durchbruch zu Massangu, der jetzt unsere einzige Rettung bot, zu wagen.

Als es vollkommen Nacht und in dem Doppeldorfe ruhig geworden war, stellte ich einige meiner Schwarzen hinter den nächsten Termitenhügel als Posten auf und wir schleppten große Erdklumpen von einem verlassenen und geborstenen Termitenbau herbei und verstärkten mittelst derselben die Lagerwand circa einen Meter hoch, dann zog ich die Wachen ein, ließ Nahrung für den nächsten Tag für uns kochen und hielt noch einen letzten Kriegsrath ab.

Der gefaßte Plan als weitere Erläuterung zu dem, was ich bereits berichtete, aber lautete wie folgt: Im Lager bleiben als Besatzung Fekete und Oswald zurück; der tauglichste der zurückgekommenen Diener Mapani, und Muschemani, damit er etwas ausrasten könne. Oswald und Muschemani waren außerdem beide kränklich. Bis zum Abend des 2. August müßten wir zurück sein, auch, wenn wir den Portugiesen nicht erreichen sollten oder er uns keine Hilfe angedeihen lassen wollte. Punkt ein Uhr, womöglich mit Vermeidung jeden Geräusches macht man sich fertig zum Aufbruche. Die Maschukulumbe dürfen absolut von unseren Vorbereitungen und unserem Aufbruche nichts merken; sollten welche am Tage ans Lager

kommen, müßte ihnen Mapani bedeuten, daß wir zeitlich am Morgen Büffel gesehen und ihre Verfolgung aufgenommen hätten, während die Kotzen so gelegt werden müssen, wie wenn meine Frau im Lager anwesend noch schlafen würde. Wir aber gehen zuerst nordwestlich, etwa 300 Schrite direct auf den Sumpf los, biegen dann, das Dorf umgehend, in den nach Norden führenden Pfad ein und verfolgen diesen, um so rasch wie möglich Massangu zu erreichen. Jeder von uns fühlte, daß der entscheidende Augenblick für unsere Expedition gekommen sei; entweder unser Nachtmarsch brachte Hilfe und Rettung, oder aber es gelang dennoch den Maschukulumbe, so nahe der befreienden Grenze den Vernichtungsschlag gegen uns zu führen. Das fühlten wir Alle; die nächsten 24 Stunden mußten eine Entscheidung bringen.

Nachdem dies Alles reiflich besprochen war, theilten wir das gerettete Bettzeug (4 Kotzen) unter uns und versuchten einige Stunden zu schlafen und neue Kräfte zu sammeln. — Vergebens suchte ich einzuschlummern; ich wachte mit den Wachen und nach ein Uhr war Alles zum Aufbruche bereit. Nun schieden wir von den zwei Genossen und beim Scheiden flüsterte mir Oswald zu: »Bitte, Herr Doctor, zur Nacht wieder zurück zu sein, am Tage fürchten wir uns nicht vor den Maschukulumbe, doch in der Nacht sind wir zwei Weißen ihnen nicht gewachsen!«

XXIV.

Der zweite August 1886.

Verirrt. — Folgen jener Schreckensnächte. — Der Marsch durch den Sumpf. — Das Maschukulumbedorf auf der Insel. — Ausforschen einer Trägerkaravane und der Dorfbewohner. — Widersprechende Berichte der Schwarzen. — Erpreßte Geständnisse der Führer. — Umkehr nach dem Süden. — Rückmarsch durch die Sümpfe. — Zusammentreffen mit Fekete und sein Bericht. — Oswald's tödtliche Verwundung. — Das Lager geplündert. — Wiedergewinnung des Lagers. — Situation bei Galulonga. — Episoden aus der Plünderung des Lagers. — Umzingelt. — Marsch zum südlichen Sumpfe. — Die Maschukulumbe suchen unseren Plan zu vereiteln. — Meine Frau in Lebensgefahr. — Marsch durch das Schilfdickicht. — Teuflischer Plan der Maschukulumbe und Treue der eigenen Schwarzen. — Der arme Pit. — Die ärgste Qual am zweiten August 1886. — Zurück am Luenge. — Monohela, der Luengeheld. — Ueberfahrt im Sturme.

»Fertig?« Ich ging von Einem zum Andern, wie sie so auf der Erde hockten, um mich zu überzeugen, ob Lasten, Waffen und Nahrung in Ordnung seien; dann schlich ich zu Fekete und Oswald hin, nahm mit einem Händedrucke Abschied, keiner von uns ahnte, daß es der letzte sein sollte, und gab das Zeichen zum Aufbruche, so schieden wir aus dem Lager! Um durch nichts die Feinde auf unseren Abgang aufmerksam zu machen, hatten wir alle Vorbereitungen in der Dunkelheit getroffen und kein lautes Wort gesprochen. Wie die Gespenster huschten wir ins Freie und schlichen zu dem Sumpfe hinab, dann längs desselben nordöstlich dahin, um die gesuchten Pfade zu finden.

Als wir uns so dem Dorfe genähert hatten, war die größte Vorsicht nöthig, denn nur zu leicht konnten die Dorfhunde zu Verräthern werden. Aus Furcht vor ihnen schlichen wir längs des pfadlosen Sumpfes

ebenso vorsichtig dahin, als gelte es eine Auerhahnjagd. Jeder Zweig, jeder Stein mußte umgangen werden, damit ja kein Geräusch die Stille der stockfinsteren Nacht störe. Der Voranschreitende mußte gebückt mit den Händen den Weg nach seinen Hindernissen absuchen. Inzwischen lauschten die vier im Lager Zurückgebliebenen mit den Carabinern in den Händen in die Nacht hinaus, um uns im Falle der Noth, so rasch wie möglich zu Hilfe zu eilen. Doch nichts ließ sich hören und die Unseren freuten sich bald darüber, daß wir so rasch und glücklich den Pfad gefunden hätten! Wir kamen auch wirklich bald zu den Bäumen, die mir Leeb als diejenigen bezeichnete, zwischen welchen jener Pfad führen sollte; wir fanden auch wirklich einen Pfad vor und liefen in diesen ein, doch war dies nicht der Hauptweg, sondern ein Seitenpfad, der später im Sumpfe erst in den größeren einlenkte; anfangs war es ein ausgetretener Pfad, doch bald verlief er vollständig im Sumpfe, so daß wir bei der Dunkelheit der Nacht bald in einem pfadlosen Binsendickicht, und zwar tief im Sumpfwasser standen. Da gab es kein Vorwärts, nur ein Rückwärts. Wir kannten Alle, daß wir auf falscher Fährte waren, wo aber lag der rechte Weg. In der Nacht konnten wir nicht suchen — also zurück.

Lieber Leser, bist Du im Stande, Dich in die Gefühle hineinzuleben, die mich erfaßten, als wir unsere Schritte wieder zurück gegen Galulonga zu lenken gezwungen waren? Ich hätte weinen mögen, wenn ich es nur vermocht hätte! An einem Termitenhügel lagerten wir uns, gezwungen, das Tagesgrauen zu erwarten. Ich nahm die Wache auf mich, denn mir war alles näher, als der Schlaf. Meine Frau und einige der Schwarzen wollten mit mir wachen, ich ließ es nicht zu, sie sollten sich für den anstrengenden Marsch, der ihnen nun bevorstand, etwas stärken. Daß ich die Annäherung der Maschukulumbe überhören würde, war nicht zu befürchten; meine Nerven waren derart irritirt, daß ich ein Ichneumon heranhüpfen gehört hätte. Ja bis zum heutigen Tage ist mir und meiner Frau als Angedenken an jene qualvollen Nachtwachen eine Art Schlaflosigkeit geblieben; ich schlafe heute noch höchst selten länger als vier Stunden und nur mit Unterbrechungen. Bei meiner Gattin äußern sich die Folgen darin, daß sie oft unter Aechzen und Schluchzen aus dem Schlafe

erwacht, und nach mir ruft, da träumt sie jedesmal, die Schwarzen hätten sie von mir gerissen, oder hätten mich oder unsere Begleiter erschlagen.

Noch graute es nicht im Osten, als ich wieder zum Aufbruche trieb; die Schwarzen schienen etwas mißmuthig zu sein und sich vor dem Sumpfe zu fürchten, nur ungern nahmen sie ihre Lasten wieder auf. Ich und Leeb, wir gingen zuerst im Sumpfe hin und her, bis wir endlich bei dem ersten Tagesgrauen die binsenfreien Wasserstellen entdeckten und die Pfade gefunden hatten, dann ging es vorwärts. Der Sumpfboden war so weich, daß meine Frau nur mit größter Mühe von der Stelle konnte und ich sie etwa 150 Meter weit tragen mußte. Auch für mich wurde der Weg beschwerlich, ich war wiederholt ausgeglitten und wir Beide nahmen bei jedem solchen Falle ein unfreiwilliges, sehr unangenehmes Schlammbad; dasselbe widerfuhr einem der Schwarzen, wobei er den Sack mit den 500 Reservepatronen verlor, ohne mir jedoch ein Wort davon zu sagen. Das Wasser wurde immer tiefer und drang bald in unsere hohen Stiefel, so daß wir diese mit niederen Schuhen vertauschten. Die Stiefel gaben wir den Schwarzen zu tragen; als der Sumpf an Tiefe zunahm und wir stellenweise bis an die Brust im Wasser zu waten hatten, wurde das Gehen so beschwerlich, daß es weder ich, noch meine Frau merkten, daß wir im Sumpfe unsere Schuhe, die Schwarzen ihre Sandalen verloren hatten. Wir empfanden wohl zuerst einen brennenden, dann stechenden Schmerz und als wir den nächsten, der hier 30 bis 60 Meter von einander aus dem Sumpfe emporragenden Termitenhügel erstiegen hatten, sahen wir das Unheil. Die zahlreichen Dornen, sowie die scharfen Schilf- und Palmenblätter, welche im Sumpfe lagen, hatten unsere nackten Füße verwundet. Meine Frau verlangte ihre hohen Stiefel, doch bekam sie nur einen, auch ich nur einen, die fehlenden waren wohl beim Passiren einer tiefen Sumpfstelle dem Träger Siroko von dem Stocke geglitten, ohne daß er es geahnt hatte, ebensowenig wie der andere den Verlust der Patronen bemerkt hatte. — Der Versuch, die verlorenen Objecte wieder zu finden, mißlang vollkommen und ein zweiter durfte mit Rücksicht auf die schon vorgeschrittene Tageszeit — die Sonne war eben voll emporgestiegen — nicht gewagt werden, da wir auf jeden Fall

Massangu und jene Hügelkette im Norden um neun, höchstens zehn Uhr erreichen mußten. Doch der Sumpf war sehr ausgedehnt, nach Nordost und Südwest schien er mindestens 30 bis 40 Kilometer breit zu sein. Der Marsch wurde immer beschwerlicher, nicht weil der Sumpf an Tiefe zugenommen hatte, sondern aus den beiden Gründen, daß wir von Stunde zu Stunde mehr müde und mehr matt wurden, und daß unsere Füße, von zahlreichen Wunden bedeckt, zu schwellen und furchtbar zu schmerzen begannen. Einzelne der Schwarzen blieben weit zurück und wir konnten auf sie nicht warten; vorwärts, vorwärts, um endlich das Ende des Morastes zu erreichen! Ein Glück war es, daß uns weder Krokodile, noch die hier so häufigen Büffel begegneten. Unsere Gewehre waren voll Schlamm und mußten auf der ersten Insel sofort gereinigt werden. Meine Frau klagte sehr, hielt sich aber tapfer und marschirte darauf los, so gut es ging. — Anfangs suchten wir als echte Cavaliere für sie den »besten«? Weg. Da hieß es immer: »Hieher, Rosa« — hieher »Missis«, bis sie — uns gar nicht mehr folgen wollte, denn oft waren diese Wasserpfade durch das stachelige Schilfrohr getrennt und meine Frau hatte sich bei dem Passiren einiger solcher Stellen an Holzfragmenten verwundet, an anderen war sie durch Ausgleiten zum Falle gekommen. Endlich fand sie selbst, was ich ihr zuvor angerathen, sie aber anfangs nicht recht glauben wollte, daß der breiteste und mittelste Wasserstreifen, der älteste der Pfade, wohl der tiefste, allein auch der freieste war und die wenigsten Hindernisse und Dornen aufwies. Unser Gang wurde langsamer, die Raststellen auf den großen aus dem Wasser ragenden Termitenhügeln immer länger. Wie gerne wären wir noch viel länger geblieben, doch wir mußten uns beeilen, und weiter ging es in den Wasserpfaden, direct auf den Engpaß los, der aus der schwach bewaldeten Hügelreihe immer deutlicher und deutlicher hervortrat. Sechs Stunden dauerte dieser Marsch von Galulonga schon, zumeist, d. h. bis auf einen Kilometer, ging die Reise durch den Sumpf. Endlich betrat ich, vorausschreitend, wirkliches Festland, unsere Lebensgeister hoben sich wieder.

Auf dem Wege durch die Durststrecken zwischen dem Limpopo und Zambesi wäre uns solch ein Sumpf, trotz seines schlechten Wassers, will-

kommen gewesen, auf der Nordzambesitour jedoch bildete das Wasser eines unserer ärgsten Hindernisse.

Zum Glücke hatten wir damals keine Zeit über die ungleichmäßige Vertheilung der Erdengüter nachzudenken, so wie wir uns nur ein wenig erholt hatten, wuschen wir unsere Wunden aus und reinigten nothdürftig die Waffen, dann blieben wir etwa noch eine halbe Stunde, bis die Nachzügler gekommen waren; einer, Siroko, blieb ganz aus, den trafen wir erst auf der Heimkehr. — Die Bäume standen gruppenweise wie in einem englischen Parke, hie und da zahlreiche riesige, armleuchterförmige Euphorbiaceen. Man sah, daß zur Sommerszeit das Wasser noch weitere Strecken bedecken müsse. Wir mochten etwa 400 Meter, stets ansteigend, zurückgelegt haben, als Mapani zur Rechten in den Bäumen und etwa 300 Meter vor uns ein Dorf in Sicht, signalisirte.

So war es auch: ein Doppeldorf, eines der größten, die wir gesehen, lag vor uns. Die Hütten bildeten nahezu einen ganzen Kreis, der fehlende Theil war jedoch frei, nicht wie sonst unter den Maschukulumbe üblich, mit Pfählen umsäumt. Es war acht Uhr Morgens, und da diese Stämme bis acht, in der Regel oft bis zehn Uhr schlafen, so schienen auch hier die Bewohner noch im tiefen Schlafe zu liegen; doch bald kamen wir zu dem Glauben, daß wir keine Langschläfer vor uns hätten, sondern, daß das Dorf verlassen sei; es fehlte nicht nur der sonst übliche Pfahlzaun, sondern auch die Rinderheerde, nein, das Dorf war jedenfalls nicht bewohnt, war verlassen. Das Herz, welches beim Anblicke der Hütten schon freudig geschlagen hatte, mußte sich wieder beruhigen; es waren nicht Massangu's Gehöfte.

Wir gingen an dem Dorfe vorbei — doch nun kam das Dilemma, einige zwanzig, nahezu gleich betretene Pfade führten nach allen Richtungen, von Nord-Nordwest nach Nord-Nordost, und da uns gerade die drei, welche nach dem Engpasse führten, als die unscheinbarsten und am wenigsten ausgetreten und benützt erschienen, blieb nichts anderes übrig als ein wenig zu warten, um uns zu orientiren. Da kam, wie es schien, eine unerwartete Hilfe. Eine Truppe Maschukulumbe und Mankoja-Tabaksverkäufer kam eilends auf dem westlichen Pfade dahergelaufen; wir hielten sie an

und fragten nach dem Wege zum Massangu! Diese Schwarzen schienen, ohne aber erschrocken zu sein, durch unser plötzliches Auftauchen in dem Gehölze so betroffen, daß sie seitlich ausrissen, dann stehen blieben und uns anglotzten. Das Wort Massangu schien ihnen unverständlich, ein Fürst Massangu existire nicht in der Gegend. Ich suchte durch Mapani die Mankoja auszuforschen, doch diese wiesen auf die sie begleitenden Maschukulumbe und wagten es nicht ein Wort zu sprechen. — Letztere wiesen nach dem Dorfe und sagten, es wäre bewohnt. Bevor wir noch das Dorf erreichten, waren sie hineingelaufen und brachten wirklich die Siebenschläfer auf die Beine, da die Toilette bei den Maschukulumbe nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, so strömte bald ein Menschenknäuel von circa hundert Schwarzen uns entgegen. Ihnen folgten etliche Hunde, hier sicherlich nicht das Sinnbild der Wachsamkeit. Ein Riese präsentirte sich als Häuptling, um ihn an vierzig Bewaffnete, die übrigen, Frauen, Jünglinge und Kinder. Manche machten sich um meine Schwarzen zu schaffen, doch ich verbot diesen jede Auskunft zu geben und nur — nach Massangu zu fragen. Diese Maschukulumbe hatten, als wahre Einsiedler im Sumpfe, offenbar von unserer Ankunft in den Gebieten ihrer Stammesbrüder noch nichts gehört; sie hatten auch nie zuvor Weiße gesehen, wohl auch nicht von ihnen vernommen.

Als endlich ihr Staunen, Brummen, Lärmen, so weit vorüber war, daß ich mich mittelst Mapani und Jonas verständlich machen konnte, fragte ich] den Häuptling nach Massangu. — »Massangu, so einen Mann als König kenne ich hier nicht. Diesseits der Höhe wohnt kein Fürst mehr, ich bin Herr des ganzen Landes bis zu jenem Engpasse hin.«

»Einer meiner Unterhäuptlinge heißt wohl Massangu, doch er ist kein Herr des Landes, er ist mein Unterthan. Ha, ha, ha! Massangu ein König? wer hat Dir das gesagt?«

Ich konnte anfangs nicht daran glauben, daß wir so hintergangen worden wären und fragte nach dem »Portugiesen«. Die Menschen verstanden mich gar nicht, bis Jonas den Häuptling, dem ich eine Pferdedecke verehrte, fragte, ob nicht ein Mann mit eben solcher weißer Haut wie wir bei einem der nächsten Häuptlinge nach Norden zu wohne? — »Nein, nein.«

— Diese Schwarzen waren offenbar in den Plan der Uebrigen im Süden nicht eingeweiht, da diese den Raub allein unter sich zu theilen gedachten. Während noch der Häuptling so zu uns sprach, drängte sich von hinten her durch den Menschenknäuel ein Mann an ihn heran und flüsterte ihm etwas zu. Der Angeredete sprang auf und als er einige Minuten später wieder vor mich hintrat, meinte er, der weiße Mann wäre bei Massangu. Der Neuangekommene war einer der zurückkehrenden Tabakverkäufer, der uns Tags zuvor in Galulonga gesehen und heute früh Galulonga verlassen hatte. Ich stellte an den Häuptling und diesen Mann einige Kreuzfragen, in deren Beantwortung sie sich Beide derart verirrten, daß ich bald erkannte, der von mir gesuchte Weiße wäre wohl nicht mehr da, aber einmal dagewesen. Jetzt wären blos mehr seine Felder und seine Hütte, die er bewohnt hatte, zu sehen. Klar lag es nun am Tage, daß die ganze Geschichte vom »weißen Manne« eine Lüge war. Ich stellte nur noch eine Frage: »Welcher Weg führt zum Massangu?« Ueber diesen Weg waren die Schwarzen selbst nicht klar und wiesen mir endlich einen nordöstlichen zu, ich erklärte nicht diesen, sondern den zum Passe führenden zu nehmen. »Wer wohnt dort?« — »Ihr findet dort zuerst ein Dorf der Maschukulumbe, dann ein zweites, wo Mankoja und Maschukulumbe, dann ein drittes, wo nur mehr Mankoja wohnen.«

Wie wäre es, fuhr es mir durch den Sinn, dahin zu gehen und die freundlichen Mankoja zu bewegen, mir als Träger zu dienen? Der Versuch kann unmöglich schaden, in zwei Stunden müssen wir an Ort und Stelle sein. Bereitwilligst gab mir der Häuptling drei Führer, ich hatte nur nach einem gefragt. — »Mapani, schleiche dich, ohne deine Absicht zu verrathen, näher an den Häuptling heran und suche zu erlauschen, welche Befehle diese Drei von ihm erhalten.« Mapani that es und berichtete mir, daß der nächste Häuptling ein Vasall dieses vor uns stehenden wäre, derselbe sollte uns nicht eher fortlassen, als bis er, der Häuptling, dahin käme, was noch am selben Tage der Fall sein sollte.

Wir verließen in scheinbarer Freundschaft den Ort und zogen nach Norden; allein kaum hatten wir einige Schritte gethan, als sich meiner eine unerklärliche, unsagbare Unruhe, eine Art Ahnung bemächtigte, die

mich öfters überfiel, wenn ich auf meinen Reisen einer großen Gefahr entgegenging. Wie wir so dahinschritten, erschien mir mein neuestes Unternehmen die Mankojas aufzusuchen und auf sie und ihre Hilfe gestützt, die Reise fortzusetzen, immer weniger praktisch klug; ich analisirte alle Chancen logisch und fand, daß ich mich in ein Abenteuer mit sehr zweifelhaftem Ausgange gestürzt habe.

Der Gedanke, daß, nachdem der Portugiese in eine Chimäre zerflossen, die bei den Mankoja gesuchte Hilfe mehr als problematisch sei, gewann immer mehr an Macht und Ueberzeugung. Vielleicht sind diese Mankoja nur Unterthanen eines Maschukulumbefürsten, wie wir schon einige in Galulonga und einige im letzten Dorfe als ansässig angetroffen hatten.

Der zweite Kilometer war gemacht und die Unruhe war schon so sehr meiner Herr geworden, daß ich mich nur noch einen Kilometer weiter zu gehen entschloß, um wo möglich eine Aussicht aus dem dichten Gehölz gegen den Engpaß und die Pfade zu gewinnen. Zeigten sich nicht ganz besonders günstige Aussichten, so würde ich sofort umkehren. Ich rufe meine Frau, die sich trotz der wunden Füße, brav im Marsche hielt, an meine Seite und theilte ihr meinen Entschluß mit. Zuvor wollte ich aber noch über einen Punkt vollkommen im Klaren sein. Ich blieb stehen, rief die Führer sowie alle Diener herbei und ließ die Drei fragen, wohin wir gehen! — »Zu Massangu.« — »Der wohnt ja nicht in dieser Richtung!« — »Ja, er wohnt!« — »Wann erreichen wir ihn?« — »Am Abend.« — »Euer Häuptling sagte aber um Mittag. Alles, was Ihr sagt, ist Lüge!« — »Nein, wahr, Alles wahr.« — »Wisset, was das ist?« Ich wies ihnen mein Gewehr. — »Nein.« — »Es ist die Waffe der Weißen,« rief Mapani. — »Ihr seid des Todes, oder saget die Wahrheit.« — »Ist dies die Waffe mit dem Blitze, mit der Luanika die Leute von Kaboromanda und Bosango getödtet?« fragten sie bereits zitternd und bebend. — »Dieselbe.« — »Wo führt Ihr uns hin?« — »Nicht zu Massangu, zu einem Bruder unseres Königs.« — »Wo wohnt Massangu?« — »Weiter dem Sonnenuntergange zu.« — »Wohnen bei dem Bruder des Königs Mankoja?« — »Nein.« — »Wie lange müssen wir gehen, bis wir den ersten Mankojafürsten erreichen?« — »Zweimal geht die Sonne auf

und zweimal geht die Sonne unter, bevor Ihr dahin kommt, denn er wohnt nicht an der Grenze und der Pfad durch die Berge iſt ſchlecht, felſig, Eure Füße wund und blutend, die Felſen aber von der Sonne ſehr erhitzt!«

Die Furcht vor dem Carabiner hatte die Wahrheit aus dem Herzen der drei Führer gepreßt. Ich gab das Zeichen zur Umkehr, nachdem wir jener Hügelreihe bis auf 13 Kilometer nahe gekommen waren.

Mit furchtbarer Klarheit ſtand der teufliſch einfache Plan der Maſchukulumbe von Galulonga mit einem Male vor unſeren leider jetzt erſt ſehenden

Hüttenſchmuck eines Maſchukulumbe-Dorfes an der Nordgrenze.

Augen. Es gab nicht nur keinen Portugieſen, es gab auch keinen König Maſſangu! In Galulonga wollte man uns theilen, um uns im Sumpfe und gleichzeitig auch die Beſatzung des Lagers anzugreifen. Nun war Alles entſchieden, raſch zurück; nicht bis zum Abend, ſo wie ich es verſprochen, bis zum Mittag mußten wir zurück im Lager ſein. So wie meine Leute meinen Entſchluß vernahmen, jauchzten ſie laut auf, ſelbſt meine Gattin fühlte ſich erleichtert, ſie ergriff meine Rechte und eine Thräne rollte aus ihrem Auge auf meine Hand herab. Die Rückkehr nach Galulonga, in dem wir ja nicht einen frohen Augenblick verlebt hatten, ſchien doch Allen der Anfang einer beſſeren Zeit zu werden, ſo furchtbar war jener Marſch durch die Sümpfe geweſen.

Zunächst lenkten wir unsere Schritte wieder dem eben verlassenen Dorfe zu. Erstaunt liefen uns die Dorfbewohner entgegen. Da meine Frau und die Diener so sehr müde waren, entschloß ich mich, einige Minuten zu warten, einerseits um Milch für Alle zu kaufen, andererseits damit wir uns wenigstens die ärgsten der Dornen aus den Beinen und Füßen ziehen könnten. Während wir nun auf die Milch warteten, hatte ich Gelegenheit, dem Dorfe vor mir einige Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Unterschiede von den anderen Gehöften des Volkes, waren die Spitzen der kegelförmigen Grasdächer mit Antilopenhörnen, mit Büffel-, Zebra- und auch Löwenschädeln geschmückt, was ihnen ein eigenthümliches Gepräge verlieh.

Es verstrichen zehn Minuten und die Milch kam immer noch nicht, wir beobachteten aber ein heftiges Hin- und Herrennen in dem Busche, und es war leicht zu ermessen, daß man rasch die Hirten herbeirief, um später in den Sümpfen über uns herzufallen. — »Vorwärts, Marsch!« rief ich und wir gingen wieder weiter, als uns die nächsten — einige zwanzig Mann — zurückhalten und uns den Weg verstellen wollten, drängten wir sie zurück und eilten dem Sumpfe zu. Meine arme Frau und die Schwarzen mußten sich mit Sumpfwasser begnügen, um ihren großen Durst zu stillen. Sie Alle beweinten still den Entgang der kühlen Milch, aber wir durften nicht länger bleiben und verhandeln.

Der Häuptling sandte mir zwei Führer nach, die uns trotz aller Abwehr als Spione in einiger Entfernung nachfolgten, um zu sehen, was wir eigentlich beabsichtigten. Bevor wir das Ende des Sumpfes erreichten, hatten sich schon eine ganze Schaar ihrer Dorfgenossen zu ihnen gesellt.

War jener sechsstündige Marsch sehr mühevoll, so war es der zweistündige Rückmarsch nur um so mehr; und nur die Ueberzeugung, daß es vielleicht möglich sein wird, das bereits angegriffene Lager und seine Besatzung noch zu retten, gab uns förmlich übermenschliche Kraft, mit unseren schon verwundeten Füßen den Sumpf in zwei Stunden zu bewältigen. Endlich naht das südliche Ufer, wir passiren schon die tiefsten Stellen, passiren jene mit Nymphäen überwucherten Partien, wo wir in die ersten Palmendornen hineingerathen waren; wir waten schon durch jene schlüpfrigen

und trügerischen, viele Löcher bergenden Binsendickichte, wo ich bei dem Versuche, meine Frau zu tragen, zum erstenmale ausgeglitten und niedergefallen war. Endlich wurden die Termitenhaufen seltener, das Schilfrohr nimmt ab. Ja, es werden etwa $1^1/_2$ Kilometer weit ab die Spitzen der kegelförmigen Grasdächer Galulongas sichtbar, das also nach der Erfahrung des heutigen Marsches auf einer mäßig erhöhten Halbinsel zu liegen scheint.*

»Galulonga in Sicht,« rufe ich; der Ausdruck der allgemeinsten Zufriedenheit war die Antwort. Wir nahen dem letzten tiefen Sumpfe, er ist eigentlich der Abfluß des Weichbodens, vielleicht die Anfangspartie des Luenge; er ist etwa acht Meter breit und nahezu einen Meter tief. Jenseits des Wassers kommt noch etwa 600 Meter Schlammboden mit wenig Wasser, worauf trockenes Land, das Gebiet Galulongas folgt.

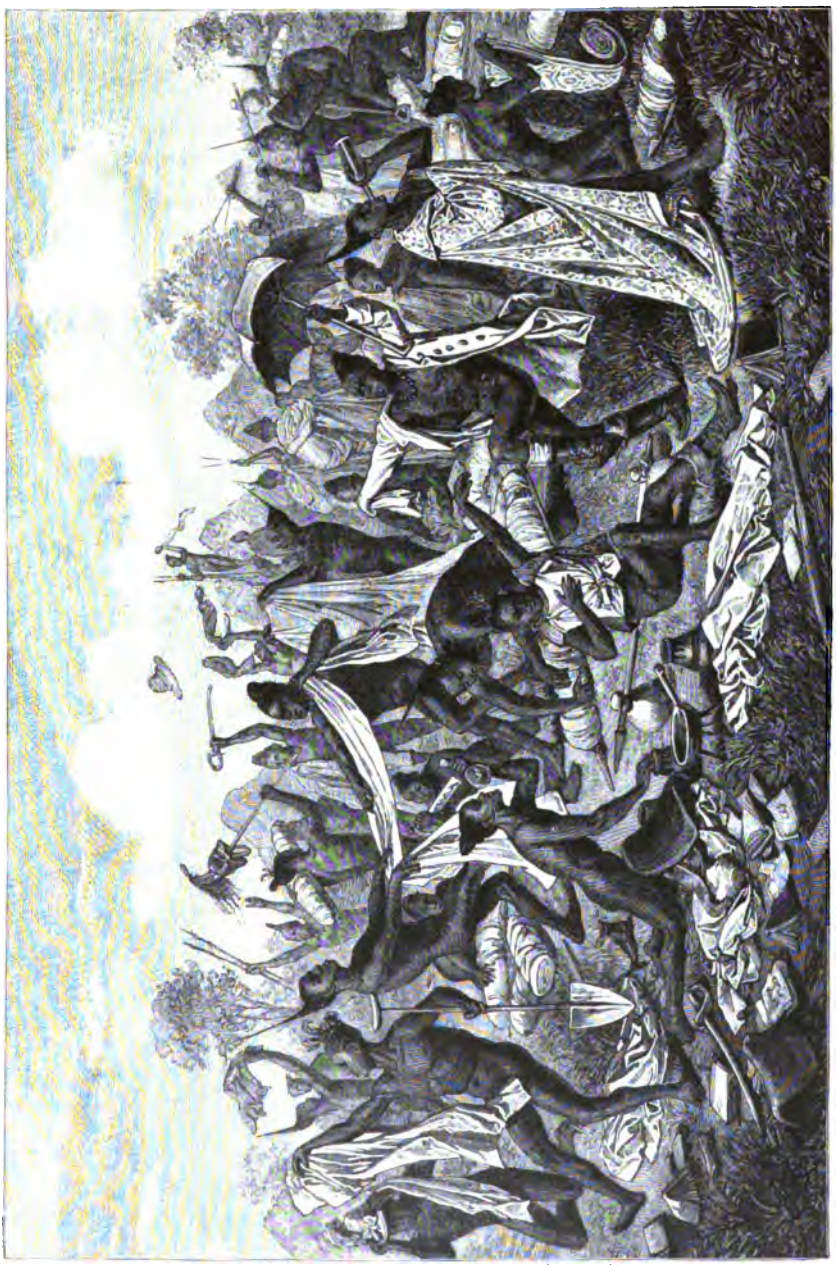
Ich war der Erste, welcher in das Wasser trat, dann folgten unmittelbar nach mir meine Frau, Leeb, Jonas und Maruma; kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als meine Aufmerksamkeit auf ein helles, vor mir in dem Schilfrohr blinkendes Object gelenkt wurde. Ich ging näher und bald wurde der Gegenstand deutlicher sichtbar. Es war ein Gewand, ein Hemd. »Rosa, Jonas, kommt rasch hieher, seht dorthin.« Unterdessen rief ganz bestürzt Mapani: »Das ist ja Fekete!« — »Fekete?« — »Ja, Herr, ganz sicher.« — »O, dann ist das Unglück schon geschehen, das Lager ist geplündert, Fekete gewiß auf der Flucht begriffen!« Ich rief, so laut ich konnte: »Fekete, Holla Fekete!« — »Ja, Herr, ja, ich komme!« Bald schallte das Plätschern des laufenden Schrittes durch das Dickicht an unser Ohr und doch schien uns die kurze Spanne Zeit, bis Fekete erschien, eine Ewigkeit. Mit Athemnoth kämpfend, berichtete er in wenigen Worten die Katastrophe der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition. »Herr Doctor, Alles, Alles verloren! Oswald tödtlich verwundet, das Lager geplündert.« Und wie sah der arme Fekete aus; er war barfuß, ohne Jacke, mit zerrissenen, blutbefleckten Kleidern; in der Hand trug er sein Gewehr und knapp hinter ihm erschienen nun Mapani und Musche-

* Vielleicht auch eine Insel, von Osten her habe ich die nächste Umgebung nicht untersucht.

mani. Einer trug zwei, der Andere ein Gewehr, ſonſt gar nichts außer den Waffen. Raſch hatten wir uns Alle um Fekete verſammelt, doch ſo viel Geiſtesgegenwart blieb mir noch, daß ich einige Schwarze auf den Termitenhügeln hinter Palmengebüſchen als Wachen ausſtellte, damit wir während der Berichterſtattung meines treuen Fekete nicht von den Maſchukulumbe überrumpelt werden könnten.

Oswald's tödtliche Verwundung.

»Was war denn geſchehen.« Raſch und abgebrochen kamen die Sätze aus dem Munde des Mannes. »Früh trieb Muſchemani die Ziegen und Eſel hundert Schritte ab vom Lager zur Weide; kam jedoch plötzlich zurück und ſagte: die Maſchukulumbe wollten mich tödten, vom Dorfe her ſchrien ſie mich an und ich befand mich zufällig ſo nahe am Dorfe, daß mich ihre Wurflanzen erreichen konnten. Schon gab ich mich verloren, als einer aus der Schaar ſchrie: »Seht, er hat ja, wie wir, die vier Vorder-



Scene aus der Plünderung unseres Lagers bei Galulonga.

zähne eingeschlagen, er gehört ja zu unserem Stamme! — »Nein, er ist ja ein Makalaka,« sagte ein Anderer, »sterben soll der Hund.« Da aber schrien die Meisten dazwischen: »Ja, ja er ist ein Maschukulumbe, er hat keine Zähne, wir tödten ihn nicht;« ich aber jagte meine Ziegen zum Lager, wobei ich zwar rasch ging, ohne aber zu laufen, daß sie nicht dächten, ich fürchte mich vor ihnen. Hinter mir kamen Maschukulumbe, von denen fünf ganz nahe an die Lagerwand herantraten. — »Diese,« fiel Mapani Fekete ins Wort, — »waren, was wir leider erst jetzt wissen, die Kundschafter der heimlich verbündeten Stämme, welche Alle aufgeboten waren, und theils im Schilfrohr nach Süden, theils im Dorfe nach Norden schon zum Angriffe bereit standen.« — »Jene fünf Mann begannen Pit, den Pavian, zu ärgern, der angekettet vor dem Lager sich spielte. Ich nähte, wie mir aufgetragen worden war, Säcke und saß mit dem Rücken dem Eingange zugewandt, so daß ich nicht sah, was dort vorging. Ich schnitt eben ein Stück Segelleinwand, für einen Sack zurecht, als Oswald meine Schulter mit den Worten berührt: »Du, ich bin tödtlich verwundet, bringe mich in Sicherheit!« Ich dachte, Oswald spaße; doch sein todtenbleiches Antlitz, das durchlöcherte, zerrissene und blutende Hemd bewahrheiteten nur zu deutlich seine Worte. Ich sprang auf. Was ist denn geschehen. »Ich erzähle es dir am Wege, komm' rasch, weg von hier, laß uns dem Doctor nachgehen,« und schon hatte er den Wincheſter ergriffen und wankte hinaus gegen den Sumpf. Noch immer stand ich sprachlos da, als mich ein gellendes Geschrei zu mir selbst brachte, und ich sah, wie die Schwarzen in dichten Schaaren vom Dorfe und vom Süden her heranstürmten, Mapani aber und Muschemani, die mit Oswald gegangen waren, riefen mich plötzlich heran, ich drehte mich um und sah eben, wie Oswald niederstürzte. Ich lief hinaus und hob ihn empor. »Weg von hier, weg aus der Nähe der Teufel, rasch, und bringe mich in Sicherheit.« Wir trugen ihn gegen das Dickicht, da wir doch im Schilfe etwas Schutz zu finden hofften, und gelangten auch noch glücklich dahin. Es war die höchste Zeit, schon war die nichtige Maisstengelwand zum Theile von den Schwarzen niedergerannt worden, und wie ein Wespenschwarm wogte es nun über dem Lager hinweg. Die Ereignisse waren so plötzlich

gekommen, daß ich ohne Jacke, ohne Schuhe, ohne Patrontaſche, kurz, wie ich eben ging und ſtand, Oswald beiſpringen mußte, und nichts, gar nichts retten konnte.« Fekete hatte ſich am Abend zuvor mein allgemeines Tagebuch in ſeine Jacke geſteckt, um im Falle eines Angriffes auf das Lager wenigſtens dieſe mir ſo wichtigen Notizen retten zu können. Nun mußte ich hören, daß Alles verloren ſei, Alles, der letzte Reſt der ſo mühevoll geretteten Ausrüſtung, die 4500 Patronen, unſer Zelt, unſer Banner, die werthvollen Inſtrumente und alle meine Tagebücher. Das

Das ausgeraubte Lager.

letztere war wohl das Aergſte, was mich hier treffen konnte. — Bargen doch eben dieſe 32 Bücher die Erläuterungen zu den umfangreichen Sammlungen; waren doch dieſe Bücher — nach meiner Begleitung — meine beſten Freunde auf dieſer Reiſe. Bis zu jenem 2. Auguſt, dem letzten Angriffstage, waren ihnen auf 2000 enggeſchriebenen Seiten und an 700 Zeichnungen, ſozuſagen alle wiſſenſchaftlichen Reſultate dieſer Reiſe, einverleibt worden, und nun mußte ich hören, daß auch nicht eines gerettet werden konnte. Der Gedanke, daß mir mit dem Verluſte der Tagebücher mein ganzer wiſſenſchaftlicher Entdeckerruhm, ja gewiſſermaßen die Berechtigung, in Europa über meine ſo ſchwierige Reiſe auch nur zu ſprechen,

geraubt worden war, wirkte niederschmetternd auf mich und ließ mich alle viel näher liegenden, unsere persönliche Rettung betreffenden Gedanken vergessen. Theilnahmslos und vernichtet stand ich da, als mich Fekete in die Wirklichkeit zurückrief und fragte: »Was nun?«

»Wir können nicht mehr nach Süden, Herr Doctor, denn dort wimmelt es von schwarzen Feinden, ich sah Njambo's Leute und die Diebe von Diluka und Nikoba auch unter der Schar! Wir müssen zu dem Portugiesen, dies die einzige Rettung, die uns möglich ist!« — »Diese Rettung ist zu einer Seifenblase geworden. Diesseits der Grenze wohnt kein Portugiese, die Meldung war eine Falle, die man uns gestellt; es scheint einmal ein Mambara als Elfenbeinhändler weit über die Grenze zu den Mankoja gekommen zu sein, und auf dieser Thatsache hatte sich das lügenhafte Gewebe der Maschukulumbe und ihr ruchloser Plan aufgebaut. Auch wäre es uns wohl nicht mehr möglich, mit unseren wunden Füßen noch einmal den Sumpf zu passiren; abgesehen davon, daß dieser Versuch ohne Kampf auch nicht unternommen werden könnte.

Ich kam wieder zu mir und sandte zu den beiden Wachen, ob sie etwas Verdächtiges beobachtet hätten. Jene gegen den Sumpf ließ mir sagen, daß es vor ihr in der Richtung, aus der wir gekommen, von Maschukulumbe zu wimmeln beginne. — »So ahnte ich es! Uns bleibt nichts anderes übrig, als nach Süden zu gehen. Wie können wir auch nach Norden gehen? Wie sollten wir uns ohne Stiefel, gehüllt in Fetzen, ohne alle Tauschartikel mit nur 300 Patronen mehrere hundert Kilometer weit bis zu einer europäischen Niederlassung am Tanganjika durchschlagen, das war unmöglich. Nach einigen Tagen wären wir, auch wenn uns die Schwarzen nicht gesehen hätten, ohne alle Medicamente, den Strapazen erlegen. Gab es überhaupt für uns noch eine Rettung, so lag sie im Süden. Wir hatten Alles verloren, nur unsere Gewehre nicht, und das konnte uns retten. Vor Allem galt es, dem siegestrunkenen Feinde das verlorene Lager wieder abzuringen, da war vielleicht noch Manches zu retten. Und so gingen wir denn mit wahrer Todesverachtung direct auf das Lager los, entschlossen einen Verzweiflungskampf zu wagen. Wir hatten eben nichts mehr zu verlieren, aber viel zu gewinnen.

So überraschten wir die Feinde, welche uns noch ferne wähnten, derart, daß sie erschreckt aus dem Lager wichen. Auf dem Wege zu demselben sandte ich Fekete mit Leeb nach rechts ab in jenes Schilfrohrdickicht, wo Fekete Oswald niedergelegt hatte, um nachzusehen, ob Oswald noch lebe. Meine Abgesandten fanden den armen Genossen *sterbend* vor, durch die Lanzenwunden drängten sich bereits innere Organe hervor.

Ich werde Oswald Söllners, so lange ich lebe, als eines meiner besten Freunde gedenken, aber der Wahrheit zur Ehre muß ich es hier sagen, die Ursache seines Todes war seine philantropische Ansicht über die Schwarzen. Das ungerechtfertigte Vertrauen, welches er ihnen stets und an allen Orten entgegenbrachte, büßte er mit dem Leben. Wär :r an jenem Morgen des 2. August den Schwarzen, welche Pit reizten, nur mit *geschultertem* Gewehre entgegengetreten, nie hätte einer gewagt, den Assagai gegen ihn zu erheben, wohl aber thaten sie es, weil er ohne jede Waffe sie scharf verwies.

Wir erreichten bald das Lager. »Patronen und Tagebücher«, das war unser Feldgeschrei.

Da lagen die zwei Tagebuchkisten — umgestürzt! Meine Tagebücher können doch jene Menschen nicht brauchen, darum waren sie allein in zwei Kistchen untergebracht, damit die Schwarzen das »nutzlose Ding« auch liegen lassen, im Falle die Kistchen geraubt werden sollten. Doch das eine Kistchen war leer, das zweite barg sechs, darunter jedoch nur fünf beschriebene Tagebücher. Um mich blickend, sah ich einige verstreute Kerzen, einige Stiefel und ein Cassettchen mit 50 Winchesterpatronen. All dies war im Momente in unseren Händen. Die Tagebücher wurden rasch in Leeb's Halstuch eingebunden.

»Die Maschukulumbe kommen schon zurück, wir sind verloren, wir sind todt!« So schrien die schwarzen Diener und warfen ihre Bürden, soweit sie selbe nicht schon weggeworfen, nun auf die Erde, um davonzulaufen. Unter Androhung des Niederschießens wurden sie zurückgehalten. Wir wandten uns um, direct gegen das Dorf, schon um die Feinde durch einen, wenn auch tollkühnen Vorstoß einzuschüchtern, dann aber, um im Dorfe vielleicht noch so manches von unserem Eigenthume wieder zu er-

obern. Das Lager lag 160 Meter südwestlich vom Dorfe und 400 Schritte südlich zog sich ein tiefer Sumpf quer über den südlich führenden Pfad dahin. An diesen Sumpf schloß sich ein Röhricht an, etwa einen Kilometer breit und darüber hinaus erstreckte sich die mit Termitenhügeln übersäete Luengethalebene, stellenweise von dem Riesengrase und Gebüsch überwuchert; doch das Gras war zum größten Theile abgebrannt und so erschien diese Ebene förmlich wie ein endloses häßliches Stoppelfeld. Raschen Schrittes ging ich gegen das Dorf und sah mich nach Tagebüchern um. Welch ein Glück, hie und da sah ich welche im Grase liegen und griff Alles auf, was ich erhaschen konnte.

Vor dem Dorfe hatten sich etwa hundert Feinde, lanzenschwingend, aufgestellt. Sie empfingen mich mit Johlen und Geschrei, wichen aber doch zurück. Das Dorf selbst war dicht besetzt; Jene, die beim Angriffe auf das Lager vom Südsumpfe herangestürmt waren, hatten sofort nach der Plünderung den Heimweg nach ihren Luengedörfern angetreten, um nicht mit solchen, die nichts erbeutet hatten, theilen zu müssen. Sie wurden durch den Zuzug der uns vom Norden durch den Nordsumpf Folgenden verstärkt, die allerdings post festum kamen. Die Leute wichen vor mir ins Dorf und ich sah nicht, wie eine Schaar tiefgebückt zu meiner Linken unten am Sumpfe einherzog und sich so zwischen uns und Oswald warf; ich hatte bereits neun Tagebücher aufgehoben, um mich lagen einige Korans, weiter ab einzelne Stiefel, Schreibpapier und das Stativ des Theodolites! — Als ich das neunte Buch aufhob, es war glücklicherweise das kartographische der Nordzambesi-Tour, ohne welches es mir nicht möglich geworden wäre, den zweiten Band des Reisewerkes zu schreiben, da hörte ich mit einem Male vor mir zur Rechten und zur Linken das Kriegsgeschrei dreier Maschukulumbehaufen, die auf mich anstürmten, in demselben Momente sah ich wenige Schritte vor mir meine schwarze Schreibtheke aufgeschlagen; sie barg meine Zeichnungen und die astronomischen Ortsbestimmungen und neben ihr lagen im Grase zwei rothe Blätter und ein weißes, es sind zwei Breiten- und eine Zeitbestimmung. Ein Sprung brachte mich in den Besitz der beiden Objecte, mit denen ich aber den Rückzug sofort antrat. Wenn ich auch langsam zurückging und das

Antlitz und das Gewehr dem Feinde zugekehrt hielt, so diente schon der bloße Rückzug diesen umsomehr zur Aufmunterung, als sie sahen, wie sehr mich die Bücher, welche ich in den Händen hatte, beim Feuern und bei der Vertheidigung hinderten. Ja, da ich um diese, ihnen so werthlos scheinenden Papierfetzen so viel gewagt, konnten sie sogar denken, ich würde lieber gar nicht schießen, als diese Papiere wegwerfen. Diese Erwägung stachelte ihren Muth auf. — Einige waren auf die nächsten Termitenhügel gesprungen und munterten durch Geschrei die Säumigen zum Angriffe gegen mich, der ich ja einige Minuten ganz allein vor den Meinen ziemlich weit weg stand, auf. Meine Frau erkannte meine schwierige Lage, verzichtete auf ihre eigene Sicherheit, und Mapani die Muskete aus der Hand nehmend, um sich selbst zu schützen, sandte sie mir Leeb und Fekete zu Hilfe, so daß ich, ohne verwundet zu werden, doch das Lager zu erreichen vermochte.

Mein Entrinnen ärgerte die Feinde offenbar sehr; sie concentrirten nun alle Streitkräfte und schoben sich als dichter Schwarm zwischen unser Lager und die Stelle, wo Oswald lag, so daß an eine Rettung oder Bergung selbst der Leiche Oswalds gar nicht zu denken war.

Unter solchen Umständen hieß es den weiteren Kriegsplan entwerfen. Im Lager konnten wir uns nicht halten; ein Durchbruch nach Norden wäre der reine Selbstmord gewesen, nur im Süden lag noch ein Rettungsschimmer. Da kannte ich das Terrain, da wußte ich, konnten wir in forcirten Eilmärschen den Luenge überschreiten und jene Häuptlinge erreichen, die uns, wie dem Leser bekannt ist, so sehr von dem ganzen Zuge zu den Maschukulumbe abgerathen hatten, ein Marsch dorthin brachte uns endlich der europäischen Cultur und ihrem Einflusse näher.

Die Situation war so klar, daß keiner von uns auch nur eine Secunde schwankte, was zu thun sei. Mit einem Blicke nach Norden nahm ich noch Abschied von der Leiche Oswalds, reichte einem Schwarzen die Tagebücher, ließ mir zwei Packete mit Kattun, von denen, die wir zu dem vermeintlichen Portugiesen mitgenommen hatten und zurückbrachten, reichen; drei ließ ich im Lager und gab nun den Befehl zum Abmarsche gegen Süden. Ich ließ jene Packete zurück, weil ich sicher wußte, daß

50 bis 60, ja auch möglicherweise 100 Feinde über sie herfallen und sich um dieselben streiten würden. Dieser Köder wurde gelegt, damit wir Zeit und einen Vorsprung gewännen.

Ich gab die Richtung des Rückzuges an und während wir nun unsere Schwarzen vorwärtsschickten, wir Europäer aber die Feinde stets außer dem Bereiche unserer Carabiner hielten, gab ich meinen Leuten Andeutungen und eine Art Marschordre, damit sie, falls mir selbst etwas Menschliches passiren sollte, doch lebend das südliche Luengeufer erreichen könnten. Bis zum Luenge waren 30 bis 40 Kilometer; der Weg dahin führte zuerst durch einen niederen Sumpf, dann durch trockenes Schilf und eine mit Bäumen bestandene Grasebene. Ich rieth daher den Meinen folgendes:

»Ihr müßt den Sumpf vor dem Feinde erreichen und rasch durchschreiten, um nicht in demselben kämpfen zu müssen; denn im Falle, daß Ihr dazu gezwungen wäret, seid Ihr wohl verloren! Habt Ihr den Sumpf durchschritten,« so setzte ich meine Ordre fort, »so nehmt Besitz von dem nächsten Röhricht, feuert dann vier bis fünf Kugeln gegen Euere Feinde und zieht dann rasch durch das nordwestliche Schilf gegen den Luenge. Aus dem Schilf gekommen, seht Ihr in südwestlicher Richtung einige hohe Bäume, haltet Euch von dort in südsüdwestlicher Richtung, so kommt Ihr bis zum Abend bei dem Luenge an, den Ihr noch in der Nacht übersetzen müßt. Nur so könnt Ihr mit Gottes Hilfe Euere Rettung finden, anders nicht, denn Ihr werdet, falls Ihr kämpfen müßt, von der Masse erdrückt, und falls Ihr den Luenge nicht heute Nacht noch übersetzen könnt, seid Ihr für alle Fälle dem Hungertode verfallen.«

Während ich dieses auseinandersetzte, hatten wir schon fast den Sumpf erreicht, da sagten die zwei Diener, welche die Kattunpackete trugen: »Herr, wir können nicht kämpfen, wenn wir tragen müssen; unsere Füße, die so wund sind, schmerzen so sehr, daß wir kaum ohne Gepäck gehen können.« — »Vielleicht geht es doch, erwiderte ich, bedenkt, daß wir nichts haben, um bei den Matoka Nahrung zu kaufen, wenn Ihr die Lasten nicht traget.« — Allein nach fünfzig weiteren Schritten sah ich wohl ein, daß die Leute die Packete nicht weiter zu schleppen vermochten und gestattete ihnen, die Last hinzuwerfen.

Der entſcheidende Kampf vor Galulonga.

Die Maschukulumbe hatten längst das Lager erreicht, die Hälfte ihres linken Flügels und einige Fünfzig vom Centrum rauften schon lustig unter einander um die im Lager zurückgelassenen Packete. Allein der Rest der Schwarzen nahm unsere Verfolgung auf und näherten sich schon in gefahrdrohender Weise. Sie durchschauten unseren Plan und suchten vor uns an den Sumpf zu kommen und uns von unserem Südmarsche abzudrängen. Der Wettlauf war sehr ungleich; wir waren todtmüde von dem Frühmarsche, hungrig, unsere Füße wund, unsere Kleider naß und schwer; die Schwarzen nackt, satt, gesund, gut ausgeschlafen, also behende wie die Affen.

So überholten sie uns auch in einem Bogen laufend, ihre Flügel begannen schon seitlich heranzudrängen, während das Centrum momentan innehielt, und keinen plötzlichen Vorstoß machte; hätte es gedrängt wie der Flügel, wir wären schon handgemein gewesen! Bei der Ausführung dieses Manövers schon erspähte ich eine wesentliche Schwäche der Schwarzen, die uns ungeheure Vortheile bringen konnte. Es mangelte ihnen die einheitliche Führung. Jeder Häuptling, zugleich König seines Dorfes, befehligte seine Schaar, die eine griff an, die andere wich zurück, oder dieselbe wich und griff an, je nachdem der Führer seine Befehle gab; kurz, es fehlte der ganzen Operation jeweder Plan. Diesen Umstand gedachte ich nach Kräften auszunützen. Unterdessen kamen auch wir bis an den Rand des Sumpfes. Wie die Feinde nun merkten, daß wir ihnen mit dem Ueberschreiten dieses Weghindernisses entrinnen könnten, drang die ganze Colonne vorwärts und wir waren in Gefahr, die Lanzen von drei Seiten zugleich zu empfangen!

Dieser Moment wurde gefährlich. Mußten wir im Sumpfe selbst kämpfen, so waren wir verloren, darum entschloß ich mich, die Carabiner sprechen zu lassen. Anfangs wollte ich über die Köpfe feuern lassen, doch nur so lange, bis mir Mapani einige aufgegriffene Worte mittheilte, nämlich die, daß ein Theil der Schwarzen an das jenseitige Ufer des Sumpfes eilen und das trockene Schilfrohr, unsere Rückzugslinie, in Brand setzen solle, während die Anderen also ununterbrochen Lanzen schleudern müßten, bis keiner von uns am Leben sei.

Da gab ich Befehl zum Feuern, mit der Weisung, die feigen Bestien womöglich nur zu verwunden und nicht zu tödten. Jetzt galt es das nackte Leben retten, schon flogen ihre Lanzen gegen unsere Hunde, welche sie zornentbrannt anbellten. Mit Noth rettete meine Frau ihren Liebling den kleinen Hund Daisy, den sie noch heute hat. — Die erste Salve, die ich auf dieser Reise gegen Schwarze abgeben ließ, krachte. — Ich zielte auf den linken Flügel, überschoß ihn aber absichtlich; Fekete und Leeb feuerten in den dichten Haufen des Centrums und zwei Männer, in Arm und Bein verwundet, sanken heulend zu Boden. Ob die Schwarzen zielten oder nicht, kann ich nicht sagen, jedenfalls schossen sie fehl. — Die Wirkung dieser einen Salve war eine unbeschreibliche; der ganze Haufe blieb wie angewurzelt stehen, von einem weiteren Angriffe oder einer Fortsetzung der Verfolgung war für den Augenblick keine Rede. Viele eilten zu den Verwundeten hin, einzelne drohten schreiend von den Termitenhügeln aus, auf welche sie bereits retirirt waren. Wir aber benützten den günstigen Moment und »eilten durch den Sumpf« — so weit man bei einem Durchwaten bis an die Brust überhaupt von »Eile« sprechen kann.

Da sah ich plötzlich, wie meine Frau an einer Stelle festgebannt zu sein schien und vergebens vorwärts zu kommen suchte, bevor ich herankommen konnte, hat sich schon Fekete, ihr Hintermann, zu ihr herangearbeitet und ihr alle meteorologischen Instrumente, welche sie im letzten Momente noch zu retten suchte, vom Leibe gerissen, sie emporgehoben und ihr so weitergeholfen. Kaum hatten wir den tiefen Sumpf, für uns die gefährlichste Stelle, glücklich passirt und betraten so das südliche, nur mehr wenig sumpfige Binsenufer, als wir vereinzelte Maschukulumbe herumschleichen und sich in den Binsen verstecken sahen. Die Schüsse hatten auch sie genug erschreckt, freundschaftlich riefen sie meinen Schwarzen, die den Zug eröffneten, zu, uns zu erschlagen.

Doch diese, welche ich übrigens, da ich die Aufforderung verstand, doch etwas fester ins Auge faßte, wiesen derartige Anrufe mit Entrüstung zurück und antworteten den Maschukulumbe: »Nja — ja, so sagt Ihr, ja, aber wenn wir diese unsere Beschützer erschlagen haben, dann kommen wohl

wir an die Reihe, um von Euch getödtet zu werden! Nimmer, wir sind nicht zu unseren Herrn zurückgekommen,« so murmelten sie darauf untereinander, »um sie nun zu erschlagen, Ihr Teufel Ihr,« und sie drohten den Maschukulumbe mit ihren Fäusten. Merkwürdiger Weise machte sie ein Umstand, den man bei solchen wilden Naturmenschen kaum voraussetzen würde, gar so sehr erbost gegen die Maschukulumbe, nämlich der, daß diese Oswald erschlagen hatten. Oswald, der die schwarzen Diener stets gut behandelte, und so lange er Koch war, denselben auch so manchen Bissen zukommen ließ, war für meine Begleiter, nächst Missis, der Liebling. Wäre ihnen bei jenem Rückzuge einer der Mörder Oswald's in den Wurf gekommen, sie hätten ihn mit ihren Lanzen erstochen, ohne daß ich es hätte verhindern können.

Die Wahrnehmung dieser Gefühlsseite bei meinen Schwarzen freute mich, doch viel tiefer, ich gestehe es offen, ergriff mich das Schicksal unseres zahmen Affen Pit, der stets Oswald's Freund gewesen und für ihn in den Tod ging. Als Oswald von den fünf Maschukulumbe hinterlistig angegriffen wurde, stürzte sich Pit auf dieselben und erhielt bei dieser Gelegenheit einige Lanzenstiche in die Beine. Der Affe hatte sich die Waffe aus der Wunde gezogen und lief uns, ängstlich bellend, noch weiter 15 Kilometer nach. Wir konnten ihn nicht aufnehmen, da er stets laut bellte und winselte, uns also zu leicht den Feinden verrathen hätte, tragen konnten wir ihn auch nicht, als er sich später nicht mehr weiterschleppen konnte, und so mußten wir ihn erschießen.

Leider konnte ich den Eseln und Ziegen diesen Liebesdienst nicht erweisen. Wir sahen sie, bald nachdem wir das Lager angetreten hatten, jedes mit einem Spieße im Leibe, jammernd stehen. Die Erinnerung an das traurige Schicksal dieser Thiere schmerzt mich noch heute, nicht blos, weil ich im Allgemeinen ein Thierfreund bin, sondern, weil ich auf meinen Reisen so vielfach Gelegenheit hatte, die großen Dienste, welche die Thiere uns Menschen leisten, zu würdigen.

Aus dem Schilfe kamen wir ohne Unfall auf eine begraste, höher liegende, mit Termitenhügeln übersäete, zwei Kilometer lange Ebene. Wir verließen an derselben den zu Njambo führenden Pfad; ich schlug eine

südsüdwestliche Richtung ein, nach einer, wie es schien, freien, zwei Baumgruppen tragenden Stelle hin. Auf der begrasten Fläche tauchten vor uns, rechts und links in einer Entfernung von 500 bis 700 Meter einzelne Maschukulumbe auf; die letzteren hatten sich bei unserer Annäherung hinter Termitenhaufen flach auf die Erde gelegt und uns passiren lassen. Alle diese Maschukulumbe trugen Kattunstücke am Leibe, was uns verrieth, daß sie zu jener Schaar von etwa 200 Köpfen gehörten, welche bei unserer Rückkunft von dem vermeintlichen Portugiesen gleich nach der Plünderung des Lagers das Weite gesucht, und nun auf dem Heimwege waren. Daß uns diese vielen Maschukulumbe gar so sorgsam auswichen, konnte ich mir nicht erklären. Wohl hatte ich dieses Volk nie für muthig gehalten, namentlich nicht Einzelne desselben, allein jetzt erschienen sie mir unerklärlich feige. Meine Schwarzen erklärten sich die Sache folgendermaßen: »Sie verließen Galulonga und ihre Stammesbrüder mit der Zusicherung, daß wir Alle in den Sümpfen getödtet würden. — Nun hätten sie die Schüsse vernommen und sahen uns jetzt wohlbehalten am Südufer des Sumpfes einhermarschiren; daß einer von uns fehlte, war ihnen nicht bekannt und darum hätten sie solche Angst vor uns.«

Ich glaubte dessen sicher zu sein, daß wir trotz der durch die Schüsse erfolgten Einschüchterung, bald wieder verfolgt würden; allein, je weiter wir gingen, um so klarer trat das Gegentheil zu Tage. Wohl klangen mir noch immer die Worte ins Ohr: »Gehet, wir finden Euch todt oder tödten Euch ohne Mühe.« Allein wir hatten sie keiner begriffen, keiner verstanden. Sie sollte uns an jenem Tage noch klar werden, diese zuversichtliche Aeußerung!

Auch die Termitenebene war überwunden, Alles schien über Erwarten gut zu gehen, nur der Schmerz an unseren verwundeten Füßen machte sich jetzt ganz außerordentlich geltend. Bisher hatte die seelische Erregung den physischen Schmerz noch niedergekämpft, nun aber verlangten die Wunden ihr Recht. Einer nach dem Anderen setzte sich nieder, um die Dornen aus dem Fleische zu ziehen, oder, um die Wunden mit dem nassen Grase zu reinigen und zu kühlen. Doch wollten wir den Luenge

und vor Allem die mir bekannte Ueberfuhrstelle erreichen, so mußten wir uns gar sehr beeilen und ich mußte immer wieder die einzelnen auffordern, womöglich den Schmerz zu unterdrücken und so rasch wie möglich mir und meiner Gattin zu folgen, die, wenn auch mühsam einhergehend, sich doch sehr brav hielt und zu den Vordersten gehörte. Sie hatte meinen einzelnen im Lager weggeworfenen Stiefel aufgelesen und angethan, allein der außerordentlich angeschwollene Fuß zwang sie nur zu bald sich des Röhrenstiefels zu entledigen, was übrigens nur mit großer Mühe möglich war. Meine Schwarzen trugen nichts außer ihren Lanzen und in zwei Tüchern eingebunden meine vierzehn Tagebücher und vier gerettete Thermometer! Die wunden Füße, Müdigkeit und Hunger übten aber eine derartige Wirkung auf sie aus, daß sie sich weigerten, die Tagebücher weiter zu tragen, sie mir dreimal auf die Erde legten, so daß ich selbe von da an mit Leeb und Fekete abwechselnd selbst tragen mußte.

Nach jener Termitenebene senkte sich der Boden unmerklich und wir standen an einer, wie es schien, nach der Richtung, wohin wir zu gehen hatten, endlosen, schwarzen Fläche. Wohl wußten wir von weitem schon, es sei eine Brandstelle, doch hatte keiner jenes bei dem nächtlichen Angriffe Njambo's entstandenen Hochgrasfeuers, das uns damals solch vortrefflichen Dienst geleistet, förmlich unser Retter geworden war, gedacht. Bald jedoch, ja nur zu bald kamen wir zu dieser Erkenntniß. Statt des hohen Grases waren es nur 10 bis 20 Centimeter hohe, mit Asche bedeckte Stoppeln, welche die Hälfte der Strecke von der eben verlassenen Termitenfläche bis zum Luenge bedeckten, und welche für uns Barfüßler ein schreckliches, möglicher Weise auch unüberwindliches Hinderniß wurden. Wir standen vor einer neuen Prüfung, die Alles, was wir Schreckliches auf dieser Reise erlebt und erduldet hatten, weit in Schatten stellte. — Nur Leeb hatte noch Schuhe, allein nur sogenannte Feldschuhe, d. h. eine ganz dünne Art Hausschuhe, die in Südafrika sehr beliebt sind, weil sie auf dem trockenen, weichen Boden vortreffliche Dienste leisten, sonst hätte der Mann zum Theile festauftretend, einige der Stoppeln für die Folgenden brechen können, so aber war es nicht möglich, zudem hinkte er auch schon und war froh, daß er sich überhaupt vorwärts zu schleppen vermochte.

Wohl so mancher meiner freundlichen Leser hat es, sei es beim Baden oder auf dem Lande, einmal versucht barfuß zu gehen und dabei an den Schmerzen, die solche Versuche sofort verursachen, erkannt, wie verweichlicht gerade unsere Füße durch den Gebrauch der Schuhe sind. Was würde man sagen, wenn ein Strafrichter seinen Delinquenten über Weizenstoppelfelder gehen ließe? Was sind aber Weizenstoppeln gegen die fingerdicken, holzartigen Reste dieses zwei und über zwei Meter hohen südafrikanischen Grases, welches so dicht steht, daß ein Gehen zwischen den Stoppeln unmöglich ist? Hätten wir Sandalen gehabt, wäre es allerdings ohne Verwundungen der Knöchelpartien und oft auch der Waden nicht abgegangen, so aber waren wir barfuß, unsere Füße über und über wund, die Gelenke an denselben geschwollen,. Mit diesen Füßen, welche sich auf Parquetten vor Schmerzen kaum fortschleppen hätten können, sollten wir nun einen Weg von mehreren Kilometern über dieses Stoppelfeld machen, nota bene, nachdem wir diesen Tag seit zwei Uhr Mittags unter der afrikanischen Sonne, gepeinigt von Hunger und den ärgsten seelischen Schmerzen marschirt waren und große Sümpfe durchquert hatten.

Ich will es der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Qualen dieses Marsches auszumalen; ich unterlasse es zu schildern, wie uns jeder Schritt in die blauroth geschwollenen, blutenden Füße neue Risse und Wunden riß, welche Schmerzen das Auftreten, das Eindringen der Asche, des Staubes und an tieferen Stellen des Schlammes in die vielen Wunden verursachten! Jeder Schritt, den wir vorwärts machten, wurde von Stöhnen und Wehrufen des ärgsten Schmerzes begleitet! Meine Frau litt am meisten, doch ein Versuch der Schwarzen, sie zu tragen, mißlang vollkommen, denn selbst die sohlenartig dicke Haut dieser Naturkinder vermochte den Stacheln nicht zu widerstehen. Ich vertheilte meine Jacke in Stücken, damit sich meine Leute die Wunden doch einigermaßen reinigen konnten. So wie einer sich niederließ, mußten aber Alle stehen bleiben, keiner durfte auf 150 Schritte Entfernung zurückgelassen werden. Zu dem großen Schmerze und der Müdigkeit in den Gliedern stellte sich nach und nach ein großer Durst ein, und dieser wurde nach einem dreistündigen Marsche zu einer solchen Qual, daß sich die Abmatttung unter dem Ein-

fluſſe der glühenden Sonne zu einer Betäubung und förmlichen Sinnesverwirrung ſteigerte. Manche lachten, manche wankten ſtumm und ſtieren Blickes einher. Meine Frau hatte in dem geplünderten Lager ein Bajonnett gefunden, welches ſie ſich umſchnallte; doch nach und nach wurde ihr auch dieſe geringe Laſt unerträglich, ich ſuchte es eine Zeit lang zu tragen, ſchleuderte es aber von mir, weil es auch mir zu läſtig wurde.

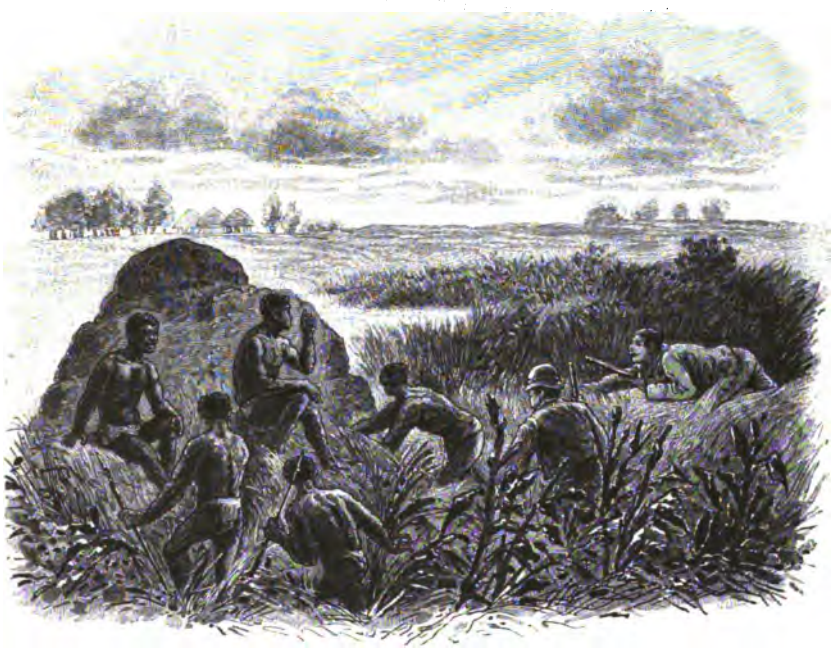
Allmählich befchlich Einen nach dem Anderen das furchtbare Gefühl der Gleichgiltigkeit gegen die Gefahren, und dieſes Gefühl ſteigerte ſich zum wahren Lebensüberdruſſe. Auch meiner hatte ſich ein gleiches Gefühl bemächtigt, auch mir ſummte es arg im Kopfe und ich empfand eine noch nie in meinem Leben zuvor gekannte Gleichgültigkeit gegenüber der drohenden Gefahr. — So oft einer niederſank, mußte ich die Worte hören: »Lieber erſchlagen werden, als dieſe Qual noch weiter durchleben; nein Herr, es geht nicht mehr, ich kann nicht weiter!« Es bedurfte in ſolchen Momenten, die mir trotz des halb bewußtloſen Zuſtandes an die Seele ſchlugen, eindringlicher Worte und des Hinweiſes auf die Harpunen, auf die mit den Widerhaken verſehenen Maruma der Maſchukulumbe, um die Niedergeſunkenen wieder auf die Beine zu bringen, ſie zu bewegen, vorwärts zu gehen. Eines wurde mir aber dabei klar, daß wir unter ſolchen Verhältniſſen an dieſem Tage den Luenge nicht mehr erreichen würden und doch war das die wichtigſte und erſte Bedingung für unſere Rettung.

Am nächſten Tage ſchon mußte die Kunde von unſerer Flucht die am Luenge wohnenden Maſchukulumbe erreicht haben, dieſe hätten uns in den Sümpfen und Lagunen angegriffen und ermordet.

Mein Rettungsplan baſirte darauf, daß wir noch am Abend das Norduſer des Luenge erreichen würden, alſo zu einer Zeit, da die Eingeborenen unſerer gewiß nicht gedachten und ihre Boote am Ufer unbewacht liegen ließen. Dieſe Boote mußten uns ohne ihr Wiſſen an das Süduſer bringen. Gelang dieſes, ſo trat unſere Rettung aus dem Stadium der Möglichkeit in das der Wahrſcheinlichkeit. Erreichte aber die Kunde von unſerer Flucht die Luengeleute vor uns, ſo verbargen ſie ihre Boote, ließen uns tage-, ja wochenlang hin- und herziehen, unſere Patronen auf

Wild als Nahrung verſchießen und dann erſt würden ſie uns überfallen und die halbtodten Skelette leicht ermorden.

Meine Begleiter, die Weißen wie die Schwarzen, begriffen die Richtigkeit meiner Worte und marſchirten wieder weiter, freilich mußten ſie den Schmerz verbeißen, daß die Zähne knirſchten.



Auf der Flucht am Luengefluſſe.

Als wir ſo wieder drei Kilometer weiter gekommen waren, zeigte ſich bei uns Allen namentlich in Folge des wahnſinnigen Durſtes eine ſolche Abmattung, daß ich ſelbſt glaubte, jetzt könnten wir nicht mehr weiter. Da kamen einige Bäume in Sicht, an denen wir uns orientirten; wir waren in der Nähe von Njambo's Dorf. Zwiſchen dieſen Bäumen und einer weitab ſichtbaren Gruppe zur Linken, da, wo unweit Njambo's des Räuberkönigs Dorf lag, mußten wir durch, uns dann noch mehr rechts, d. h. nach Südweſt halten, um zu den Lagunen und weiter zu der Inſel zu

kommen, auf welcher wir ausgesetzt waren, auf welcher aber auch wenigstens ein Boot in den Binsen geborgen lag. Unter den Bäumen sahen wir Hütten, einen der Viehposten Njambo's. Eine Frau kam von ihnen quer über unseren Pfad; sie trug ein riesiges Grasbündel, welches ihr Gesicht zumeist beschattete. Als sie das Bündel niederwarf, um auszuraften, erblickte sie uns 400 Schritte vor sich; ein Schrei und sie lief, so rasch sie konnte, gegen Njambo zu. Von jenen Hütten kamen Maschukulumbe, doch hielten sie sich in einer Entfernung von 500 Metern. In demselben Augenblicke waren mir diese Schwarzen das Gleichgiltigste auf der Welt, ich sah etwas ganz Anderes!

War es möglich? Ich sah einen Schildraben an einer etwa 300 Meter entfernten Stelle einfallen, war dort Wasser? Meine Begleiter blieben stehen, und Nunjani (Vögel) riefen sie durcheinander! Ja Vögel sind es. »Hasi meci«*, spricht Mapani und kaut an einer nassen Graswurzel, die er sich mit dem Bajonnette, das er nun trug, aus der Erde gegraben.

»Polocholo ischile«**, sprachen die Anderen. — »Na ja, meci, meci«*** und ich suchte dahin zu laufen, doch es ging nicht mit dem besten Willen. — »Ist es denn möglich, mein Gott, mein Gott,« so lispelte meine Frau, ihre Zunge und ihr Mund waren zu trocken, als daß sie noch laut hätte sprechen können.

Das alte Sprichwort: »Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten« hatte sich wieder bewahrheitet. Unsere Schritte beflügelten sich von selbst uud bald erreichten wir die Stelle. Es war eine Lache, das Wasser seicht und sehr warm, allein, was galt uns dies Alles, es war Wasser! Wir blieben hier volle 15 Minuten und verließen die Stelle, nachdem wir noch zuletzt unsere Füße gebadet, wie verjüngt. Als ich beim Abmarsche Umschau hielt, ob wir nicht verfolgt würden, sah ich, wie Maschukulumbe, über einen Kilometer weit weg auf den Bäumen hockend, unser Thun und Treiben verfolgten.

* Kein Wasser.

** Todtes Wild, Aas.

*** Nein, Wasser, Wasser.

Unter unsäglichen Schmerzen schleppten wir uns weiter, immer stiller und stumpfer vor uns hinstarrend, wie Menschen, die nichts mehr zu hoffen haben. Doch näher und näher kamen wir an das Ende der Brandstelle. Weithin im Südsüdosten zeigte ein einzelner höherer Baum uns an, daß wir uns in der Höhe von Diluka befanden.

Die begründete Aussicht, noch gegen Abend den Luenge zu erreichen, gab uns wieder neue Kraft. — So hatten wir gegen vier Uhr die Brandstelle überschritten und kamen auf liegendes Riesengras, das, als es noch jung und zart war, vor Monaten die Hochfluth niedergepreßt hatte und über welches wir nun, wie über einen weichen Polster hinwegschritten. Schon sahen wir auch in der Ferne die Bodenerhebung mit den hohen und schattigen Sykomoren von Bosango, die uns als Wegweiser dienten, auf sie zu nahmen wir den kürzesten Weg, quer über die Ebene gegen die alte Landungsstelle. Objecte, die wir auf den ersten Blick für Menschen hielten, entpuppten sich als Wild (Zebra und Letschwe-, Puku-Wasserantilopen), welches uns sogar bis auf hundert Schritte nahe kommen ließ, und doch durfte nicht gefeuert werden, wenn auch da noch schon beim Anblicke der Thiere ein förmlicher Heißhunger meine Schwarzen überfiel. Kein Schuß durfte weder diesseits des Luenge, noch auch 20 bis 30 Kilometer jenseits des Stromes fallen, wenn wir lebend wieder das Südufer des Zambesi erreichen wollten.

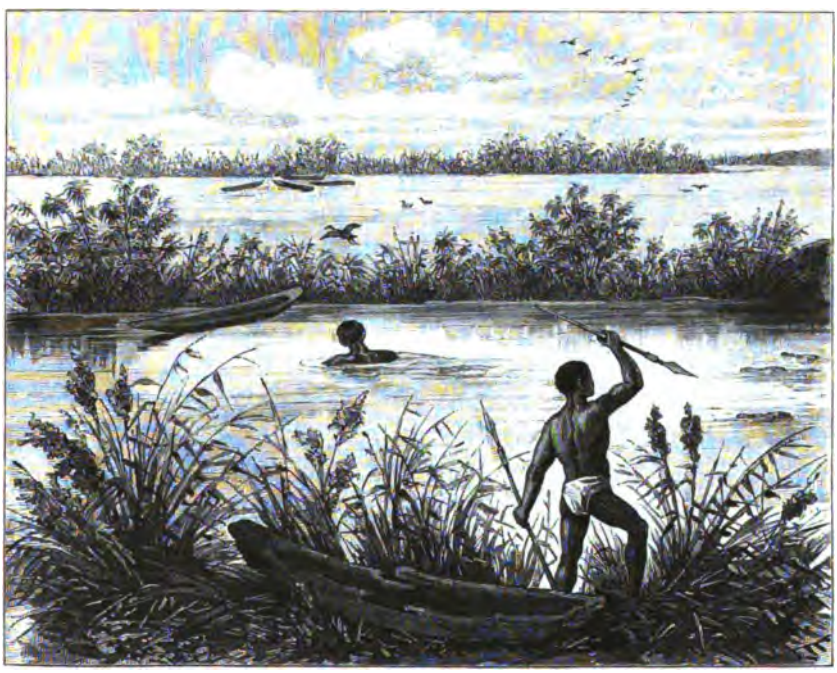
Gegen sechs Uhr kamen wir zu der ersten Lagune, wir überschritten sie, sowie auch die zweite an seichten Stellen. Weiter gingen wir nicht, da wir von dem scharfen Auge der Schwarzen von Bosango erspäht hätten werden können. Wir fanden bald ein Versteck, hinter dem wir ausruhten, bis die Nacht hereingebrochen war, welche unsere gefährliche Traversade über den Luenge schützen sollte. Als es endlich finster war, krochen wir auf Händen und Füßen durch das niedere Gras dem Luenge zu, erreichten auch richtig unsere alte Landungsstelle. Ein großer Ameisenhaufen in einem alten Maisfelde diente uns als Deckung, um die letzten hundert Schritte zum Ufer zurückzulegen. Hier ruhten wir abermals aus, und ich sandte einen Mann ab- und aufwärts, um nach einem Kahne zu fahnden, dann suchten wir in dem Maisfelde nach alten Maiskolben,

ohne leider einen einzigen finden zu können. Dafür fand ich ein eigroßes Stück einer halbverfaulten Kürbisschale. Welch' ein glücklicher Fund! Auf kleine Stückchen wurde er zerschnitten und jeder genoß einen Viertelbissen — mit dem größten Behagen und dem Wunsche nach mehr! Während wir so da saßen und mit Wasser unsere Füße netzten, bildeten naturgemäß die reichen Erlebnisse des heutigen Tages den Gesprächsstoff. Wir mußten uns fast gegenseitig vergewissern, daß das, was unmöglich schien, dennoch gelungen, daß wir lebend am Ufer des Luenge standen. Bald brachten meine Schwarzen auch die frohe Kunde, daß sie auf der nächsten Insel ein Boot erspäht hätten. Sie wiesen auf die Stelle. Ich erkannte sie wohl. Ja, das war eben jene Insel, dort die Stelle, wo wir sie mit den Lasten am Rücken gekreuzt hatten. Dort am Ufer der Insel, ans Land gezogen, lag ein kleiner Nachen, ein höchstens $2^1/_2$ Meter langer, schmaler, ausgehöhlter Baumstamm, eine Nußschale, von deren Besitz aber unser Leben abhing.

Nun war die Frage, wie sollten wir den kostbaren Nachen in die Hand bekommen? — Ja, am Tage wäre ein Floß aus Rohr in etwa dreißig Minuten fertig gewesen, doch in der Nacht konnten wir die Sumpfstellen, wo das nächste Rohr wuchs, nicht aufsuchen. Ich rief meine Schwarzen an mich, sprach zu ihnen lange und bot ihnen drei Decken an, zahlbar am Zambesi, wenn einer, der Krokodile ungeachtet, den Muth hätte, hinüber zu schwimmen und das Boot zu bringen. Lange dauerten ihre Berathungen, bis sich endlich Muschemani und Siroko in die Fluth warfen; allein einer von ihnen stieß sofort am Ufer mit dem Fuße an ein Krokodil; im Nu waren sie wieder aus dem Wasser, und keiner zeigte mehr Muth, den Versuch zu wagen.

»Geht ihr nicht, so muß ich gehen. Ich gehe — allein ich weiß auch wohl, daß, wenn mich die Krokodile erfassen, von euch keiner den Zambesi erreicht. Was seid ihr ohne den Führer? Ihr habt euch meinen Befehlen am heutigen Tage gefügt und der Ausführung derselben habt ihr euer Leben zu danken! Meine weiße Haut ersehen die Krokodile weithin, eure schwarze vermögen sie nicht so leicht in der Dunkelheit zu erkennen.«

Doch Alle ſchwiegen, jedem war die eigene Haut zu lieb, als daß er ſie der Geſammtheit geopfert hätte. Winkelriednaturen waren eben meine Schwarzen nicht. Da verſuchte ich es mit der Leidenſchaft, mit der Gewinnſucht, deren Gewalt ja über die Menſchen aller Hautfarben ſo groß und gewaltig ſein ſoll. Ich bot dem Kühnen, der es wagen würde,



Monohela's Wagniß.

die Muskete, die Mapani trug. Sogleich ſchlug der Marutſe Monohela ein; langſam und leiſe glitt ſein dunkler Körper in die Fluth. Gedrängt ſtanden wir alle am Ufer, Mapani mit hocherhobener Lanze, die Krokodile abzuwehren. Unſere Herzen ſchlugen hörbar. Von dieſer Heldenthat hing unſer Leben ab. Ward dieſer Kühne von einem Krokodile erfaßt, dann wagte es keiner der Schwarzen mehr, dann mußte ich mich opfern! Keiner von uns ſprach ein Wort, allein, kaum daß ſich der Mann der Fluth anvertraut hatte, ſanken wir Europäer alle, und die Schwarzen um uns — ſie thaten es, weil ſie es uns thun ſahen — auf die Knie und ſandten

ein warm-, tiefempfundenes Gebet aus der beklemmten Bruſt zu den Sternen empor. Wir baten, es möge dieſem Kühnen unſere Rettung gelingen. Und unſer Gebet wurde erhört, unſer gütiger Stern, der uns ſchon ſo mancher Gefahr entriſſen, leuchtete wieder auf. — Monohela hat das Ufer erreicht, iſt ſchon im Beſitze des Bootes.

Fekete's und Leeb's Unfall.

Als ich ſpäter die Schwarzen frug, warum ſie neben uns niedergekniet waren, da meinte Jonas mit niedergeſchlagenem Blicke: »Baß, Mapani war es, der ſagte: »Sehet, unſere Herren ſprechen zu ihrem Njambe*, kommt ſprechen wir mit, wie ſie. Der Gott dieſer Weißen iſt gewaltig, er wird helfen.«

Monohela hatte ſich ins Boot geſchwungen, allein, da er kein Ruder oder eine Stange hatte, ſo drehte ſich das Boot im Kreiſe herum, bis ihm Mapani den Rath gab, wie er die Hände als Ruder erfolgreich gebrauchen

* Gottheit (unſichtbare) nach dem Glauben der Marutſe.

könne. Bald ſtand er in unſerer Mitte. — Wir begrüßten ihn herzlich, doch leiſe, um Alles zu verhüten, was uns den Maſchukulumbe verrathen würde, obwohl ich ſicher zu ſein glaubte, daß dieſe Siebenſchläfer nach Sonnenuntergang ihre Hütten nur bei ganz außergewöhnlichem Lärmen verlaſſen würden.

Raſt auf der Sumpfinſel im Luenge.

Ich wollte nun mit Hilfe des kleinen Bootes uns alle an das jenſeitige Ufer ſchaffen, einen nach dem anderen. Fekete ſollte Fährmann ſein. Allein ſchon der erſte Verſuch, Leeb hinüberzuſchaffen, mißlang. Das Boot war zu klein, zwei Menſchen zu faſſen. Leeb und Fekete fielen ins Waſſer, zum Glücke noch an einer ſeichten Uferſtelle. — Wir mußten ein größeres Boot haben, ſolche gab es aber nur jenſeits des Fluſſes, wo ſie die Eingeborenen in den Binſen verſteckt hielten. Ich bot Mapani das Doppelgewehr, welches Jonas trug, wenn er mit dem Boote über den Fluß fahren möchte und das größte von den Booten brächte, die im Schilf-

dickichte lagen. Mapani machte ſich ſofort an die Arbeit; er hatte ſich ſchnell mit Hilfe des Haubajonettes ein Ruder zurecht gemacht und ſtieß bald vom Ufer ab, froh, ſich ſo leicht ein zweites Gewehr verdienen zu können. Wir lagen ſtill am Ufer und horchten geſpannt in die immer dunkler werdende Nacht hinaus. Lange hörten wir nichts, als das Spielen der Krokodile, doch plötzlich vernahmen wir ein anderes Plätſchern an der Spitze der Inſel.

Wir wußten, was es bedeutete, Mapani war zurückgekehrt, und zwar mit einem Boote, das zwei Menſchen zu tragen vermochte. In erſtaunlich kurzer Zeit waren wir nun der Reihe nach auf die Inſel geſchafft, welche wir raſch zu Fuß durchquerten, während das Boot um dieſelbe herumgerudert wurde.

Doch als wir den zweiten, viel breiteren Arm des Luenge überſetzen wollten, trat unſerer Flucht ein neues Hinderniß entgegen. Wir ſollten den bitteren Kelch der Prüfungen an dieſem Tage bis zur Neige leeren. Schon ſeit einer Stunde waren ſchwere Wolken aufgeſtiegen, welche die Sterne verdunkelt hatten, allein, als wir eben die Inſel verlaſſen wollten, brach ein Sturm los, der es unmöglich machte, mit einem Boote, wie wir es zur Verfügung hatten, den breiten Luenge zu traverſiren, und zwar ſo oft zu traverſiren, bis wir alle am Südufer waren. Die Wellen hätten wohl bei der erſten Fahrt die Nußſchale, welche kaum fünf Centimeter aus dem Waſſer ragte, verſchlungen. Ich wußte, daß ſolche Stürme zum Glücke nicht lange andauerten, es war etwa neun Uhr, mithin konnten wir einige Stunden zuwarten und zur Erholung benützen.

Wir legten uns diesſeits des großen Termitenhügels, der am Waſſerrande auf der Inſel ſtand und da die Nacht froſtig war, entſchloſſen wir uns, Feuer zu machen und bald loderte ein breites, wenn auch nicht hoch aufſchlagendes Feuer, um nicht die Aufmerkſamkeit der Maſchukulumbe am jenſeitigen Ufer auf uns zu lenken — eine wahre Wohlthat für uns alle, beſonders für Leeb und Fekete, welche durch das Umſchlagen des Bootes vollkommen durchnäßt waren.

Mapani, Jonas und Maruma wachten, ich kauerte mich zum Feuer nieder und war bald eingeſchlummert. Auch meine Frau wachte,

ſo lange ich ſchlief und ließ ſich von den Schwarzen kalte Umſchläge auf ihre Füße appliciren. Etwa gegen eilf Uhr wurde ich munter und übernahm nun ſelbſt die Wache.

Laut ſchlugen die Wellen an das Ufer und pfeifend ſauſte der Sturm durch das Thal. Ueber uns der weite Himmel pechſchwarz, noch immer kein Sternlein zu erſchauen; ſollte der Sturm anhalten? Und wenn er

Flucht über den Luenge.

nicht bis Mitternacht nachgelaſſen hätte, ſo wären wir alle verloren geweſen; wir hatten noch viel zu leiſten, bevor die Sonne aufging; denn mindeſtens zwei Stunden brauchten wir, um über den Fluß zu kommen; dann eine Stunde für den Weg durch die Sümpfe, bevor wir Boſango erreichten, dann folgte ein halbſtündiger Umweg um das Doppeldorf, und endlich waren noch gegen ſechs Kilometer darüber hinaus zu marſchiren; dies Alles war aber in dieſer Nacht zu vollbringen, bevor der Tag graute.

Unſere Rettung hing davon ab, Boſango unbemerkt zu paſſiren, damit die Eingebornen nicht ahnten, daß wir den Luenge überſchritten hätten und uns die Verfolger am nächſten Tage nicht ſüdlich, ſondern immer noch nördlich des Fluſſes ſuchen ſollten.

Recht qualvoll wurde mir und meinen Begleitern dieſe vorletzte Stunde des zweiten Auguſt, der für uns um 1 Uhr Morgens begonnen hatte. Sollte uns, nachdem wir ſoviel gekämpft und erſtritten, die Rettung im letzten Momente verſagt ſein?

Noch immer ſchlugen die Wellen brauſend an das ſchlüpfrige Ufer doch wir durften uns nicht abhalten laſſen. — »Mapani, vorwärts!« — »Baß, ich kann nicht.« — »Mapani, wir müſſen hinüber.« — Endlich bewog ich ihn doch, zu fahren. Er nahm bei der erſten lebensgefährlichen Fahrt Monohela mit einem Feuerbrande mit, um dieſen am jenſeitigen Ufer als Wegweiſer niederzulegen. — Wie geſpannt wir lauſchten! Endlich kam er zurück, berichtete aber, daß er fürchte, das Boot müſſe bei einer der Fahrten umſchlagen! — »Baß, ſoll todtgehen!«

Ich nahm Sidamojo, Carabiner und die Tagebücher mit mir, küßte meine Frau, wechſelte noch einen Händedruck mit Fekete und Leeb, und wir ſchieden ohne Thränen; vielleicht ſehen wir uns wieder, doch vielleicht iſt dieſer Händedruck auch der letzte! Ich mußte mich ins Boot auf den Boden legen, um die Tiefe zu beſchweren; laut plätſcherten die Wogen und brachen ſich an der nichtigen Schale; noch auf lange hin, nahezu bis zur Mitte des Stromes hörte ich den Abſchiedsgruß meiner Frau! — Gottlob, wir landeten. Ich gab ein Zeichen mit dem Feuerbrand, daß ich gelandet.

Es war genau Mitternacht, als ich das Südufer des Luenge betrat.

Der zweite Auguſt 1886, jener Tag, an welchem das Schickſal uns furchtbare Erlebniſſe beſchieden hatte, war zu Ende!

XXV.

Vom Luenge bis zur südlichen Maschukulumbegrenze.

Mapani bringt Alle über den Strom. — Die letzte Nacht am Luenge. — Aufbruch durch die Sümpfe gegen Bosango. — Im Palmenwalde. — Das zweite Nachtlager im Südluenge-Gebiete der Maschukulumbe. — Nächtliche Löwenbesuche. — Das letzte Maschukulumbedorf. — Leiden meiner Frau. — Die drei Matakaträger, gewesene Diebe und Räuber, erweisen sich nun als Samaritaner. — Eine erfolgreiche Gnujagd. — Ueber der Grenze. — Eintägige Rast. — Zurück am Moniekofluſſe. — Tsetsefliegen in Masse. — Meine Frau in großer Gefahr. — Den Nachstellungen der Maschukulumbe glücklich entronnen.

Mapani ruderte wieder dem Nordufer zu, ich ging auf und nieder, ließ den kleinen Hund Daisy, den ich mitgenommen hatte, das Schilf nach wilden Thieren oder etwa versteckten Maschukulumbe absuchen; doch das Thier huschte lautlos hin und her und bald fühlte ich mich ganz sicher. Ich unterhielt das kleine Feuerchen, den Leitstern in stockfinsterer Nacht, und horchte mit Anstrengung aller Nerven auf ein Zeichen, welches mir die Ankunft des Bootes verriethe. Lange Zeit hörte ich nichts, als das Wiehern der vorsichtigen Zebrahengste, welche unser geheimnißvolles Treiben wohl merkten, und das Heulen des Sturmes. Endlich hörte ich das Plätschern des Ruders und bald brachte das kleine Fahrzeug meine Frau an das rettende Ufer, welches sie an einer seichten Stelle anfuhr. Ich half ihr aus dem Boote und wiederum fuhr der nichtige Kahn hinüber und es gelang Mapani einen der Genossen nach dem andern herüberzubringen, was nach und nach auch leichter möglich wurde, da sich der

Sturm zu legen begann. Es mochte drei Uhr Morgens sein, als wir endlich, alle auf dem Südufer stehend, uns die Hände reichten.

Ein großer Schritt für unsere Rettung war gethan, doch diese selbst lag noch in weiter Ferne. Viel mußte noch geschehen, viel gelitten, viel ertragen werden, bevor wir das große Wort »Gerettet« ausrufen konnten.

Kaum war der letzte Mann zur Stelle, so verwischten wir die Spuren unserer Anwesenheit, wir ebneten die Binsen, löschten das Feuer, warfen die Kohlen ins Wasser, und verließen dann den Luenge, an welchen sich für uns nur traurige Erinnerungen knüpfen. Beim Zuge nach Norden wollten uns verrätherische Träger hier hinmorden; der Rückzug über diesen Strom bildete die gefährlichste Stromfahrt meines Lebens. Und doch verließen wir ihn, nun nach Süden ziehend, gehobenen Herzens, denn hinter uns lag der erste und schwerste Theil unserer Flucht.

Der Marsch, welchen wir am 3. August 1886 antraten, begann sofort mit Schwierigkeiten, da die Thalebene drei Kilometer weit, bis an das Doppeldorf Bosango-Kasenga abgebrannt worden und es sehr schwer war, auf der ganz schwarzen Fläche die ebenfalls dunkeln Moorpfade zu erkennen. Ich überließ die Führung in der finsteren Nacht meinen Schwarzen, deren Orientirungstalent sich auch diesmal, wie so oft, glänzend bewährte. In solchen Fällen thut der Weiße wohl immer am besten, sich dem Instincte der Naturmenschen anzuvertrauen.

Ich wählte Mapani als Führer und gab ihm Kondongo und Moruma als Beiräthe. Ich selbst bestimmte nur die Stellen, die ich erreichen wollte. Mapani entwarf auch sofort am Luenge seine Route, die er mir in Kürze vortrug:

»Herr, der vielen Sümpfe und Lagunen am Flusse halber, dürfen wir nicht lange hier im Luengethale herumirren, sondern müssen gleich auf Bosango-Kasenga losgehen, dabei den kurzen Pfad benützen, der direct dahin führt. Etwa 400 Schritte diesseits des Doppeldorfes schwenken wir dann nach links (östlich) ab, um Kasenga zu umgehen, halten uns dann südsüdwestlich, um jenen Pfad zu streifen, der direct von Kaboramanda hieher führt. — Wir sind nicht auf unserer Rückkehr zu Dir, über M'Beza und Kaboramanda gegangen, das wäre ein Umweg, den Dich

Mo-Panza's Leute geführt; ich glaube den kürzesten Weg wieder zu finden, der direct von Bosango-Kasenga nach Mo-Panza führt, ohne die beiden, eben genannten Dörfer zu berühren, die dann zur Linken (östlich) liegen bleiben.«

Ich stimmte bei und so setzten wir uns denn in Bewegung. Mit der ihnen eigenen staunenswerthen Fertigkeit, verlorene Pfade wieder aufzunehmen und kaum sichtbare trefflich zu verfolgen, schritten meine Schwarzen zwischen den Lagunen und Sümpfen, und zwar trotz der wunden Füße relativ rüstig dahin. Wir hatten Alle während der Nacht unsere Füße fleißig gebadet, die Kühle der Nacht, sowie das Wasser hatten unsere Schmerzen etwas gelindert, so, daß wir alle anfangs so ziemlich tapfer darauf losmarschirten, doch war diese Freude von keiner langen Dauer. Denn wie schon erwähnt, war der trockene Pflanzenwuchs der Thalsohle durch einen Brand vernichtet worden, so daß uns bald wieder die Grasstoppeln die kaum verklebten Wunden aufrissen und an sumpfigen Stellen der Morast in dieselben eindrang. Wir waren noch nicht weit gegangen, als das Stechen und Brennen vom Neuem losging. Förmlich lautlos verfolgten wir den Pfad, dabei war die Nacht so dunkel, daß die Schwarzen, sehr oft nur mit den Füßen tastend, den Pfad verfolgen konnten.

Als wir so, jeder seinen Schmerz verbeißend, dahinhumpelten, wurden wir plötzlich durch eine unerklärliche Lichterscheinung mitten in der Finsterniß nicht wenig aufgeregt. Wir erblickten nämlich in einer kurzen Entfernung vor uns, bald hinter oder neben uns etwas Weißes, das sich rasch hin und herbewegte. Wir hielten im Marsche inne und im selben Momente hemmte auch jener weiße Fleck seine Bewegung; dann kam er langsam auf uns zu, immer näher und näher, da erst erkannten wir, daß es die weiße Quaste unseres treuen Daisy gewesen, der in seinem steten Eifer die nächste Umgebung abjagte, während der zweite Hund mit seinen wunden Fußballen sich hart am Pfade an den Letzten von uns hielt. Wir erreichten glücklich die Stelle, wo Kasenga lag, bogen ab, umkreisten das Dorf und schritten dann in gebückter Stellung bis 300 Meter über dasselbe hinaus, bis wir den nach Kaboramanda führenden Weg

erreicht hatten. Dieser Pfad war nun leichter zu verfolgen, da er sich durch weißen Sandboden dahin schlängelte und von der schwarzen Brandfläche deutlich unterschied.

Der Tag graute bereits, als wir den Kaboramandapfad verließen und jetzt direct in der Richtung nach Mo-Ponde marschirten, oder besser gesagt, forthinkten. Ich war sehr dafür, eine kurze Rast zu halten, hatte aber doch meine Bedenken dagegen. Wohl meinten die Schwarzen, daß wir an keine Maschukulumbedörfer mehr kämen und nichts mehr zu fürchten hätten; allein, wenn sie sich in dieser Voraussetzung irrten, wenn doch vielleicht in dem dichten Lateritbultwalde einige Dörfer lägen und wir in der Dunkelheit mitten unter die Gehöfte geriethen? Wohl sind die Maschukulumbe Langschläfer, allein — ihre Hunde wachen! — Wohl hatte ich momentan von diesen Dorfbewohnern, denen die Ursache unserer plötzlichen Rückkehr unbekannt war, nichts zu befürchten, allein ein anderer Umstand fiel hier schwer ins Gewicht, von dem unsere Rettung nicht minder abhing, als von den Manövern des vorigen Tages! Am 2. August lautete die ordre de bataille: »Unbedingt bis zur Nacht den Luenge zu erreichen, denselben in der Nacht zu überschreiten und bis zum Morgen des anbrechenden Tages bereits außerhalb der Machtsphäre von Bosango-Kasenga zu sein!« Und dies war eben nun erreicht! Die Ordre aber für diesen Tag, den 3. August, war: »Unbeobachtet so weit als möglich nach Süden zu eilen, damit wir der Fama zuvorkämen, wenn wir auch da und dort, ein Maschukulumbedorf erreichend, auf unschlüssige, mit unserer Situation nicht bekannte Feinde stoßen würden!

War das gestrige Ziel nur nach Bewältigung sinnlich übermenschlicher Anstrengungen erreicht worden, so war das heutige nicht minder schwierig, denn es schloß die Bedingung in sich: »uns so rasch wie möglich« vorwärts zu bewegen, welche Bedingung an und für sich leicht erscheinen mag, für uns aber aus drei Gründen fast unausführbar wurde. Die Gründe waren:

Der Zustand unserer wunden Füße, die allgemeine Abmattung und der Hunger, endlich meine Unbekanntschaft mit der Gegend. Der Pfad, den

wir eben benützten, war der nächste, welcher nach Mo-Panza führte; meine Schwarzen waren denselben damals, als sie zu mir zurückkehrten, gegangen, allein, eben deshalb wußten wir auch, daß auf diesem Wege ein Maschukulumbedorf lag, welches wir in einem weiten Bogen umgehen mußten, um dann den Pfad wieder südwärts zu verfolgen.

Um also das mit dem Ueberschreiten des Luenge gewonnene Terrain und die durch die Operationen des gestrigen Tages errungenen Vortheile wohl ausnützen zu können, entschloß ich mich, erst nachdem wir mehr als fünf Kilometer über Kasenga hinaus zurückgelegt hatten, anderthalb Stunden zu rasten und bei vollem Tageslichte unseren Marsch wieder aufzunehmen. Diese kurze Rast war Allen willkommen. Der Vorsicht halber machten wir nur ein kleines Feuerchen an und da wir über die Brandstelle bereits hinaus und in ein mit hohem trockenem Grase bedecktes Wald-Terrain gekommen waren, schnitten unsere Schwarzen rasch mit ihren Lanzen so viel Gras ab, um für meine Frau ein Lager zu bereiten; kaum war dies geschehen, als auch schon alle bis auf mich und Leeb, die wir die Wache auf uns genommen, in festem Schlafe lagen. Der Wald war so dicht und wir befanden uns zudem in einer Niederung, so daß wir selbst bei zunehmendem Tageslicht keine gute Umschau zu halten vermochten. Schon dachte ich, daß wir jeder menschlichen Behausung ferne seien und daß ich den Schlafenden noch eine Stunde Ruhe gönnen könnte, als ein schwacher Hahnenschrei zu unseren Ohren drang. Im Nu hatten wir alle geweckt und einige Minuten später waren wir schon wieder im Marschiren.

Nur zu bald stießen wir auf mehrere sich kreuzende Pfade, fanden hier frische Menschen- und Hundespuren (vom vorigen Abend), welche aus ihrer Richtung auf ein Gehöft zur Linken (östlich) schließen ließen. Wir bogen nach rechts ab und zogen nun unter größter Vorsicht weiter. Der Weg ging durch einen außerordentlich dichten, oft nur schwer passirbaren Niederwald. Wir marschirten so, daß wir Weiße in der Mitte gingen, während zwei Schwarze die Avantgarde, zwei ein linkes, zwei andere ein rechtes, seitwärts marschirendes Deckungs-Detachement bildeten. Diese alle erhielten den Auftrag, daß sie uns stets in Sicht behalten müßten,

um uns durch Zeichen und die ihnen bereits bekannten Pfiffe und Signale über ihre Beobachtungen in Kenntniß zu setzen. So kamen wir an einen Lateritbultwald, kreuzten hier mehrere ziemlich ausgetretene Pfade und auch zahlreiche Spuren von Rindern. Diese vielen Pfade machten uns irre, und die Folge davon war, daß wir oben in dem Lateritbulwalde mit einemmale zwischen einige Gehöfte geriethen. — Nun galt es, die größte Vorsicht anzuwenden. — Ich rief alle Leute an mich heran, und wir

Meine Frau bricht vor Erschöpfung zusammen.

schlichen immer nur einige Schritte voran, hielten dann inne und lauschten — erst nachdem wir nichts Verdächtiges vernommen, gingen wir langsam wieder einige Schritte vorwärts. Vorsichtig wurden die Gebüsche auseinandergebogen, nachdem zuvor noch der Pfad von trockenen Zweigen und Blättern gereinigt wurde. Stellenweise kamen uns in diesem dichten Gehölze die Pfade der Rinder zugute, welche dasselbe nach allen Richtungen durchkreuzten.

Die Maschukulumbelangschläfer hatten wir nicht zu fürchten, umsomehr aber ihre vierfüßigen Wächter. — Außerdem mußten wir noch

befürchten, daß unſere Hunde das Gebell der fremden aufnehmen und uns verrathen würden; darum ließ ich von einem Buſche Baſt abreißen

Nächtlicher Löwenbeſuch.

und an demſelben, wie an einer Schnur, die Hunde führen; zugleich gab ich den Schwarzen, welche die Hunde führten, den Befehl, auf dieſelben wohl Acht zu geben und ihnen ſofort das Maul zuzuhalten, ſowie ſie bei

dem Gebelle der fremden Hunde die Ohren spitzen würden, um auf diese Weise ein verrätherisches Bellen zu verhindern. Oft krochen wir nur auf Händen und Füßen dahin, und als wir aus einem der Gehöfte Stimmen vernahmen, schlichen wir rasch vorwärts, um uns in dem Momente, wo das Gespräch aufhörte, auf die Erde zu legen, bis das Gespräch wieder begann. — Endlich etwa gegen 8 Uhr morgens stiegen wir den Lateritbult herab und kamen auf mehrere nach Süden führende Pfade. Wir wählten den westlichsten davon, um möglichst schnell Kaboramanda zu erreichen.

Anderthalb Stunden schritten wir, zumeist unter schattigen Mimosen, dahin, mußten jedoch der steigenden Schmerzen halber einigemale rasten. An einer dieser Raststellen, an einem Wasserloche, das uns sehr zu statten kam, stießen wir auf eine starke Kakatombeheerde*; die Thiere waren sehr zutraulich, so daß meine Leute, denen ich selbstverständlich verboten hatte, zu schießen, mit den Lanzen ein Kalb tödten wollten. Ich ließ aber auch dieses nicht zu, da trotz unseres Hungers ein Tödten des Thieres nutzlos war, weil wir so rasch wie möglich vorwärts kommen mußten und an ein Braten des Fleisches nicht denken konnten.

Je weiter wir gingen, desto unerträglicher wurde der Marsch, desto häufiger mußten wir rasten, desto lauter wurden unsere Klagen; Hunger, Müdigkeit, Schmerzen und eine durch unseren fieberischen Zustand erzeugte Abgeschlagenheit kämpften mit dem Selbsterhaltungstriebe und unserer Energie einen Kampf auf Leben und Tod.

Gegen Mittag betraten wir einen Palmenwald, nach unserer Meinung jenen von Kaboramanda.

Das süßliche Fleisch der Fruchtschale der Palmenfrüchte vermochte jedoch unseren Hunger nicht zu stillen, da die meisten Früchte noch unreif waren und uns mehr schadeten als nützten. Kaboramanda hatten wir am Rückwege am meisten unter allen den Maschukulumbe-Fürstensitzen zu fürchten, und das Unglück wollte, daß gerade in diesem Palmenwalde meine arme Frau schließlich, von den furchtbaren Schmerzen in den wunden Füßen übermannt, niedersank und sich nicht mehr von der Stelle

* Hartebeest-Antilopen.

zu rühren vermochte. Die Bandage um ihre Füße war längst von dem harten, trockenen Grase und den Baumwurzeln im Walde unbrauchbar geworden, und so vermochte sie, ohne Hülle an den Füßen, kaum mehr einen Schritt zu machen. Ich riß wieder Fetzen von meiner Jacke herunter; auch ein Hemd mußte herhalten, um rasch Bandagen für Alle daraus zu machen.

Jener Moment, als meine arme Frau halbtodt hinsank, um, wie sie zu fühlen glaubte, zu sterben, wird mir ewig gleich furchtbar vor der Seele stehen; es war die traurigste Episode während des ganzen so schrecklichen Rückzuges. Noch immer klingt mir ihr Verzweiflungsrufen in den Ohren.

»Ich kann nicht mehr; Gott ist mein Zeuge! Ich kann nicht mehr! Herr, sei Du mir gnädig!« — »Rosa, bitte, zwinge Dich, nur noch eine halbe Stunde, nur noch einen halben Kilometer weit, um aus Kaboramandas Nähe zu kommen! — Sieh' unsere Füße, sieh' meine und die Fekete's an; wir haben dieselben Schmerzen, aber es muß sein, wenn wir uns retten wollen. Mapani, Marumo, kommt alle, ihr müßt meine Frau tragen.« — »Herr, wir wollen, können aber nicht, sieh' die Wunden an unseren Füßen!« — Endlich hatte ich die Füße meiner Frau mit den Fetzen meiner Jacke umwunden und brachte sie wieder auf die Beine. Ich und Fekete stützten sie derart, daß wir sie eigentlich trugen, doch sie klagte und weinte, die Schmerzen, welche sie nun schon bald 24 Stunden niederkämpfte, waren zu viel, selbst für dieses heroische Weib! — »Nein, laßt mich hier sterben, gehet allein weiter und sucht euch zu retten, die Grenze ist wohl schon nahe. An mir liegt nichts; nur Du, Emil, rette Dich und Deine Forschungen. Ich kann nicht mehr weiter; ich bitte Euch, laßt mich nieder, o, laßt mich liegen!« — »Nein, nie und nimmer — tragen können wir Dich wohl nicht, nur noch einige hundert Schritte, bitte, zwinge Dich, und dann kannst Du längere Zeit rasten!« — »Nein, ich kann nicht. Gehet nur, rettet Euch, und lasset mir meinen Winchester, ich weiß, was ich zu thun habe, wenn es zum Aeußersten kommt.« Diese Klagerufe, dieser Heroismus zerrissen uns Männern das Herz. Sie zu verlassen, daran dachte natürlich Keiner.

Weiche Wäschelappen wurden zusammengelegt und ihre Füße nochmals umwunden, darüber ein Stück Jacke gethan und das Ganze mit Palmblattfasern umbunden; so trugen und zogen wir sie dahin, bis es bergab ging in ein Thal, wo sich frisches, kurzes, aber weiches Gras befand; damit daß der harte, holperige, sonnendurchglühte Weg überwunden war, war alles gewonnen. Meine Frau vermochte auf dem weichen Rasen bald wieder aufzutreten; freilich mußte anfangs noch alle hundert Schritte gerastet werden; bei der eintretenden Spätnachmittagssonne konnte sie sich sogar wieder allein vorwärts bewegen. Die Kühle des Abends brachte uns allen Erleichterung, dafür begann aber der Hunger immer ärger und ärger zu nagen. Wir tröfteten uns damit, daß die Grenze und mit ihr die Sicherheit nicht mehr ferne sei, und schlichen, stumm duldend, immer südwärts, freilich nicht mehr in geschlossener Reihe. Ich, meine Frau, Leeb und Mapani, letzterer als Wegweiser, voran; weit hinten nach hinkte Fekete; die übrigen aber hatten sich rechts und links zerstreut, das heißt sie gingen an den Abhängen des Thales entlang und suchten Früchte und eßbare Samen, um unseren Hunger zu stillen. Jeden halben Kilometer wurde eine längere Rast gemacht und dann kam einer oder der andere der Schwarzen humpelnd heran, um uns etwas von dem, was er und seine Genossen Eßbares gefunden, zu bringen.

Das Thal, durch welches wir so mühsam dahinzogen, wurde weiter; schon sahen wir in der Ferne eine mit Palmen geschmückte Kesselandschaft, welche wir für den südlich von Kaboramanda liegenden Palmenwald ansahen, und uns schon freuten, der Erlösung so nahe zu sein. — Da, bei einer Wendung des Pfades erblickten wir Maschukulumbehütten über uns und zur Linken. Bald erkannten wir zu unserem Entsetzen, daß wir höchstens fünf Kilometer von Kaboramanda entfernt sein konnten, denn das Dorf, vor dem wir standen, gehörte dazu, es war der westliche Wachtposten dieses Fürstensitzes. Die Müdigkeit und Sonnenhitze ließ uns den zurückgelegten Weg einfach viel länger erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Wir hatten Kaboramanda wohl umgangen, befanden uns aber noch immer in seinem Bannkreise. Diese Entdeckung zerstörte die schönen Träume von einem Nachtlager unter den Palmen. Unerbittlich hieß uns das grausame

Geschick weiterziehen und zu wandern, so lange uns die kranken Beine trugen. Unter den furchtbarsten Schmerzen, über schlechte Wegstellen auf allen Vieren kriechend, legten wir bis zur Nacht noch weitere drei Kilometer zurück, um endlich am Rande eines kleinen, aber dichten Dorngebüsches und einer seichten Binsenlache zu übernachten. Da wir keine Axt besaßen, suchten wir die dornigen Aeste abzubrechen, um einen Verhau zu machen, doch wir hatten nicht mehr die nöthige Kraft dazu. Nach und nach kamen alle Diener heran. Mit den Lanzenspitzen wurde Gras abgeschnitten, welches uns theils als Lager, theils als Decke dienen sollte, denn es begann kalt zu werden; ja gegen neun Uhr froren wir schon ganz erbärmlich; wir hatten zwei kleine Feuer angezündet, an dem einen lagen wir vier Europäer und die zwei kleinen Hunde, an dem anderen die Schwarzen. Trotz der Müdigkeit vermochten wir — ganz ausgehungert — vor Kälte nicht einzuschlafen, darum ließ ich zwischen je zweien von uns ein Feuer anzünden, um uns besser erwärmen zu können.

Unser ganzer Lagerschutz gegen wilde Thiere bestand in jener Nacht darin, daß wir den Kopf unter einen Dornstrauch legten und auch die Wache entsprach nicht so ganz dem Marsche in Feindesland.

Meine Schwarzen waren bald eingeschlafen, und als ich erst etwas Wärme fühlte, war es auch um meine Wachsamkeit geschehen und wir schliefen alle — ohne Wache! So ruhten wir bis zum Sonnenaufgang, nahezu acht Stunden einzig unter Gottes Schutz. Doch diese Rast und die Kälte der Nacht thaten den wunden Füßen so wohl, daß wir, förmlich gestärkt, früh unser Lager verließen. Nur das Aufstehen selber ging schwer. Die Schwarzen mußten unseren ganz steifen Beinen zu Hilfe kommen. — Nachdem wir aber einige Schritte gethan, ging es besser. Freilich das Frühstück entfiel auch diesen Morgen, wie tags vorher, alle Mahlzeiten.

»Bald sind wir über der Grenze,« meinte Mapani, »und dann können wir schon ein Stück Wild erlegen, dann gibt es keinen Hunger mehr!« Wir hatten kaum einige Schritte auf unserem Pfade zurückgelegt, als der voranschreitende Marumo einen Schrei ausstieß, und auf einige kahle Bodenstellen zur Rechten und zur Linken wies. — Hinzugekommen, sahen wir vollkommen frische, riesige Löwenspuren. Der Löwe hatte uns

wohl gewittert, wohl auch während der Nacht aus nächster Nähe in Augenschein genommen, war dann denselben Weg, den er gekommen, wieder zurückgekehrt, ohne uns gestört, ohne uns ein Leid angethan zu haben. Mapani war gleich zur Stelle und gab sofort seine Meinung ab. Anderthalb Stunden später fanden wir diese seine Erklärung vollinhaltlich bestätigt. — »Seht,« sagte er, »dieser Löwe war nicht hungrig, sonst hätte er sich einen von uns ausgesucht und davongetragen. Dieser Löwe hatte jedenfalls erst gestern ein Stück Wild getödtet, sonst hätte er frisches Menschenfleisch vorgezogen. Der Löwe ist zu den Ueberresten seines erbeuteten Wildes zurückgekehrt, um sie gänzlich zu vertilgen, und zu unserem Glücke war er allein, und zwar ein Löwe, nicht eine Löwin, denn letztere tödtet oft aus Muthwillen, auch wenn sie nicht hungrig ist.«

Nachdem wir anderthalb Stunden langsam emporgestiegen waren, signalisirten unsere Schwarzen fünf Maschukulumbehütten. Wir blieben auf diese Nachricht hin stehen, nur einige Schwarze wurden zur Recognoscirung ausgeschickt; sie kamen bald zurück; es wären nur drei Männer in dem Dörfchen anwesend, wie auch einige der von Mo-Panza her benützten Matokaträger. »Wir hätten nichts zu fürchten, im Gegentheile noch, wir müßten nur Revanche nehmen, die Maschukulumbe tödten und das Dorf plündern, so erheische es unser Hunger und das an uns verübte Verbrechen.«

»Ihr geht hinter uns, und Keiner rühre etwas an, sonst habt Ihr es zu bereuen. Nicht diese Maschukulumbe sind es, die uns Uebles angethan, warum sollen diese für die Verbrechen ihrer Stammesbrüder büßen.« Unsere Ankunft erregte unter den sechs Anwesenden großes Erstaunen, welches namentlich die drei Matoka deutlich an den Tag legten. Die Maschukulumbe waren sehr mißtrauisch und furchtsam, gaben aber doch meinen Schwarzen einige Nahrung; ich aber suchte nach etwas »Verkaufbarem«, und da meldete Leeb, daß er noch ein Halstuch trage, den einzigen Gegenstand dieser Art. — Für dieses Halstuch kauften wir uns etwa drei Liter Erdölnüsse als Nahrung, um selbe einige hundert Meter jenseits des Dorfes, welches den Namen Motokoro führte, zu genießen. Wir passirten rasch die wenigen, von Mais- und Kürbisfeldern umgebenen und im dichten Walde liegenden

Hütten. Voran ging meine Frau, weil sie aber am langsamsten marschirte, ging ich mit ihr, während die übrigen, die besser zu Fuße waren, noch etwas länger bei dem Feuer der Maschukulumbe rasteten. Meine Frau kam nur mühsam vorwärts, sie suchte ihren Schmerz zu bezwingen; allein eben hier auf einem abgeernteten Maisfelde wurden die Wunden wieder aufgerissen, so daß sie heftig zu bluten begannen. Die Schmerzen wurden unerträglich, und sie konnte dieselben nicht mehr niederkämpfen. Als ich sie anblickte, sah ich hell glänzende Thränen über ihre Wangen herabrieseln. In dem Momente passirten wir das Feuer vor einer Hütte; an demselben saßen einige meiner Diener, zwei Maschukulumbe und die drei Matoka. Ich erkannte in ihnen drei der Aergsten aus der Zahl jener von Mo-Panza gemietheten und dem Leser wohlbekannten Matokaträger, die uns auf dem Zuge nach Norden zweimal in Kaboramanda im Stiche lassen wollten, die bei Bosango-Kasenga die Maschukulumbe gegen uns aufgehetzt, die meine 19 Diener durch Ueberredung und Einschüchterung uns abtrünnig gemacht, sie zur Flucht bewogen hatten. Wenn Jemand aus der Zahl meiner Feinde auf dieser Reise eine Kugel verdient hätte, so waren es eben diese Schwarzen. Meine Hand zitterte, als ich an ihnen vorüberging. Sie stierten uns an, namentlich aber meine Frau. — Bei diesem unheimlichen Anglotzen wurde mir eigens zu Muthe. Mechanisch griff die Hand nach der schützenden Waffe, die ich seit Tagen nicht aus dem Arme gelassen. Doch ich beherrschte mich und ging weiter. Allein sie schienen nichts Böses im Sinne zu haben, sie warfen ihre Lanzen zur Erde und kamen uns nach. Ihr Auge verfolgte meine Frau und ihre Fußspur. — Was ist das, sehe ich recht? Ja, nur zu wohl, ihre Füße bluten, derart, daß jeder Schritt seine Spur auf dem Sande zurückläßt. Bevor ich noch heraneilen konnte, um ihre Füße besser zu umwinden, standen die Schwarzen vor uns, und, in die Hände klatschend, warfen sie sich auf die Erde! »Was wollt ihr?« — »Schangwe, Schangwe, Morena« klang es von ihren Lippen als Antwort zurück. — »Was wollt ihr, was ist Euer Begehr?« — »Herr, wir, die Kinder Mo-Panza's, grüßen Dich, wir haben vernommen, was Dich und Deine Frau und Deine Leute betroffen, und beklagen Dich und Dein Geschick. Herr, wir wollen Dir helfen!« —

»Ihr mir helfen?« — »Ja, sieh' Dein Weib, sie kann nicht weiter, sie wird Euch zur Last, Ihr seid noch im Gebiete der Maschukulumbe, ihre Lanzen schweben noch über Eurem Haupte, darum gestatte Herr, daß wir Dein Weib tragen!« — Ich traute meinen Ohren nicht, aber auch nicht den Matoka, an denen wir ja stets nur Böses erlebt, am wenigsten traute ihnen meine Frau, und so hinkten wir weiter und ließen sie stehen. Einen halben Kilometer weiter ab, kamen wir an ein Flüßchen. Hier rasteten wir, machten ein Feuer an, um die Erdölnüsse zu braten und zu rösten; da wurden wir abermals durch die Ankunft derselben drei Matoka überrascht. — »Herr, zwei der alten Hunde* aus jenem Dorfe drüben sind nach Eurem Abzuge aufgebrochen und nach Kaboramanda geeilt, um über Euch zu berichten. — Gefahr ist nahe, daß Ihr verfolgt werdet, darum gestatte doch, daß wir Deine Frau tragen, denn Ihr alle könnt rascher gehen, wie sie; sie kann keinen Tag hindurch mehr mit Euch Schritt halten.« — Nun mußte ich den Sprechern wohl glauben, obwohl ich mir diese Sinnesänderung psychologisch nicht erklären konnte. — »Ihr wollt wirklich meine Frau tragen?« — »Ja Herr, so ist es.« — »Rosa, Rosa, hörst Du denn, sie werden, sie wollen Dich« — doch mir versagte die Stimme. Ich hatte mich gebückt und suchte das Antlitz der armen Dulderin zu finden. Ihr Kopf lag an der Brust, sie schluchzte laut, doch diesmal schimmerte durch die Thränen ein Lächeln der Freude. Die furchtbare Qual des Gehens sollte wenigstens einige Stunden für sie enden.

»Doch hört ihr Leute, ich habe nichts, um Eure Mühe zu entlohnen, nicht einmal mehr ein Tuch.«** — »Nein Herr, wir wollen keine Bezahlung, so lange wir es vermögen, tragen wir Deine Frau, jedenfalls aber über die Grenze.«

Ich konnte, der Wahrheit entsprechend, dem freundlichen Leser bisher von den Matoka nicht viel Rühmliches berichten. Das Samaritanerwerk, welches drei Vertreter des Stammes, sonst böse, wilde Gesellen, jetzt an meiner Frau vollbrachten, söhnte mich nicht nur mit ihm aus, es zeigte mir auch, daß im Innersten aller Menschen ein Gefühlsresiduum

* Maschukulumbe.

** Ein Sacktuch gilt dort so viel, daß man dafür eine feiste Ziege kaufen könnte.

Im Palmenwalde von Kaboramanda.

wohne, welches, angestimmt, auch den Barbaren zu edlen und solchen Thaten, die wir ethische nennen, treibt. Diese Gefühlsfähigkeit läßt mich auch an die Erziehungsfähigkeit der Naturvölker glauben.

Die Matoka machten sich sofort ans Werk; sie schnitten mit ihren Lanzen ein Bäumchen zur Tragstange ab und sammelten Palmblätter; ein gegerbtes Ochsenfell, das dem einen als Mantel für die kalten Nächte diente, bildete die eigentliche Hängematte. Meine Frau wurde auf dieselbe gelegt, dann wurde sie in die Haut eingewickelt und mittelst der Blätterrippen einer Palme förmlich an die Tragstange angebunden. Wir halfen den Trägern die Bürde zu schultern und vorwärts ging es, so rasch, daß ich nur mit genauer Noth nachzuhinken vermochte. Einer der Matoka hatte von einem meiner entlaufenen Diener einen unserer großen Stiefel geschenkt erhalten, ich bekam denselben zurück, und so konnte ich an jenem Tage einen Stiefel benützen, während der andere wunde Fuß in einen Lappen gewickelt blieb. Unser Weg führte durch Wälder und über Lichtungen, alle 7—800 Meter rasteten die zwei wackeren Träger, während der dritte Mann, der schwächste von ihnen, ihre Waffen, Nahrungsmittel und ihren Kochtopf nachschleppte. Weit hinter uns blieben die Meinigen zurück, erst gegen das Ende des Marsches, als die beiden Träger müde zu werden begannen und längere Rasten machen mußten, kamen jene näher und näher heran, bis sie uns endlich einen Kilometer vor der Lagerstelle einholten.

Der Saum eines Gehölzes, am Rande eines Plateaus gegen ein liebliches Thal, dessen Flüßchen sich in den Monjeko ergießt, wurde mir als die übliche Grenze der Maschukulumbe bezeichnet. Die Träger wählten einen zwei Kilometer jenseits des Flüßchens in einem dichten Walde liegenden Ort als die Lagerstelle für die Nacht. So hatten wir denn die rettende Grenze erreicht. Wie es möglich war, all das zu leisten, was wir geleistet, war uns selber nicht verständlich, und wird uns nie verständlich werden. Vor allem dankten wir Gott, daß wir gerettet, schien es doch, daß unser guter Stern noch über uns wache, schien doch die Sendung der weichherzigen Matokaträger wie ein Wunder. Wir freuten uns dessen, aber nicht minder freuten wir uns vor allem der Aussicht, nun endlich nach drei Tagen des ärgsten Fastens wieder Fleisch zu er-

halten. Wir waren außer dem Bereiche der Maſchukulumbe, konnten alſo wieder ſchießen.

Dieſes Thal mit ſeinen Baumgruppen war eines der wildreichſten, das ich je geſehen. Das erſte Wild, was ich erblickte, waren einige geſtreifte Gnus; von einem Termitenbau gedeckt, ſchlich ich vorwärts, feuerte und verwundete einen Gnuſtier. Nach dieſer kleinen Jagdepiſode hinkte ich

Gnujagd an der Maſchukulumbegrenze.

meiner Karawane nach, welche unterdeſſen den Lagerplatz an dem klaren Flüßchen unter hohen Bäumen erreicht hatte. Ich mußte mich des einen Stiefels entledigen, da mein geſchwollener Fuß ſich in demſelben wie in einer Eiſenhülle fühlte. — Sofort eilte ich auf meine Frau zu, welche ſich in der improviſirten Hängematte nicht ſehr wohl gefühlt, aber Gott und den Matoka dankte, daß ſie nicht mehr zu marſchiren brauchte. Wir machten es uns nun im Lager bequem. Ich ſchickte Mapani mit einigen Leuten das Gnu hereinzubringen. Daß den Abgeſandten alle Zurückbleibenden die höchſte Eile auf die Seele banden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, denn das Gefühl des Hungers war für uns alle geradezu unerträglich geworden.

Während wir Gras für die Lagerstätten richteten und ein Feuer in Brand brachten, kamen die Schwarzen mit dem Gnustier heran; bald war er zerlegt und meine Leute brieten einzelne Fleischpartien am Kohlenfeuer. Wir hatten keine Geduld, halbgar begannen wir es zu essen. Dieses harte Stierfleisch, welches wohl nie recht weich geworden wäre, lag uns aber im Magen und regte das Fieber wieder an. Während wir so saßen und über die Zähigkeit des Gnufleisches gelehrt sprachen, entpuppte sich Mapani mit einemmale als geheimer Vatel oder sonstiger Kochkünstler. Er grub ein ziemlich tiefes Loch in die Erde, brannte dieses mit einem tüchtigen Feuer aus, füllte es dann mit Asche und Kohle, warf darauf den Kopf des Thieres sammt Haut und Haar hinein, deckte ihn mit einer Aschenschichte, auf welcher er ein gelindes Kohlenfeuer unterhielt. So dunstete er diesen Gnukopf die ganze Nacht. Am nächsten Morgen genossen wir einen saftigen, schmackhaften Braten, »tête de Gnu«, der nur den einen Fehler des »zu wenig« hatte. Das Fleisch an dem Schädel reichte für vier Menschen nach zwei Fasttagen nicht aus. Was hätten wir für einen Topf nicht gegeben, um darin eine Fleischbrühe kochen zu können? Meine Schwarzen und die drei Matoka aßen an dem gewöhnlichen Gnufleische die ganze Nacht hindurch, und den folgenden Tag, so daß zum zweiten Tage kaum 10 Kilo Fleisch übriggeblieben waren, obwol der Gnustier die Größe eines erwachsenen Esels hatte.

Programmäßig hätten wir am Morgen des 5. August weiter südwärts gehen sollen; allein meine, sowie Fekete's Füße waren an diesem Morgen so verschlimmert, daß wir keinen Schritt zu gehen vermochten, und deshalb entschloß ich mich, möge kommen was da wolle, diesen einen Tag Rast zu halten. Durch das Tragen fühlte wohl meine Frau ihre Wunden weniger schmerzhaft, aber als sie den Versuch machte, einige Schritte zu gehen, traten derartige heftige Schmerzen ein, daß sie mit einem Schrei in die Knie sank und auf ihr ärmliches Graslager gelegt werden mußte. Die entzündeten Gelenke und Sehnen waren eben über Nacht ganz steif geworden. Diesen Rasttag, auf den wir uns seit drei Tagen freuten, ging es uns nicht gut; es kam, wie man in Wien sagt, die Müdigkeit und der Schmerz erst heraus. Ich und Leeb hatten auch etwas Fieber. Jene

Diener, die noch besser »hinken« konnten, mußte ich nochmals auf die Jagd aussenden. Der Rest der Schwarzen saß den ganzen Tag am Flusse und ließ die wunden Füße im kühlen Naß baden. Fekete ließ sich von Mapani aus der Gnuhaut Sandalen machen und gewöhnte sich derart an dieselben, daß er sie bis an den Zambesi trug. — Ich versuchte es auch mehrmals mit den Sandalen, allein ich konnte mich nicht daran gewöhnen und ging lieber baarfuß oder mit Fetzen um die Füße gewunden. Der Rasttag, sowie die wiedergewonnene Nahrung hatten uns körperlich, das Gefühl der Sicherheit psychisch außerordentlich gestärkt.

Am folgenden Morgen machten wir uns zeitig auf den Weg. Die ersten Schritte wollten auch an diesem Tage noch nicht so recht gelingen, allein bald kam ich in »Schwung« und konnte vorausgehen, um wo möglich ein Stück Wild zu erlegen. Leeb und die Schwarzen übernahmen die Bewachung meiner Frau, welche wieder, in ihre originelle Hängematte eingebunden, von den zwei Matoka getragen wurde. Ich traf bald eine so zahlreiche Elandantilopenheerde, wie noch nie zuvor, mindestens 70 Thiere; dennoch war es mir nicht möglich, näher heranzukommen, und auf eine große Entfernung wollte ich nicht schießen, einerseits, weil ich in Folge der Strapazen zitterte, anderseits, weil mir in unserer Lage um jede Patrone viel zu leid war. Je weiter ich ging, desto langsamer wurden meine Schritte, ich mußte mich der Fetzen an den Füßen entledigen, denn meine Ferſen waren blutig gelaufen und schmerzten heftig. Trotzdem ich langsam ging, kam mir keiner der Meinen nach, was mich mit Besorgniß erfüllte; doch da mir früh beim Ausmarsche berichtet worden, daß das Dorf Masosa ganz nahe wäre, ging ich voran, in der Hoffnung, es bald zu erreichen und womöglich bei diesen Matoka für drei bis vier leere Patronenhülsen Milch zu kaufen. — Mein Weg führte ununterbrochen durch den an seinem Ostrande vom Monjekofluſſe umspülten Lateritbultwald, welcher seines Büffelreichthums wegen bei den Matoka und Maschukulumbe wohl bekannt ist. In meiner Verfassung lag mir nichts ferner, als der Wunsch, einer Büffelheerde zu begegnen; ich war nicht schußsicher, und fehlte ich, so war ich ganz außer Stande, rasch einen Baum zu erklettern, um mich vor den Angriffen eines angeschossenen

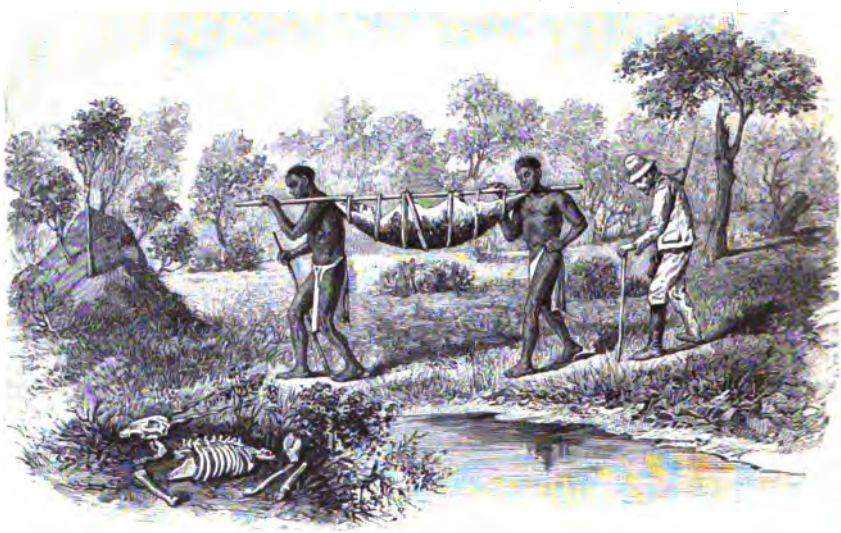
Büffels zu retten. Zum Glücke schienen auch die Büffel keine Sehnsucht nach mir zu haben, und so blieben wir uns ferne; dafür traf ich aber auf Kakatombe. Als ich diesen schönen Thieren nachblickte, sprang, laut blöckend, ein Kakatombekälbchen so nahe bei mir auf und lief so komisch im Zick-Zack hin und her, daß ich, in seine Betrachtung versunken, zu feuern vergaß, bis es mir entschwand; vergebens mahnte dann der Hunger, — es war zu spät.

Als wir ein Stück weiter marschirt waren, begann sich der Boden nach Osten und Süden zu senken, ich vermuthete den Südostbogen des Monjeko in der Nähe und täuschte mich auch nicht. Ueber 17 Kilometer lang war dieser Marsch gewesen. Ich war etwa um halb sechs Uhr früh ausgegangen und es mochte etwa zwei Uhr sein, als ich den Monjeko und bald darauf das kleine Dorf an seinem Süd- (rechten) Ufer erreichte. Noch nirgends hatte ich so viele Tsetsefliegen beobachtet, wie hier. Als ich mich unten am Monjekofluſſe — er floß nur sehr schwach — niederließ und meine Füße in der klaren Fluth badete, fand ich kaum Zeit, die Tsetsefliegen von dem armen Daisy, der diesmal mit mir gelaufen war, abzuwehren. Daß Daisy den Stichen der Tsetse nicht erlag, hat wohl seinen Grund darin, daß er früher am Limpopo dreimal mit Strychnin vergiftetes Fleisch gefressen hatte. Unter einer hohen Mimose warf ich mich in den Schatten und gab mich meinen Gedanken hin, bald kamen die Dorfbewohner und glotzten mich verwundert an. Ich wartete nicht lange, so kamen die ersten meiner Leute in Sicht, dann die anderen, nur meine Frau kam nicht. Als ich immer besorgter in meine Leute drang, was geschehen sei, antworteten diese, daß die Matoka mit meiner Frau so langsam vorwärts gekommen, daß sie voraus gegangen wären; die Matoka und meine Frau würden wohl auch bald nachkommen. Nicht nur ich war wüthend über dieses Vorgehen, sondern auch die Eingebornen des Dorfes begannen meine Schwarzen zu schimpfen, wie sie angesichts der vielen Löwen und Büffel, die jenen Wald unsicher machten, die zwei Träger mit meiner Frau allein lassen konnten. Um nicht noch von ihnen geschlagen zu werden, eilten einige meiner Schwarzen zurück, und konnten eben noch den erschöpften Matoka beim Ueberschreiten der tiefen und steilen Fluß-

mulde helfen. Endlich war meine Frau, die aus der Hängematte förmlich herausgeschnürt wurde, bei uns. Nun aber begann sie und die beiden Matoka, die sie trugen, über meine Leute herzufallen, und mit vollem Rechte. Namentlich die zwei Träger zeigten sich über das Verhalten meiner Diener sehr böse, sie hätten bei ihnen bleiben und ihnen wenigstens beim Ueberschreiten der Regenmulden helfen sollen. — Das Betragen meiner Schwarzen hatte auch zur Folge, daß die zwei Matoka, welche meine Frau während der zwei Tage im Ganzen 34 Kilometer weit getragen hatten, sie die letzten 18 Kilometer — so weit war der Weg noch bis zu Mo-Panza — nicht mehr tragen wollten.

Nachdem wir die beiden schreienden und schimpfenden Matoka halbwegs beruhigt hatten, kam erst meine Frau zu Worte und berichtete vor allem, welche Angst sie auf dieser Strecke ausgestanden. Plötzlich hätten sie die Schwarzen auf die Erde gelegt und wären davongelaufen. Minute auf Minute verrann, sie kamen nicht; da durchzuckte meine Frau der Gedanke, daß man sie im Stiche gelassen, sie einfach weggeworfen hätte. Da erst wurde ihr mit einemmale klar, daß sie sich allein ja gar nicht aus der Hängematte befreien konnte, kurz, sie kam in furchtbare Aufregung, begann zu schreien und zu weinen. Sie konnte sich auch nicht beruhigen, als nach einer endlosen halben Stunde die Träger zu ihr zurückkehrten. — Diese waren einfach hungrig geworden, wußten in der Nähe jener Stelle einige, abseits im Walde liegende Fruchtbäume, welche wohlschmeckende Früchte trugen, und waren dahin gelaufen, um sich diese zu holen. Sie waren über die Aufregung meiner Frau sehr erstaunt, ja sie machten ihr Vorwürfe, daß sie ihnen mißtraut hätte. Später gestanden sie wohl beschämt ein, daß meine Frau in Anbetracht der vielen Büffel und Löwen, welche jene Waldpartie bewohnten, in höchster Lebensgefahr gewesen sei. Ich muß es aber immer wiederholen, die größere Schuld traf meine Schwarzen. Uebrigens überwand das Gefühl der Rettung und Sicherheit auch bald diesen Schmerz, und wir ließen es uns in dem Dorfe, wo wir über Nacht blieben, wohl geschehen. Ich selbst bereitete aus dem weichsten Grase, das die Matokafrauen mir brachten, für die arme Dulderin ein Lager. Man schenkte uns Milch, Erdölnüsse und kalte Polenta, leider

hatte ich nichts, um es dieſen Guten zu vergelten. Sie aber wunderten ſich immer nnd immer wieder, daß es uns nicht nur gelungen war, das Maſchukulumbegebiet bis zur Nordgrenze, bis Maſſangu zu durchziehen, ſondern auch, trotz aller Feindſeligkeiten der Bewohner, lebend das Land wieder zu verlaſſen, ſie ſelbſt hätten es nie gewagt, unter die Maſchukulumbe zu gehen.



Meine Frau von Matoka getragen.

XXVI.

Rückreise durch die Matoka-Gebiete.

Vom Masosa-Dorfe bis zum Makalaka-Inquisi.

Ankunft bei Mo-Panza. — Nächtlicher Hyänenbesuch. — Marsch nach dem Süden. — Neue Begleitung. — Der Marsch am 10. August. — Schöne Gebirgsscenerie. — Zahlreiche Matokadörfer und zahlreiches Wild. — Allein auf dem Wege. — Das Djesadorf und widerwärtiges Betragen meiner Schwarzen. — Das Wild im Kessel des Makalaka-Inquisi. — Häufigkeit der Löwen bei Mala. — Die Geschichte des Schädels einer Löwin. — Ein fetter Bissen. — Büffelheerden. — Das Brackthal. — Der Makalaka-Inquisi. — Rasttag. — Schwere Fieberanfälle. — Die Bewohner von Mala wandern aus.

Am 7. August brachen wir zeitlich von Masosa auf und kamen am Nachmittage nach Mo'Mponde, Mo-Panza's Gehöft. Auf diesem Theile des Marsches erkannte ich so recht, daß der gefährlichste Feind des Menschen der Mensch selbst ist, denn obwohl wir schußbereit gegen Löwen und Büffel einhermarschirten, so war unser Herz so leicht, seit wir vom Menschen nichts mehr zu fürchten hatten. Der Weg, den wir zogen, war derselbe, wie bei unserem Nordmarsche. Abenteuer erlebten wir glücklicherweise an diesem Tage keine, so daß unser Gemüth nach den furchtbaren Aufregungen der letzten Tage wirklich zur Ruhe gekommen war, als wir die Feldmarken des uns früher so freundlich gesinnten Mo-Panza betraten. Hier wollten wir einige Tage ausruhen, um die Wunden an unseren Füßen ausheilen zu lassen, kurz, hier sollte die flüchtige, ausgeplünderte Expedition wieder etwas in Stand gesetzt werden.

Doch die Situation hatte sich zu unsern Ungunsten verändert; der greise Mo-Panza war uns noch immer wohlgesinnt, doch sein intriganter Bruder, dessen ich schon früher Erwähnung that, fiel nun mit Erfolg über die armen, halbnackten Weißen her und brachte es dahin, daß uns auch Mo-Panza nicht unterstützte, und so wären wir wohl hungernd von ihm gegangen, wenn nicht ein alter Häuptling sich unser angenommen und so den König bewogen hätte, uns etwas Korn und für meine Leute einen Topf Bier zu geben. Der wohlwollende Unterhäuptling selbst aber gab uns 20 Kilo Mais, einen alten Topf und einen hölzernen Löffel, damit wir wenigstens das Wildfleisch und das Korn kochen könnten. Ich suchte von Mo-Panza einige Seltenheiten der Handarbeiten der Matoka zu erstehen, und versprach sie ihm am Zambesi, wohin er mir einen Boten nachsenden sollte, sehr gut in Kattun auszubezahlen. Es waren zumeist seltene Objecte, als: Spießpfeifen mit den anhängenden Feuerzangen, Kopfschmuck aus Samen, Früchten, Elfenbein und Vogelfedern gefertigt, ein Schild aus Gnuhaut, schöne Dachapfeifen, Holzschüsseln und Thontöpfe 2c. 2c. Mo-Panza hatte schon eingewilligt, als sein Bruder diese Gelegenheit ergriff, mir ein Gewehr abzupressen, nur gegen diese ihm seinerzeit schon verweigerte Bezahlung sollte ich die Raritäten haben, worauf ich natürlicher Weise nicht einging. In Folge dieser Behandlung wollte ich gleich am folgenden Tage Mo-Panza verlassen, doch wurde ich von den Meinen mit Rücksicht auf meinen durch das Fieber verursachten Schwächezustand überredet, noch einen Tag zu bleiben, was ich auch that; und es war gut, daß ich geblieben, denn ein sehr heftiger Anfall hatte mich noch in der Nacht und am nächsten Morgen heimgesucht, so daß ich zum Gehen ganz untauglich gewesen wäre.

Doch den folgenden Tag hieß es weiter; ja noch mehr. Nachdem bei Mo-Panza kein Bleiben war und das Fieber für uns, da wir kein Medicament mehr hatten, bald eine ebenso arge Gefahr als die Maschukulumbe werden mußte, gab es kein Bedenken mehr, wir mußten den ganzen Operationsplan ändern, und in Eilmärschen (soweit bei Fieberschütteln und eiternden Wunden an den Füßen von Eile geredet werden kann) den Zambesi aufsuchen.

Das wichtigste Ereigniß bei dem Aufenthalte in Mo'Mponde war das Antreffen des Restes meiner Deserteure. Sie getrauten sich nicht eher vor uns zu erscheinen, als bis der gute alte Unterhäuptling sie heranführte, für sie bat! Was sollte ich thun? Ihre Desertation, die Hauptschuld an unserem Unglück, hätte eine schwere Bestrafung gefordert, allein in unserer Situation war solch ein Vorgehen nicht anzurathen, war einfach ausgeschlossen. Ich hielt ihnen deshalb eine Mahnrede und verzieh; nur Boy, den Rädelsführer, wies ich von mir und hieß ihn, sich vor meinen Händen zu hüten, sonst jage ich ihm, dem Feigsten der Schufte, dem Haupturheber unserer schweren Heimsuchung, eine Kugel durch den Kopf. Ich nahm die Deserteure wieder in meine Dienste auf, doch nur bis an den Zambesi; ich mußte sie aufnehmen, um wenigstens Träger zu haben für den Fall schwerer Fieberrecidiven und für die Felle, die ich bis zum Zambesi noch zu erbeuten hoffte. Aus diesen Gründen war ich froh, diese eilf Träger, die ich gut kannte, und die ebenso gegen Süden strebten wie ich, wieder bei mir zu haben.

Noch eines Vorfalles während unseres Aufenthaltes bei Mo-Panza muß ich übrigens gedenken, bevor ich mit demselben hier abschließe.

Schon in der ersten Nacht besuchte uns das Hyänenpaar, welches allnächtlich das Gehöft, verschiedener Kochabfälle oder auch junger Ziegen wegen, umschwärmte. Als Fekete am Morgen die ihm von einem der Deserteure geschenkten Feldschuhe suchte, da fand er, daß sie ihm in der Nacht von den Füßen gefallen waren. Auf einem ruhte der Fuß, den fand er, der zweite fehlte; wir neckten ihn, daß ihm die Hyäne den andern vom Fuße gezogen habe!

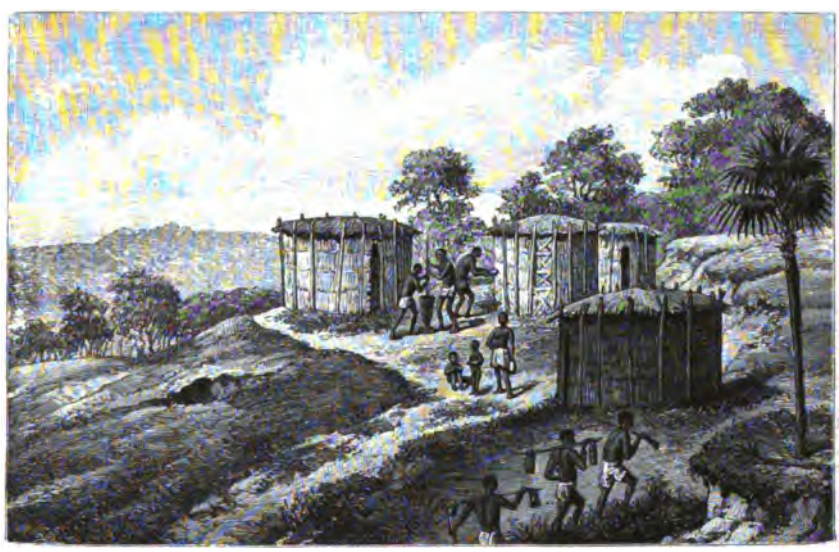
Da der Schuh nicht zu finden war, glaubten wir zuletzt selbst daran, daß die Hyäne den Schuh genommen, und ich bedeutete Fekete, in der nächsten Nacht wohl auf der Hut zu sein und dabei ein interessantes Fell, das erste auf der Rückreise, für die Sammlung zu gewinnen. Die bei Mo-Panza gebliebenen Deserteure waren alle beschuht: wir hatten diesen Dienern auf der Nordtour wohl abgetragene, aber immer noch gute Schuhe geschenkt, sie waren in denselben geflohen und nun gaben sie einigen von uns, da wir so schlecht mit unseren Füßen bestellt waren,

die Schuhe zurück. Meiner Frau wurden ein Paar mit Fetzen weich ausgepolstert, so daß sie doch wieder auftreten konnte.

Die Nacht kam, wir hatten alle Fieberanfälle am Tage gehabt, waren matt geworden und so in einen festen Schlaf verfallen; auch Fekete war krank, doch er blieb wach und plötzlich wurden wir auch durch einen Schuß aus dem Schlafe gerüttelt. Die Hyäne kam bis in unser Lager und Fekete hatte ihr beim Verlassen desselben das Rückgrat mit seiner Kugel zerschmettert; da sie sich noch davonzuschleppen versuchte, so stieß ich ihr einen Speer in den Hals, was ihr rasch den Garaus gab. Das war eine aufregende Scene. Hell schien der Mond, als unser Lager so in Kriegsbereitschaft trat und die heulende Hyäne von Allen mit Spießen, Gewehren und Prügeln verfolgt wurde. Das Matokadorf kam auch in Aufruhr, dachten doch die Leute, es hätten die Maschukulumbe einen Angriff gewagt, und wir wären mit ihnen im Kampfe begriffen; um so freudiger waren sie gestimmt, als sie hörten, wir hätten eine der seit Jahren das Dorf Nacht für Nacht bedrohenden Hyänen getödtet. Das Thier wurde noch in selber Nacht abgehäutet, und am frühen Morgen schnitten wir seine Eingeweide auf; im Magen fand sich in vier Stücken zerrissen Fekete's Schuh, und so mußte sich mein Begleiter wieder eine Sandale schneiden lassen; übrigens mußten wir anderen auch unsere wiedergewonnenen europäischen Schuhe in eine Art Sandalen verwandeln; denn in Folge der zahlreichen Abscesse mußten wir seitwärts und oben an ihnen Löcher schneiden, weil wir das bloße Anliegen des Leders auf den Wunden nicht auszuhalten vermochten. Von allen den Schuhen haben zwei den Weg bis an den Zambesi ausgehalten; sie behielt ich als ein wohl nicht schönes, allein doch als ein Andenken an jenen gräßlichen Marsch von 20 Tagen, von Galulonga bis zur Tschobemündung.

Unser erster Marsch war gegen 16 Kilometer lang, führte durch ein niedriges, zerrissenes Hügelland, das in der ersten Hälfte einen Abfall nach Westen, in der zweiten einen solchen nach Osten zeigte. In der Mitte des Weges durchquerten wir das Thal und das hier stellenweise trockene Bett des N'Ongaflüßchens. — Wir kreuzten zahlreiche Spruits-Seitenthäler zu dem N'Ongathale, davon vier nennenswerthe am rechten Ufer, eine am linken

Ufer. Im sechsten Kilometer passirten wir ein verlassenes Dorf, im achten das eben im Bau begriffene Dorf Jankuba, im zehnten das Doppeldorf Tschambiqua und Kabanzi. — Hierauf marschirten wir gegen einen, quer gegen unseren Weg streichenden Höhenzug und schlugen an einem der Vorberge, in unmittelbarer Nähe des Kosoradörfchens unser Nachtlager auf. Die Gebirgsscenerie gestaltete sich pittoresk, über die schön bewaldeten Hügel ragten schöne Felspartien empor. Palmen umsäumten die umliegenden



Das im Bau begriffene Matokadorf Jankuba.

Dörfer, in denen mir sofort die veränderte Form der Hütten auffiel. — Als unsere Schwarzen die Matoka baten, uns etwas Nahrung zu geben, verweigerte man dies unter Spott und Hohn. Da wir sehr hungrig waren, aber auch hier noch nicht rasten und den uns von Mo-Panza geschenkten Mais kochen konnten, so lasen wir hie und da weggeworfene Abfälle von Kürbisschalen auf und »labten« uns daran, unsere zwei Hündchen aber kauten trockene Maiskörner. Es war dies der einzige Ort bis an den Zambesi, wo man uns nicht nur jeden Beistand verweigerte, sondern sich über unser Unglück noch lustig machte.

Ich wollte mehr denn 16 Kilometer an diesem Marschtage machen, doch vom neunten an kam das Fieber über mich, und obwohl ich meine Kräfte aufs äußerste anstrengte, konnte ich bald nur mehr schwer vorwärts, bis ich mich zuletzt führen lassen und endlich im 16. Kilometer für diesen Tag rasten mußte.

Kurze Zeit nachdem wir unser Nachtlager improvisirt hatten, wurden wir durch 16 Abgesandte Mo-Panza's überrascht, welche mit des Königs Botschaft kamen: sie kämen als Führer, uns die kürzesten Wege zu weisen, auch gingen sie mit uns, um bei mir am Zambesi oder bei einem andern Europäer Arbeit zu finden! Mir gefiel diese ganze Geschichte nicht. Wir konnten nicht irren, wozu dann diese Begleitung? Ich schöpfte Verdacht. Ich müßte für diese sechszehn bis zum Zambesi Wild schießen. Nein, das konnte ich nicht auf mich nehmen. Ich hatte ja nun alle die zwanzig Diener von früherher und wir vier Europäer, das gab schon genug zu schaffen. Ich schlief nicht, beobachtete jene sechszehn in der Nacht und sah sie im eifrigen Gespräch mit den Dorfbewohnern begriffen. Am folgenden Morgen schlossen sich auch noch sechs Männer aus dem Dorf uns an, ohne gerade für eine zweijährige Reise, d. h. um solange am Zambesi zu dienen, bis sie sich ein Gewehr verdient hätten, ausgerüstet zu sein. Nachdem ich noch einige meiner Diener über meine Vermuthungen belehrt, hieß ich die Fremden scharf beobachten, und der nächste Tag ergab nach und nach ein so belastendes Material gegen diese Menschen, daß mir nun ihre Absicht klar erschien und ich mich entschloß, sie mir so rasch wie möglich vom Halse zu schaffen. »Mo-Panza's Bruder hatte sie gesendet, um uns scheinbar zu begleiten, uns jedoch in der ersten besten Nacht zu überfallen, zu tödten und sich unserer Gewehre zu bemächtigen.« Während des Marsches rasteten wir mehrmals, und ich trieb sie durch meine Fragen in die Enge, bis mir endlich der ganze Anschlag vollkommen klar wurde. — »Wie konnte Euch Mo-Panza gehen lassen, er ist doch nicht sicher gegen die Maschukulumbe, er braucht ja seine Leute daheim?« — »Warum hat Euch Mo-Panza keine Nahrung mitgegeben auf den 20tägigen Marsch zum Zambesi, was er sonst immer thut, wenn er Leute dahinsendet? Wir sollen wegen Euch unsere Patronen

verpuffen, um Euch mit Wildfleisch zu nähren? Ja, glaubt ihr, ich sei so dumm, um dies zu thun? — Habe ich nicht früher mehrere eurer Kranken geheilt? Glaubt Ihr, daß ich als Njaka* nicht in Eure Herzen und in das Eures Häuptlings, der Euch gesendet, gesehen habe? Meine Molemo** dringt weit und bis in das Herz! Ja, nicht Mo-Panza, sondern sein Bruder, die schwarze Hyäne, hat euch gesendet!« — So sprach ich dann und wann und ich sah leider nur zu bald, daß ich Recht hatte. Um meinen Verdacht zu zerstreuen, überbot man sich in Freundlichkeiten und hatte für uns aus den zahlreichen Dörfern, die wir passirten, einige Kürbisschalen mit Hirse gefüllt im Namen Mo-Panza's für uns erworben; allein man warb auch fünf weitere Beihelfer für seinen Plan und so war mein Entschluß schon gegen das Ende unseres über 23 Kilometer langen Marsches des ersten Tages gefaßt; ich mußte diese Menschen noch vor Sonnenuntergang los werden. Ich fragte im Marsche in gleichgiltigem Tone, wo sich nach Süden hin*** Mo-Panza's letzte Unterthanen vorfinden. »Es sind jene, die wir soeben verlassen haben«, erhielt ich zur Antwort.

Nun, das war mir sehr gelegen. — »Und wer wohnt nach Süden? — »Auf eine weite Strecke Niemand, dann freie Matokahäuptlinge, nicht so mächtig als Mo-Panza.« — »Und wo wohnt Mosba?« — »Westlich!« — »Und wo Sietsetema?« — »Südwestlich.« — »Gut, das stimmt genau!« — Die Befragten schlugen vor, in der Nähe des letzten Dorfes, Siketa genannt, welches ganz auf der Wasserscheide lag und viele Fettschwanzschafe besaß, zu rasten. — »Nein, ich gehe weiter.«

Gottlob, keiner von uns Weißen hatte an diesem Tage einen Fieberanfall, und so ließ ich weiter gehen, um so weit wie möglich von dem letzten Dorfe wegzukommen, damit nicht bei einem etwaigen Ueberfalle die Räuber aus dem Dorfe Succurs holen könnten.

Wir hatten jene Höhenlandschaft, welche wir Tags zuvor zuerst erblickten — die Kosara-Höhen — passirt und stiegen in einen sehr schönen

* Njaka = Arzt = Zauberer.

** Molemo = Medizin = Gift = Zaubermittel = Amulet ꝛc. ꝛc.

*** In unserer Richtung.

Kessel hinab, der hie und da mit tropischer Vegetation geschmückt war, was die schöne Felsenscenerie, die, gleich alten Burgen, aus dem Thale senkrecht emporsteigenden Glimmerschieferfelsen nur noch interessanter erscheinen ließ. — Auch waren der Kessel selbst wie seine Seitenthäler sehr wildreich. Das Vorhandensein von Wasserantilopen machte mich staunen, da ich ringsum kein großes Gewässer erblickte.

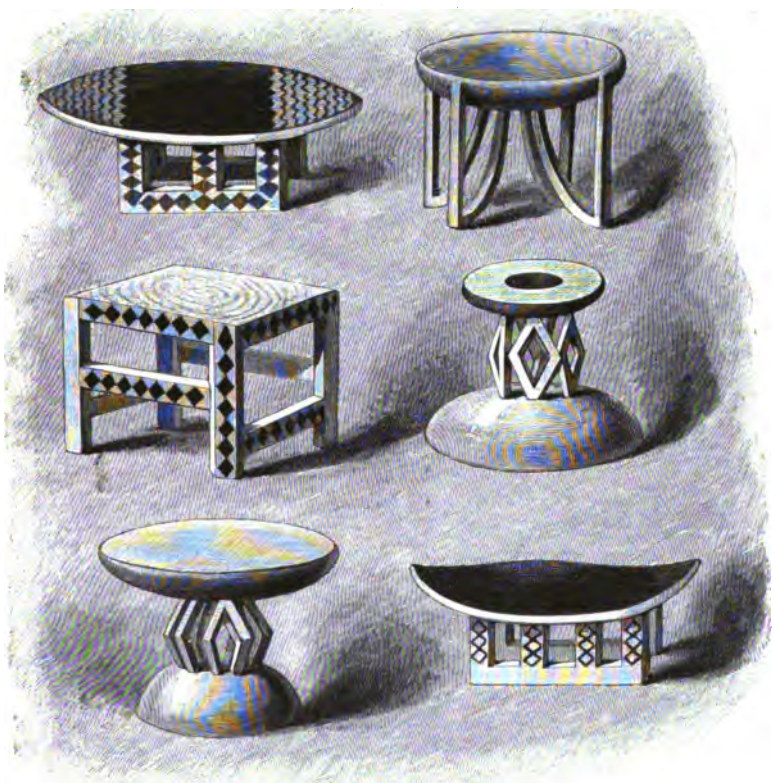
»In diesem Kessel,« so berichteten die Matoka, »hat Luanika—Leboschе, der Marutsekönig, viele Maschukulumbe erschlagen. Nachdem er ihnen 1882 die vielen Rinder geraubt, zog er nach Süden. Da wollten die Süd-Luenge—Maschukulumbe ihm die Beute entreißen. Sie vereinigten sich zu einer mehrere hundert Köpfe starken Schaar. — Hier in diesem Kessel hofften sie ihn festzuhalten. Doch der Kampf war zu ungleich. — Luanika hatte Gewehre, die Maschukulumbe blos Speere. Luanika ließ die Feinde bis auf Wurfspeerweite herankommen und dann auf sie feuern; sie fielen wie das Wild, und der König zog unbehelligt weiter. Wir durchkreuzten zahlreiche tiefe Thäler mit Spruits und lebenden Flüßchen — darunter fünf nennenswerthe — und jenseits der Höhen im Hügellande den großen N'Onga, den wir wohl etwas fließend fanden, dessen Wasser jedoch versiegen muß, da wir sein Bett Tags zuvor ohne einen fließenden Strahl durchkreuzt hatten. Wir passirten in der ersten Marschhälfte zahlreiche Matokadörfer.

Ich ging nun noch fünf Kilometer weiter, um, wie oben erwähnt, vom Dorfe wegzukommen, und suchte dann nach einer passenden Lagerstelle für die Nacht.

Wir fanden, was wir suchten, denn wir kamen aus dem hügeligen, bewaldeten Lande auf ein nach Ost, Süd und West abfallendes Plateau und schlugen an einer mit Gebüschen bewachsenen steilen Felsenbarrière, in der Nähe einer Spruit unser Lager auf. Bevor wir das improvisirte Lager bezogen, hätte ich noch gerne für einen kräftigen Abendimbiß gesorgt. Ich selbst jagte noch einen feisten Elandstier, ohne ihn jedoch zur Strecke zu bringen. Ich hatte Boy an diesem Tage schon gnädiger angesehen und ihm Leeb's Gewehr zu Jagdzwecken gegeben; allein auch ihm war an jenem Tage St. Hubertus nicht gewogen, obwohl wir sehr viel Wild,

namentlich Gnus, Kakatombe, Elande, Roen- und Rappenantilopen geſehen, Büffel, Hyänen und Löwen gehört hatten.

Unterdeſſen handelte es ſich darum, die mir ſo unliebſame Begleitung noch dieſen Abend definitiv abzuſchaffen. Unſere Situation war folgende:



Sitzgeräthe der Matoka.

Wir hatten in einer Felſenterraſſe unſer Lager aufgeſchlagen, in einer zweiten die 27 Matoka. Wir Europäer ſowie Mapani, Boy und Maruma, waren je mit einem Gewehre bewaffnet, darunter zwei Magazingewehre, eines mit vierzehn, das andere mit ſieben Patronen. So rückten wir vor die Felsbarrière, in deren Schutze jene Lager gemacht hatten, unſere Schwarzen mit ihren Lanzen bildeten das zweite Treffen. Ich ließ

Mapani als Dolmetsch sprechen: »Ihr seid als unsere Führer gekommen?« — »Ja, Herr!« — »Wo führt der Weg zu Sakasipa?« — Ihr wißt es nicht?« — Da sagte einer: »Nicht einmal die Bewohner des letzten Dorfes wissen es anzugeben!« — »Solcher Führer bedarf ich nicht. Ich dulde sie auch nicht in meiner Nähe; denn ich weiß gar wohl, daß ihr uns während der Nacht überfallen, ermorden und ausrauben wollt. — Darum dürft ihr nicht in unserer Nähe, sondern nur weit entfernt Euer Lager aufschlagen; morgen aber will ich keinen mehr von Euch sehen; sonst schieße ich jeden nieder, der sich mir naht!« — Keiner gab auch nur ein Wort zur Antwort. — »Hier ist die Hirse, die ihr in den letzten Dörfern für uns erbettelt habt, nehmt sie für euch als Nahrung!« — Einige begannen hierauf ihre Felle zu rollen, um sich reisefertig zu machen. — »Rasch, tummelt euch; bevor die Sonne untergeht, müßt ihr fort sein.« — Wir traten einige Schritte zurück — sie gingen gleichgiltig vorüber und wir ließen sie ziehen. Ich stellte Wachen auf, doch die Nacht verlief ganz ruhig — diese letzte Gefahr von Seite der Menschen war vorüber!

Am folgenden Tage passirten wir einige Spruits und ein Flüßchen, die alle nach Norden und Nordwesten strömten und wahrscheinlich dem im Moëbas Gebiet angetroffenen Flüßchen angehörten; später aber senkte sich der Boden nach Osten, wohin auch mehrere Spruits gingen, bis im zwanzigsten (letzten) Kilometer jener Reisestrecke wieder eine Spruit nach Westen zog, an der wir auch unser Lager aufschlugen. Wir passirten ein verlassenes Dorf, Protea- und Mimosengehölze und beobachteten Glimmerschiefer und Granit, beide Gesteine an den Elevationen von eisenhaltigen Conglomeraten, welche sich in den Thälern zu Raseneisenstein gestaltet hatten, überlagert. An diesem Tage stießen wir auch auf einen Trupp Matoka, der uns einen guten Pfad angab. Wir befanden uns nämlich an der Grenze zweier Matokagebiete östlich von Sietsetema. Am nächsten Tage sollten wir mehrere kleine Fürstensitze passiren, so daß uns diese Orientirung sehr werthvoll war. Dieser Marsch vom 11. August bleibt mir durch die großen Leiden unvergeßlich, welche meine Frau in Folge eines sehr heftigen Fieberanfalles zu ertragen hatte, deren ungeachtet sie mit uns Schritt halten mußte.

An diesem Tage warf unsere von der Tsetse gestochene Hündin Sydamojo (wenn auch Herr Blockley behauptete, das Thier sei, als in dem Bereiche der Tsetsefliege geboren, gefeit gegen den Stich dieses Insectes) ein einziges Junges und trug es sofort in eine verlassene Schakalhöhle; als wir am nächsten Morgen die Stelle verließen, folgte sie nach, mit dem Hündchen im Maule; ich ließ es von da an von den Schwarzen in einem alten Lederschurzfelle nachtragen.

Interessanter und weniger beschwerlich waren die beiden Märsche des nächsten Tages.

Wir hielten eine Mittagsrast im 11. und übernachteten im 22. Kilometer. Wir gingen zumeist in südsüdwestlicher Richtung, zuerst einen Abhang in einem Thale abwärts, bis wir die vom Djesaflüßchen nach Westen hin durchströmte Thalsohle erreichten. Dann ging es eine Anhöhe empor, auf deren Spitze das nur wenige Hütten zählende Dorf Djesa liegt. Auf diesem Wege gab es viel Wild, und Boy, der beste Jäger unter meinen Leuten, welchem ich mein Gewehr wieder gab, erlegte an diesem Tage einen Zebrahengst; für uns eine hocherfreuliche Beute; hatten wir doch seit dem vorhergehenden Tage derart Hunger gelitten, daß meine Schwarzen für sich Frösche fingen. Wir schleppten uns alle, müde und ich außerdem vom Fieber geschüttelt, die Anhöhe hinauf.

Als wir endlich Djesa erreichten, wo die Gehöfte der vielen Löwen wegen mit hohen Pfählen umsäumt waren, nahmen alle Bewohner schreiend Reißaus. Vergebens riefen wir ihnen zu, doch zu bleiben, wir thäten ihnen nichts zu leide. Die guten Leute sahen uns für die sich hier herumtreibende Rotte des aus Schescheke geflüchteten Marancian an und hatten so sehr Knall und Fall das Weite gesucht, daß wir noch einen Topf mit warmem Wildschweingericht vorfanden. Meine ausgehungerten Schwarzen fielen sofort darüber her; ich aber trieb sie mit Faustschlägen wieder hinweg; »Räuber und Diebe sind wir doch nicht geworden!« Noch schlechter aber kamen jene davon, welche sich in die Hütten geschlichen und dort Tabak und die ihnen für die Rückreise zweckdienlich erscheinenden Hausutensilien einzupacken begannen. Als die Dorfbewohner von Weitem sahen, daß wir sie nicht

beraubten, kamen die Männer heran und betrugen sich ganz freundlich, ja fast unterthänig.

Unterdessen kam Boy mit der Nachricht, daß er ein Zebra erlegt hätte. Das Jauchzen, welches meine hungernden Schwarzen in jenem Momente ausstießen, hättest Du, lieber Leser, hören sollen. Auch wir Europäer schmunzelten übrigens sehr vergnügt. Ich versprach nun den Schwarzen, ihnen Zebrafleisch in Tausch zu geben und sie gaben uns das bereits gekochte Wildschweingericht; auch brachten sie Milch, etwas Mehl und Bohnen herbei, und als sie sahen, daß meine Frau auf der Erde saß, schenkten sie ihr ein Holzschemmelchen, was von mir wieder ein Gegengeschenk, die Hülse zweier abgefeuerter Patronen, zur Folge hatte, die von ihnen als hohle Gomas (Schnupftabaksdosen) mit Freuden angenommen wurden.

Wir schieden, nachdem uns noch die Leute zur Vorsicht gemahnt hatten, weil die Gegend von Löwen wimmelte, als Freunde, und speciell wir nahmen ein dankbares Angedenken an die braven Bewohner Djesa's mit. — Unterhalb Djesa überschritten wir eine tiefe Thalsenke und gingen dann längs eines Abhanges, an dem unser Pfad weiterlief; die Bodensenkung fiel nach West und Südwest.

Nach einem dreistündigen Marsche passirten wir das Dorf Katwe. Hier residirte der Häuptling Samokatwe, dessen Gebiet sich einige Kilometer weit nördlich und sechs Kilometer südlich vom Djesaflüßchen ausbreitet. Wir übernachteten auf einer Waldlichtung, im saftigen Grase, mitten in einem Mapanigehölze. Der Abend war wohl kühl, aber schön, der Himmel sternenhell, und da keiner von uns an diesem Tage vom Fieber heimgesucht wurde, fühlten wir uns zufriedener, ja stillglücklich, zum erstenmale — seit Wochen.

Am folgenden Tage Früh marschirten wir weiter längst jenes bewaldeten Höhenkammes zur Linken, wie am Tage vorher, und überschritten zahlreiche, quer über unseren Weg dahinstreichende, halbmondförmige und gegen die Kesseltiefe zu sich zumeist verflachende Lateritbulte. Wir passirten vier nach Westen ziehende Spruits, im zwölften Kilometer das Kaungadorf, mitten in einem kleinen Gebiete gelegen, das dem Kaungafürsten angehörte. Im achtzehnten Kilometer betraten wir ein neues Fürstenthum,

sahen im neunzehnten und zwanzigsten mehrere Dörfchen im Osten und wählten uns erst bei Nachtanbruch einen Lagerplatz am Ufer eines nach Süden zu rauschenden Flusses. Da an diesem Tage meine Frau sowohl wie Leeb und ich von Fieberanfällen heimgesucht wurden, so mußten wir mehrmals eine etwas längere Rast halten, so bei Kaunga, und darum kamen wir erst so spät zur Nachtruhe.

Die bereiste Gegend war sehr wildreich, besonderes fielen uns auf: Eland-, Roen- und Harrisantilopen, Kabunda-Gazellen, Büffel, gestreifte Gnus und Zebras. — In der Tiefe des Kessels, da wo der Makalaka-Inquisi ausgedehnte Sümpfe bildet, fanden sich zahlreiche Nilpferde vor. Raubthiere waren sehr häufig; wir sahen Hyänen und Schakale, hörten mehrmals Löwengebrüll, sahen frische Leopardenspuren in den Waldpfaden und konnten eine, aus einem Doppelpalissadenhofe bestehende riesige Löwenfalle am Kaungadorfe bewundern; die Bewohner erzählten uns, daß nächtliche Angriffe der Löwen auf Gehöfte und Dörfer nicht selten seien und daß oft, wenn auch ihre Felder um ihre Dörfer liegen, die Feldarbeiter von den Löwen selbst am Tage in die Dörfer zurückgetrieben werden.

Gleich zu Beginn des Marsches traf ich eine Kakatombeheerde und wir beobachteten auch diesmal eine besondere Eigenthümlichkeit dieser schönsten Hartebeestart. Wird eine solche Heerde von einer Gefahr oder einem Jäger überrascht, so flüchten sie sich alle, zuerst die von den Alten abgerichteten Kälber, in dichtem Rudel nach einer Richtung hin. Erst nachdem dieselben im Walde oder Gebüsche verschwunden waren, machten sich die Alten auf die Flucht, wobei sie, eine andere Richtung einschlagend, das Raubthier oder den Jäger von der Spur der Jungen abzubringen suchen, um dann später in einem weiten Bogen ihre Kleinen wieder aufzusuchen; war man ihnen wieder nachgejagt, so wiederholte sich das Ganze vom Neuen. Die Bewohner von Kaunga waren ungemein gastfreundlich; sie begnügten sich nicht damit, wie ihre Stammesbrüder uns Erdölnüsse, Hirse oder Mais zu bieten, sondern brachten uns sogar Hühner und schenkten meiner Frau auch Milch und süße Waldfrüchte. Die Freundlichkeit der Bewohner der am Abend passirten Matokadörfer steigerte sich

zu einer wahren Zudringlichkeit, so daß ich mich bemüssigt fand, für die Nacht doppelte Wachen aufzustellen, hätte ich Chinin zur Verfügung gehabt so wäre ich hier einige Tage geblieben, um mit Hilfe der Matoka durch ein geübtes Antreiben des Wildes im Halbdunkel mit wenigen Patronen Werthvolles für die Sammlung zu erwerben.

Der Zug am 14. August war wohl einer der interessantesten der ganzen Nord-Zambesireise und der längste vom 10. Juli bis zu diesem Tage: Mit vieler Mühe überschritten wir gleich am frühen Morgen ein rasch fließendes Bergwasser und betraten dann eine Ausbuchtung des Inquisikessels. Die Schwarzen sagten, es wäre das Regenflüßchen, welches wir bei Sietsetema überschritten hatten.

Ich kann jedoch diesem Berichte keinen Glauben beimessen, vielmehr bin ich der Meinung, daß dieses nach Südwesten fließende Gewässer, das zahlreiche Flüßchen aus dem Bergkessel aufnimmt, der obere Makalaka-Inquisi sei, den wir am selben Tage im 28. Kilometer als einen breiten, durch seine pittoresken Ufer überaus anziehenden Fluß wieder überschritten. Der Höhenkamm, den wir auf den Märschen des 12. und 13. August zur Linken liegen hatten und längs dessen wir dahinzogen, bildet an der Stelle, wo wir den Makalaka-Inquisi überschritten hatten, eine bogenförmige Ausbuchtung nach Osten und wendet sich dann in südlicher und südwestlicher Richtung gegen Westen, wohin er zahlreiche zumeist parallele Ausläufer sendet. Er wird von dem Makalaka-Inquisi späterhin durchbrochen und seine Arme schließen Längsthäler ein, welche dem Hauptstrome zahlreiche Zuflüsse zuführen.

Eben diese eigenthümliche fächerförmige Vertheilung von tiefeingeschnittenen Thälern, schmalen, von pittoresken, steil aufragenden Granitkuppen überragten Gebirgsrücken machte die ersten Kilometer unseres Marsches sehr interessant. Leider litten wir an diesem Tage sehr am Fieber, so daß der Marsch sehr langsam vorwärts gieng und allmälig jenes der Krankheit eigenthümliche Symptom, eine absolute Gleichgiltigkeit für die Sicherheit des eigenen Ich, über uns Europäer kam. Ohne ein Wort zu sprechen, trollten wir dahin, Einer dem Andern in ziemlicher Entfernung folgend, nur ich blieb dicht neben meiner kranken Frau. Wir

sahen in dem nach Mala, unserem nächsten Ziele, führenden Pfade zahlreiche Büffel und einige Löwenspuren. An diese waren wir schon so gewöhnt, daß sie uns ganz gleichgiltig ließen. Auf einer Stelle fühlte ich mich plötzlich so unwohl, daß ich mich niedersetzen mußte. Meine Frau ging langsam allein voraus, obwohl wir gerade damals seit einer Stunde in einem gefährlichen, hohen Grasdickichte marschirten und selbes wohl bis an das Dorf Mala zu reichen schien. Da meine Frau der Meinung war, daß ich dicht hinter ihr sei, ging sie, nur mit einem kurzen Speere bewaffnet, der ihr zugleich als Stock diente, langsam voraus. Bei mir aber stellte sich heftiges Erbrechen ein und ich konnte mich nicht früher vom Boden erheben, als bis Leeb herangekommen war und mir weiter half. Trotz meiner großen Mattigkeit suchte ich rasch vorwärts zu kommen, denn ein in den Menschenpfad, den wir begingen, einmündender Wildpfad, in welchem man viele frische Löwenspuren bemerken konnte, hatte mich bezüglich der Sicherheit meiner allein voranschreitenden Frau ängstlich gemacht. An manchen Stellen war das hohe trockene Gras zu beiden Seiten des Pfades, da wo Löwen gespielt hatten, niedergewälzt. — Je weiter wir gingen, desto ängstlicher wurde uns zu Muthe, wir begannen zu rufen, und zu unserer freudigen Ueberraschung wurde aus nächster Nähe die wohlbekannte Stimme hörbar: »Was schreit Ihr denn so? Ihr scheucht ja das ganze Wild weg, wir schießen dann heute auch wieder nichts!« — »Ja aber die Löwenspuren? Sieh' doch, daß man nichts anderes im Pfade sieht!« — »Ja, aber die sind doch alt!« — »Nein, nein, sieh', der Thau ist noch nicht auf sie gefallen, die Löwen müssen hier knapp vor uns gelaufen sein oder noch in der Nähe liegen.«

Wir warteten nun auch — mit Rücksicht auf Feketes Sicherheit auf den letzteren, und gingen dann gemeinschaftlich bis nach Mala hin. Als uns dieses nahezu südlich, vom letzten Nachtlager einige Kilometer weit entfernte Dorf in Sicht kam, konnten wir constatiren, wie langsam wir diesen Tag marschirten. Zur Bewältigung dieser kleinen Strecke hatten wir sechs Stunden gebraucht. Vor Mala auf einer Lichte stieß uns eine Gnuheerde auf, nur der unangenehme Geschmack dieses Wildfleisches hielt uns diesmal ab, eines der Thiere zu erlegen; bei dem sehr großen Wild-

reichthum hofften wir heute mindestens auf ein saftiges Büffelkalb, und siehe — unser Wunsch ging auch in Erfüllung.

Die Bewohner von Mala, zwei Familien, denen nur vier Hütten, davon eine als Stall für Schafe und Ziegen, zur Verfügung standen, fanden wir in großer Bestürzung. Nacht für Nacht kamen Löwen an ihr Gehöft; die Leute konnten ihre Ziegen und Schafe gar nicht mehr auf die Weide treiben; die Löwen drangen sogar bis in das Gehöft hinein, in dem sie so lange gegen die drei Meter hohen Palissaden ansprangen, bis diese in dem sandigen Boden lose wurden und den Raubthieren den Zugang in den Hof gestatteten. Als die Bewohner mit der Lanze in der Hand die Thiere vom Zaune zurück zu scheuchen suchten, geschah es, daß eine der Palissaden der Wucht einer aufspringenden Löwin nachgab, in den Hofraum fiel und die Bewohner nur mit größter Noth das in seiner Mitte errichtete, hohe Wachgerüste zu erklimmen vermochten. Seit dieser Nacht stellten sich die Schwarzen nicht mehr an dem Zaune zur Wehre, sondern hatten schon am Abend das in der Zeichnung dargestellte Gerüste erklommen, wo sie seither ihre Nächte zubrachten, um von dieser unangreifbaren Höhe aus sowohl sich selbst als ihre Heerden zu vertheidigen. Allerdings schienen die Löwen diese primitive Fortification nicht sehr zu respectiren, wie wir aus den Berichten der Eingeborenen bald klar wurden.

»Obgleich wir schon unlängst in einer Nacht, in welcher uns die Löwen drei Ziegen aus den Hütten weggeschleppt und gefressen hatten, mit unseren Speeren von diesem Gerüste aus, eine Löwin getödtet, deren Schädel dort, wie du siehst, Herr, auf dem Pfahle hängt, so sind doch die Löwen jede Nacht wieder gekommen, und auch das Fleisch, das in jenem Topfe kocht, rührt von einer zur Hälfte gefressenen Ziege her, welche die Löwen heute Nacht hier im Hofe getödtet hatten.« — Schon beim Betreten des Hofraumes hatte uns der Fleischduft »angenehm berührt« und im Nu waren wir alle um den großen irdenen Topf versammelt, dessen Inhalt für uns momentan das Interessanteste war. Mit den Worten: »Ich schenke Euch Zebrafleisch« — hatte ich auch schon in den brodelnden Topf gegriffen und vertheilte bald einige Stücke des weichgekochten Fleisches an meine weißen Begleiter. Die Matoka schenkten meinen

Schwarzen den Rest des Topfinhaltes, freilich nach unseren Begriffen ein etwas problematisches Geschenk, denn am Boden des Topfes kochten nur mehr die Gedärme der armen Ziege. Meine Schwarzen aber waren, wie ich schon öfters andeuten mußte, wenig heikel und in kurzer Zeit war der Topf leer.

Auch sonst waren diese Matoka sehr gefällig; sie schenkten mir ein Paar prachtvolle Büffelhörner. Es war dieses das erste Stück, gewissermaßen

Löwenangriff auf das Dorf Mala.

der Grundstein, für die auf der Heimreise anzulegenden Sammlungen. Als ich es einem Schwarzen zum Tragen übergab, ahnte ich freilich nicht, daß diese zweite Sammlung am Schlusse der Arbeiten über siebzig Kisten füllen würde.

Auch den am Pfahle prangenden Löwenschädel gaben mir die Leute für zwei leere Patronenhülsen, das Fell mußten sie ihrem Fürsten abliefern, denn nach der Auffassung der Matoka gehören auch die Häute aller wilden Thiere, wenn sie ein dem Grundherrn gehöriges Hausthier

getödtet haben, diesem Grundherrn, und so sehr sie auch die gebotenen Patronenhülsen reizten, gaben sie doch das Fell nicht weg.

Gerne wäre ich in Mala über Nacht geblieben, um einige Löwenfelle für unsere Sammlung zu sichern, doch da sich in den letzten Tagen das Fieber bei meiner Frau und Leeb an jedem zweiten Tage mehr in der Form einer Intermittens eingestellt hatte und gerade jener Tag, der 14. August, fieberfrei war, ich auch noch immer befürchten mußte, daß die Malaria bei dem Mangel an Medicamenten einen der Meinen durch einen plötzlichen, schweren Anfall dahinraffen könnte, so entschloß ich mich lieber, auf diese vielversprechende Löwenjagd und auf einige schöne Löwenfelle zu verzichten und diesen Tag zu einem möglichst ausgiebigen Marsche zu benützen.

Die Leute suchten uns um jeden Preis festzuhalten, wenigstens eine Nacht sollten wir bleiben und ihnen wo möglich alle Löwen wegschießen. Wäre heute der Fiebertag gewesen, ich hätte sicherlich ihrem Wunsche entsprochen, so aber konnte ich sie nur bedauern, denn sie versicherten allen Ernstes, daß sie den Ort der Raubthiere wegen verlassen müßten.

Nachdem wir uns noch an einer kräftigen Zebrasuppe und einem Zebrafilet gestärkt hatten, nahmen wir von den armen Matoka Abschied. Ich forderte sie auf, uns an der Tschobemündung zu besuchen und dann einige Geschenke entgegenzunehmen.

Vom Dorfe Mala aus marschirten wir in der uns bezeichneten Richtung auf Mo-Sinkobo, die Stadt Sakasipas zu, die wir nach dem Berichte dieser Schwarzen in vier bis fünf Tagen erreichen konnten. Von dort vermochten wir zur Tschobemündung in $3^1/_2$ Tagen zu gelangen. — Der Gedanke, in faßbar kurzer Zeit wieder am äußersten Rande der Civilisation zu sein, elektrisirte uns Alle.

Im Geiste waren wir schon am Zambesi, der uns fast nahe bei Wien erschien.

Unter so frohen Gedanken schritten wir tapfer fürbaß. Am Abende waren wir der Heimat um 28 Kilometer näher.

Im zweiten Kilometer überschritten wir an dieser zweiten Tagestour den sich hier theilenden Höhenkamm und zogen durch einen stark zerrissenen

Bergkessel und über Schluchten dahin, bis wir im sechsten Kilometer einen zweiten Arm kreuzten und in ein langes, breites Hügelthal gelangten, das rechts von dem eben überschrittenen Arme des Höhenkammes und links von dem Hauptstocke desselben umsäumt erschien und zum Theile von Bittererden gebildet wurde. In dem zuerst genannten, schluchtreichen Hügelland trafen wir auf zahllose Löwen- und Büffelspuren, und Boy erbat sich fünf der Schwarzen, um eine Jagd zu wagen.

Auf unserem Zuge durch das Brackthal sahen wir viele Zebras und eine Truppe Kakatombe-Hartebeeste, die in der gewohnten Manier ihre Kälbchen zur Flucht trieben, bevor sie denselben in einem weiten Bogen folgten. An diesem Nachmittage brannte in dem baumlosen Thale die Sonne so heiß auf uns herab, daß wir öfters, wenn auch kurze Zeit rasten mußten und erst gegen fünf Uhr den Inquisi, welcher Fluß das Thal mit einem tiefen Einschnitte kreuzt, passirten. Wir gingen über den Fluß und lagerten am jenseitigen Uferabhange. Seitdem wir den Zambesi überschritten hatten, war dies nächst dem Luenge der interessanteste Strom, den wir auf der Nordzambesireise berührten. Er hatte hier den Charakter eines breiten Gebirgsflusses mit krystallhellem Wasser, bildete zahllose kleine Wasserfälle und Stromschnellen, aus denen tausende nackter oder mit tropischen Pflanzen bewachsener Felseninselchen hervorguckten, dann wieder schäumten seine Wellen über riesige Felsblöcke hin, deren manche wohl weitere Wanderungen gemacht haben mochten, bevor sie hier zu einer Art Ruheposten gelangten.

Soweit erinnerte mich der Inquisi ganz an unsere wilden Alpengewässer. Allein die Staffage des Stromes verrieth allerorts die Tropen. Zahlreiche Fische tummelten sich in der klaren Fluth, ebenso zahlreich stellten sich aber auch ihre Feinde ein, die Schreiseeadler in den Lüften und noch zahlreicher die Wasserleguane im Wasser. Statt unserer Rehe und Hirsche kamen Zebras, Gnus, Antilopen, Büffel und Löwen an seine Ufer zur Tränke. — Und wie repräsentirten sich diese Ufer selbst? Die Uferbänke, sowie alle Felseninseln waren mit der subtropischen und tropischen Vegetation förmlich überwuchert und geschmückt!

»Lieber Leser! Tagelang hätte ich in dieser Ideallandschaft schwelgen mögen, welche ebenso schön als interessant und lehrreich war. Welchen Genuß muß erst diese Flora dem Beschauer und Forscher bieten, wenn sie in der Pracht des werdenden Sommers in reichlichster Anmuth farbenreicher Blüten geschmückt vor ihm sich aufthut?«

Der Fluß war von Ufer zu Ufer über 100 Meter breit und es gab für einen jeden von uns so manchen bösen Fall, bevor wir die glatten Felsblöcke, die ausgehöhlten Felsbänke und das grobe Geröll überschritten und so den Fluß glücklich passirt hatten. Als Formation sowohl am festen Gestein wie im Gerölle waren Glimmerschiefer und Diorit, ferner Gneis und Quarzblöcke vertreten.

Nachdem die Lagerstelle gewählt worden, machten sich meine Diener daran, mit Dornbüschen einen Lagerverhau zu bauen, bevor sie noch mit ihrer Arbeit fertig waren, kam Mapani mit Simundaj heran und meldete, daß sie eine feiste Büffelkuh erlegt hätten. Mapani war der glückliche Jäger. Ich gab ihm alle entbehrlichen Leute mit und er zog sofort von dannen; in der Nacht kamen vier der Diener mit der zum Präpariren bestimmten Haut und mit frischem Fleische zurück; Mapani selbst kam nicht mit, er ließ mir melden, daß er auf dem Wege einen schönen Zebrahengst erlegt hätte, und ich möchte zeitig früh wieder die Leute zurückschicken, da er sie zum Transporte der Jagdbeute nöthig hätte. Boy hätte vier Büffelstiere angeschossen, allein keinen auf die Strecke gebracht, er sowie Mapani wären auch jeder auf einen Trupp Löwen gestoßen, sie hätten aber nicht den Muth gehabt, mit den wenigen zur Verfügung stehenden Patronen mit den zahlreichen Raubthieren den Kampf aufzunehmen.

Zu Mittag hatten wir alles Wildfleisch und die zweite Haut zur Stelle und konnten uns am Abend an einer kräftigen, wenn auch leider ungesalzenen Fleischbrühe delectiren. An diesem 15. August litten wir Europäer alle am Fieber, doch waren mein und Fekete's Anfall nichts im Vergleiche zu den furchtbaren Recidiven, von denen meine Frau und Leeb befallen wurden; ihre Anfälle dauerten über acht Stunden und die sie begleitenden asthmatischen Erscheinungen, sowie die am Abend resultirende allgemeine Abspannung der Kräfte ließen das Aergste befürchten.

Ich schätzte mich glücklich, nicht in Mala geblieben und dem Zambesi, wo Medicamente zu haben waren, um 28 Kilometer näher zu sein. Ich gab an diesem Rasttage Boy 20 Patronen und meinen Werndl-Karabiner, damit er den Löwen folgen und den Kampf mit ihnen aufnehmen möge; doch er war an diesem Tage weniger glücklich wie am vorhergehenden und sah keinen Löwen mehr.

Ich sammelte am Flusse Samen und Früchte und bedauerte den Mangel an Papier und eines Hammers, um einige der interessantesten Pflanzenformen präserviren und einige Handstücke der Formationen abschlagen zu können.

Zum Schlusse dieses Capitels will ich noch erwähnen, daß die erlegte Büffelferse nach einem heftigen mit Löwen bestandenen Kampfe Reconvalescentin war. Am Hinterkopfe war eine kleine, bis tief in den dicken Schädelknochen dringende Wunde in Heilung begriffen, es war »das Bohrloch« des Reißzahnes eines mächtigen Löwen gewesen. Die rechte Unterkieferhälfte zeigte einen vollständigen Bruch; diese zum größten Theile zu einem falschen Gelenk geheilt abscedirte nur noch an einer Stelle, doch auch diese war in Heilung begriffen.

Man müßte denken, daß dieser Büffelkuh das Kauen vollständig unmöglich gewesen wäre, und doch hatte die Ernährung des Thieres unter dieser großen Schädigung nicht viel gelitten, denn es war sogar recht feist zu nennen.

Am Nachmittage zogen die Bewohner von Mala mit ihrer Heerde vorüber; Löwen waren nicht bloß in den Hof, sondern auch wieder in die eine Hütte eingedrungen und hatten ein feistes Schaf davon getragen; kaum hatten sie sich in der Richtung des Kessels und nach dem Wasser zu entfernt, so hatten die Matoka eiligst mit dem Reste der Heerden das Pallisadendorf verlassen und zogen zu ihrem nur einige Kilometer weiter ab, westlich von unserem Lager wohnenden Gebieter; meine abermaligen Versuche, die Haut der Löwin, diesmal sogar um zehn leere Patronenhülsen, zu erwerben, hatte keinen besseren Erfolg als der Versuch am vorhergehenden Tage. Ich hatte keine Hoffnung, dieselbe von dem Häuptling erstehen zu können, gegen das, was ich ihm zu bieten vermochte, denn er

verkaufte solch' ein Fell für ein Schaf an Sakasipa's Leute, welche es wieder in Panda-ma-Tenka gegen eine Wolldecke umtauschten. Dort ist es unter 18 bis 20 Gulden nicht zu erwerben und repräsentirt weiter im Süden einen noch erheblich höheren Werth.

Es that mir leid, daß die Matoka Mala verlassen mußten, denn das Dörfchen war das reinste und sauberste, seine Hütten die besten, die ich in allen den Matokagebieten gesehen hatte, zudem waren seine Bewohner arbeitsam, treuherzig und zuvorkommend.

Reliquien vom Rückzuge aus dem Maschukulumbelande.

XXVII.

Rückreise durch die Matoka-Gebiete.

Vom Makalaka-Inquisi bis zur Tschobemündung.

Der Marsch am 16. August. — Das Dorf Sikiwinda. — Wiederfinden der bei Mo-Panza aufgenommenen Deserteure als Träger. — Eine Emigranten-Familie. — Der Marsch am 17. August. — Errichtung des Nachtlagers unter Löwengebrüll. — Erreichung von Mo-Sinkobo nach einem langen Marsche. — Vollkommen erschöpft. — Freundlichkeit der Matoka. — Meine Frau muß getragen werden. — Das Silamba-Thal. — Scenerie auf den Märschen des 21. und 22. August. — Ein Schreiseeadler erlegt. — Empfang durch Mr. Wa.

Am 16. August zogen wir ein Thal empor, das unter einem rechten Winkel in das eigentliche Inquisithal einmündete. Im vierten Kilometer kamen wir, schon auf der Höhe, in ein befestigtes kleines Matokagehöft, dessen Maisfelder noch die trockenen Maisschäfte trugen und von Wachgerüsten überragt waren. Das Thal erinnerte in seiner Scenerie an einen großen englischen Park.

Der Morgen war frisch und kühl und da meine Kranken vor dem Aufbruche noch eine kräftige Fleischbrühe zu sich genommen, so ging es leidlich vorwärts, ich führte meine Frau den ganzen Weg am Arme. Was auf diesen Märschen ungemein lästig wurde, war das trockene scharfe Gras; der von den Füßen der Schwarzen ausgetretene Pfad war so schmal, daß nur eine Person darauf gehen konnte. Führte ich meine Frau, so mußte ich ins Gras, wohl nicht »beißen«, aber gehen, und das verursachte, dank unserer schlechten Chaussure und der eiternden Wunden unsägliche Schmerzen,

die ich nur mit Mühe vor meiner Frau verbergen konnte. — Sie hätte es ſonſt nicht geduldet, daß ich ſie führte, und doch vermochte ſie, wenn auf ſich allein angewieſen, nicht vorwärts zu kommen.

Vom vierten Kilometer bis zum achten nahm der Pfad plötzlich eine öſtliche Richtung. Im achten Kilometer erreichten wir das Dorf Sikiwinda, in welchem der Häuptling Siatſchongwa reſidirte, dem auch Mala angehörte. Ich erkannte auf den erſten Blick, daß es in der nächſten Um-

Matokadorf bei Sikiwinda.

gebung keine Löwen geben könne, denn Sikiwinda war in einem deſolaten Zuſtande. Das Holz des Pfahlzaunes war zum großen Theile wohl als Feuerholz benützt worden, die Hütten waren Ruinen; in denſelben ſowie an ihren Bewohnern ſtarrte Alles von Schmutz; allein auch hier war der Kern beſſer als die Hülle, die Leute waren herzlich und gut, ſchenkten mir und meinen Leuten einen Topf Bier und eine Kalebaſſe Erdölnüſſe, und ich kaufte von ihnen für zwei Patronenhülſen eine Waſſerpfeife, aus welcher ſie den Hanf »Dacha« rauchen. Jeden Tag konnte ich mich ſelbſt mehr darüber loben und freuen, daß ich die bei Mo-Panza angetroffenen Deſerteure wieder in meine Dienſte genommen hatte, denn jeder Tag

Am Ufer des Makalaka-Inquisi.

brachte, abgesehen von dem Fleische, das wir nun regelmäßig mittrugen, neue Objecte für die Sammlung, welche ich ohne diese Träger gar nie mitnehmen hätte können.

Die Nachricht, daß Sakasipa in zwei Tagen erreichbar sei, freute uns sehr, ebenso verstimmte mich jedoch eine zweite, daß Mr. G. Westbech eines Jagdzuges halber Gazungula verlassen hätte, und nur sein Vertreter, der bei Allen nicht gerade beliebte Mr. Wa., in der Handelsstation an der Tschobemündung anwesend sei. Ich hatte den Entschluß gefaßt, im Falle der nächste Fieberanfall bei meiner Frau wieder so stark auftreten würde, wie der letzte, welcher geradezu lebensgefährlich gewesen, zwei der Leute vorauszusenden, um von Mr. Wa. einen Becher Thee und etwas Chinin zu kaufen.

Als wir das Dorf Sikiwinda, welches an der Wasserscheide des Makalaka- und des Maschupia-Inquisi liegt, verließen, führte unser Weg durch mehrere Thäler und wir überschritten sieben Spruits, von denen die dritte den Namen Manjanganga führte und welche nach Ost oder Südost strömten. Weiter ging unser Weg über bewaldete Hügelketten, welche Felsenvorsprünge und Engpässe, kurz sehr interessante Felsenpartien aufwiesen und von zahlreichem Wilde bevölkert waren. Als Formation fand ich Glimmerschiefer und Granit vor.

Wir legten an diesem Tage nahezu 24 Kilometer zurück und begegneten unter anderem einer von Sakasipa nach Osten emigrirenden Familie, welche jedoch, mit der Gegend unbekannt, mich über die Namen der Berge, Flüsse und Spruits nicht zu informiren vermochte. Der Gebieter schritt gemächlich, nur mit zwei Lanzen und einer Axt bewaffnet, voran. Die jüngere Frau schleppte in einem großen Korbe so viel Korn und anderen Proviant, wie bei uns ein starker Mann auf die Dauer kaum zu tragen vermöchte. Eine zweite, ältere Frau keuchte unter der Last des ganzen Kochgeschirres, hölzerner Schüsseln, Löffel, Hauen und dergl., eine Last von mindestens 50 Kilo; ein Mädchen von circa zehn Jahren schleppte die für den Moment »überschüssige Garderobe« der Gesellschaft und das »Bettzeug«. Der Herr Papa war mit einem Ledergurt, die beiden Frauen mit bis an die Knie reichenden Fellröckchen, das Mädchen mit einer aus

Riemchen gearbeiteten Schürze bekleidet. Die zusammengerollte Reservekleidung, welche das Mädchen trug, bestand aus zwei kleinen schmutzigen Ledermäntelchen und das Bettzeug aus zwei Binsenmatten und einem gegerbten Kakatombe-Felle.

Wir schlugen unser Nachtlager an einem Flüßchen auf, das, von bewaldeten Höhen eingeschlossen, sich nach Nordwest durch ein pittoreskes Felsenthor durchzwängte. Unerwarteter Weise waren wir alle an diesem Tage von einer, wenn auch nicht schweren, so doch unangenehmen Fieberrecidive heimgesucht, welche es uns unmöglich machte, unser Jagdglück in dem nahen Dickichte zu verversuchen.

Am 17. brachen wir zeitig auf. Wir waren fiebermüde und der Marsch war mit Rücksicht auf unsere wunden, mit Abscessen bedeckten Füße an jenem Tage doppelt anstrengend, als wir tiefe Thäler zu durchschreiten und steile Höhen emporzuklimmen hatten. Wir passirten sechs nennenswerthe Spruits, welche nach Ost und Ostsüdost ihre Richtung nahmen. Zur Regenzeit, wenn die Höhen grünen und die Thäler im Blumenschmucke prangen, muß die Gegend mit ihren Felsenhöhen und den zu dieser Zeit wasserreich dahinrauschenden Spruits wunderbare Landschaftsbilder bieten.

Infolge der wunden Füße und eines Fieberanfalles meiner Frau sahen wir uns gezwungen, schon im 10. Kilometer an einer Spruit längere Zeit zu rasten.

Im 14. Kilometer kamen wir auf ein Plateau, welches eine Wasserscheide bildet. Weithin schweifte unser Blick über eine ganz menschenleere Ebene, die gegen Westen etwas abfiel. Ohne von dort ab eine einzige Hütte anzutreffen, marschirten wir zehn Kilometer weiter. Nach den Erfahrungen des Vormittages vermutheten wir in den vielen Spruits, die wir noch an jenem Tage überschreiten mußten, wenigstens etwas Wasser und nahmen in dieser Voraussetzung blos zwei Kalebassen voll mit. — Nachmittags fand sich in keinem der zu passirenden Spruits auch nur ein einziger Tümpel, und so hatten wir unter der großen Hitze bei dem anstrengenden Marsche schwer an Wassermangel zu leiden; einige Becher Wasser auf unsere Füße hätten uns unendlich wohl gethan! Wie langsam der Marsch

vor sich ging, wird der Leser begreifen, wenn ich sage, daß wir Früh um 5 Uhr ausgegangen und bis 9 Uhr Abends, also nahezu 16 volle Stunden brauchten, bevor wir die 24 Kilometer lange Tour bewältigt hatten!— Ich wäre auch nicht so weit marschirt, wenn uns nicht der Durst so weit getrieben hätte. Wir rasteten erst, als es bereits Nacht geworden war und uns nahes Löwengebrüll vor uns und zur Rechten ein gebieterisches »Halt!« geboten. An einer halbwegs geeigneten Stelle ließ ich das Lager errichten. Als drei meiner Schwarzen, Mapani, Marumo und Kabrnjak, sahen, wie schrecklich wir an Durst litten, entschlossen sie sich heimlich, denn ich hätte es der Löwen wegen nie gestattet, auf die »Wassersuche« zu gehen. Die übrigen Diener — ich nahm nicht wahr, daß die drei fehlten — fällten die nächsten Bäume ringsum und schufen trotz der Dunkelheit in einer Stunde eine Umfriedung, welche sie in der Mitte durch dazwischen gelegte Baumstämme in einen Doppelraum, einen für uns und in einen für sich selbst, theilten.

Es war eine traurige Rast; hungrig hatten wir uns auf das Gras niedergeworfen, denn bei unserem großen Durst vermochten wir das an den Kohlen geröstete Fleisch nicht über die Lippen zu bringen. Niemand sprach ein Wort, so daß bald die Feuer ausgelöscht wurden. Da ließ uns ein plötzliches Rascheln in den trockenen Zweigen rasch zu den Waffen greifen. — Wer beschreibt aber nun mein Erstaunen, als wir durch den schützenden Zaun die dunklen Gestalten unserer drei herankommenden Diener erblickten? Ich war entsetzt über ihre tollkühne That, und doch war ich ihnen dankbar für das Wasser, das ihre Kalebassen füllte. Rasch wurden die Feuer wieder angezündet, der uns von Mo-Panza geschenkte Topf aufgestellt und für uns eine Brühe bereitet; nach uns kochten die Schwarzen zweimal für sich ab, und als so der letzte Schmaus zu Ende ging, graute auch bereits im Osten der Morgen. Später wie gewöhnlich, erst gegen acht Uhr, verließen wir am 18. August die Lagerstelle. Gleich beim Erwachen wurden wir wieder durch das Löwengebrüll begrüßt, welches uns auf einige Kilometer weit das Ehrengeleite gab. — Das Ziel dieses Tagmarsches war Mo-Sinkobo, die Residenz Sakasipas. Um sie zu erreichen, mußten wir den schärfsten Tagmarsch, den wir über-

haupt auf der Nord-Zambeſitour machten, ausführen und zwar unter unſäglichen Mühen. Im zwölften Kilometer erreichten wir gegen Mittag das Dorf Ki-a-Njama, nachdem wir eine Menge dem Inquiſiſyſteme angehörige Spruits paſſirt hatten.

In dem Dorfe Ki-a-Njama machten wir Raſt und da fielen mir die aus Gnu- und Elandhaut gefertigten Schilde der Bewohner auf, die auf den die Hütten überſchattenden Bäumen hingen, doch war es mir leider nicht möglich, eine dieſer Vertheidigungswaffen zu erſtehen. Auf die Frage, wie weit es nach Mo-Sinkobo ſei, wieſen die Schwarzen auf Sonnenneige hin, was 5—6 Stunden bedeutete.

So machten wir uns bald auf den Weg, Mo-Sinkobo zu erreichen, wobei wir aber in der Freude vergaßen, daß wir einen Weg, den die Schwarzen in fünf Stunden machten, kaum in neun oder zehn Stunden bewältigen konnten. — Es war ein ſchrecklicher Marſch. Meine Frau wie ich fühlten uns, an jenem Tage beſonders erſchöpft, und ich muß es heute im Andenken der an jenem Tage ausgeſtandenen Qualen ein Wunder nennen, daß wir damals überhaupt Mo-Sinkobo, wenn auch erſt ſpät nachts, erreichten. Nie hatten wir die Fußwunden ſo ſchmerzhaft empfunden, wie an jenem 18. Auguſt; meine Frau vermochte ſich nicht mehr zu ſchleppen und hing ſich ſo ſchwer an mich, daß ich ſie halb tragen mußte. Immer häufiger wurden die Raſtſtellen. Wir hatten Nahrung, allein wir fühlten uns allzu müde, um etwas genießen zu können. So wurde es Abend und bald finſtere Nacht. Meiner Frau verſagte die Stimme; ſie war ſchluchzend die letzten zwei Stunden ununterbrochen, gleich mir, im Fieberſchauer ſchwitzend, einhergewankt. Doch mit einemmale bemerkte ich, daß die Hände meiner Frau kalt wurden und daß ſie umzuſinken drohte. Der nächſtliegende Gedanke, meine Frau tragen zu laſſen, war unausführbar. Meine Leute waren ſelbſt alle erſchöpft und alle Matoka, die des Weges kamen und die ich um Hilfe anſprach, lachten und ſchüttelten mit dem Kopfe, als ſie hörten, daß ſie meine Frau ſtützen oder tragen ſollten, da ich ja nichts hatte, um ſie für »dieſe Arbeit« zu bezahlen. Ich zwang mich ſo raſch zu gehen, als ich konnte, um meiner Frau warm zu machen, und forderte ſie auf, noch einmal ihre letzten Kräfte

anzuspannen, denn in Mo-Sinkobo winkte uns Milch, ein wahres Heilmittel für sie, die am meisten Fieberkranke von uns Allen. — »Liebes Herz, nur noch eine halbe Stunde, bitte, noch ein Viertelstündchen, schon müssen wir vor Mo-Sinkobo sein.« — Sie schüttelte nur mit dem Kopfe, und ich hörte den Hauch ihrer kaum vernehmbaren Worte: »Ist denn das Maß noch nicht voll, wird das noch lange dauern?« — »Muci, Muci,« hörten wir den fernen Ruf einiger der uns voranschreitenden schwarzen Diener, durch die Stille der Nacht herüberschallen. — Ich fühle die Wirkung in den zitternden Händen, die sich auf mich stützen, ich fühle sie in einem Zucken des matten Körpers, der sich beim Gange an mich anlehnt. Wir kommen an das Dorf — doch es war nicht das gesuchte Gehöft, eine noch zwei Kilometer vor demselben gelegene Niederlassung, und in derselben keine Milch zu bekommen. Ich wollte die Dorfbewohner nach Mo-Sinkobo senden, doch man weigerte sich, man würde von Sakasipas Frauen geschlagen werden, wenn man sie so spät noch aufzuwecken wagte; wäre Sakasipa daheim, dann wären die Leute auch noch bis nach Mitternacht wach, so aber suchten sie schon zeitig das Lager auf.

Da meine Diener alle vorausgeeilt waren und Fekete und Leeb sich ebenso müde wie wir fühlten, blieb nichts Anderes übrig, als den letzten Versuch zu machen, Sakasipas Gehöft zu erreichen.

Wie soll ich Dir, lieber Leser, die Leiden dieser letzten Marschtour des 18. schildern? Zur Bewältigung dieser zwei Kilometer brauchten wir volle zwei Stunden; endlich aber standen wir vor diesem elenden Gehöfte, nach dem wir uns den ganzen Tag gesehnt, als bärge es die Seligkeit. Durch ihren Lärm hatten meine Schwarzen das ganze Dorf in Aufruhr gebracht.

Hier in Mo-Sinkobo fühlten sich die Burschе wie daheim, hier hatten wir ja die Route wieder erreicht, die wir früher nordwärts zum Luenge gezogen waren. Sofort hatten meine Schwarzen ihre alte Lagerstelle, die noch von der Zeit der Nordreise her erhalten war, bezogen und gereinigt, einige waren uns sogar entgegengerannt, um meine Frau und mich für die letzten 600 Schritte zu stützen.

Aber auch uns erschien Mo-Sinkobo wie das gastliche Haus eines alten Freundes. Da harrte schon unser ein Töpfchen Milch, ein Gefäß mit Bier und ein gerupftes Huhn, welche Schätze Sakasipa's Lieblingsfrau uns gesendet hatte; sie fand sich trotz der späten Nacht selbst im Lager ein und berichtete, daß sich ihr Gemal zu Luanika begeben hätte, einmal, um den König nach seiner neuerlichen Thronbesteigung zu beglückwünschen, dann ihm den Tribut zu bringen und endlich den Tod seines Verwandten, des dem Leser schon bekannten Matokahäuptlings Matakala, zu berichten. Sakasipa schlug als Thronerben unsern braven Diener Jonas vor, von dem ich schon berichtete, daß er der nächste Verwandte Matakala's gewesen. Später hörten wir auch, daß wirklich Jonas das fürstliche Erbe angetreten hat.

Wir machten in Mo-Sinkobo, wo wir so gut aufgehoben waren, am 19. einen Rasttag. Hätten wir ihn nur auch genießen können! Wir waren alle zu Tode erschöpft und namentlich meine Frau litt so sehr vom Fieber, daß ich gleich am 19. morgens die gesündesten meiner schwarzen Diener nach Gazungula zu Mr. Wa. sandte und ihn um die Ueberlassung von etwas Chinin und Kaffee bat.

Die Diener sollten ihm die Situation, namentlich aber den Zustand meiner Frau getreu schildern, um den mir gerade als nicht sehr gutherzig bekannten Mann zu bewegen, meinem Ansuchen zu willfahren.

Ich wollte am 20. aufbrechen und hoffte, meinen Dienern halbwegs mit den ersehnten Medicamenten zu begegnen, wenn sie Mr. Wa. nämlich sofort expedirte, was wir als selbstverständlich annahmen.

Es war das erste Mal, daß ich so viel Vertrauen in diesen Menschen setzte, aber auch diesmal hatte ich zu viel gehofft.

Wir blieben also den 19. August in Mo-Sinkobo und traten am 20. August die Weiterreise an, und zwar den uns bezeichneten kürzesten Pfad einschlagend, von welchem mich, wie bekannt, auf dem Nordzuge die falschen Träger abgebracht hatten. Wir erreichten auf diesem kürzeren Wege via Silambathal die Tschobemündung in dritthalb Tagen, während wir seinerzeit für dieselbe Strecke via Mo-Rukumi, den Aufenthalt in dem letzteren Orte nicht mit einbezogen sechs Tage brauchten. Das Fieber bei

meiner Frau ließ nun gar nicht mehr nach, und da bei einigen meiner Schwarzen eine ebenso starke Besserung ihrer Fußwunden, wie bei uns eine Verschlimmerung eingetreten war, so zeigten sie sich willig, meine so schwer kranke Gattin die Hälfte der Strecke, die wir am 20. August machten, das waren 14½ Kilometer, zu tragen. Wir rasteten natürlich mehrmals durch längere Zeit, marschirten aber bis tief in die Nacht hinein und bezogen endlich unser Nachtlager, nachdem wir die 29 Kilometer bewältigt hatten.

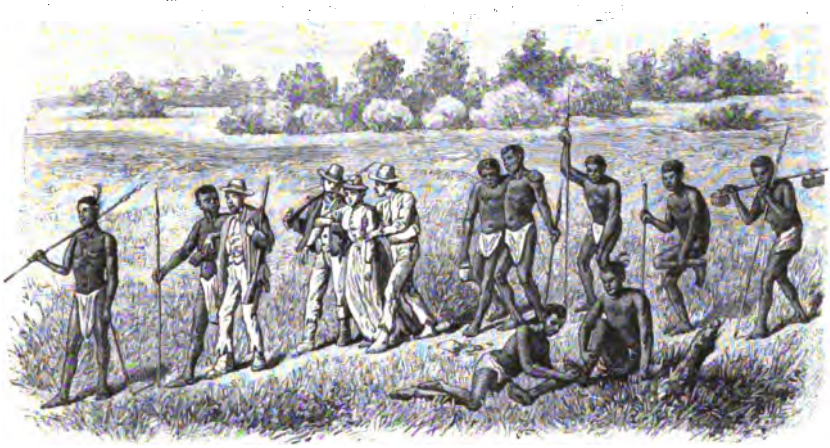
Wir überschritten im fünften Kilometer die Namatere Spruit, sowie weiteran zwei weitere Spruits, welche nach Osten und Südosten in den parallel mit unserem Pfade südwestlich dahinfließenden Ki-Sindefluß strömten.

Unsere erste Rast an einem Dorfe im zehnten Kilometer brachte uns von Seite der Schwarzen eine Erfrischung, auch die Bewohner der im vierzehnten und fünfzehnten Kilometer liegenden Gehöfte des Dorfes Pasila, so wie jene des drei Kilometer weit westlich liegenden Dorfes Mo-Tschara, spendeten uns Hirse, Bier und Hühner, ja sie erboten sich sogar, meine Frau zu tragen, was jedoch meine eigenen Diener nicht zuließen. Im zwanzigsten Kilometer überschritten wir ein weites, durch viele, zwischen Felsenhügeln liegende Querthäler zerschnittenes, theils bewaldetes, theils sumpfiges Thal und betraten an dieser Stelle und an diesem Tage den zweiten Lateritbult, der über sieben Kilometer lang war, während der erste neun Kilometer maß.

Die daselbst wohnenden Matoka waren durchwegs fleißige Ackerbauern; sie arbeiteten nur mit der Haue und ohne von der Irrigation Gebrauch zu machen. Sie bringen Hirse und Bohnen, dann Mais und Tabak, Wildfrüchte und Ziegen nach Gazungula, dem Leschumothale und Panda-ma-Tenka zum Verkaufe. Ihre Felder liegen mitten in den dichtesten Partien des Lateritbultwaldes, die nebenan befindlichen Gehöfte waren ziemlich gut gebaut und umpfahlt; sie werden nur während der Anbauzeit bewohnt. Man hatte Bäume und Gebüsche ausgerodet und nur jene Bäume in den Feldern stehen gelassen, welche wohlschmeckende Wildfrüchte tragen. Das Gras des Nachmittags bereisten Lateritbultes war durch einen am selben

Tage hier wüthenden Brand versengt, und das Feuer raste noch im Katubiathale, in dem wir unser Nachtlager hielten.

Am 21., schon bei Tagesanbruch ausmarschirend, bewältigten wir einen acht Kilometer langen Lateritbultwald und überschritten ein breites Waldthal, in dem bereits frisches Gras aufgesproßt war. Dasselbe durchfloss eine breite Spruit und am Abstiege zu dem Thale durchschritten wir ein verlassenes Dorf, das sich gewiß einer der schönsten Lagen im Matoka-



Auf dem Rückmarsch durch die Matoka-Gebiete.

gebiete rühmen konnte. Auf einem bewaldeten, oben abgeflachten, das ganze Thal beherrschenden Vorsprunge des Lateritbultes lagen die Ruinen, beschattet von riesigen Blaumimosen und einigen Fächerpalmen. In diesem Thale gelang es Boy ein Kakatombehartebeest zu erlegen.

Nachdem wir in dem Thale etwas gerastet, ging es weiter in den zweiten Lateritbultwald, in welchem ich interessante Schwammarten sammelte. Schon im vierten Kilometer öffnete sich uns zur Rechten eine Aussicht nach Nordwest und West, und wir gingen dann sechs Kilometer weiter, immer auf ein westlich gelegenes, wie ich später erkannte das Si-

lambathal, zu. Durch ein schmales Querthal stiegen wir zur Thalsohle ab und schlugen in einem kleinem Bergkessel des Abhanges unter einem Baobabbaume unser Nachtlager auf.

Am nächsten Morgen setzten wir unsern Marsch fort, überschritten zahlreiche Spruits, linksseitige Zuflüsse des Silambaflüßchens, und bogen im vierzehnten Kilometer in den Pfad, den wir auf der Nordreise gegangen, der nach Mo-Kanda's Dorfe führte, ein. Auf diesem Marsche sah ich, daß das Thal des Silambaflüßchens in dem Ober- und Mittellaufe über einen Kilometer breit, also drei- und viermal so breit sei, als am Unterlaufe.

Wir rasteten zweimal, einmal am Silambaflüßchen und das zweitemal, wo wir auch für die Nacht lagerten, an der Ki-Monalagune, und setzten am 23. unsern Marsch fort gegen Gazungula.

Der Morgen war frisch, was meiner Frau ungemein wohl that. Stündlich hatte sie während des Marsches von Mo-Sinkobo die Rückkunft der zu Mr. Wa. gesendeten Schwarzen ersehnt, doch vergebens. Am heutigen Morgen hofften wir die Leute sicher zu treffen, begegneten so manchem Schwarzen, so mancher dunklen Frau, welche verwundert stehen blieben und uns nachblickten. — Sie, die hier an der Tschobemündung wohnten, nach Gazungula, dem Leschumo und Panda-ma-Tenka ihre Producte zum Verkaufe brachten, also doch zuweilen mit Europäern verkehrten, hatten jedoch noch nie Weiße in solchem Zustande gesehen, als uns. Unsere abgezehrten Gestalten, das häßliche, durch das Sumpffieber hervorgebrachte Fahlgrau im Antlitze, die Fetzen am Körper, die unsere Blößen nicht mehr zu decken vermochten, der Zustand unserer Füße, — ließen von dem Prestige der Weißen an uns nicht mehr viel sehen. — Wir mochten auf die Schwarzen einen ähnlichen Eindruck machen, wie die aus Rußland heimkehrenden Franzosen Anno 1812 auf die Deutschen, durch deren Dörfer sie bettelnd humpelten. Auch bei uns hieß es immer »vorwärts, im Süden liegt die Rettung«.

Durch den dichten Wald, über der Ki-Monalagune dahinschreitend, erblickte ich über mir einen langsam dahinstreifenden Schreiseeadler; in dem Momente, wo er aufbäumte, traf ihn meine Kugel und ich freute mich,

ein ſo werthvolles Object für meine Sammlung gewonnen zu haben; leider waren wir nicht in der Lage, den Balg ordentlich zu präpariren. Nicht weit von derſelben Stelle ſtießen einige meiner, nur mit Spießen bewaffneten Schwarzen auf einen Leoparden, der eben noch an ſeiner Beute ſchmauſte; bei dem Geräuſche der Nahenden erhob ſich das Raubthier und flüchtete in die Ufergebüſche, bevor es noch eine der nachgeſandten Lanzen zu treffen vermochte. In der ganz unnützen Verfolgung des Thieres vertrödelten die Diener mehrere Stunden und kehrten erſt am Nachmittage nach Gazungula zurück, wobei ſie den Reſt der dem Leoparden abgenommenen Beute mit ſich ſchleppten. — Das Beuteſtück, welches ſich als der Kopf einer Kabunda-Gazelle entpuppte, war mir ſehr willkommen, da es in der Sammlung fehlte.

Wir waren unterdeſſen fortmarſchirt ſo gut es ging, und es mochte eilf Uhr Vormittags geweſen ſein, als wir an der Fährſtelle von Gazungula, gegenüber der gleichnamigen, von Mr. Weſtbech und Mr. Wa. gegründeten Handelsſtation angelangt waren.

Mit pochendem Herzen und beſchleunigten Schritten eilten wir der Stelle zu. Für uns bedeutete Gazungula die Rettung. Hier lebten Europäer; hatten wir den Zambeſi paſſirt, ſo betraten wir den Boden, auf dem die erſten Segnungen der Cultur und geſetzlicher Ordnung den Menſchen in ſeinem Thun und Laſſen umgeben. Die Reiche der Barbaren lagen nun hinter uns. Jeder fühlende Leſer wird es begreifen, wie doppelt ſchmerzlich uns in dieſer gehobenen Stimmung, in der wir ſelbſt einem Todfeinde verziehen hätten, der kalte Empfang des erſten Europäers, des Mr. Wa. berührte.

Wir ſahen am jenſeitigen Ufer Schwarze beſchäftigt und riefen hinüber, und da zufällig der Wind hinüberſtrich, vermochten wir uns auch verſtändlich zu machten. Trotzdem machte man am jenſeitigen Ufer keine Anſtalten, um mit einem Boote herüber zu fahren, und ſo blieb mir nichts Anderes übrig, als wieder einige Patronen zu opfern, da meine Schüſſe doch vielleicht Mr. Wa. bewegen würden, uns das an ſeine Firma verkaufte Boot für die Ueberfuhr zu leihen; mochte ſein Haß noch ſo groß ſein, ausweichen konnte er diesmal nicht und — ſo kam es auch!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Mr. Wa. vor uns. Wohl hatten ihm meine Abgeſandten über unſere unglückliche Lage berichtet, allein der Bericht vermochte den »weichherzigen« Menſchen nicht dazu zu bringen, mir drei Gramm Chinin und ein halbes Kilo Kaffee zu ſenden. Unſer Anblick brachte ihn allerdings außer Faſſung, und er erbot ſich ſofort, uns an das ſüdliche Ufer zu bringen. Das an die Firma verkaufte Boot hatte man grün überſtrichen, natürlich nur um den Namen Holub, den ihm der Herr Hauptman Glaß gegeben, übertünchen zu können. Ich fragte Mr. Wa., wo Weſtbech wäre: »Drei Tagreiſen weſtlich, in dem Delta zwiſchen dem Tſchobe und Zambeſi.« — »Dann,« antwortete ich, während wir das Boot beſtiegen, »muß ich ſofort hinſenden und um Hilfe bitten. Wir haben Medicamente, Kleider, Wäſche und Patronen nöthig, einige Tage noch wie die letzten — und wir müſſen der Krankheit und den Entbehrungen erliegen; ich muß auch Boten nach Scheſcheke zum Miſſionär Herrn Coillard ſenden, um mir ein Kleid für meine Frau und Schreibmaterial zu erbitten!« — Bevor wir noch am jenſeitigen Ufer gelandet waren, wußte ich aus Mr. Wa.'s Worten, daß ſeine Firma nichts von alledem am Lager hätte.

Von ſeinen eigenen Kleidern und Medicamenten könne er nichts hergeben, und was ihm und Mr. Weſtbech gemeinſam gehöre, darüber könne er eigenmächtig abſolut nicht verfügen, bevor ſich nicht Weſtbech ſelbſt geäußert, reſpective bevor nicht von ihm ein Befehl gekommen ſei. Auf dieſe Worte hin begann meine Frau laut zu ſchluchzen. Wir hofften bei Weißen und Chriſten am Zambeſi ſichere Hilfe und Unterſtützung zu finden, und nun dieſe abermalige, furchtbare Enttäuſchung! Hätte es ſich nicht um das überaus kritiſche Befinden meiner Frau und den Zuſtand meiner Begleiter gehandelt, ich hätte mit Mr. Wa. nach dieſer Erklärung kein Wort mehr gewechſelt, denn ich war davon überzeugt, daß er das Meiſte deſſen, was wir bedurften, wohl beſitze, allein nicht hergeben wollte, oder es mir höchſtens, wenn wiederholt darum gepreßt, für horrende Preiſe überlaſſen würde. Es koſtete mich einen furchtbaren Seelenkampf, doch der Zuſtand meiner Begleiter zwang mich dazu, den egoiſtiſchen Mann nach unſerer Landung zu bitten, mir für mich und

die Meinen vier Stück elende Kotzen, einen eiſernen Topf, zwei Eßbeſtecke, zwei Blechbecher und vier Teller, eine Nadel und Zwirn, zwei Kilo groben Pulvers und vier Pfund Blei zu verkaufen.

Meine Schwarzen machten ſich ſofort daran, vom nahen Zambeſi Gras und Schilf heranzubringen, um für uns eine leichte Kaffernhütte zu errichten, da meine Frau in ihrem ununterbrochenen Fieber ſo ſehr unter dem Einfluſſe der ſengenden Sonnenſtrahlen zu leiden hatte; umſonſt aber erſuchte ich Mr. Wa., mir eine Zwergziege oder ein Schaf zu verkaufen, damit ich für meine Frau Suppe kochen könne. Ich glaube, einer derartigen Weigerung hätte ſich, einer todtkranken Dame gegenüber, kein zweiter Engländer ſchuldig gemacht. Selbſt viele Matoka hatten nicht nur den Bitten meiner Diener willfahrt, als dieſe für uns, in den Dörfern bettelnd, Nahrung zu gewinnen ſuchten, ſondern ſolche ſogar zuweilen ohne jede Aufforderung, ganz aus freien Stücken geboten.

Nach vieler Mühe gelang es endlich Mr. Wa. zu bewegen, mir auf Credit 75 Kilo Hirſe für zwei Pfund Sterling (24 Gulden) zu verkaufen; er hatte wohl an die Schwarzen ein Kilo kleiner Glasperlen für dieſelbe bezahlt.

Wie ganz anders wäre unſer Einzug am Zambeſi geweſen, hätte uns Freund Georg Weſtbech, der Gründer der Firma, ſtatt des Mr. Wa. am Ufer des Zambeſi erwartet und in Empfang genommen!

XXVIII.

Drei Monate an der Tschobemündung.

Erfolg und Mißerfolg der nach Panda-ma-Tenka und Schescheke gesendeten Boten. — Eine schwierige Bootfahrt. — Fekete nach dem Maschupia-Inquisi-Gebiete gesendet. — Unsere Beschäftigung in Gazungula. — Notizen zur Völkerkunde am centralen Zambesi. — Die Sonnenfinsterniß vom 29. August. — Schwere Krankheiten im Lager. — Jagden in Gazungula. — Leeb's Verwundung durch einen Leoparden. — Löwenbesuch in Gazungula und in Panda-ma-Tenka. — Nilpferde von den Maschupia getödtet. — Jäger August in Lebensgefahr. — Niklas' Grausamkeit. — Zweikampf zwischen Sontje und Afrika eines Weibes halber. — Luanika's neues Jagdgesetz. — Abnahme der Elephanten im Marutse-Reiche. — Nachrichten von Mo-Panza. — Oswald Söllner's Tod. — Abreise von Gazungula. — Fekete's Trans-Zambesi-jagdzug. — Weitermarsch. — Fekete's Verdrängung aus dem Jagdfelde durch den Statthalter von Makumba.

Mancher freundliche Leser wird sich bei Lesung dieser Capitelaufschrift verwundert fragen: Ja, warum blieb der Holub so lange, warum eilte er nicht so schnell als möglich der Capstadt zu? Das »Warum« sollen die nächsten Zeilen erklären. In Fetzen gehüllte kranke Bettler standen wir vier Europäer Ende August 1886 am Zambesi und nun galt es, die kolossale Reise nach Europa zu machen; für mich als Mann der Wissenschaft galt es aber auch noch, meine wissenschaftliche Ehre zu retten. Wenn ich mir auch sagen mußte, daß die bei den Maschukulumbe erlittenen Verluste durch nichts zu ersetzen seien, so wollte ich noch sammeln, was mir eben möglich war. Die Lösung dieser zwei Aufgaben, der Heimreise und der Completirung meiner Sammlungen, nahm nun zunächst meine Zeit und Kraft in Anspruch. Vor Allem sah ich, daß wir uns hier

an der Tschobemündung geistig und materiell sammeln müßten, um überhaupt weiter kommen zu können. Dazu kam aber noch die äußere Ursache, daß ich erst drei Monate nach unserer Ankunft von Westbech einen Wagen bekam, um südwärts reisen zu können.

Ohne Medicamente, der Kleider und der Wäsche bar und nur auf Kaffirhirse als Nahrung angewiesen, war in unserem krankhaften Zustande nicht viel Hoffnung vorhanden, daß wir sobald genesen würden, darum entschloß ich mich gleich am Tage unserer Rückkunft, zwei Diener nach Panda-ma-Tenka zu Mr. Blockley und vier nach Scheschеke zum Missionär H. Coillard mit der Bitte zu senden, mir einstweilen auf Credit die allernöthigsten Bedürfnisse gütigst zu übersenden. Von Mr. Blockley kamen die Boten schon am fünften Tage retour und brachten die Hälfte dessen, was ich mir erbat, den Rest der Sachen besaß er gar nicht. Bis auf sechs Kilo arsenikfaures Natron, das ich ihm auf meiner Nordreise als überflüssig verkauft, schickte er mir alles unter vielen Grüßen als Geschenk. Der arme Mann hatte ein braves Herz. Er schickte einen Theekessel, zwei Löffel, eine Bleifeder, eine Scheere; versprach, Feldschuhe zu machen, und seine Frau schenkte meiner Frau ihr bestes Kleid, wofür wir sechs Monate später von Schoschong her ein ganz neues übersandten. Er handelte anders als Mr. Wa., der nur einmal, als einer meiner Diener, von einer Schlange gebissen, schwer krank war, Mitgefühl zeigte und mir für diesen Medicamente überließ. Mr. Blockley berichtete auch, daß von den drei zu ihm mit Sammlungen von der Matokalandreise gesandten Trägerpartien nur eine Sendung eintraf; zwei Wochen später berichtete er die Ankunft der übrigen, die ihre Lasten nie abgeliefert hätten, wenn sie nicht mein plötzliches Erscheinen von ihrem diebischen Vorhaben, die Sachen zu behalten, abgebracht hätte.

Nachdem Blockley weder Salz noch Mehl und Arzneimittel, noch Wäsche für uns zur Verfügung hatte, erwarteten wir sehnlichst die Rückkehr der vier Boten aus Scheschеke. Täglich gingen wir unzählige Male an das kaum 150 Meter entfernte Stromufer und lugten nach den Erwarteten aus. Endlich einmal spät am Abend, zur Zeit eines heftigen

Sturmes, schallten von drüben her, deutlich und rasch vom Winde herübergetragen, die willkommenen Worte: »Hella, batu a Njaka, itenji.«

Fekete und Leeb waren fieberkrank, die Schwarzen waren jagen, und meine Frau wollte es nicht haben, daß ich nur mit Muschemani in diesem Sturme und in der Dunkelheit über den nahezu 500 Meter breiten, hohe Wogen werfenden Strom fahren solle; doch meine Ungeduld, endlich die ersehnten Medicamente zu erhalten, ließ alle Bedenken verstummen und nach dem Ruder greifen. Ich hatte unter einem Winkel von 45 Grad schief die Einmündung des Tschobe zu durchfahren, dann den Zambesi selbst stromabwärts zu durchqueren, letzteres so, daß ich auf eine nahe dem jenseitigen Ufer liegende Insel zusteuerte, diese umfuhr und so die hinter derselben liegende Landungsstelle erreichte. — Es war dies die gefährlichste Fahrt, welche ich am Zambesi ausgeführt hatte. — Ich weiß heute nicht, wo ich in meinem so sehr durch Fieber herabgekommenen Zustande so viel Kraft hernahm, das eiserne Ponton gegen die anstürmenden Wellen zu führen, welche an dem Kahne meterhoch emporschäumten. — Trotz der großen Abmattung am Tage fühlte ich mich nun gar nicht müde, ich hätte noch weiter rudern mögen! Nachdem ich mich noch durch Zuruf von der Inselspitze aus vergewissert, daß es auch meine Leute seien, die mich herübergerufen, fuhr ich in die Landungsstelle ein. Ich sprang ans Ufer, ich fragte nicht, ich schaute mich nur nach den Lasten, welche meine Leute gebracht hätten. Ich hatte vier Schwarze gesendet. Drei kamen leer zurück und einer trug eine halbe Bürde!! Nun wußte ich Alles, ich war niedergeschmettert. Die Hoffnung, von der wir jetzt tagelang gezehrt, sie war vernichtet. Wie wird das meine arme kranke Frau tragen! Unter solchen Gedanken fühlte ich plötzlich die Kraft, die mich herübergeführt, schwinden, und ich mußte zwei der Diener zu Hilfe nehmen, um das Boot zurücktreiben zu können.

Das jenseitige Ufer war schon in tiefes Dunkel gehüllt, als wir nahten, ja wir vermochten nicht einmal das Wahrzeichen des Ortes, den Gazungula-Uferbaum, zu erkennen und mußten befürchten, die richtige Landestelle zu verfehlen, was der Krokodile wegen gefährlich gewesen

* Hollah, des Doctors Volk ist zur Stelle!

wäre, als uns das laute Rufen meiner Leute zum günstigen Lootsensignale wurde.

Das Befürchtete war Thatsache! Rev. Coillard war mit dem größten Theile seiner Habseligkeiten schon nach der Barotse gegangen; die in Schescheke Zurückgelassenen, Frau Coillard und der Herr Stellvertreter, konnten nicht viel abgeben, da ihnen, wie sie mir sagen ließen, wenig zur Verfügung stand. Wir waren sehr enttäuscht und doch dankbar für

Unsere Rückkehr nach Gazungula.

das, was uns zu Theil wurde, namentlich für 6 Gramm Chinin und ein Kattunkleid für meine Frau.

Blockley's Geschenk war dem von Schescheke gleichwerthig und doch war Blockley nur ein Bettler, wenn wir sein Hab und Gut mit dem Besitze der Mission in Schescheke verglichen. Ganz anders wäre die Hilfe ausgefallen, wenn Rev. Coillard selbst in Schescheke anwesend gewesen wäre. Ich hatte unter Anderem auch um etwas Kattun gebeten, versprach, ihn mit dem jährlich zweimal nach Süden gehenden Wagen des Missionärs von Schoschong zurückzusenden. Mad. Coillard sandte ihn nicht, obwohl

ich ihn so sehr gebraucht hätte, um einige Ziegen zu kaufen — der Suppe halber! Wie sehr bedauerten wir alle den Abgang des gutherzigen Pater Boom's aus dem Zambesigebiete!

Nachdem so ein Zukunftsproject nach dem anderen in Nichts zerfallen war, blieb uns nur noch ein Mensch, auf den wir unser letztes Hoffen setzten, und der bewährte sich auch als ein treuer Freund in der schwersten Stunde meines Lebens. Es war Mr. Georg Westbech. Ich hatte einen Boten zu ihm geschickt. — Sobald ihn dieser traf, brach er sofort seine Jagd ab und eilte nach Gazungula. Nachdem er uns alle herzlichst begrüßt und meine Frau, die in der elenden Grashütte schmachtete, besucht hatte, endete er sofort unsere Noth, das heißt Mr. Wa. mußte mir zwei Kilo Kaffee und ½ Kilo Thee und von den 30 Metern Kattun die Hälfte und 6 Gramm Chinin geben, ferner ein Schaf für meine Frau ausfolgen und mir von den an die Firma verkauften 3000 Patronen 1000 wieder überlassen, damit wir mit Hilfe der Carabiner unser weiteres Fortkommen finden könnten. Mr. Westbech stellte auch Kleidungsstücke und Wäsche in Aussicht, wenn nur sein Freund, der Schoschonger Händler Mr. T. Fry, kommen würde, von dem er eine Wagenladung Güter in 1 bis 2 Monaten erwartete.

Eine bessere Wohnung konnte er uns nicht geben. Westbech wohnte selbst noch in einer Betschuanahütte. Daß wir nicht lange in unserer kleinen, elenden Grashütte, die keinen Schutz gegen Regen bot, bleiben konnten, war uns klar. Aus diesem Grunde, sowie mit Rücksicht auf das wenige Chinin, wollte ich nicht lange bleiben, und bat Mr. Westbech, mir ein Ochsengespann und den einen der Wagen, die ich ihm seinerzeit geschenkt hatte, für die Reise nach Schoschong zu leihen. Das sagte er uns auch sofort zu, doch ob der Trockenheit an der Strecke nicht für jetzt, sondern für den November, bis es regnen würde. — Ich wandte ein, die Ochsen seien von der Tsetse gestochen, und je eher sie die Stelle verlassen, desto besser für die Thiere, da die Regenzeit sie hier bald dahinraffen würde; doch Westbech glaubte dieses nicht und hatte später diese Weigerung durch den Verlust aller seiner Ochsen schwer zu bereuen. — Die Aufnahme, die wir bei Mr. Westbech fanden, ärgerte natürlich

Mr. Wa. auf das tiefste, und konnte er meines Freundes gutes Herz auch im Privatverkehr nicht beeinflußen, hatte er doch um so mehr Gewalt über ihn in geschäftlicher Hinsicht gewonnen. Westbech hatte den Niedergang seines Geschäftes nur zu wohl und seit Jahren erkannt, Mr. Wa. mit seiner glatten Zunge wußte sich ihm als der Messias zu geben, der ihn bald zum wohlhabenden Manne machen würde, und doch war er sein Mephisto; denn die von Wa. geplante Verlegung der Factorei von Panda-ma-Tenka nach Gazungula war der Ruin des Geschäftes. Zum Glück überlebte Westbech seinen Fall nicht lange.

Nachdem mir zur Gewißheit geworden, daß ich das Zambesithal nicht so bald verlassen könne, entschloß ich mich sofort Vorkehrungen für einen längeren, mindestens dreimonatlichen Aufenthalt zu treffen.

Die erste Frage war, womit während dieser Zeit unser Leben fristen? Dies war nur durch Jagd möglich, Wild gab es ringsum in den Wäldern, und so machte ich Fekete mit meinem Wunsche vertraut, daß er, der weniger schwer, wie wir andern drei, am Fieber litt, diese Jagdzüge zu leiten hätte; ich entschloß mich dazu, nachdem ein Versuch, die Schwarzen unter Boy's Führung den Tschobe thalaufwärts zu senden, mißlungen war. Ich erinnere mich noch ziemlich wohl an jenes Gespräch und es möge hier folgen. Ich sprach zu ihm: »Ich bin überzeugt, mit diesen sechszehn Schwarzen erlegen Sie so viel, daß Sie sich mit ihnen ernähren und uns obendrein mit Fleisch versorgen können; ich bin auch überzeugt, daß dieser Jagdzug auch werthvolle Objecte für die Sammlung sichern wird, worauf nun, nach dem Verluste unserer wissenschaftlichen Instrumente, von sechzehn meiner Tagebücher, sowie zahlreicher Skizzen, und nach dem mißlungenen Versuche, nach Centralafrika vorzudringen, unser Hauptaugenmerk gerichtet sein muß!«

Fekete ging sofort darauf ein und es gelang ihm auch in jeder Hinsicht, meine Aufträge genau auszuführen. Gerade dieser gezwungene, dreimonatliche Aufenthalt an der Tschobemündung hat uns die größten und werthvollsten Säugethiere für die Sammlung geliefert. Ich werde Fekete's wichtigste Erlebnisse im letzten Abschnitte dieses Capitels in gedrängter Kürze wiedergeben.

Fekete's »glänzende« Ausrüstung entsprach unseren damaligen Verhältnissen, nur mit Gewehren und Patronen war er reichlich versehen. Etwas wie einen Hut am Kopfe, ein geschnitzter Holzkamm dazu, ein von Mr. Westbech geschenktes Hemd, eine geschenkte, stark brüchige Jacke, eine viel zu kurze Unaussprechliche und Gnusandalen; zwei Meter Kattun, zu einem Handtuch und zu Sacktüchern zu verwenden, ein Messer, das Giftgefäß, ein irdener Kochtopf, einige Kalebassen als Wassergefäße und ein Kotzen bildeten seine Ausrüstung.

Mit dem Augenblicke, da Fekete abzog, war die Nahrungssorge gewichen; er schickte mehr Fleisch als wir brauchten, und nach seinem Abmarsche ging ich sofort an den Bau eines Häuschens. — Unsere Grashütte war für vier Europäer zu klein, abgesehen davon, daß sie gegen Wind und Wetter keinen Schutz bot. Außerdem brauchte ich einen ganz trockenen Raum für die zu präparirenden Felle. Ich baute eine große, feste Hütte über unsere kleine; sobald jene fertig war, brachen wir die kleine ab und warfen sie hinaus. Dessen sicher, daß Fekete in der Jagd glücklich sein werde und wir oft die Felle in der Regenzeit unter einem Dache trocknen und aufbewahren müßten, sollte auch der Wohnungsschuppen geräumig sein.

Zum Bau hatte ich Jonas, Muschemani, Kabrnjak und noch einen Schwarzen. Gar sehr hinderte mich das Fieber in dieser Arbeit. Wir fällten Bäume, machten Latten und Pfähle und banden diese mittelst Mimosenbast aneinander, da wir in Ermangelung eines Bohrers Holznägel nicht benützen konnten und Eisennägel nicht zur Verfügung hatten. Bestanden doch unsere Werkzeuge nur aus einer geliehenen Säge und einer von Mr. Westbech gekauften Axt! Wir schleppten Riesengras herbei und deckten die Wände und das Giebeldach damit, indem wir Bündel daraus machten, und diese wieder mittelst Bast an die Pfähle der Wände und die Latten des Daches befestigten.

Am 9. September war die »Robinsonvilla« fertiggestellt; sie hat manchen Schweißtropfen gekostet; ich mußte auch im Fieberschauer arbeiten, die Tage wurden heißer, und meine Frau und Leeb litten in ihren Fieberanfällen gar furchtbar in der dunstigen, glühendheißen Grashütte; jeden

vierten Tag mußte der Boden mit Wasser durchtränkt werden, damit der sandige Thon nicht allzusehr staube.

Ich hatte vor der Abreise nach Norden Mr. Wa. in Gazungula eine prächtige, große Kiste zurückgelassen, in welche die von der Nordreise zu sendenden größeren Häute gepackt und heimgesendet werden sollten. Die Kiste diente uns nun aber als Tisch.

In der Robinsonvilla, einem großen, luftigen Raum von 8 Meter Höhe, war es kühler, und wir richteten uns so bequem als möglich ein, und bald war wieder alles voll von Raritäten, denn der alte Sammlertrieb, der während der Nordzambesitour unterdrückt werden mußte, konnte sich jetzt wieder rühren.

Unser Zustand besserte sich ein wenig, so daß auch Leeb bald darauf wieder ausgehen konnte, und sich, da mir Mr. Westbech das ganze, an ihn vor Monaten verkaufte Schrott (20 Kilo) wieder abließ, zumeist mit Vogeljagd abgab, und die Hälfte der an 500 Bälge zählenden, während dieses dreimonatlichen Aufenthaltes in Gazungula erworbenen Vogelsammlung selbst erworben hatte. War es möglich, so theilten wir uns, abwechselnd jeden zweiten Tag in solche Ausflüge; jener von uns beiden, der daheim blieb, beschäftigte sich, sowie auch meine Frau, mit dem Abbalgen der Beute, dem Aufbewahren der übrigen Sammlungen, der Früchte, Insecten, mit dem Pressen der Pflanzen, dem Verfertigen der Körbe für das Gesammelte, denn trotz des Fiebers, das uns fast täglich quälte, waren wir wieder in voller Arbeit. Diese Arbeit that uns aber auch in andrer Hinsicht gut, sie beschäftigte unsern Geist und ließ uns unsere trostlose Lage, in der wir uns befanden, weniger hart fühlen. Ja, in kurzer Zeit hatte sich von selbst eine Art Tagesordnung herauskrystallisirt, welche während des zweimonatlichen Jagdausfluges Fekete's mit den sechszehn Dienern sich etwa folgendermaßen gestaltete:

Bei Tagesgrauen verließ ich das Lager und arbeitete bis Sonnenaufgang vor der Hütte mit den Aufzeichnungen der Nordzambesitour, um das verlorene allgemeine Tagebuch zu ersetzen und aus dem Gedächtnisse, so lange noch die Eindrücke frisch in demselben hafteten, das Erlebte niederzuschreiben; dann wurden die Forschungen vom vorigen Tage ein-

getragen. Um acht Uhr sandte ich Leeb mit zwei Schwarzen aus, um zu jagen und zu botanisiren. Ging ich selbst, so verließ ich unser Lager schon bei Tagesanbruch, um gegen zehn Uhr wieder daheim zu sein, da ich seit meiner Rückkehr zum Zambesi weniger als die anderen die Mittagshitze im Freien zu ertragen vermochte.

Die reichsten Studien und Sammlungen ergab der Aufenthalt in den Fächern der Ornis und der Botanik, wo es mir glückte, viele noch nicht zuvor beobachtete Arten zu entdecken, und über andere, mir schon bekannte, näheren Aufschluß zu bekommen; aber auch auf anderen Gebieten gab unsere dreimonatliche Arbeit (23. August bis 20. November) ganz nennenswerthe Resultate.

Während der langen Rast an der Tschobemündung bemühte ich mich auch meine Studien über die angrenzenden Stämme, die ich zum Theile selbst besucht, zum Theile nur vom Hörensagen kannte, möglichst zu vervollkommnen. Ich möchte nun hier, wo ja der Faden der Reisebeschreibung selbst halten muß, dem Leser einige dieser interessanten Daten, ich möchte sagen kaleidoskopartig, denn anders läßt sich die Sache nun einmal nicht machen, vorführen.

So erhielt ich Nachrichten, daß die Todtenfeier für den allerdings weit und breit gefeierten Mankojahäuptling Momba, welcher 1885 gestorben war, 1886 noch immer nicht ihren Abschluß gefunden; ebenso gelang es mir mit voller Sicherheit constatiren zu können, daß die Batowana-Makuba mächtige Flöße aus der Papyrusstaude bauen, bis 1 Meter stark, 4 Meter breit und 5 Meter lang, womit sie ihre Heerden über die Zuflüsse des N'Game nach der jeweils nöthigen Weide schaffen. Diese Makuba stehen zu den Batowana (westliche Bamangwato) in demselben Verhältnisse, wie die Maschupia zu den Marutse. Als Nachbarn dieser Batowana, zumeist westlich, wohnen Masarwa, die sich Makouka und Andari = Andarisa nennen, und die nur Bogen und Pfeile — die Spitzen der letzteren aus vergiftetem Elfenbein gefertigt — als Waffen gebrauchen. Die Bogen sind kurz und unansehnlich, wie jene der Buschmänner früher gewesen sind. Herr Fry tauschte zur Zeit seines Besuches an 20 solcher Waffen (1 Bogen sammt Pfeilen) für je ein Messer (30 Kreuzer) ein

und verkaufte sie in Schoschong für je 12 Gulden; die Pfeile sind vergiftet. Kurze Zeit vor unserer Ankunft waren zwei Schoschonger Mischlinge, Gert Batji und Tom Damara, welche sich in dem von den Makouka bewohnten Gebiete auf der Straußen- und Elephantenjagd befanden, von diesen Masarwa getödtet. Ohne Führer kann man in diesem Gebiete, der wenigen Wasserstellen halber, nicht jagen. Die Jäger hatten zwei Makouka als Führer und wurden von diesen an deren Freunde verrathen, die den Fremden die Jagd auf das edelste Wild des Landes nicht gestatten wollten. In der Nacht im Schlafe erwachten zu gleicher Zeit beide Mischlinge mit einem brennenden Schmerz, der eine in der Brust, der andere am Beine, beide waren von vergifteten Pfeilen getroffen worden. Beide starben unter furchtbaren asthmatischen Schmerzen bei vollem Bewußtsein etwa zwölf Stunden später.

Tödten die Makouka mittelst dieser Pfeile Wild, so finden sie es in der Regel sechs Stunden nach der Verwundung todt vor. Dann schneiden sie die getroffene und geschwollene Stelle aus, werfen auch das Herz und die großen Blutgefäße weg und essen das übrige Fleisch ohne Schaden für ihre Gesundheit.

Ueber weitere wissenschaftliche Resultate des dreimonatlichen Aufenthaltes am Zambesi hätte ich Folgendes zu erwähnen:

Von Säugethieren lieferte derselbe, mit der Nordzambesireise* zusammengenommen, nahezu so viel, als der Aufenthalt am Limpopo, dabei auch Arten in der Sammlung noch gar nicht oder spärlich vertretener Thiere. Neu wurden der Sammlung zugefügt: 1 gefleckte Hyäne, 1 Löwenpaar, 1 Ichneumon und zahlreiche Flatterthiere (wohl nur neue Species), 1 schwarzes Nashorn, 3 Kaffernbüffel, 6 Kakatombehartebeeste, 1 Pukuantilope, eine Deukerfamilie (kleine Art) und zahlreiche Nager; willkommen waren mehrere Exemplare der Zambesi-Varietäten des Kudu und des Pallah, sowie 5 Zebras und Mutter sowie Junges des gestreiften Gnu, mehrere Stücke der neuen Art des langschwänzigen, gelblichbraunen Zambesipavianes, 1 Roenantilope, eine schöne Buschbockfamilie, Rietbockantilopen, 6 Warzenschweine, Honigdachse, Meerkatzen und andere.

* Der gemeinschaftliche sowohl, als Fekete's Jagdzug.

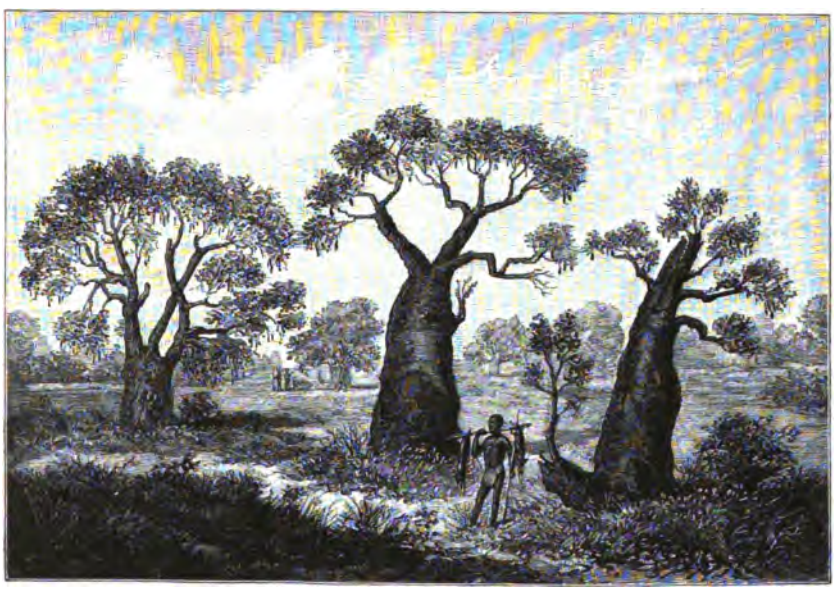
Da ich mich für die geistigen Eigenschaften der Paviane sehr interessirte und vielleicht so mancher Leser das Gleiche thut, erlaube ich mir, meine am Zambesi gemachten Erfahrungen beizufügen. Ich erfuhr hier von den Schwarzen, was ich selbst schon im Süden wiederholt beobachtet, daß Paviane bei ihren Raubzügen in den Feldern der Schwarzen stets die größte Stille beobachten, um sich nicht zu verrathen, so zwar, daß oft Menschen, welche an einem Ende des 1—2 Joch großen Maisfeldes arbeiten, keine Ahnung davon haben, daß am andern Ende Paviane ruhig plündern.

Geschieht es nun, daß die »Babies« sich hiebei vergessen und zu bellen beginnen, so werden sie sofort von den Müttern arg geprügelt und zum »Maulhalten« gezwungen; doch geschieht es dann in der Regel, daß die ganze Sippe die Flucht ergreift. Während bei der Verfolgung einer Truppe sonst die Wachen, durch lautes Geschrei von hohen Bäumen aus, jene auf der Erde oder die im Grase und Gebüsch oder den Felsen sich geborgen haltenden Genossen über die Bewegungen des Feindes unterrichten, verhalten sich die Wachen einer in obiger Weise plündernden Truppe vollkommen stille. Haben sie einen herankommenden Menschen erschaut, so gleiten sie ruhig von ihrem Standpunkt herab, und dies genügt den plündernden Genossen, sich in aller Stille aus dem Staube zu machen. Auf einem seiner vielen Ausgänge verwundete Leeb einen halberwachsenen Pavian, der, bellend, sich nur mühsam vorwärts zu schleppen vermochte; da kommt ein starkes Weibchen heran, ergreift den Verwundeten an der Rückenmähne und zerrt ihn mitten in den fliehenden Haufen, der ihn in Sicherheit brachte; vergebens suchte Leeb stundenlang, er sah seine Beute nie wieder.

Das unser Lager im Südwest und West dicht umsäumende Gehölz wurde gewöhnlich zur Mittagszeit von den Pavianen aufgesucht. Am Nordende lag ein Mabelefeld und darauf hatten es die Thiere abgesehen; sie hatten nach und nach herausgefunden, daß um die Mittagszeit sich kaum ein Mensch im Freien blicke lasse, und darauf ihren Plan gebaut. Unser Daisy war der Erste, der sie ausfindig machte und wir legten ihnen bald das räuberische Handwerk.

Die hier 150—200 Köpfe zählenden Heerden dieser Thiere theilen sich in der Regel auf ihrem Ausgang, am Morgen in 2—3 Haufen, und kehren am Abend wieder zu der gemeinschaftlichen Ruhestätte zurück. Ich werde später bei der Erwähnung einiger Jagderlebnisse nochmals auf die Paviane zurückkommen.

Sehr interessant war mir auch eine gelblichbraune Ratte, welche an den Abhängen des bewaldeten Lateritbultes zum Zambesithale lebte;



Gazungula-Baum und Baobabbäume.

der Boden war durch ihre zahllosen Baue derartig durchwühlt und unterminirt, daß wir beim Gehen bis über die Knöchel einsanken. Es müssen da Tausende der Thiere leben und doch haben wir am Tage nie ein einziges gesehen, sie sind, wie so viele Nager, Abend- und Nachtthiere.

Eines Tages machte Leeb einen merkwürdigen Fund, nämlich in einem Hyphantornisneste fand er eine Fledermausfamilie; dieser Fund bewog uns, in allen Nestern und hohlen Bäumen nach dieser Richtung zu forschen; wir wurden auch durch eine Collection von nahezu 50 Flatterthieren (vier Arten) für unsere Mühe belohnt. Vor allem in der Höhlung

eines Baobabbaumes, den ich in kleinem Maßstabe, ein Drittel seiner Höhe und seines Umfanges, modellirt habe, und in Blüthe mit der verkleinerten Innenöffnung und einigen der Fledermäuse in derselben dem Besucher meiner Ausstellung vorführen werde.

Meine Frau, die sich langsam erholte, half mir fleißig beim Präpariren, ja, mit jeder gelungenen Arbeit wuchs die Zuversicht, wir würden doch nochmals alle aus diesem Höllenpfuhle nach unserer lieben Heimat zurückkehren. Wir erkannten damals wohl so recht den Segen, der in der Arbeit liegt.

Frucht und Blüthenzweige des Gazungulabaumes.

Zum Verpacken machte ich mit den vier Schwarzen Binsenmatten, in welche z. B. die Säugethierfelle gerollt wurden, nachdem eine ähnliche Matte aus dichtem trockenem Grase auf die nackte Seite gelegt worden war, um etwaiges Fett aufzusaugen.

Wie schon erwähnt, boten die Vögel ein sehr reichliches Material für meine Sammlung und meine Studien. Unsere Jagden auf Gaukler, Wüstenadler, Haubenadler, Milane, Falken und Sperber, auf den Verauxischen Uhu würden Spalten beanspruchen. Die Ufer des Zambesi, seine Sümpfe, die hochbegrasten Thalsenken, die Dorngebüsche an der Mündung des Leschumothales, die hohen Mimosen im Thale und die dicht bewaldeten Lateritbulte, ja jede dieser scharf geschiedenen Partien hatte ihre bestimmte Vogelwelt, und diente auch nur bestimmten, auf der Wanderung begriffenen Arten zu besonderen Raststationen.

Das Studium der Ornis während dieses Aufenthaltes in Gazungula war ein hoher Genuß und bildete oft stundenlang noch in die Nacht hinein das Gespräch in unserem Grashäuschen. Wir erwarben Arten, welche in der schon damals 1300 Stück zählenden Sammlung noch nicht vertreten waren; darunter 1 Falken-, 2 Nectarinien- und 2 Schwalben-

arten, 1 Baumhopf, 1 Eisvogel, 1 Mandelkrähe, 1 Drymoica, 1 Silvia, 1 Muscicapa, mehrere Würger, darunter 2 Stücke eines Telephonus, der seitdem in einer Sammlung von der Ostküste (später als der meine gesammelt) als eine neue Species erklärt wurde, zahlreiche Dickschnäbler, zwei Kukuke, lebende Helmperlhühner u. a.

Die Beobachtungen der Lebensweise einer Sichlerart, des Jakobinerkukuks, des Nestbaues des Rubinbienenfressers, des rothschnabeligen Baumhopfes und anderer boten ein reichliches Material für die Tagebücher. — Der von Oates heimgebrachte, schwarze, weißgezeichnete Steinschmätzer ergötzte uns an den hohlen Baumstämmen, die er bewohnt, und in deren Höhlen er sich, ähnlich wie die Myrmocichla formicivora, in die Erdlöcher flüchtet, oft stundenlang mit seinem vorsichtigen Gebahren. Nicht minder interessant war das Schwatzen der rothschnabeligen Baumhopfe, wenn sie zu 3—6, sich unbeobachtet wähnend und dicht aneinander sitzend, zu zetern begannen, und dabei sich immer wieder duckend, äußerst possirlich geberdeten.

Früchte und Blüthenzweig des Baobabs.

Groß war die Streitsucht der Blumensauger, wenn sie in großer Anzahl die Blüthen der Mimosen und die dunkelkarmin gefärbten Riesenkelche des Gazungulabaumes umschwärmten.

Viele der Vögel waren im Nestbau begriffen, so auch die Rubinbienenfresser, welche in die abschüssigen Lösufer bis ein Meter tiefe, horizontal einlaufende Höhlungen machten, um dann am Ende der letzteren in einer Sackhöhle das Brutgeschäft zu besorgen, respective die schönen weißen

Eier auszubrüten. Die jährlichen Ueberschwemmungen müssen diesen Nesthöhlen schaden, allein die Vögel bleiben ihnen treu, in einigen der verlassenen fanden wir Uferschwalben nistend.

Wir suchten viele Vögel am Leben zu erhalten, ohne daß es uns gelingen wollte. Zum Aufbewahren der Bälge sah ich mich gezwungen, Schilfkörbe zu machen und die Bälge, sowie die Fledermäuse und kleinen Nager zwischen Graslagen zu packen. Wie bitter empfanden wir damals den Mangel aller Präparationsbehelfe. Aus diesem Grunde konnte ich auf dem Gebiete der Reptilien und in jenem der Fische so wenig leisten, da mir kein Weingeist zur Verfügung stand. Reichlich wuchs dafür die Sammlung der Insecten und einiger anderer Ordnungen der Thiere, namentlich einer zum erstenmal beobachteten lebenden Bulimus-Art, die nur zu Beginn der Regenzeit ihre Schlupfwinkel unter der Erde verläßt.

Ebenso erfreulich mehrte sich das Herbarium, namentlich wertvoll waren die Frühjahrsgewächse der Laubwaldzone, darunter auch einige erst vom obern Zambesi durch das Wasser herabgeschwemmte Arten. Das Anwachsen unserer Sammlungen ärgerte Niemanden mehr als Mr. Wa., daß wir »Bettler« nun nach wenigen Wochen schon wieder so nennenswerte Collectionen besaßen, wurmte ihn in der Seele, allein er tröstete sich, und schadenfroh lächelnd frug er mich, wie ich diese Masse Objecte nach dem Süden bringen wolle? Ich schwieg und brachte sie doch nach dem Süden.

Noch will ich auch der Sonnenfinsterniß gedenken, welche wir am 29. August zu beobachten Gelegenheit hatten. Bei vollkommen klarem Himmel begann die Sonnenfinsterniß um vier Uhr Nachmittags am unteren Rande, zog sich nach oben, und verfinsterte den nördlichen Sonnenrand, also den Nordhimmel und Nordhorizont nahezu vollkommen. Der nicht verfinsterte Theil der Sonne spendete nur einiges Licht von Südosten über Süden nach Südwesten. Diese Beleuchtung glich jener eines stark umwölkten Abendhimmels, d. h. wenn Wolken den Abendhimmel bedecken und so die Abendröthe nicht sichtbar werden lassen.

Für die Schwarzen am Zambesi war diese Sonnenfinsterniß ein furchtbares Ereigniß, an welches sie die verschiedensten, aber nie erfreuliche Combinationen knüpften.

In einem Dorfe hieß es, »sie bedeute den Tod weiterer Häuptlinge, welche Luanika tödten lasse«. Ein anderes Dorf ließ den Schreckensruf erschallen: »Ein Heerhaufen der gefürchteten Matabele zieht heran. Die uns so holde Sonne kann nicht zusehen, wie die Feinde ihre Lanzen schärfen, um sie in unser Blut zu tauchen!« — So und ähnlich sprachen die Maschupia und die Matoka. Ich war sehr begierig, was die Marutse denken, die doch an einen unsichtbaren Gott glauben, der »im Blau« des Himmels wohne, Mond und Sterne und die Geschicke der Menschen in seiner Gewalt habe. — Diese Marutse sagten: «Die Sonnenfinsterniß bedeutet Njambe's (ihres Gottes) gerechten Zorn über das, was die Maschukulumbe den Makoa, d. h. uns, den Weißen, angethan hatten. Unwiderruflich ist über sie ein Strafgericht, d. h. ein Raubzug ihres Königs Luanika-Leboschе, verhängt.« — —

Ein Freudenfest gab es immer, so oft Fekete's Diener mit neuer Beute, manchmal auch mit frischem Fleische kamen. Hätte uns Mr. Wa. Salz verkauft, so wäre unsere Tafel manchmal sogar opulent gewesen, so aber mußten wir wochenlang alle Speisen ungesalzen genießen, was wir jeden Tag gar sehr bedauerten. Die größten Dienste leistete uns damals unser Ponton, welches ich seinerzeit an Mr. Westbech verkauft hatte, und das uns nun der gute Mann zur Verfügung stellte. Meine Schwarzen jagten ja nördlich vom Zambesi und somit hätte ich die Ueberfahrt für dieselben gar nicht zahlen können. So aber, wenn wir ihren Ruf über den Strom vernahmen, eilte alles an das Boot, ein Stück unserer treuen Heimat, und holte sie selbst bei Wind, wo die kleinen Boote der Eingebornen sich nicht hinauswagen konnten, herüber.

Am größten war die Freude, als Fekete selbst mit seinen Schwarzen, beladen mit so manchem schönen Beutestück, endlich seinen Einzug ins Hauptquartier hielt. Da gab es ein Fragen und Erzählen bis spät in die Nacht hinein. Im Folgenden möge der freundliche Leser mit den Hauptresultaten von Fekete's Jagdzug bekannt werden.

Feketes Jagdzug fällt in die Zeit vom 1. September bis 26. October. Ich gab ihm drei Gewehre, hinreichende Munition und Schwarze als Begleitung mit. Die Jagdgesellschaft zog nach Norden, berührte das Dorf des

Unterhäuptlings Mangwato, eines unserer früheren Führer zu Matakala, der sie reichlich mit Korn beschenkte.

Kaum eine halbe Tagreise vom Zambesi entfernt, wurden sie von zwei Maschupia, die ihnen zufällig begegneten, auf die frische Fährte eines schwarzen Nashornes aufmerksam gemacht. Ein Nashorn? der Gedanke, ein solches Thier für meine Sammlungen erwerben zu können, elektrisirte die ganze Schaar. Boy nahm mit einigen Genossen sofort die Spur auf und es währte nicht lange, so eilte ihm Fekete mit der ganzen Schaar nach, denn vier rasch nach einander fallende Schüsse hatten auf einen Erfolg gedeutet. So war es auch. Boy hatte in einem Lateritbult ein schlafendes Rhinoceros überrascht, war als »vorsichtiger Held« auf einen Baum geklettert, von wo er auf das Thier jene vier Schüsse abgab. Fekete fand dasselbe in den letzten Zügen, und einige weitere Kugeln endeten rasch seine Qualen. So wurde der Sammlung das werthvollste Säugethier erworben.

Nachdem das gewaltige Thier zerlegt worden und Haut, Fleisch und der Schädel uns gesendet worden war, marschirte die Jagdcolonne drittehalb Tage das Inquisithal nach aufwärts, wobei sie auf Elands und Kakatombehartebeeste stieß, ohne jedoch etwas auf die Strecke bringen zu können. Man überschritt das Land zwischen dem Inquisi und dem Unterlaufe seines rechten Nebenflusses, der Lu-Rungu-Spruit, und zog dann eineinhalb Tage thalaufwärts in ihrer Thalsenke, bis man an ein tiefes Wasserloch in dem Spruitbette kam, wo dann einen Kilometer davon im Walde das Lager aufgeschlagen wurde. Noch am selben Tage trafen die Jäger auf Zebras, Büffel, Kakatombe und eine Gnuheerde von 25 Thieren; nur dieser vermochte sich Boy zu nähern, fehlte jedoch abermals. Als am Abend Siroko mit Großmaul Wasser holten, stießen sie auf eine zweite Büffelheerde; rasch meldeten sie ihre Entdeckung, und Boy und Mapani mit einigen Dienern machten sich sofort daran, die Büffel zu verfolgen, jedoch erst am folgenden Tage stieß man auf die flüchtig gewordene Heerde. Mapani verwundete eine Kuh, diese attaquirte Mapani, während alle seine Genossen rasch auf die Bäume flüchteten, ohne demselben beizustehen. Das wild gewordene Thier treibt Mapani einigemal um den Baum, hinter den

er sich geflüchtet, bis dieser einen Moment erhaschte, in dem er das Thier mit einem Nackenschuß todt zu Boden streckte. Mapani tödtete am selben Tage noch eine zweite Büffelkuh.

Inzwischen war am selben Morgen zeitig früh Fekete mit Marumo auf die Jagd gegangen. Fekete nur mit einem Winchester bewaffnet. Drei Kilometer weit ab stießen die Beiden auf einige Warzenschweine, Fekete verwundete eines auf 60 Meter, Marumo holt es im raschen Laufe ein und spießte es zu Tode. Am Rückwege tödtete Marumo einen großen Frischling auf gleiche Weise. Dieser Jagdtag war also meinen Sammlungen ungemein günstig, denn er sicherte außer der eben angeführten Beute noch eine Transzambesi-Ginsterkatze, eine Cypha.

Simundaj, der »Lange«, der unter Boy und Mapani stand, war für zwei Stunden auf eigene Faust jagen gegangen. Er erkundete bald eine Cypha, die auch sofort auf einem circa 7 Meter hohen schwachbelaubten Baum aufbäumte. Der Schwarze machte ein tüchtiges Feuer um den Stamm, um dem Thier jeden Rückzug abzuschneiden, und warf dann so lange mit dem Wurfstocke (Kiri) nach dem Thiere, bis es getroffen, schwer verwundet zur Erde fiel.

Den Tag nach diesem Erfolge erlegte Boy eine Büffelkuh, deren Haut für die Sammlung präparirt wurde. Darauf sandte er einen Theil der Beute südwärts, zog selbst westlich nach einem rechten (östlichen) Nebenfluß des Inquisi und schlug 10 Kilometer ab wieder ein Lager auf.

Am folgenden Tage erlegte Boy 18 Kilometer weit ab einen jungen Büffelstier, bedeckte ihn mit Gesträuch, sandte dann zu Fekete, damit dieser sich dahin begebe, um möglichst früh am folgenden Morgen das Thier zu präpariren. Als Fekete am Morgen zur Stelle kam, fand er den Cadaver zur Hälfte von Löwen aufgefressen, nur den Schädel für die Sammlung brauchbar.

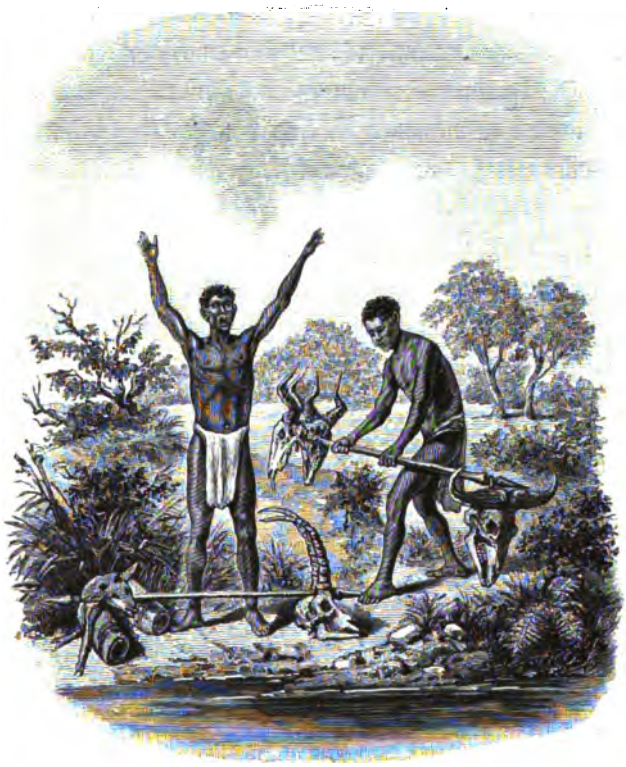
Am folgenden Morgen setzte Fekete wieder über den Lu-Rungu, zu dem alten Lager zurückkehrend. $1^1/_2$ Kilometer von dem letzteren erblicken die Jäger eine zahlreiche Kakatombeheerde, und Fekete erlegte mit zwei kleinen Winchesterkugeln einen prächtigen Stier und sicherte so der Sammlung ein prächtiges Exemplar.

Nach einer kurzen Rast im Lager sandte Fekete abermals Boy, Mapani und fünf weitere der Diener aus, um doch wo möglich einen Büffelstier für die Sammlung zu gewinnen, nachdem keine der bisher gewonnenen Häute vollkommen gut und schön gewesen.

Die schwarzen Jäger stießen auch wirklich bald auf eine Heerde von 36 Stück, wovon Boy zwei Stiere erlegte, von denen ein Exemplar für die Sammlung präparirt werden konnte. In der Nacht suchten zwei Hyänen, von dem Fleischgeruche angezogen, in das mit Aesten geschützte Lager einzudringen, büßten aber diese Frechheit mit dem eigenen Leben. Mapani verstand eben in solchen Sachen keinen Spaß. Doch schon winkten Mapani St. Hubertus Lorbeeren, um die ihn tausende europäischer Nimrode beneiden würden. Er schoß weit ab vom Lager einen Büffel an, dessen Verfolgung er der einbrechenden Nacht wegen aufgeben mußte. Als er am folgenden Morgen die Spur wieder aufnahm, fand er das Thier todt und um dasselbe acht erwachsene Löwen, welche sich eben an das Frühstück machen wollten. Mapani's Schreck war um so größer, als er die offenbar unangenehm berührten »Könige der Wüste« des hohen Grases wegen erst sah, als sie sich dicht vor ihm erhoben. Das Gewehr von der Schulter reißen und ohne eigentlich einen bestimmten Löwen aufs Korn zu nehmen, nur blind in die Truppe zu feuern, war das Werk des nächsten Augenblicks. Mapani sah vor Schrecken starr zu, wie die acht Löwen das Weite suchten, doch bald blieb einer zurück und brach zusammen. Ihn hatte die Kugel getroffen. Sie war durch den Hinterkörper in die Lunge gedrungen und hatte so das Thier rasch getödtet. Welch eine Freude in meinem Hauptquartier, als die schöne Haut des Thieres überbracht wurde.

Fekete verließ bald nach diesem Abenteuer die Lu-Rungu und das Inquisigebiet und wandte sich mit seiner Schaar gegen die Mudschila, um in der Nähe jener großen Ebene, die ich auf der ersten Reise den Blockley-Kraal nannte, zu jagen. Seine Bemühungen waren auch hier in jeder Beziehung erfolgreich. Er und seine Schwarzen erlegten sehr viel Wild; besonders hervorzuheben wären ein weibliches, gestreiftes Gnu, ein prächtiger Roen-Antilopenstier und drei Zebras; Zierden meiner Sammlung. Leider sahen sich die Träger, welche das getrocknete Fleisch

oder Häute und Schädel zu meinem Lager bringen mußten, gezwungen, durch Mambova, den Sitze des Statthalters Makumba, zu gehen, was zur Folge hatte, daß die Maschupia, auf unsere Jagderfolge eifersüchtig geworden, den Statthalter leicht überredeten, Fekete sammt Begleitung das weitere Jagen auf jenem so ergiebigen Jagdfelde zu verbieten. Noch zu



Ankunft meiner Schwarzen mit Jagdbeute am Zambesi-Ufer.

guterletzt gelang es übrigens, durch Mapani's Schußfertigkeit ein Thier zu sichern, das die Sammlung noch nicht besaß, und das auch für später hin das einzige Exemplar verblieb und nun, während ich diese Zeilen schreibe, bereits ausgestopft der Ausstellung harrt. Es ist ein Puku-Ramm, eine der Wasserantilopenarten.

Als die Leute unter Fekete's Führung wieder nach Gazungula ins Hauptquartier kamen, waren sie recht zufrieden und wären sofort wieder

zu einem anderen Jagdzuge bereit gewesen, wenn ich sie gesendet hätte. Die Schwarzen hatten frisches Fleisch, nach dem sie sich so sehr sehnten, derart in Hülle und Fülle, daß sie sich für den Ueberschuß Bier kaufen konnten. Dieses körperliche Wohlergehen ließ sie die sehr bedeutenden Anstrengungen der Jagd selbst und des Zutragens der Jagdbeute zum Hauptquartiere, von dem sie oft $2^1/_2$ Tagmärsche entfernt waren, vergessen.

Diesem Jagdzuge verdanke ich, wie schon mehrmals angedeutet wurde, einen schönen Theil meiner Sammlung; ich bedauerte damals und bedaure es heute, daß ich die guten schwarzen Burschen, welche die Beute sicherten, in meiner finanziell so verzweifelten Lage nicht reichlicher entlohnen konnte.

Fekete war nicht wenig erstaunt, über das, was wir während seiner Abwesenheit gesammelt und gearbeitet hatten. Auch unsere neue Villa fand allerseits den vollsten Beifall, und unter Ernst und Scherz floß uns die Arbeit munter fort. Es hieß auch fleißig sein, denn die Zeit unseres Abmarsches nach dem Süden rückte heran.

So bekam unser Aufenthalt am Tschobe fast den Charakter der Zufriedenheit und Gemüthlichkeit und gegenüber den Strapazen, die wir hinter uns hatten, hätten wir uns fast glücklich fühlen können, wären nicht die vielen Krankheiten gewesen.

Am schwersten krank waren meine Frau und Leeb; beide waren sehr abgezehrt, Leeb dabei noch sehr niedergeschlagen, meine Frau heiter und munter, sowie der Fieberanfall nachgelassen. Kurz nach unsrer Ankunft litt sie gar arg an einem Absceß im Munde, zu dem sich Rothlauf gesellte und ihr Gefahr brachte. Etwa vierzehn Tage später stellte sich bei uns beiden Dysenterie ein, die lange anhielt, da wir der richtigen Medikamente entbehrten, bei mir kam noch eine Recidive als chronischer Rheumatismus, den ich mir beim Besuche der Victoria-Katarakte geholt. Doch all dies war noch zu ertragen, bis auf die mit dem Sumpftyphus auftretenden Symptome, namentlich die schrecklichen Kopfschmerzen, die mich bei einem Anfalle nahezu um den Verstand brachten und die überaus große Mattigkeit.

Am 20. October wurde das Fieber bei meiner Frau geradezu lebensgefährlich und der Leser möge sich meine Gefühle vergegenwärtigen,

als ich zur Einsicht kam, daß es ihr vielleicht doch versagt sein sollte, den Süden und die Heimat wiederzusehen. Doch auch in dieser ärgsten Noth wachte der gute Stern über uns; auch über dieses gefährliche Stadium brachte sie ihre kräftig angelegte Constitution hinweg. Ich selbst litt fortwährend unter dem Fieber. Es geschah oft, daß ich inmitten einer Excursion, von einem Anfall heimgesucht, sofort den Rückweg antreten mußte. Wie schwer wurde mir nicht solch ein Heimgang! Der Rücken, namentlich aber die Kreuzgegend schmerzte bei jedem Schritte heftig. Kopfschmerzen mit Brennen im Nacken und Schwere in den Lidern stellten sich ein. Die Füße, namentlich die Schenkel wurden bleiern, wie wenn Zentnergewichte an ihnen hingen. Bei solchen Anfällen schwinden die Kräfte außerordentlich rasch; man muß immer öfter und öfter rasten, das Aufstehen und sich weiter Schleppen wird immer schwieriger, bis endlich ein wohlthätiger Schweiß ausbricht, der etwa nach einer halben Stunde Erleichterung bringt. Zu meinem Fieber kam noch ein weiteres Leiden. Beim Hüttenbau hatte ich mir bei Gewinnung des Mimosenbastes vielfach die Hände zerschnitten; bei der durch den Typhus erzeugten Blutentartung gingen die Wunden sehr rasch in Eiterung über, was wieder Abscesse am Körper, namentlich ein schmerzhaftes Geschwür auf der Zunge zur Folge hatte. Doch genug von diesen düstern Bildern.

Ich sprach von den in Gazungula während des dreimonatlichen Aufenthaltes erworbenen Sammlungen und einigen Beobachtungen an Säugethieren, ich schließe hier noch den Bericht über einige Jagderfolge und weitere damit einherlaufende Beobachtungen an.

Auf unseren Ausflügen hatten wir oft Gelegenheit, auf die gelblichbraunen Paviane zu stoßen, welche sich die hohen, am Eingange im Leschumothale stehenden Mimosen zu ihren Schlummerstätten ausgewählt hatten. Diese Affen hatten ungemein viel von den zahlreichen Leoparden zu leiden. Wir fanden viele Schädel, durchwegs von Leoparden getödteter Thiere. Leeb begegnete wiederholt Leoparden in der Nähe der Paviane, ja einmal kam er eben dazu, wie sich der freche Räuber mitten aus einer Heerde ein feistes Pavianweibchen von einer hohen Mimose herabholte. — Es war eigenthümlich, daß Leeb, der auf die Leoparden seinen be-

sonderen Haß geworfen und ihnen mit den Schwarzen ganz besonders nachspürte, erst ganz zu Ende unseres Aufenthaltes mit diesen Raubthieren näher bekannt wurde. Ich möchte sogar sagen, ein gütiges Geschick bewahrte ihn so lange, denn die erste Begegnung war für Leeb sehr bedenklich.

Es war gegen das Ende unseres Aufenthaltes, Mittags am 19. November, ich, meine Frau und Fekete präparirten eben Bälge, als wir lautes Geschrei und auch Leeb's Namen rufen hörten. Wir stürzten vor die Hütte. Da kam mir Leeb mit Blut überströmt entgegengelaufen und sank erschöpft nieder. — Während ich mich sofort an die Reinigung der Wunden machte, berichtete sein Begleiter Maruma Folgendes:

»Dort oben am Tschobe, du weißt Bass (Herr) unter den dichten Bäumen am Ufer, verfolgen wir eine Buschgais, sie gewinnt eine Lichte, als von der Rechten her ein Leopard erscheint, auf den ich den Bass aufmerksam mache. Der Bass feuert und verwundet das Thier, doch wir wissen nicht wie; da es aber gegen den nahen Fluß flüchtet, denken wir, es sei schwer verwundet und der Bass nimmt die Spur auf. Ich will ihn zurückhalten, denn das Thier hatte schon das hohe Gras erreicht; doch nein, er geht an. »Unser Herr«, so sprach er zu mir, »hat drei Leoparden, allein noch kein namahari (Weibchen), und du sagst, es wäre ein solches; nun das ist gut, das müssen wir bekommen, damit der Herr eine ganze Leopardenfamilie besitzen möge; auch haben mich die Leoparden schon zu viel geärgert, dieser soll mir nicht entkommen!« So kamen wir in das hohe Gras, fanden aber nichts. Wir standen am Ufer, wo nur ein schmaler Schilfrohrsaum die Wassernähe kennzeichnet. Da plötzlich stößt mein Bass einen Schrei aus. Der Leopard war im Schilfrohr gelegen und hatte sich von hinten auf Bass Leeb geworfen, bevor noch dieser zu feuern vermochte. Er suchte ihn mit den Händen von seinem Körper herunterzureißen, das Thier zerbiß ihm aber die Finger, und während ich nun herbeispringend meine Lanze dem Thiere mehrmals in den Rücken stoße, schnappt das Thier immer wieder nach dem Kopfe von Bass Leeb, davon rühren diese furchtbaren Wunden auf dem Kopfe her. — Endlich vermag der Bass das Thier abzuschütteln, und aus dem Schilfe sprin-

gend, eilen wir von dannen! Das Thier lebt noch, eile Herr dahin, bevor es sich noch verkriechen kann!«

Meine Schwarzen wollten sich sofort mit Fekete auf den Weg machen, doch ich ließ es nicht zu, da Fekete fieberkrank war, ich wollte selbst gehen, doch erst wenn ich Leeb verbunden hätte. Ich untersuchte zuerst den Kopf und fand, daß der Leopard dreimal seine Reißzähne in den Schädelknochen gesetzt, allein nicht durchgebissen hatte. Das Gebiß war glücklicherweise jedesmal abgeglitten und die Reißzähne erzeugten nun seitlich ablaufende Schnittwunden, wie wenn der Kopf sechs Hiebwunden erhalten hätte, der Knochen war wohl verletzt, doch gottlob nicht perforirt. Die Hände waren viel übler zugerichtet, die Streckſehnen der linken Mittelhand verletzt, jene des kleinen und Ringfingers zerbissen und zerfetzt. Ich that, was ich mit der stumpfen Scheere und dem Abziehmesser zu thun vermochte, und wandte in Ermanglung aller Medicamente nur kaltes Wasser an. Leeb wurde in eine halb sitzende, halb liegende Stellung gebracht und zwei Diener mußten ihm so lange Tag und Nacht kalte Umschläge machen, bis sich das Wundfieber gemindert hatte. An jenen zwei Fingern ist Leeb wohl verkrüppelt, allein zwei der Kopfwunden heilten binnen 20 Tagen, aus der dritten entstand eine Fistel, die Wundränder heilten bis auf die Enden zu, allein unter ihnen bildete sich aber ein Eitercanal.

In Ermanglung des nöthigen Instrumentes konnte ich erst acht Wochen später (vom Tage der Verwundung) auch diese Wunde zur Heilung bringen. Ich wendete gerbsäurehaltige Lösungen aus den dortigen Pflanzen in der Art an, daß ich sie in den Eitercanal hineinpreßte und so endlich der Fistel Herr wurde.

Eines Tages kam Herr Blockley, der von Panda-ma-Tenka des Hausbaues wegen herübergeholt wurde; er war sehr erfreut, uns zu sehen, bedauerte aber, nicht mehr für uns thun zu können, was wir auch einsahen. Er und Mr. Wa. machten zwei Jagdausflüge, einen stromabwärts bis Mahalas Stadt und einen zweiten auf die Impalerainsel; doch als Nimrode hatten sie damals kein Glück, und ich hatte mich vergeblich gefreut, durch Mr. Blockley meine Sammlung bereichert zu sehen. — Die

erste Jagd endete mit einem Biergelage, so daß die angeheiterten Jäger nahezu den Ponton und dabei um ein Haar ihr Leben eingebüßt hätten. Bei der zweiten Bootfahrt wurden sie von einem Nilpferde angegriffen und entkamen nur mit knapper Noth.

Es war mir das sehr leid, denn es war sehr schwer die Haut oder das Skelett eines Nilpferdes für meine Sammlung von den Schwarzen zu gewinnen.

Während unseres damaligen Aufenthaltes in Gazungula, und zwar gleich am Tage nach unserer Ankunft, sowie fünf Wochen später, war von Maschupia am jenseitigen Ufer je ein Nilpferd getödtet worden. Laut Gesetz mußten die Jäger aber — bis auf die Eingeweide — das ganze zerlegte Thier an den Statthalter von Mambova abliefern; ich versuchte es, einen Theil des Fleisches von den vorüberfahrenden Fischern zu erkaufen, doch wurde ich über das Gesetz belehrt und konnte weder Fleisch noch Haut, noch den Schädel des Thieres erstehen. Auf das letzte, mit Speeren verwundete Nilpferd hatten Mahalas Leute noch 20 Schüsse abgegeben, bevor sie diesen auf einen Baum geflüchteten Feigling zu tödten vermochten.

Auch mit den Löwen hatte ich kein Glück. Es gab noch Löwen in der Gegend von Gazungula, ja selbst in Panda-ma-Tenka holte sich ein Löwe damals einen Hund und ergötzte sich im Stationsgarten an den Blumen- und Mistbeeten, ja der König der Thiere, sowie die ihn begleitende Königin verschmähten als Dessert eine tüchtige Portion Salat nicht.

Nach Fekete's Rückkehr von der Nordzambesijagd erwarben meine Leute selbst in Gazungula noch so manch werthvolles Thier für die Sammlung. Meine Leute, namentlich Boy, Mapani und Marumo, waren zuletzt so schußsicher, daß wir in Ermanglung von Schrot Vögel von Rebhuhngröße mit dem Carabiner erlegten.

Ich hatte das Unglück, bei einem der Ausgänge im Südbulte in eine sehr täuschend mit Gras gedeckte Kudufallgrube zu stürzen; nur daß ich rasch, sowie mir die Situation klar wurde, die Arme weit auseinanderspreizte und mich so am Rande der Grube erhielt, habe ich es zu danken,

daß ich nicht ganz in die Tiefe fiel und mich, auf einen der drei scharfen Mimosenholzstäbe fallend, gespießt hätte.

Von den sonstigen nennenswerthen Ereignissen des dreimonatlichen Aufenthalts, welche in dem neuen an Ort und Stelle angelegten Tagebuche ein zahlreiches Material bilden, erlaube ich mir nur Einiges im Folgenden zu erwähnen: Eines Tages kam die Nachricht uns zu, unser Freund, Mr. Westbech, wäre aus dem ihm von Luanika zugesprochenen Jagdfelde, wo er mit seinen Elephantenjägern, den dem Leser bekannten Mischlingen, jagte, vertrieben worden. Wir konnten daran nicht glauben, als aber Mr. Westbech heimkam, bestätigte er die Sache.

Luanika hatte nach seiner Thronbesteigung Mr. Westbech das ihm schon von Sepopo her bewilligte Jagdgebiet auch überlassen; allein auch er erkannte, wie schon seit Jahren jene südlich vom Zambesi residirenden Fürsten, in deren Gebieten Elephanten überhaupt noch zu finden sind, daß die Europäer mit dem Elfenbein seine beste und sicherste Revenue aus dem Lande tragen, und änderte so seine Politik. Ich hörte Mr. Westbech, der nur seine Handelsinteressen verfocht und dabei ziemlich scharf auf Luanika und dessen Rathgeber loshieb, mit getheiltem Herzen zu. Für die Erhaltung der Elephanten war mir Luanika's neuer Entschluß das Angenehmste was ich hören konnte. Dieses Gefühl, ich muß es schon gestehen, gewann Oberhand über das Beileid, das ich Mr. Westbech, der in seinem Einkommen bedeutend geschmälert wurde, entgegenbrachte.

Im Süden muß schon seit Jahren jeder Jäger dem Häuptling, in dessen Gebiet er jagt, als dem Jagdherrn, ein entsprechendes Geschenk von Pfd. St. 5—100, je nach dem Wildreichthume, im Voraus geben. Dieselbe Besteuerung wollte nun Luanika am Zambesi einführen. Wenn ich auch eingestehen muß, daß Luanika im Rechte war, so hätte er doch berücksichtigen sollen, daß jene wenigen Europäer, die in sein Land kommen — des weiten Landweges halber — viel mehr Kosten mit solch einer Reise haben, als Leute, die weiter südlich jagen. Darum hätte er billigere Preise setzen sollen, dafür aber ein absolutes Ausrotten der Jagdthiere durch gesetzliche Bestimmungen verhindern sollen.

Westbech, der dem Könige sehr große Geschenke gemacht hatte, fand anfangs viele Rücksicht, auf die er auch sonst einen Anspruch hatte. Luanika gestattete keinem Europäer, außer Mr. Georg Westbech, das Elephantenjagen in seinem Gebiete. Er hatte ihm das Jagdfeld von der Tschobe-Zambesivereinigung bis zum Nambwekatarakt nach Westen hin als ein Monopol gegeben. Bis hieher war auch Westbeech ganz zufrieden; allein bald zeigte sich die feige Verschmitztheit des Schwarzen in allerlei Versuchen, das gegebene Wort zu umgehen. Da in dieser Gegend viele Elephanten hausten, ließ er sie von seinen Schwarzen rasch abjagen.* Dann ließ er Westbech sagen, er wolle gemeinschaftlich mit ihm jagen, mit ihm die Beute theilen; und als Mr. Westbech wochenlang vergebens gewartet, ging er allein ins Jagdfeld, und diesen Bruch des Uebereinkommens benützte der König, um dem Europäer das weitere Jagen ganz zu verbieten, ihn mit seinen Jägern aus dem Lande zu drängen. Er gab sogar Befehl, die Leute von Scheschеke mögen demselben alles Elfenbein wegnehmen, was sich diese zu thun jedoch nicht getrauten, sondern Westbech und die Seinen unbeläſtigt nach Gazungula ziehen ließen.

Diesem Umstande haben wir einigen Proviant (Kaffee, Thee) zu danken, der, für Luanika von Mr. Westbech bestimmt, uns nun überlassen wurde. Da gab es einen Feiertag, als wieder Kaffee das einzige von der Nordreise gerettete Geschirr, einen Blechbecher, füllte.

Mr. Westbech war im tiefsten Innern ergrimmt über die Handlungsweise des Königs. Tag und Nacht ging ihm die Geschichte im Kopfe herum, und es fiel mir auf, daß er so oft das Gespräch auf ein heikliches Thema brachte, er meinte nämlich, La-Bengula hätte lange schon einen Raubzug gegen die Marutse geplant, wenn er (Westbech) ihn nicht davon abgeredet und durch seine Stellung in Panda-ma Tenka auch abgehalten hätte.

Westbech hatte allen Grund, übler Laune zu sein. Sein Geschäft, einst blühend, ging entschieden zurück, er mußte sich das selbst eingestehen.

Da die Marutse nur mehr sehr wenig Elfenbein Mr. Westbech zum Verkaufe brachten, der König schon wieder mit den Elfenbeinjägern von

* Zur Zeit unserer Abreise nach Norden.

der Walfischbucht und denen von Mossamedes liebäugelte, war Mr. Westbech eigentlich auf den Ertrag seiner Jäger angewiesen. In dem Momente, wo ihm Luanika die Elephantenjagd verbot, war seine Haupteinnahmsquelle versiegt und er konnte seinen Verpflichtungen gegen die Schoschonger und andern Kaufleute nicht mehr nachkommen. Wie bedeutend eine solche Jagd ist, möge die folgende Schußliste zeigen, wobei aber zu bedenken ist, daß Westbech 1887 nur kurze Zeit jagen konnte.

Die besten Jäger hatten folgende Erfolge aufzuweisen:

August . . 10 Elephanten,
April . . 8 »
Henry Wall 4 »

Weyer, der Holländer, tödtete wohl selbst keinen Elephanten, doch sein Diener einen solchen mit 32 Kilo schweren Stoßzähnen; von den übrigen Jägern tödteten manche 2, manche 1 Thier. Nur drei Jäger erlegten gar keinen Elephanten.

Interessant waren die zum Besten gegebenen Jagdepisoden der Zurückgekehrten. Spalten könnte ich damit füllen, doch ich fürchte, ohnehin schon zu viel in diesem Buche über Jagden gesprochen zu haben. Das Wichtigste wäre, daß die Elephanten in den letzten zwei Jahren in dem Dreieck, zwischen dem unteren Tschobe und der westlichen Hälfte des centralen Zambesi, sowie in dem Gebiete zwischen dem Madschila und dem großen westlichen Zambesibogen erstaunlich abgenommen haben, ferner so ungemein scheu und so wild geworden sind, daß sie, statt wie bisher nach dem ersten Schusse, wenn auch verwundet, zumeist davonzurennen, direct den Kampf mit dem Jäger aufnehmen und schon so manchen getödtet haben. August selbst entrann einem der Thiere nur mit größter Noth. Das verwundete Thier verfolgte ihn lange hindurch, so daß er sich zuletzt in ein Gebüsch der sonst so gefürchteten Rothdornmimose verkriechen mußte. So sehr Elephanten diesen Dorn meiden, so trieb doch der Elephant den Jäger aus demselben, und August suchte Deckung in dem nächsten, bedeutend umfangreicheren Gebüsch; hier wurde er stundenlang von dem Elephanten belagert, bevor dieser durch das Trompeten seiner fernen Genossen endlich angezogen, die Stelle verließ. Afrika's (des dem Leser schon

bekannten Afrika) bester Jäger, ein Masarwa, mit Namen Skral, entkam einer ähnlichen Gefahr nicht so glücklich. Er hatte einen Elephanten verwundet und verfolgte ihn zwei Tage lang; als er ins Lager nicht zurückkehrte, ging man seiner Spur in dem sandigen Lachenplateau nach und fand nur seine Leiche vor. Er war wieder auf den Elephanten gestoßen, war aber von diesem sofort angegriffen worden, denn man fand nur seinen zerstampften, zum Theile schon von kleineren Raubthieren angefressenen Leichnam vor; das noch geladene Gewehr lag etwas abseits davon. Das zweite Opfer hatte an einer andern Stelle dieser Jagdzug gefordert. Ein Diener Mr. Westbech's wurde von einem schwerverwundeten Büffel, als er ihn im Schilfe aufsuchte, in die Höhe geschleudert und dann mit den Hörnern und Klauen so tractirt, daß er, ins Lager gebracht, nach acht Stunden den schmerzlichsten Tod fand.

Mr. Westbech sah schon zahllose, durch wilde Thiere hervorgebrachte schwere Verwundungen, »allein solch' einen Verwundeten« — so lautete sein Bericht — »sah ich nie zuvor; bis heute kann ich nicht begreifen, wie ein Mann mit solchen Wunden so lange zu leben vermochte.« Der Büffel hatte das eine seiner Riesenhörner in die Brust des Mannes gebohrt und dann hatte die gekrümmte Spitze beim Herausreißen die eine halbe Thoraxpartie mit herausgerissen, und dieser Theil des Brustkorbes hob sich nun wie ein Flügel ab, so daß man die Bewegungen der Lunge deutlich sehen konnte. Der Arme war bei vollem Bewußtsein bis zum Tode und schrie bis zum letzten Athemzuge.

Außer diesen beiden Unglücksfällen hatte dieser letzte Jagdzug Mr. Westbech's noch ein drittes Menschenleben gefordert. Es war ein Schwarzer im Dienste »Aprils«, der von einem Elephanten getödtet wurde.

Die Organisation dieser Elephantenjagden ist so, daß der Unternehmer, hier also Mr. Westbech, ein Hauptquartier (Central-Skerm) hat, von wo er mit den in weitem Bogen postirten Jägern, die ihre Standplätze oft wechseln, im steten Rapport ist. Besonders wichtig ist die Einsendung der Schußlisten. Eine der geringsten Schußlisten hatten — Van der Berg jun. und sen. und Jantje, welche gar keinen Elephanten getödtet hatten, dann Niklas (Afrika's Sohn) und Adons aufzuweisen; ersterer

tödtete drei, letzterer nur einen Elephanten. Vielleicht dürfte es den Leser interessiren, über eine Elephantenjagd, die sich ganz in der Nähe unseres Lagers abspielte, zu hören.

Adons, einer der in Westbech's Diensten stehenden Mischlinge, war von seiner Elephantenjagd ganz unverrichteter Dinge in sein Gehöft (nahe bei Gazungula am Nordufer des Zambesi gelegen) zurückgekehrt, und ging eines Tages in dem benachbarten Walde Antilopen jagen. — Hier kam er auf frische Elephantenspuren, die Thiere waren in der Richtung des nahen Mambova gegangen; nahe am Flusse theilte sich die Heerde und die größere Truppe zog den Zambesi nach abwärts. Dieser folgte Adons. Doch die Elephanten bogen scharf ab, wieder gegen den Laterithult, auf dessen Höhe sich eine, und zwar die größte Spur trennte und abermals in der Richtung nach Mambova zog. Adons folgte dem Elephanten, bis er, durch die Hitze des Tages stark hergenommen und ermattet bei der Spur liegen blieb und einschlief. Der Elephant, er war der Führer der Heerde, kam bis an die Gärten des Dorfes Mambowa, dann aber witterte er Menschen, seine Todfeinde, ging in der eigenen Spur zurück um wieder zu seinem Weibchen zu stoßen. Adons wachte plötzlich in Folge eines lauten Raschelns auf und sah den Elephanten auf sich zukommen. Im nächsten Momente erhielt das Thier zwei große Kugeln vorne in die Brust, so daß es beim zweiten Schusse im Feuer todt niedersank. In einer Viertelstunde umstanden den Jäger zahlreiche Maschupia, welche durch die Schüsse herbeigelockt, Büffel in der Nähe wähnten; der Leser kann sich ihren Aerger ausmalen, als sie sahen, daß statt eines Büffels ein starker Elephant, und dazu von einem Jäger des weißen Mannes erlegt worden war.

Da ich schon von den Mischlingen spreche, so will ich nebenbei noch zweier Intermezzi gedenken, welche uns selbst damals am Zambesi einen Moment unsere Sorgen vergessen ließen und tüchtig lachen machten. — Der bekannte Elephanten- und Löwenjäger Afrika, schon früher dem Leser von mir als der Don Juan der Mischlingsgruppe vorgestellt, blieb sich in dieser Richtung stets gleich. Er war an eine sehr brave Masarwafrau verheiratet, aber das hielt ihn nicht ab, in der Abwesenheit seiner

Collegen auch an die eine oder andere Thüre anzuklopfen. Das geschah auch an der Hütte eines Mannes, den er, wie er dachte, am wenigsten zu fürchten hatte. Es war der kleine, unscheinbare Jantje; doch dieser Fehltritt kam Afrika theuer zu stehen. Jantje erfuhr die Sache, begnügte sich aber nicht damit, seine bessere Hälfte ordentlich durchzuprügeln, sondern er begehrte Satisfaction durch Zweikampf und eventuelle Entschädigung für die angethane eheliche Schmach. Es kam zu einem Doppelduell auf Todtschläger zwischen Beiden, einmal in Gazungula, später im Leschumothale, und der Riese Afrika zog, gegenüber dem flinkeren Jantje, den Kürzeren; er wurde von den Mischlingen als besiegt erklärt und noch zu einem »Schadenersatz« verurtheilt, den er in Form eines Kotzens, Kattuns und Glasperlen zu zahlen hatte. Die Hiebe, die sich die beiden Helden gegenseitig auf ihre Schädel applicirt hatten, hätten unstreitig zehn europäische Schädel eingeschlagen.

Die zweite Episode betrifft die Heirat des jungen Van der Berg. Der hoffnungsvolle 18jährige Sohn des alten Van der Berg, Gert mit Namen, entschloß sich eine Häuslichkeit zu gründen und sprach deshalb den Statthalter von Mambova, Makumba, um eine Frau an. Der Angesprochene willfahrte auch diesem Wunsche und gab Gert seine schönste Sclavin zur Frau. Als eine Maschupia war sie braunschwarz, was Gert's braune Verwandtschaft, die sich, wie alle Mischlinge, viel auf ihren helleren Teint zu Gute that, derartig erzürnte, daß der Vater dem Sohne die Hütte verbot. Makumba, der Statthalter, reiste nach der Barotse zu seinem Könige ab. Gerade um dieselbe Zeit versammelten sich alle Mischlinge, welche für Westbech jagten, um mit dem letzteren auf die große Elefantenjagd zu gehen, mit ihnen auch der gute Gert, der beim Abmarsche nicht ahnte, zu welchen hohen Ehren er eigentlich ausersehen. Zunächst ging ihr Marsch nach Mambowa, daselbst lebte Makumba's Familie, bestehend aus seinen Frauen, seiner Mutter und seiner Schwester Wakumela, letztere war ein stattliches, für Marutsebegriffe sogar ein schönes Weib und als des Statthalters Schwester — außer in Gegenwart einer Person aus dem Königsgeschlechte — auch Prinzessin genannt. Sie war schon lange mit sich im Reinen, daß sie nicht als Jungfrau zu Grabe getragen sein wolle,

es fragte sich nur, wem sich dies stolze Herz beugen sollte. — Mitten in diesen Erwägungen sah sie Gert. Er war kein Held, nicht reich, aber von lichterer Hautfarbe als sie selbst. Diese Tugend allein wog alle Vorzüge der schwarzen Concurrenten auf. Ihr Entschluß war schnell gefaßt, sie war eben kein Weib langer Umschweife oder vieler Bedenken.

Als sich die Mischlinge in Mambova zu jener Jagd versammelt hatten, ließ sich die junge Fürstin Gert Van der Berg rufen. »Du Gert, ich will dich zum Manne haben.« »Du mich?« »Jawohl, dich, du gefällst mir. Mein Bruder hat dich an eine Sklavin verheiratet! Pfui, eine Matlanga (Sklavin). So hast du dich weggeworfen?« »Ja sie ist nur eine Matlanga.« »Laß' sie fahren, du mußt mein Ehegatte werden. Geh' und denke nach.« Gert dachte nicht viel nach, er ging heim, beschenkte seine Frau mit zwei Kotzen, mit etwas Glasperlen und anderen Kleinigkeiten von gleichem Werthe, theilte ihr mit, dorthin zu gehen, wo sie früher als Sklavin diente, er könne sie nicht mehr brauchen, da sich ihn Wakumela zum Manne auserkoren.

Nachdem Gert so wieder freier Freier war, bereitete die Fürstin sofort ein Trinkgelage als Einleitung zur Hochzeitsfeier. Gert zechte wacker, aber die Sache schien doch nicht geheuer, ohne Makumba um seine Schwester gebeten zu haben, so ohneweiters in seiner Abwesenheit Wakumela zum Weibe zu nehmen, machte dem Jungen doch etwas schwül. Er suchte sich den Rücken zu decken. Er wollte den Rath des dem Leser von Panda-ma-Tenka her bekannten liederlichen Königssohnes Lytia einholen. Alle wurden in eine Hütte zu einer Besprechung geladen. Die schlaue Prinzessin wollte zu dem Behufe dem Conseil das Geschäft erleichtern und sandte mehrere, 10 Liter »Butschuala« fassende Krüge Lytia und seinen Jagdgenossen in den improvisirten Sitzungssaal. Der hohe Rath war bald in gehobener Stimmung und billigte Wakumela's Entschluß nach jeder Richtung, ja, als diese sich wie zufällig mit neuem »Stoffe« in der Hütte einfand, nahm man auch sofort die Trauung vor. Gert und Wakumela wurden aufgerufen, und als sich beide einander richtig gewählt zu haben erklärten, gab auch Lytia seine Zustimmung als des Königs Vertreter.

Ein Versuch der Frau Makumbas, Situba, diese Ehe für ungiltig zu erklären, weil Wakumela nicht ohne Einwilligung ihres Bruders heiraten dürfe, wurde vom ganzen Rathe niedergedrückt, und das neuvermählte Paar entfernte sich lächelnd. Situba rächte sich später, denn sie war im Rechte, weil im Marutsereiche während der Abwesenheit des Königs und deren Statthalter, diese von ihren rechtmäßigen Frauen vertreten werden.

Darum lächelte Beiden das Glück nur sehr kurze Zeit in voller Klarheit; bald stiegen Wolken auf.

Die Jäger zogen mit Mr. Westbech, ihrem Brotherrn, ins Jagdfeld ab. Gert ließ sein junges Weib in Mambova zurück. Makumba, ihr Bruder, kehrte aus der Barotse heim und fand diese »Civiltrauung« ganz und gar den im Marutsereiche geltenden Satzungen zuwiderlaufend; er löste die Heirat sofort wieder auf, sandte Gert als Entschädigung Geschenke nach Gazungula und strafte Wakumela, welche seine Frau Situbu gehöhnt hatte, in einer den Schwarzen am centralen Zambesi eigenen barbarischen Weise. Er verschenkt sie als Sclavin an den neuen Marancian* von Schescheke, ein Bürschchen von 16 Jahren.

Gert, der sterblich in seine braune Gattin verliebt war, machte auf seinem Jagdzuge gar keine Beute, der Gedanke an seine Frau quälte ihn derart, daß er frühzeitig heimkehrte — doch schon am Wege traf ihn die Hiobspost, was geschehen. Er ging direct nach Schescheke und ein Geschenk bewog den jungen Statthalter, »die Sclavin«, als eine, welche vor seinen Augen »keine Gnade« gefunden hat, Makumba zurückzusenden. Das war wieder für diesen eine Schmach, und so war ihm nun doch Gert als Gatte willkommen. Er erhielt seine Wakumela wieder zurück. Nun machte er sich aber sofort mit ihr auf den Heimweg; eben bei Gelegenheit dieser »Hochzeitsreise« wurde auch uns in der »Grasvilla« zu Gazungula die Ehre des »erlauchten Besuches« zu Theil. Wakumela, angethan mit einem bis an die Kniee reichenden Fellröckchen, hatte vier Meter durchsichtigen rothen Granadin um ihren feisten Körper geworfen. Sclaven trugen ihre Utensilien und ihres Mannes Waffen.

* Statthalter und Verwandter des Königs (Sohn Wana-Wenas).

Ob die jedenfalls sehr raffinirte Wakumela für den dummen Gert ein Engel oder eine Teufelin geworden, habe ich nicht erfahren. — Am 30. October kam eine für uns sehr erfreuliche Nachricht. Herr T. Fry aus Schoschong war in Panda-ma-Tenka angelangt. Wir hofften, daß er uns Briefe aus der Heimat brächte. Auch konnte er mir Auskunft geben über meine nach dem Süden gesendeten Wagen, endlich bargen seine Wagen so vieles für uns Unentbehrliche, wie Kleider, Wäsche, Medicamente, die ich mir nun anschaffen konnte. Freilich billig konnten wir nicht kaufen, denn die Ladung gehörte nicht dem gutmüthigen Fry, sondern der Firma Westbech und Wa. Da stand wieder Mr. Wa. zwischen mir und den begehrten Objecten.

Da des Ankommenden Zugthiere in Folge der großen Dürre auf der Strecke Schoschong-Zambesi ungemein matt geworden waren, mußte Mr. Wa. seine Zugthiere nach Panda-ma-Tenka senden, um den Wagen herüber zu holen. Mr. Fry war sehr consternirt über die schweren Unglücksfälle, die uns getroffen; was er nur zu thun vermochte, das that er. Sein Mehl war bis auf zwei Eimer aufgebraucht, er brachte aber sofort die Hälfte davon, damit »sich Mrs. Holub doch Brot backen könnte«, er beschenkte uns mit Allen was er hatte, sogar von seinen eigenen Kleidern gab er Leeb und Fekete, denn er wußte, wie schrecklich theuer, umso theuerer, weil auf Credit, ich Alles Mr. Wa. zahlen mußte. Er brachte Briefe vom April 1886, über meine Wagen jedoch nur schlechte Nachrichten. Der eine Wagen wäre durch Unachtsamkeit der Wagentreiber in einer Spruit an den Nokanequellen umgestürzt, und in Schoschong hätte sich T. Meintjes geweigert, meinem Befehle nachzukommen, die Wagen zu verkaufen, um mit gemietheten Wagen und Zugthieren nach dem Süden zu gehen. Das wäre das Zweckentsprechendste gewesen, da Wagen im Süden keinen guten Preis haben, die Zugthiere aber frei bis Kimberley nachgetrieben werden und nicht ziehen sollten, um eben fett auf den Markt zu kommen.

Das waren traurige Nachrichten, die uns Alle verstimmten; was wir später erfuhren, war noch ärger als diese erste Nachricht. Meine von mir nach dem Süden gesendeten Leute waren durch die Versicherungen der Bewohner von Panda-ma-Tenka zu der fixen Ueberzeugung gekommen, daß

»wir von den Matoka oder Maschukulumbe erschlagen, und nie mehr nach dem Süden zurückkehren würden«. Manche ihrer Handlungen entsprechen leider dieser Argumentation.

Nach Mr. Fry's Ankunft war es mir möglich von Mr. Wa. einige Böcke zu kaufen, und ich entschloß mich, da ich nicht hinreichende Nahrung für alle die 20 Diener nach Schoschong mitnehmen konnte, bis auf die sechs Tauglichsten alle auszuzahlen und zu entlassen. Der Lohn für eine dreimonatliche Dienstleistung ist am Zambesi ein Kotzen, jener für zweijährige Dienstzeit eine Muskete mit Schießbedarf. Die Auszuzahlenden dienten zumeist vier Monate, so sie entsprechend mit Kotzen und Kattun bezahlt wurden. Hätte ich ahnen können, daß mir später von der Heimat so reichliche Hilfe werden würde, wie sie mir zu Theil ward, so hätte ich, da ich für sie eine sehr gute Verwendung hatte, alle Diener mit nach dem Süden genommen. Bis auf den Krakehler Tschimborasso waren alle anderen mit der Bezahlung einverstanden. Ich behielt nur Boy, Mapani, Jonas, Kondongo, Kabrniak und Maruma.

Am 20. November, bevor noch Mr. Westbech von seinem Besuche bei König Luanika, um ihn wegen der Jagdentziehung und des Hinausreibens seiner Jäger aus dem Jagdfelde zu interpelliren, zurückgekommen war, begann ich meinen Wagen aufzuladen und zur Heimreise zu rüsten. Da, mitten unter diesen Vorbereitungen, die wir machten, um den Zambesi vielleicht für immer zu verlassen, kamen zwei Schwarze, und zwar Matoka, vom Könige Mo-Panza zu mir gesandt, welche höchst wichtige Nachrichten brachten. Ja den einen erkannte ich wohl, es war Amase, der Freund und Spion Marancian's, der ja in meinen Diensten gestanden. Ihre Nachrichten betrafen Oswald und meine geplünderten Sachen. Ueber Oswald Söllner berichteten sie, daß sich die Maschukulumbe selbst vor der Leiche noch fürchteten und sich erst heranwagten, als Aasgeier über derselben kreisten. »Sofort theilte man sich in die Kleider, und schnitt mit Lanzen seinen Kopf ab, der nun oben auf einer Stange über Galulonga hängt. Doch die Strafe kam bald über die Hunde. Herr, o höre. Es verging nicht ein Monat, so kamen eines Tages zu Mo-Panza Euch wohlbekannte Maschukulumbe von Bosango-Kasenga; sie brachten eure Kleider und aller-

hand andere Sachen, auch deine Bücher mit. Sie legten das vor Mo-Panza hin und begannen zu erzählen: »Ich (Holub) wäre, was sie nicht geglaubt, solange ich bei ihnen geweilt hätte, ein großer Zauberer gewesen; ich hätte meine Sachen verzaubert, denn vom Tage der Plünderung des Lagers wären sehr viele schwer erkrankt, an Krankheiten, die sie zuvor nie empfunden, manche seien seitdem mit Geschwüren bedeckt, andere aber gestorben, manche liegen noch im Sterben. Sie wüßten sich keine Hilfe und darum brächten sie alle die Sachen, die sich noch unbeschädigt vorgefunden und bitten Mo-Panza, er der Fürst, der mit mir gut Freund gewesen, möge mir Alles mit Boten senden und mich bitten, daß ich mich ihrer erbarme und Medicinen sende und den Zauber benehme.« Als der greise Mo-Panza ihre Rede gehört, sprang er auf und rief: »Ihr Unglücklichen, Ihr Hunde, Ihr Gewürm, Ihr habt gewiß von seinen Medicinen genossen, denn die sind verzaubert, denn Ihr habt ihrem Herrn Unrecht gethan; er hat auch uns Medicamente gegeben, aber wir sind davon gesund geworden.« Und diese Maschukulumbe, welche als Boten die Sachen von denen von Galulonga, Diluka-Nikoba und Njambos-Leuten zur Weiterbeförderung übernommen hatten, mit der obigen Bitte um Gegenmittel, gestanden auch sofort ein, was sie wußten: »Kaum war das Lager erstürmt, so fielen die Maschukulumbe auch schon über die Medicamente her.« Die wichtigsten, Chinin und ähnliche, waren nur noch spärlich vertreten, dagegen die Tincturen wie: Belladonnae, Nucis vomicae, Opii Aconiti, Digitalis ꝛc., ferner Arzneimittel, wie: Morphium, Opium, Chlorodyne, Santonin ꝛc. noch in größeren Mengen da. Man schlürfte und schluckte alles um die Wette; ja die Leute rauften sich förmlich darum. Als man mit den Flaschen fertig war, ging man an die verlötheten Gefäße. Besonders eine verlöthete Zinkflasche, welche das zum Vergiften der Thierfelle benützte arsenikſaure Natron enthielt, schien dem Häuptlinge von Galulonga eine sehr wirksame Medicin zu sein, da nur sie so fest zugemacht war. Er nahm von dem vermeintlichen Elexir vitae gleich eine Handvoll in den Mund, und im Nu waren die sechs Kilo verspeist. So kamen dann die Folgen! Mo-Panza hörte zu, dann ergriff er einen Stock, desgleichen that seine Umgebung, und die Maschukulumbe-Boten

wurden sammt dem, was sie gebracht, hinausgeprügelt. Noch rief er ihnen nach: »Diese Sachen sind nun, so kann ich sehen, alle verzaubert, und dürfen hier über eine Nacht nicht bleiben, sonst wirkt der Zauber auch auf mich und die Meinen, und wir sterben ebenso elend, wie jene im Nordluengegebiete.«

So ging jene ausgezeichnete Gelegenheit vorüber, die mir das Gestohlene, darunter wohl auch einige Tagebücher, gesichert hätte.

Mo-Panza hatte diese Boten, die mir die Nachricht brachten, mit leeren Händen gesendet, und doch hatte ich ihm für je ein Buch (Lungalo) eine Muskete mit Schießbedarf als Bezahlung versprochen. Nach meinem Abgang sandte zwar Mo-Panza seine Leute nach Bosango, um durch die Bewohner dieses Doppeldorfes meine Bücher anzukaufen, und hatte zu dem Zwecke 14 Hauen, einen dortzulande sehr gangbaren Artikel, als Kaufpreis gesendet. Doch die Bosanger fürchteten sich, nach Galulonga und zu Njambo zu gehen. Er hatte anfangs eine Makalakafrau als Kaufschilling gesendet, doch war diese glücklicherweise in der Nacht ihren Schergen entronnen, was Ma-Panza umsomehr geschmerzt haben soll, da es eine seiner eigenen Frauen gewesen.

Es war ein eigenthümliches Spiel des Zufalles, daß eben an diesem Tage auch von Westen her und direct von Luanika eine zweite meine Tagebücher betreffende Botschaft eintraf. Luanika ließ mich seines nochmaligen Beileides versichern und mir sagen, daß er im nächsten Jahre, das wäre 1887, einen zweiten Raubzug unter die Maschukulumbe plane; doch diesmal mit zwei Heerhaufen, von denen einer vom westlichen und einer vom nördlichen Mankojalande, also direct gegen Galulonga (durch den Franz Josefs-Paß) einfallen müsse. Er wolle Tausende der Maschukulumbe vernichten und mir mit Oswalds Kopf auch die Köpfe der Fürsten von Galulonga und Nikoba und Njambo's Schädel senden. Auch ließ er mir sagen, daß er über Matakala sehr ungehalten sei, der mir solche Schwierigkeiten mit den Trägern gemacht hätte. »Der Hund muß wieder einmal Prügel haben.« Auch hätte er zu spät gehört, daß Matakala um jeden Preis Gewehre von mir haben wollte, er hätte ihn dafür durch eine Impi (Kriegerschaar) tödten lassen.

So großartig auch Luanika's Worte tönten, so glaube ich doch durch seine Heldenthaten nie in den Besitz auch nur eines Blattes meiner Tagebücher zu kommen. Durch Mo-Panza's Furcht sind sie mir wohl definitiv verloren; möglich, daß ein glücklicherer Reisender noch einzelne Theile in Zukunft in die Hände bekommt. — —

Wir erhielten oft Besuche von den Häuptlingen der nächsten Nordstädte, so auch von Mambova und Scheschеke; die letzteren waren die ärgsten. So kam des Königs Verwandter, ein »Jüngling,« ebenfalls Marancian genannt, weil alle Statthalter in Scheschеke Marancian heißen, sowie jene in Mambova alle Makumba genannt werden, indem sie zugleich ihren früheren Namen aufgeben müssen.

In Marancian's Begleitung fanden sich die ärgsten Schurken von Scheschеke: die Häuptlinge Talima, Rattau u. A. Rattau warf Wa. vor, warum er hier in Gazungula, wie ein Wächter sitzend, Fremde am Eintritt in das Reich hindere. Er sagte oft ganz offen zu Mr. Wa. die Marutse wären seines und Westbech's Gesichter müde, sie sehnen sich nach neuen Händlern. Rattau hätte gerne Fremde gesehen, um sie so zu berauben, wie den armen Mr. Clark von Schoschong. Der Haß gegen Mr. Wa. hinderte ihn aber ganz und gar nicht, heimlich bei Nacht zu ihm zu kommen und Elfenbein zu verkaufen, auf welche That im Marutsereiche die Todesstrafe gesetzt ist, da alles Elfenbein des Königs Privatdomäne bildet, wofür er aber auch die Waffen und Munition für alle seine Unterthanen ankauft.

Makumba, wie schon erwähnt, war nicht so schlecht wie diese; ja früher war er sogar ein biederer Charakter, doch jene von Scheschеke hatten ihn verdorben; sein Glück war, daß seine Lieblingsfrau Situba, ein geschеidtes Weib, eine gewisse Gewalt über ihn besaß, so daß sie ihn, wo er Unrecht that, auch coram publico zurechtwies.

Wie schon erwähnt, sind im Marutsereiche die Frauen der Könige und Häuptlinge deren rechtmäßige Vertreter, und Sepopo hatte in früheren Jahren alle seine älteren Frauen, die ihm nicht mehr gefielen, in verschiedene Provinzen mit dem Range der Statthalter gesendet, welche darauf

sehen mußten, daß dem Könige die jedem Stamme vorgeschriebenen Abgaben auch richtig abgeliefert wurden.

Marancian forderte von Mr. Fry Abgaben. »Wofür?« meinte dieser. »Bin ich auf dem Marutsegebiete? Habe ich an Euch was verkauft, ich verkaufte an Gorossiana, nicht an Euch. Ihr wollt wohl die Fremden von Eurer Grenze vertreiben?« Marancian hatte früher schon um bestimmte Geschenke an Mr. Fry gesendet, und als dieser seinem Wunsche nicht entsprach, war er selbst mit jenen Häuptlingen und hundert Begleitern gekommen, ohne daß er dadurch etwas ausgerichtet hätte. Dieser neue Statthalter von Schescheke war mit einem Wollhemd bekleidet und mit einem Haubajonnet, das ich früher Makumba geschenkt, bewaffnet.

Von Schescheke kam bald darauf ein anderer Besuch, der junge Missionär und Stellvertreter Rev. Coillards, eines Geschäftes halber und brachte uns als werthvolles Geschenk 1/4 Kilo Thee, 2 Kilo Zucker und 1/4 Kilo Cacao; er klagte viel über die ununterbrochenen Diebstähle. »Ja, sagten wir, das ist sehr böse, wenn Sie sich Alles von den Schwarzen gefallen lassen, dann wachsen sie ihnen über den Kopf und eines Tages werden Sie ausgeplündert und davongejagt.«

Die Schwarzen sprechen von der Mission mit keiner Achtung; ohne Achtung kann man aber als Europäer im Nordzambesigebiete nicht bestehen, nicht leben. Ein wohlwollendes Betragen ist ja gewiß ganz richtig, aber nur mit Güte sind die Schwarzen nicht zu bändigen, man muß ihnen auch Energie zeigen, dann hören auch die Diebstähle auf, die Schwarzen sind eben Kinder und Kinder brauchen auch bei uns die Ruthe.

Mitte November war Mr. Westbech von seinem Besuche in der Barotse zurückgekehrt; er klagte sehr über Luanika, der ihm, sowie den Händlern von der Walfischbucht und auch jenen von Mossamedes schuldig sei, und zwar Tausende, und keinen bezahlen wolle. Da Mr. Westbech — Regen war ja schon gefallen — versprochen hatte, daß wir gleich nach seiner Heimkehr abreisen könnten, so wunderten wir uns Alle, daß er mir auf meine diesbezüglichen Fragen stets ausweichende Antworten gab. Ich hatte von Herrn Blockley ein altes Zelt gekauft, welches der so ziemlich

geheilte Leeb zu einer — leider nicht wasserdichten — Wagendecke umgestaltete. Meine Sammlungen mochten nicht mehr als 1500 Kilo wiegen, allein sie waren sehr voluminös, so daß der mir geliehene Wagen hoch und breit beladen war, ja ich sah mich gezwungen, sogar unter dem Wagen aus dünngeschnittenen Büffelriemen ein Netzwerk zu fabriciren, um die Büffelköpfe und sonstige große Säugethierschädel in dasselbe zu packen. Ich hatte für das mir von Fry verkaufte Kaliko drei Säcke Hirse, auch Bohnen und Mais von den Schwarzen eingetauscht, so viel, als eben für uns bis nach Schoschong nöthig war.

Wir hatten die Rückkehr Westbech's bei unserem elenden Zustande mit Schmerzen erwartet, denn wir zählten die Stunden bis wir den Zambesi verlassen und endlich unserer Heimat zueilen konnten. Westbech's Zaudern, mir das versprochene Gefährt mit dem Wagen bis Linokana zu leihen, brachte mich zur Erkenntniß, daß wohl unser »Freund« Mr. Wa. wieder im Spiele sei. Gar lange sollten wir darüber nicht im Unklaren bleiben. Es war am 27. November, Herr Fry wollte am 29. abreisen und wir wollten zugleich mit ihm reisen, als mich Mr. Westbech in sein Zelt rufen ließ, wo er mich, in Wa's und Fry's Gegenwart, davon in Kenntniß setzte, daß er mir wohl den Wagen leihen, allein nicht das Gespann geben könne. Mr. Wa. müßte mit Elfenbein nach dem Süden gehen und hätte zwei Gespanne nöthig. »Wieso für die geringe Menge von kaum 1700 Kilo Elfenbein zwei Gespanne?« »Ja, ja,« warf Mr. Wa. ein. — »Weil,« erwiderte ich, »Mr. Wa. nun erkannt hat, daß das wahr ist, was ich vor Monaten gesagt, daß die Ochsen von der Tsetse gestochen seien.« Härter hätte ich Mr. Wa. nicht anfassen können, als mit diesen Worten. Alle hatten Westbech abgerathen, nach Gazungula zu gehen, namentlich der Tsetse halber, wiederholt wurde davon gesprochen und Mr. Westbech fing selbst an, daran zu glauben; nun hatte es Mr. Wa. indirect bekannt; allein hören wollte er die Wahrheit nicht. Sein Gesicht wechselte die Farbe, er zitterte vor Wuth. »Nein, das ist nicht wahr! Hier ist keine Tsetse.« »Nun, Herr Fry,« wandte ich mich an diesen, »haben wir nicht in Ihrer Gegenwart hier in unserer Hütte Tsetses gefangen?« »Jawohl, und meine Ochsen sind so mager, wollen sich gar nicht erholen, daß ich selbst denke, Tsetse's hätten

sie gestochen.« Mr. Fry's Worte halfen viel, Westbech schien in sich zu gehen. »Wie wäre es,« so sagte er, »wenn Ihr beide (ich und meine Frau) mit Mr. Wa. in seinem Wagen fahren, auf das Elfenbein Euch lagern, die Sammlungen und Eure Leute aber hier lassen würdet, bis Ihr vom Süden her ein Gefährt gesendet.« »Nein, nie und nimmer. Wir mit Mr. Wa. zu fahren? da bleiben wir lieber hier.«

»Ich soll meine Leute, die so krank sind, im Stiche lassen? Nie und nimmer. Ich sollte meine Sammlungen hier wegwerfen? Nein, so nicht Mr. Westbech. Das wäre also Mr. Wa's Plan?« Ich sprach zu Westbech so, wie wenn sein Compagnon nicht zugegen gewesen wäre. »Hört, Mr. Westbech, vor drei Monaten, als wir zu Euch kamen, jagte in der Nähe ein Mann Khamas, ich wollte mit ihm nach dem Süden gehen, ich that es nicht, da Ihr mir heilig zugesagt habt, mir, so wie der Regen fällt, Ochsen und den Euch geschenkten Wagen für eine Fahrt bis zu Rev. Jensen nach Linokana zu leihen. Ich verließ mich also auf Euer Wort. Ich mußte in meiner Noth von Euch um 90 Pfd. St. (über 1100 fl.) Sachen kaufen, die ich in Schoschong, wenn ich gleich dahin gegangen wäre, um 300—400 fl. bekommen hätte; ich habe hier viel mehr zahlen müssen, als wenn ich mit jenem Bamangwatomann abgezogen wäre. Wir sind hier nahezu den Krankheiten erlegen, und ich blieb nur auf Euer Versprechen hin und heute wollt Ihr mich so zur Seite werfen? Nein, das geht nicht; entweder gebt Ihr mir was Ihr zugesprochen oder ich nehme gar nichts an, und ich lasse die Sammlungen in Mr. Blockley's Obhut und wir gehen Alle zu Fuße nach Schoschong. Fällt einer von uns den Strapazen zum Opfer, so werden es alle Weißen im Süden wissen und es kommt auf Euer Kerbholz, und es wird nicht unbekannt bleiben, daß wir den Maschukulumbe entronnen, darum sterben mußten, weil Ihr Euer Wort gebrochen, um dieses Mannes zu Eurer Rechten willen, der uns schon so viel Uebles angethan. Ich glaube, Eure Ochsen sind von der Fliege gestochen und ich komme ohnehin nicht weit mit ihnen, doch ihr müsset Euer Wort halten! Ihr habt durch zwei Wochen ruhig zugesehen, welche Mühe wir uns mit dem Packen des Wagens nehmen, ihr habt keine Einsprache gethan, nun aber, zwei Tage vor der geplanten Abreise, ändert Ihr plötzlich Euren Entschluß?« »Was

soll ich denn dann thun,« warf Mr. Westbech ein. »Ich bedarf kein ganzes Gespann, nur zehn Ochsen; finde ich auf dem Marsche nach Panda-ma-Tenka, daß sie krank sind, so lasse ich die Hälfte meiner Sammlungen an diesem Orte zurück und sende später um dieselben von Schoschong.« »Ja, aber dann,« ließ sich unser guter Freund Mr. Wa. hören, »dann müßt Ihr für jeden Ochsen, den ihr vorgespannt habt, bürgen.« »Ah, so spielen wir nicht, nie und nimmer. Ich soll von der Tsetse gestochene Ochsen Euch bezahlen? Habe ich die Thiere hieher geschafft, oder Mr. Wa. durch das Verlegen des Geschäftes von Panda-ma-Tenka hieher? Glaubt Ihr, ich sei wahnsinnig?«

Das war so echt Mr. Wa., das war dieses Charakters und seiner Habsucht letzter Trumpf. Westbech, dieser grundehrliche Charakter, war durch meine offene Rede nicht verletzt, er war bekehrt. Er, ein Gentleman von Natur, that, was ein Gentleman in seiner Lage thun mußte; er gab mir Wagen und Gespann. Nur ließ er Mr. Wa. sich für seinen Zug die Ochsen wählen, natürlich bekam ich die schlechtesten, doch Wa. strafte sich damit selbst. Auf dem Zuge nach Schoschong crepirten nahezu alle Ochsen an den Folgen des Tsetsestiches, doch jene an Wa.'s Wagen, der mich und Mr. Fry eingeholt hatte, zuerst.

Am 29. November, nach einem dreizehnwöchentlichen Aufenthalte, verließen wir Gazungula und die Vereinigung der beiden großen Ströme. Wohl hatte dieser Aufenthalt der Sammlung die größten und seltensten Säugethiere und die werthvollsten Vögel, sowie viele andere Objecte aus den übrigen Fächern der Naturwissenschaften zugebracht, allein wie schwer war nicht diese Ausbeute errungen worden.

Drei Monate hatten wir Alle hier mit dem Tode gekämpft, der uns in Form von Malaria und Dysenterie mehr als einmal angetreten hatte, dazu kam noch Leeb's Verwundung durch den Leoparden. Der Medicamente und des Salzes entbehrend, oft auch nur auf das trockene Wildfleisch angewiesen, hatten wir kaum so viel an Gewand und Wäsche, um unsere Blößen zu decken und dabei die furchtbare Erinnerung an das Mißgeschick im Maschukulumbelande. Doch alles dieses ließ uns der eine Gedanke ertragen, daß wir nicht mit leeren Händen, als rein »verunglückte

Afrikareisende« in unsere Heimat zurückkehrten, darum bemühten wir uns bis zur letzten Spannkraft unserer Nerven für die Wissenschaft dem schwarzen Erdtheile zu entreißen, was wir ihm nur immer entreißen konnten und die errungenen Erfolge munterten uns auf, auch dann noch, als Krankheiten und Entbehrungen uns zu förmlichen Skeletten gemacht hatten. War dieser oder Jener von uns einen Tag vom Fieber verschont, so fühlten wir uns auch in der Noth immer wieder von neuen Hoffnungen erfüllt.

Wir dankten dem Schöpfer, als wir das Zambesithal verließen, daß es uns vergönnt war, diesen Tag doch zu erleben; doch schon die ersten 24 Stunden unseres Marsches nach dem Süden brachten Leid, Kummer und Enttäuschung. Wir sollten auf dem folgenden siebzigtägigen Marsche nach Schoschong den Kelch der Leiden noch bis auf die Neige leeren.

XXIX.

Von Gazungula nach Schoschong. Aufenthalt in Schoschong.

Mühseligkeiten der Reise nach der Leschumostation. — Im Moraste der Gaschumaebene. — Auf dem Zuge nach Süden. — Fekete erlegt eine Elandantilope. — Die unselige Stelle im Klamaklenjanawalde. — Der Natafluß und sein Fischreichthum. — Marsch durch das überschwemmte Gebiet an den Makarri-Karri-Salzseen. — Die Hilfe von Schoschong. — Boy's Flucht. — Tod von 27 Zugthieren durch das Tsetsegift; schwere Erkrankung der übrigen. — Unsere Ankunft in Schoschong. — Herzliches Entgegenkommen König Khama's und der Europäer. — Schwere Erkrankungen. — Das neue Goldfieber in der Transvaal. — Selous, der Elephantenjäger. — Entlassung meiner Schwarzen.

Am 29. November verließen wir Gazungula, nachdem ich Fekete mit zwei Dienern vorausgesandt, um zu jagen, war er doch der tauglichste Jäger der Expedition geworden.

Ich schied von Gazungula mit einer großen Schuld für die angekauften Bedürfnisse. Wir aber waren dabei noch immer so viel als nackt, ein Jeder von uns hatte einen Gott, ein Hemd und einen sehr defecten Anzug; also großartig war unser Abmarsch vom Zambesi eben nicht.

Ich sandte meine Frau mit Leeb, Jonas, dem kleinen Daisy und dem zahmen Lappenkranich Tomi schon mit Tagesanbruch voraus, damit sie zeitig die Leschumoniederlassung erreichen sollten, während wir mit dem Ochsengespann der Tsetsefliege wegen erst bei Nacht den Weg zurücklegen konnten. Am Marsche schätzte ich mich glücklich, daß mein liebes Weib nicht dabei war, denn für uns gab es eine sehr böse Nacht ab.

Am nächsten Tage im Leschumo-Thale angekommen, schrieb ich in mein Tagebuch die Worte: »Ich bin lahm, fieberkrank, todtmüde.« — Vier Heimsuchungen hatten unsern ersten Marsch nach dem Süden erschwert. Mitten im Walde überraschte uns in tiefster Dunkelheit ein heftiger Regen, der mich zwang, die aus dem Zelte gearbeitete Wagenleinwand als Decke auszuspannen. Auf der Fahrt verwickelte sich nun, ohne daß wir es ahnten — da wir der Gebüsche wegen nur vor und hinter dem Wagen, nicht neben demselben gehen konnten — das eine Ende der Leinwand zwischen Rad und Achse und konnte erst nach einer $1\frac{1}{2}$stündigen Mühe frei gemacht werden. Von der Arbeit in Schweiß gebadet, vom Regen durchnäßt, ging es weiter. Der Weg war so durchnäßt, daß der Wagen auf dem Wiesengrunde förmlich vor unseren Blicken versank. Alles Abmühen, um flott zu werden, half nichts, wir mußten mitten im Sumpfe halten. Erst am folgenden Tage, nachdem Westbech 14 Ochsen zu Hilfe geschickt und wir den Wagen herausgegraben und über die Wiese Hölzer und Steine gelegt hatten, gelang es mit Hilfe der Mischlinge den Wagen bis zur Station zu schaffen. Bevor wir noch dahinkamen, trafen wir meine Frau an, die mich mit der trüben Botschaft überraschte, daß Jonas entlaufen war. — Wir sahen ihn nie mehr wieder. Das war der Dank eines Schwarzen, der, oftmals als Sclave verkauft gewesen, von mir frei erklärt, zum erstenmale menschlich behandelt worden war.

Die Folgen dieser im Regen auf einem Baumstrunke durchwachten Nacht sollte ich lange spüren. Erst am 4. December war ich im Stande, wieder einige Worte ins Tagebuch zu schreiben, so schlecht war es mir ergangen, so mühevoll war die Reise vom Leschumo bis Panda-ma-Tenka, das wir am 6. December erreichten.

Ich litt täglich an heftigen Fieberanfällen, die Typhuserscheinungen mit Dysenteriesymptomen und die von meinem Herzübel verursachten asthmatischen Anfälle hatten meine Kräfte vollkommen erschöpft. Ich konnte mich kaum mehr schleppen und mußte arbeiten, denn unser Wagen war in der im Sommer so sehr gefürchteten Gaschumaebene kaum vorwärts zu bringen, nach 10 bis 15 Umdrehungen waren die Räder, von dem thonhaltigen, fetten Humus gefüllt, zu vier nicht mehr drehbaren Kothscheiben geworden.

Meine Diener waren bis auf zwei mit Fekete schon vorausgegangen, Leeb noch krank von den Bissen des Leoparden, so mußte ich mit Kabrnjak diese Arbeit, die Räder frei zu machen, auf mich nehmen. Wir wären sicher erlahmt, im Sumpfe stecken geblieben, wenn uns nicht zum Glücke der von Gazungula mit Elfenbeinladung kommende Mr. Fry eingeholt hätte. Wir spannten dann unsere beiden Gespanne, also 24 Ochsen, vor je einen Wagen, und so vermochten wir die Gaschuman wüste endlich zu bewältigen, in welcher im Sommer Wasserüberfluß, im Winter völliger Wassermangel tödtet.

Das Aergste bei jenen Arbeiten und unter den Fieberanfällen war für mich der Mangel an Kleidung und eines trockenen geschützten Plätzchens, wäre es auch noch so klein gewesen. Ich hatte ja nur ein Gewand, das mir viel zu klein, obwohl es durch Abfälle der Zeltleinwand von meiner Frau angestückelt und erweitert worden war. Nun waren meine Kleider täglich immer und immer wieder durchnäßt, und ich mußte sie so oft stundenlang am Körper behalten. Dann aber, sobald wir ausgespannt hatten, mußte ich in den Wagen kriechen, damit meine Frau und Leeb sie über dem Feuer trocknen konnten. — Das Wagendach hielt den Regen nicht ab; hellte sich zeitweilig der Himmel für eine Stunde auf, so brannten die Sonnenstrahlen tropisch herab und verwandelten den Wagen in einen riesigen Backofen, in dem ich bei den asthmatischen Anfällen vergebens nach Athem rang. So sprang ich oftmals nackt — nur in den Kotzen gehüllt — hervor und unter den Wagen, um bei dem starken Winde kühle Zugluft zu genießen. Gar oft füllten sich die Augen meiner Frau mit Thränen, wenn sie mir hilfreiche Hand bot und meinen zum Skelett abgemagerten Körper zu stützen suchte.

Auf dem Wege nach Panda-ma-Tenka erkannten wir, daß einige von Mr. Fry's Ochsen und auch die mir von Westbech gelieferten in Folge von Tsetsestichen krank waren und unmöglich meine Sammlungen bis Schoschong bringen könnten. Diese Entdeckung machte mich ganz unglücklich. Ich sollte die mit solchen Opfern nach der Katastrophe von Galulonga erworbenen Sammlungen in Panda-ma-Tenka zurücklassen, wo sie dem sicheren Verderben geweiht waren? Nein, das sollte nicht geschehen, schwur

ich mir jeden Tag, und doch wußte ich keinen Abend, wie ich sie wegbringen sollte. Endlich kamen wir nach Panda-ma-Tenka und ich mußte mich doch zuletzt zu dem mir so fürchterlichen Schritte entschließen, nur die zarteren Säugethierhäute und Felle, die in Schilfrohrkörbe verpackten Vogelbälge, die Pflanzen und Insecten direct mit mir nach dem Süden zu nehmen. Die Industrieartikel der Schwarzen, die großen, schweren Zebra- und Büffelhäute, alle die zahlreichen Schädel der Säugethiere, Holzproben, ließ ich in Rohrkörbe und Rohrmatten verpackt, im Gebälke eines Pfahlhäuschens im Luftzuge aufgehängt, unter Mr. Blockley's Obhut zurück. Schwer konnte ich mich von den so überaus mühevoll errungenen Sammlungen trennen, aber es mußte sein. Noch ein Händedruck an alle Zurückbleibenden, die wir kaum mehr im Leben wiederzusehen hoffen konnten, und wir schieden von Panda-ma-Tenka mit ganz anderen Gefühlen, als die waren, da wir es zuerst betraten. Bis dahin hatte April meinen Wagen getrieben, von hier nahm ich einen Mischling als Kutscher auf, gegen einen wöchentlichen Lohn von 1 Pf. St., den ihm Freund Fry nach unserer Ankunft in Schoschong für mich einstweilen auszuzahlen versprach. Er bezahlte auch Mr. Blockley fl. 200 für meine Rechnung, für welchen Betrag ich sieben Ziegen als Schlachtthiere für die Reise und eine Anzahl Industrieartikel der Schwarzen erstanden hatte. Am 10. December verließen wir Panda-ma-Tenka und nahmen nur gezwungen eine eintägige Rast auf einer Lichte zwischen Kybekajkas- und Henrys-Weiher. Der Weg wurde immer schlechter. Mein Wagen sank nicht so ein als jener Fry's; war ich von Leschumo bis Panda-ma-Tenka schlechter daran, so war es nun Herr Fry mit seinem Gefährte. Gleich am ersten Reisetage mußte ich ihm im Matetse-Thale dreimal vorspannen, und so ging es ununterbrochen, als wir nach dem Passiren der Lateritbulte in die Thalsenken oder Ebenen kamen, welche die Bulte voneinander trennen, und wo sich während der Regenzeit das meiste Wasser ansammelt und den Boden zwei Meter und noch tiefer aufweicht.

Der Weg wurde, je weiter wir auf unserem Rückmarsche nach dem Süden kamen, immer ärger und die Krankheitssymptome bei unseren von der Fliege gestochenen Zugthieren wurden immer bedenklicher, unsere Aus-

sichten also mit jedem Tage trüber. Auf der ersten erzwungenen Halteſtelle ſanken beide Wagen ein. Unſeren brachten wir zum Glücke noch frei und für die Nacht auf eine trockene Stelle, ſo daß wir nicht im Moraſt ſchlafen mußten, dafür war es abſolut unmöglich, Fry's Wagen herauszubringen; am folgenden Morgen mußte er vollſtändig abgeladen, die Zähne und anderen Sachen mußten 700 Meter weit getragen werden, und dann erſt konnten alle Ochſen zuſammen den leeren Wagen aus dem Sumpfe herausreißen. Bis tief in die Nacht mußte gearbeitet werden, allein trotz der Mühſale machte uns die Gewißheit, auf trockener Erde ſchlafen zu können und die Erfriſchung durch eine Taſſe warmen Thees wahrhaft glücklich, wenigſtens für die am Lagerfeuer verlebte Stunde vollkommen zufrieden. Lange dauerte die Freude freilich nie, denn der Regen, der ſchlechte Weg, die Krankheit der Ochſen, ließen für die Weiterfahrt nach Schoſchong alles mögliche Böſe, vor allem große Verzögerungen befürchten.

Als wir bei dem Henry-Weiher lagerten, kam unſer »gemeinſchaftlicher Freund« M. Wa. plötzlich angeritten. Er hatte kurz nach uns mit einer Ladung von ein wenig Elfenbein und von Curioſitäten (wie er die Induſtrieartikel der Schwarzen nannte), Antilopenhörnern und Leopardenfellen Gazungula verlaſſen, eben mit der Abſicht uns einzuholen. Er war in dem Moraſte diesſeits des Kybekajkas-Weihers eingeſunken. Nun forderte Mr. Wa. von mir das Geſpann Ochſen, um es zurückzuſenden und ſeinen Wagen herauszuhelfen, welchem Begehren ich jedoch keine Folge leiſtete, doch lieh ich ihm vier meiner Schwarzen zum Wagenabladen, die ich entlohnen mußte, da er ihnen keine Discretion gab und ein Schwarzer ohne Extra-Entlohnung für Andere als ſeinen Herrn nicht arbeiten will. Da Mr. Fry nicht ohne Wa. reiſen wollte — aus Geſchäftsrückſichten — ſo beſchloß ich vorauszureiſen und Fry bei Mr. Wa. zurückzulaſſen, um in langſamen Tagmärſchen den Natafluß zu erreichen und hier auf ſie zu warten. Bis zum Nata iſt der Weg gar ſo ſandig und beſchwerlich, ich hätte mit den beiden Händlern, die, wie alle ihre Collegen, auch mit halbcrepirten Zugthieren raſch reiſen, nie gleichen Schritt halten können. Der Aufenthalt am Henry-Weiher wurde durch das Erlegen eines der Sammlung

noch neuen Thieres, eines Elandantilopenstieres, und gutes frisches Wildfleisch reich entlohnt. Außerdem wurde eine Steinbockgazelle erbeutet, leider fehlte Boy — was wir uns bis heute nicht zu erklären vermögen — eine Giraffe sammt zwei Kälbchen auf 20 Schritte.

Auf dem Wege zum Nata fiel einer der Hinterochsen am Tsetsestiche, bei Mr. Wa.'s Gespann waren schon drei Ochsen als todtkrank zurückgeblieben, bei Mr. Fry war einer verendet. Als wir durch den Klamaklenjanawald fuhren, durchlebten wir im Geiste nochmals das schwere Unglück, das uns daselbst getroffen; rechts und links vom Wege lagen zerstreut die Skelette unserer Zugthiere, welche seit September 1885 hier bleichten. Hütten kennzeichneten die Stelle unseres Lagers und an den meisten Lagerstellen trafen wir Mais und Mabele, die Früchte unserer unabsichtlich verstreuten Körner, ein Beispiel für die Verbreitung von Pflanzen. Hier lag auch das Grab des armen Griquadieners Plati!

Froh waren wir, als wir den Natafluß erreicht hatten. Er floß ziemlich stark, und wir waren so glücklich, namentlich meine Frau, mittelst der uns von Fry geschenkten Angeln zahlreiche Schildkopfwelse zu fangen. Am dritten Tage nach unserer Ankunft daselbst holten uns die Herren Fry und Wa. ein.

Am Tage nach ihrer Ankunft ging es sofort wieder weiter. Den Marsch durch die Wildebene Nata-Makarri-Karri hätte man eigentlich eine Fahrt zu Wasser nennen können; sie ging fort durch Weichböden, wo Tausende von Sumpf- und Wasservögeln ihr Unwesen trieben; uns war es aber nicht möglich, eines der Thiere zu erbeuten, nicht einmal die von Fry geschossenen zu präpariren, da wir in dem Morast mit dem einsinkenden Wagen fortwährend die schwerste Arbeit hatten. Die beiden Händler halfen sich beim Einsinken der Wagen gegenseitig mit ihren Schwarzen aus, wir aber waren nur auf uns angewiesen und mußten so ununterbrochen persönlich unseren sechs Schwarzen helfen, wollten wir überhaupt weiterkommen. Dieses Ungemach empfanden wir doppelt schwer, denn wir mußten uns bei jedem Handgriff sagen, daß an dem ganzen Elende nur Mr. Wa. schuld sei, weil er es verstand, die Abreise vom Zambesi so hinauszuschieben, bis in Folge der vorgeschrittenen Regenzeit der Boden aufgeweicht war, und

mit dem Regen natürlich die Tsetsekrankheit, wie dies während und nach dem Regen immer der Fall ist, bedeutend zugenommen hatte. Mr. Westbech hatte mir den Wagen für die Zeit, »da der Regen zu fallen anfinge«, zugesprochen. Mr. Wa. wußte die Abfahrt um Wochen hinauszuschieben. Ich hoffte auf dem Marsche jagende Masarwa zu begegnen und wollte sie nach Schoschong senden, um daselbst ein Ochsengespann und von den Missionären Medicamente zu erbitten; doch keiner der Buschmannmischlinge ließ sich sehen.

So kämpften wir denn Tag und Nacht mit dem Moraste, bis wir endlich am 8. Jänner vollständig stecken blieben. Die letzten vier Tage zusammen hatten wir schon nur mehr einen halben Kilometer bewältigt, und diese Arbeit erschöpfte die Zugthiere derart, daß wir einige unserer Diener nach Schoschong um frische Ochsen senden mußten. Ich bat um acht, Fry um zehn, Wa. um zwölf Ochsen. An ein Weiterfahren mit unseren kranken Thieren dachten selbst die Händler nicht. Schon die letzten Kilometer waren nur so zu bewältigen, daß wir von allen drei Gespannen die besten 32 Ochsen abwechselnd an je einen Wagen zusammenspannten. Die Wagen schleiften mit den Lasten am Boden, die Räder drehten sich nicht mehr, sondern wühlten den nassen Boden auf, ähnlich wie in trockener Erde der Pflug ihn aufreißt, und die Zugthiere sanken stellenweise so tief ein, daß wir sie herausgraben mußten. Unter dieser Anstrengung verendeten die Ochsen übrigens rasch. Nur mit Hilfe der gesunden Zugthiere des Coillard'schen Wagens, der uns zufällig einholte, war es Fry und Wa. möglich, die Stelle an der Karri-Karri zu erreichen, wo wir, schrecklich unter den Angriffen der Mosquitoschwärme leidend, bis zum 25. Jänner verblieben. Während des längeren Aufenthalts hier gelang es Boy's Geschicklichkeit und Ausdauer, drei erwachsene Springböcke und eine Antilope, die im Süden schon gar so sehr abgenommen hat, zu erbeuten. Zu unserem großen Bedauern mißlangen die Versuche, einiger Gnus und eines Truppes von fünf im Gänsemarsche hintereinander trollenden Hyänenhunden (Lyacon pictus) habhaft zu werden. Die Letzteren riefen einige Erregung in unserem Lazarethlager hervor, alles suchte ihnen nachzueilen, um die Thiere zum Schusse zu bekommen, waren sie doch in der Sammlung noch nicht ver-

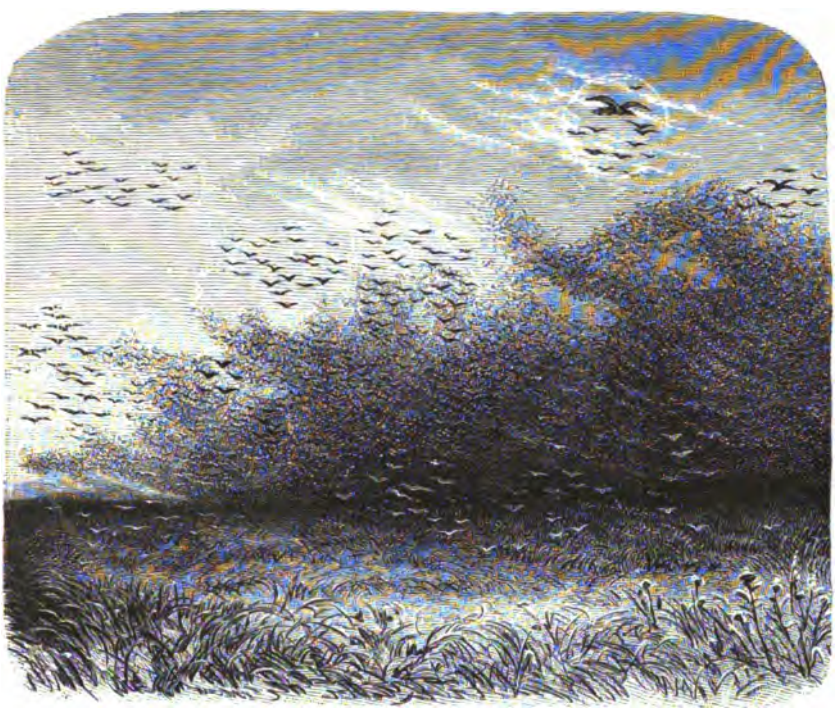
treten. Es wäre uns auch gelungen, wenn uns Mr. Wa. nur auf 20 Minuten sein Pferd geliehen hätte. Hier benützte ich die unfreiwillige Rast, um die ersten Briefe nach der Heimat zu schreiben. Immer zahlreicher fielen die Ochsen aller Gespanne, in meinem zogen von zehn nur mehr acht. Die geöffneten Cadaver wiesen viel Blutwasser auf. Von dem aufgehangenen, blutlosen Fleische tropfte helles Wasser ab, und unter der Haut, gleich in der oberflächlichen Muskulatur, befanden sich handflächengroße, aus einem dünnflüssigen, gelblichbraunen Serum bestehende Exsudate, wohl Reste localer Entzündungen, wie wir es annahmen, die Originalbißstellen der Tsetse, von denen die Blutvergiftung ausgeht. Das Fleisch dieser Thiere, die einen meist in wenigen Wochen, oft aber erst nach Monaten zu Tage tretenden acuten Marasmus in den meisten Organen zeugen, wird von den Schwarzen genossen, ohne daß sie dabei irgend welchen Schaden leiden. Der längere Aufenthalt an den Ufern der Salzseen zwang mich aus Gras und Mapaniästen eine Hütte für meine Frau zu bauen, denn sie litt an täglichen Fieberanfällen, sehr heftigen Kopfschmerzen und schmerzhaften Krämpfen in den Wadenmuskeln. Während dieses Aufenthaltes fesselte der im Allgemeinen krüppelhafte Wuchs der Bäume meine Aufmerksamkeit, und nachdem ich die Verhältnisse anderer in Südafrika von mir bereister Gegenden mit den hiesigen verglichen, notirte ich in mein Tagebuch:

1. Nur längs der Flüsse und Spruits, und nur hie und da in den Thalsohlen, und dann nur stets an fließenden Gewässern, finden wir einen höheren Baumwuchs;

2. solche Baumspecies, welche für gewisse Partien förmlich typische Baumzonen ausmachen, finden sich auch zuweilen in den Nachbarzonen einzeln oder in einzelnen Gruppen, doch dann schwächer im Stamme und niedriger;

3. der niedrige Baumwuchs im allgemeinen (die Bäume von der Größe unserer Obstbäume) in den Pflanzenzonen vom Molapo im Süden bis an den Luenge (so weit ich kam) nach Norden beruht, außer in der Individualität der Arten, noch im Allgemeinen auf localen Ursachen. Als solche locale Ursachen sehe ich an:

1. den Lateritsand als Boden, welcher, sehr lose und außerdem hoch erhitzt, dem Baumwuchse weniger zusagt als Löß und Humus; 2. den durch Grasbrände verursachten Mangel an dichtem Unterholze; 3. die sumpfige Beschaffenheit der Thalsohlen, welche aus Humus bestehen; 4. das langsame Wachsthum der zumeist harten Holzarten; 5. jene



RIEWEL, X. A.

Heuschreckenschwärme von Steppenbrachschwalben verfolgt.

immerwiederkehrenden Grasbrände; 6. den raschen Temperaturwechsel, früh im Winter Frost und Mittags große Hitze; 7. das monatelange Fehlen der Niederschläge; 8. die Zerstörungsarbeit namentlich der vom Boden aus bauenden Insecten, wie der Termiten.

Wir lagen nun schon 17 Tage fest, und weil nach unserer Berechnung die Hilfe von Schoschong nahe sein mußte, verließen wir am 25. Jänner die Lagerstelle und zogen den heiß Erwarteten entgegen, in

der Hoffnung, daß die noch nicht zu schwer erkrankten Zugthiere durch die Rast auf der Weide gestärkt nun aushalten würden; doch wir täuschten uns, denn von Stunde zu Stunde ging es schlechter und schlechter. Am 27. stießen wir auf die von Schoschong mit Aushilfgespannen nun zurückkehrenden Diener. Mr. Fry kam ein Mischling mit seinem Gespanne zu Hilfe, Mr. Wa. erhielt seine in Schoschong jahraus, jahrein bereitstehenden Reserveochsen, nur mir hatte die Firma, an die ich mich gewandt, die Hilfe versagt. Sollte die trübe Zeit und die ununterbrochenen Drangsale gar kein Ende finden? Hatte der Himmel kein Erbarmen? Sollten wir Schoschong, die erste Culturoase, wieder nicht erreichen? Es war eine Situation zum Verzweifeln; wir alle so krank, alles Nöthigen bar und Leeb durch Dysenterie mit Malaria abermals in Lebensgefahr! Auch in dieser Noth zeigte sich Mr. Fry's gutes Herz. — Ich war mit dem kranken Gespann nicht mehr im Stande mit den anderen gleichen Schritt zu halten, da lieh mir Mr. Fry die besten seiner Ochsen, die noch nicht schwer krank waren, und auf diese Art gelang es uns, bis an die Di-Nokane-Quellen »mitzureisen«. Das Geschenk von $^1/_2$ Unze Chinin, welches mir der Missionär Rev. Hephrun aus Schoschong geschickt hat, sowie einige Körbe Hirse, die ich von den Mischlingen ankaufte, schienen wahre Himmelsgeschenke in der harten Bedrängniß. Da nach einigen Tagen neuerdings der Tod unter den von der Tsetse gestochenen Ochsen reiche Ernte hielt, kamen wir immer langsamer weiter, bis wir endlich am südlichen Rande der Maqueebene vor dem gefürchteten Popo-Lateritbulte nicht mehr von der Stelle konnten.

Herr Fry bot mir sofort, so wie er sah, daß wir mit dem Gespann nicht mehr von der Stelle könnten, seinen Wagen für mich und meine Frau an, während er selbst für die letzten Tage unserer Fahrt in Mr. Wa.'s Wagen übersiedelte. Ich nahm das Anerbieten sehr gerne an; denn nur so konnte ich uns Allen helfen. Ich ließ Leeb und Fekete mit Boy und zwei Dienern bei meinem Wagen zurück und eilte nach Schoschong, von wo aus ich ihnen frische Ochsen zum Entsatze senden wollte. Meine braven Leute waren sofort einverstanden und so verließen ich und meine Frau am 2. Februar die neue Unglücksstätte. Der Ort lag $3^1/_2$ englische Meilen

südlich von dem Mahala-Weiher am südlichen Ende der Maqueebene, da wo diese von dem Popo-Lateritbult begrenzt wird.

Dieser Aufenthalt in der Wildniß war für die Zurückbleibenden noch eine schwere Schicksalsprüfung, Das Trinkwasser mehr denn eine Gehstunde von dem Lager entfernt, täglicher Regen verschlimmerte das Fieber meiner Leute bedeutend, und auch der Wagen bot keine regensichere Schutzstelle mehr; die von mir in Gazungula gefertigte Wagendecke war in dem so stark mit Dorngebüsch verwachsenen Wege auf der Südfahrt zu Fetzen zerrissen worden.

Die nicht beneidenswerthe Situation meiner Leute wurde aber nach unserer Abreise durch die Schurkerei Boy's noch unangenehmer; ich hatte ihn mit noch zwei Schwarzen im Lager zurückgelassen. Er sollte jagen und meine Begleiter mit frischem Fleische versorgen, denn bis der Entsatz kam, vergingen doch fast 14 Tage. Den zweiten Schwarzen ließ ich zurück, damit er Wasser hole; den Dritten, um Hirse zu stampfen, für den Fall, daß Boy kein Glück in der Jagd haben sollte. Auf diese Weise glaubte ich meine weißen Begleiter relativ gut versorgt und aller Arbeit überhoben zu haben. Ich traute meinen Augen nicht, als mir am folgenden Tage Boy mit einem der zurückgelassenen Schwarzen nachkam und erklärte, er bleibe nicht mehr bei mir in Diensten; er gehe zu König Khama, mit der Klage, »daß er Führer war und nicht weiter arbeiten würde, sondern bezahlt sein wolle«. — Khama ist aber sehr streng gegen alle contractbrüchigen Schwarzen, und auch Boy erzielte das Gegentheil von dem, was er anstrebte! Freilich, Fekete und Leeb hatten von Khama's Gerechtigkeit keinen Vortheil, dagegen von Boy's Schurkerei viel Ungemach.

Nachdem wir den durch seinen schweren Laterit und Sand sowie durch seinen Wassermangel berüchtigten und auf der Nordfahrt gemiedenen Popobult überschritten, kamen wir in das Thal der auf meiner ersten Reise berührten und durch ihr in Melaphyr und Sandgestein ausgewaschenes Bett hochinteressanten Lualaspruit; östlich sahen wir die Höhen des auf der Nordfahrt durchstreiften pittoresken Seruebeckens.

Am 11. Februar erreichten wir Schoschong, damals die nördlichste Station europäischer Cultur im centralen Afrika. Unsere Herzen jauchzten laut auf, als wir uns dem weltentlegenen südafrikanischen Handelsplatze näherten und uns endlich sagen konnten: Die Reiche der Barbaren liegen nun wirklich hinter uns, der Bannkreis der Sitte der Weißen ist wieder erreicht, die Heimat liegt uns näher. Was ist Schoschong von Wien aus betrachtet, und was ist Schoschong vom Maschukulumbelande aus betrachtet!

Unsere Ankunft in Schoschong rief eine wahre Sensation hervor. Man glaubte nicht mehr an unsere Rückkehr, denn Nachrichten, daß wir Alle von den Maschukulumbe getödtet worden wären, waren uns seit Monaten vorausgeeilt. König Khama sowohl, wie die kleine europäische, zumeist aus Engländern bestehende Colonie, bot uns das herzlichste Willkommen, brachte uns das aufrichtigste Interesse entgegen.

Vor Allem mußten wir einer leicht begreiflichen Neugierde den Tribut bezahlen. In der Kotla, dem großen Berathungsraume, coram publico, mußte ich Khama über unsere Schicksale berichten; allein das genügte nicht, wiederholt sprach er und die Königin bei uns vor, damit wir ihnen weitere Einzelnheiten berichteten. Khama ist sehr wißbegierig, und die Berichte über die vollkommen unbekannten Nordzambesigebiete, welche den Bamangwato*) als ein Ort des Grauens erscheinen, fanden stets ein aufmerksames Ohr. Wiederholt wurden wir beschenkt, was ich wiederum mit ärztlicher Behandlung entlohnte. Wie ganz anders war hier die Aufnahme, als am Zambesi bei Mr. Wa., wo wir doch in einem noch viel erbarmungswürdigeren Zustande angekommen waren.

Herr Charles Clark, ein Bruder des Inhabers der dem Leser schon bekannten früheren Schoschonger Firma Francis & Clark, der ein selbstständiges Geschäft gegründet, räumte mir und meiner Frau sein eigenes Schlafzimmer ein, während Herr King, der Manager der eben genannten Firma, sich sofort bereit erklärte, Leeb und Fekete Unterkunft zu geben. Beide Geschäftshäuser erboten sich, mir auf Credit Kleider, Wäsche, kurz das Nothwendigste, das wir brauchten, zu geben.

*) Khama's Volke, den östlichen Bamangwato.

König Khama lieh mir sofort ein starkes Gespann und ich sandte den Mischling, der früher meinen Wagen von Panda-ma-Tenka nach Schoschong geführt, ab, um den in der Maque-Ebene zurückgelassenen Wagen zu holen, den er auch — mit meinen Begleitern als Insassen — in einigen Tagen zurückbrachte. Der arme Leeb verfiel nach seiner Ankunft in eine lebensgefährliche, von heftigem Icterus begleitete Fieberrecidive, die hartnäckig anhielt, allein endlich doch den hier zur Verfügung gestellten Medicamenten weichen mußte; meine Frau, wie auch ich, hatten an Dysenterie zu leiden, doch waren wir bald mit Chlorodyne wieder hergestellt. Ich fühlte mich in kurzer Zeit derart an Leib und Seele gehoben, daß ich meine ärztliche Praxis wieder aufnehmen konnte und viele Europäer und Schwarze, darunter einen von giftigen Schlangen verwundeten, mit Erfolg behandeln konnte. Wir lebten alle auf, die Lebens- und Schaffensfreude gewann über alle trüben Gedanken die Oberhand. Für die Sammlung erwarb ich Häute von Säugethieren und Schädel großer Antilopenarten, sowie einige lebende Thiere, darunter ein für Europa überaus seltenes Pärchen des Proteles Lalandii*), ferner zwei Ginsterkatzen, einen Klippspringer, einen Deuker- und Steinbock, Klippschliefer**, zahlreiche Nachtäffchen, einen Schmarotzermilan und andere Thiere; mehrere der Säugethiere hatte meine Frau mit der Milchflasche aufzubringen, da sie noch zu jung waren. Obgleich mir Mr. Westbech den Wagen bis nach Linokana der Missionsstation Rev. Jensen's geliehen, so gab ich ihn doch — auf Mr. Wa.'s Drängen — in Schoschong ab, und miethete einen Wagen von Mr. Clark, der in drei Wochen selbst nach dem Süden reisen wollte und mich in der liebenswürdigsten Form einlud, mit ihm zu reisen; ja, Mr. Clark wünschte sogar, daß wir ihn auf der Fahrt als seine Gäste begleiteten. Er war ein Gentleman, der uns das Peinliche unserer Situation nie fühlen ließ; wir hatten ihm später noch für viele andere Gefälligkeiten zu danken. Er bewog Khama's Bruder, für 50 Pfd. Sterling Entgelt einen Wagen zum Zambesi zurückzusenden, um meine dort zurückgelassenen Sammlungen zu holen, er zahlte

* Erdwolf, Wolfshyäne.

** Welcher in Wien ein Junges zur Welt brachte.

dem Prinzen nicht nur diese 50 Pfd. St., sondern auch die von mir bei der Firma Francis & Clark erstandenen Bedürfnisse. Die ganze Summe, weit über 100 Pfd. St., creditirte er mir auf mein ehrliches Gesicht und im Vertrauen auf die Unterstützung von Oesterreich. Es ist natürlich, daß wir nach solcher Aufnahme von Schoschong mit der dankbarsten Erinnerung im Herzen schieden.

Freilich, in stillen Stunden kam die graue Sorge in unser Zelt: von der Heimat war, ob der Kürze der Zeit, noch keine Nachricht zu bekommen, und ich war im Unsichern, ob man mir Hilfe senden würde, oder ob ich mich irgendwo in der Transvaal auf ein bis zwei Jahre als Arzt niederlassen müßte, um aus meinem Verdienste die vom Zambesi her entstandenen Schulden decken zu können. Auch mein Freund Khama war von einer schweren Sorge heimgesucht! Ein auf seinem Besitze am Limpopo im Osten wohnender Häuptling hatte ihm den Gehorsam gekündigt und einige der gegen ihn ausgesandten Männer getödtet, ein Feldzug war unvermeidlich, und Khama glaubte vollkommen sicher zu sein, daß die Boeren den Widerspenstigen unterstützen und daß sein leiblicher Bruder, der dem Leser von meinem Aufenthalte an der Notuanymündung schon bekannte Khamane, die eigentliche Seele der ganzen Rebellion sei. Nach mehreren Angriffen wurde der Rebell geschlagen und verjagt und er flüchtete wirklich über den Limpopo nach der Transvaal.

Während unseres Aufenthaltes in Schoschong kamen überraschende Nachrichten über neu entdeckte, zwischen Potschefstroom und Pretoria in der Transvaalrepublik liegende Goldfelder, ein wahres Goldfieber schien — nach den Zeitungen aus dem Caplande und den Freistaaten zu urtheilen — die Europäer im Süden ergriffen zu haben; diese Nachrichten fanden in der Folge ihre volle Bestätigung.

Kurz nachdem wir Schoschong verlassen hatten, passirte der berühmte Elephantenjäger Selous dasselbe. Es that mir leid, ihn nicht begegnet zu haben. Er hat seitdem einen Versuch gemacht, in die Maschukulumbegebiete als Jäger vorzudringen, wurde aber, bevor er noch den Luenge erreichte, und zwar mit einem noch empfindlicheren Verluste als wir selbst, zum Rückzuge gezwungen.

Bevor ich noch Schoschong verließ, gelang es dem von Khama in Acht erklärten Boy meine übrigen Diener zu überreden, mich zu verlassen. Ich hatte sie für zwei Jahre, gegen eine Muskete, Schießbedarf und zwei Kattundecken, gemiethet; einige dienten damals nahezu ein volles Jahr, andere zehn Monate. Wäre ich der heimischen Hilfe schon damals sicher gewesen, so hätte ich jedem dieser Leute schon für die einjährige Dienstzeit die Muskete gegeben, sie hatten sie ehrlich verdient, so aber durfte ich bei den mißlichen pecuniären Verhältnissen nicht dem Herzen folgen und zahlte sie mit Kleidern, je einem Kotzen, Kattun, Glasperlen und Schießbedarf aus, womit sich die Leute vollkommen zufrieden erklärten. Später verzieh ich Boy und ließ für ihn bei Freund Jensen einen Kropatschek sammt Patronen zurück, eingedenk dessen, was er uns, trotz mannigfacher Schurkerei, Gutes gethan hatte. Es lag in meiner Absicht, für den Fall, als mir pecuniäre Hilfe von der Heimat käme, zwei der Diener mit nach der Heimat zu nehmen, namentlich deshalb, damit ich bei der Instandsetzung meiner Ausstellung ihre Hilfe und ihre Erfahrung beim Baue der Hütten der Zambesistämme zur Verfügung hätte. Allein gerade diese meine Absicht machte es Boy leicht, die Schwarzen zum Abfalle von mir zu bewegen. Aus Furcht vor dem großen Wasser weigerten sich die Diener weiter mit mir zu gehen, um keinen Preis wollten sie mich über die See begleiten. Die Leute verschwanden aus Schoschong und mir ist es bis heute nicht bekannt geworden, ob sie nach dem Zambesi oder nach Süden gingen und in den Diamanten- oder Goldgruben Arbeit gesucht hatten! Inzwischen sind Westbech und Blockley gestorben und so bin ich ohne jede Nachricht über diese Diener geblieben. Rev. Jensen hält noch immer das Gewehr für Boy bereit — ob er es sich schon geholt haben mag?

XXX.

Von Schoschong bis in die Diamantenfelder.

Mehrmonatlicher Aufenthalt in Linokana.

Veränderungen auf der bereisten Strecke von Schoschong nach Linokana. — Herr Rolfs aus Kimberley. — Beobachtungen an Thieren im Maricothale. — Pater Booms. — Unfall mit dem Wagen. — Schlechte Nachrichten. — Herzliche Aufnahme bei Freund Rev. Jensen. — Unsere Arbeiten in Linokanas Umgebung. — Die Hilfe von Daheim. — Das Hilfscomité. — Meine Verpflichtungen. — Weitere Beobachtungen über die Thier- und Pflanzenwelt im Maricodistricte. — Fekete wird nach Schoschong gesendet. — Die erworbenen Sammlungen seit dem Beginne der Reise, speciell jene, seit dem Antritte der Nordzambesireise bis zum Verlassen Linokanas. — Abreise von Linokana. — Auf Mr. Attwell's Farm. — Ein früherer Patient. — Eine heitere Episode in einem Farmhause. — Ankunft am Vaalflusse, freundliche Aufnahme von Myuheer Combrink. — Schlechte Nachrichten über die heimgesendeten Sammlungen. — Eine Hartebeestantilope erworben. — Ankunft in den Diamantengruben.

Am 8. März verließen wir Schoschong, ich möchte sagen, mit schwerem Herzen. Obwohl uns jeder Schritt der Heimat näher brachte, war es doch schwer, guten Menschen, die uns »Wildfremden« so viel Liebes erwiesen hatten, für das Leben Adieu zu sagen.

Unser nächstes Ziel war Linokana; während der Fahrt bis dahin hatten wir Alle mehr oder weniger an Fieberanfällen, ich dabei außerdem an Muskelkrämpfen in den Beugen der Füße, an großer Abmattung und heftigsten Nacken- und Kopfschmerzen zu leiden. Wir passirten das Limpopo- und Maricothal und es war mir interessant, die Veränderungen zu constatiren, die hier seit dem Jahre 1874, da ich diese Thäler das erste

Mal betrat, platzgegriffen hatten. Die Wälder sind stellenweise gelichtet, allein der Graswuchs hat sich verdichtet, beides durch den regen Verkehr hervorgebracht; neue Wege, welche Laterit, Sandböden und die Moräste umgehen, sind entstanden; das Wild dagegen hat gar sehr abgenommen, ebenso die giftigen Reptilien; alles Siege der fortschreitenden Cultur.

Ich erwähnte schon, daß wir in Mr. Ch. Clark's Gesellschaft reisten; er war die Güte selbst und gab uns so manche Information über das Leben in Schoschong im Allgemeinen und speciell über sein herzliches Verhältniß zu Khama; von besonderem Werthe aber waren mir seine ausführlichen und interessanten Mittheilungen über die Art und das Wesen des Handels in Schoschong. Als ein Beispiel dieser werthvollen Mittheilungen will ich den Leser in die Geschäftsgeheimnisse der Expedition, die Mr. Clark zu jener Zeit durchführte, als ich ihn begleitete, einweihen. Er brachte damals die während der letzten sechs Monate in Schoschong eingetauschten und erstandenen Handelsobjecte zum Verkaufe nach dem Süden. Er führte mit sich:

Waare	beiläufiger Werth fl. ö. W.
1084 Kilogramm Elfenbein	9756
Straußfedern	720
65 Karossen (Manteldecken aus rauhgargegerbten kleinen Fellen, von 72 bis 90 fl. das Stück)	2000
919 gegerbte Ochsenriemen	460
7 Giraffenfelle, für Peitschen gegerbt	400
117 Nilpferd- und Giraffenhautziemer (kurze Handpeitschen)	140
55 Ochsenstrapen (gedrehte Halsriemen aus Erdferkelhäuten)	35
22 gegerbte Gnu-, Eland- ꝛc. Häute . . .	250
67 Rinder	3524
306 Schafe und Ziegen	2748
Viele Industrieartikel der Schwarzen	350
Antilopenhörner	300
Summe .	20.683

Der Gewinn der Firma bei diesem Geschäfte belief sich mindestens auf 40 Percent. Leider sprachen in Schoschong die Leute auch schon von den »guten alten Zeiten« und diese Klage hatte ihre Berechtigung, denn in früheren Jahren war der Export der Firma Clark, des drittgrößten unter den sechs Geschäften Schoschongs, genau doppelt so groß, als jetzt. Die wichtigsten Exportartikel sind noch immer Elfenbein, Straußfedern, Karossen, Nilpferdtschambocks und Ochsenriemen.

Am 17. März erreichten wir den Limpopo; die anhaltenden Regen hatten den Boden sehr aufgeweicht, so daß wir täglich mehrmals im Moraste stecken blieben, auch rüttelte die schlechte Witterung unser Fieber wieder bedenklich auf.

Da mir Herr Clark einen guten Lancaster zur Verfügung stellte, war es mir möglich, täglich auf der Fahrt Enten, Gänse, Fischreiher, Rebhühner, Perlhühner, einmal sogar einen Adler zu schießen, doch gestattete die Fahrt und der Regen nicht, daß wir Alles präpariren konnten; und so mußten wir uns auf das Schönste beschränken. Von allen kleinen Thieren, die wir erlegten, nahmen wir die Schädel mit, um sie später in Linokana zu maceriren.

Recht mühevoll gestaltete sich unser Uebergang über den durch Regengüsse hoch angeschwollenen Notuany. Wir sahen uns genöthigt, die Wagen abzuladen und die Kisten auf einer Art Floß hinüberzuschaffen; viele Arbeit kostete uns die Traversirung der widerspenstigen Schafe und Ziegen durch die rasche Strömung. An der Notuanymündung besuchten wir den Viehheerdenaufseher der damals noch existirenden größten Schoschonger Firma Francis & Clark, welcher hier über 600 Rinder unter seiner Obhut hatte. Ich lernte in ihm einen der liebenswürdigsten Engländer kennen, der meine wissenschaftlichen Strebungen insofern unterstützte, als er mir Schädel und Fell eines Lyacon pictus, letzteres leider unausstopfbar, schenkte. In der Nähe seines Gehöftes crepirte mir eine der vom Zambesi mitgebrachten Matoka-Zwergziegen unter Gehirnerscheinungen. Bei der Obduction fand ich einen Befund, der mich staunen machte. Die eine Gehirnhemisphäre war vollständig aufgesogen und statt ihr lagen in der knöchernen Schale einige Echinococcussäcke, die Höhlung vollständig

ausfüllend. Alle die Nordzambesiziegen leiden an diesem Parasit, unser Hund Spott, der zahme Madagaskarlemur Tomi und andere unserer Thiere starben daran und ich wundere mich nur, daß die Schwarzen, die am Zambesi allgemein das Fleisch im halbrohen Zustande verzehren, so wenig an diesem Blasenwurme zu leiden haben. Wohl muß ich gestehen, daß mir die Ziege seit zwei Monaten so recht »dumm« erschien, allein mit Ausnahme der letzten vierzehn Tage, in denen sie, halbseitig gelähmt, auf dem Wagen transportirt werden mußte, ließ nichts auf ein so hochgradiges Uebel bei dem Thiere schließen.

Am Notuany trafen wir einen Deutschen, Herrn Rolfs, einen Geschäftsmann aus Kimberley, einen sehr gefälligen und freundlichen Herrn, der einen erfolglosen Versuch machte, Gummi von den Betschuana einzutauschen; da man Gummi in diesen Gegenden noch nicht als Handelsartikel erkennt, hielt man ihn ungerechter Weise für einen deutschen Emissär und Herr Rolfs gedenkt jener Reise eben nicht in der rosigsten Laune.

Am Marico mußten wir des diebischen Sinnes der Bakhatla von Mochuri wegen wohl auf unserer Hut sein; im Allgemeinen machte ich an jener Stelle interessante Beobachtungen an verschiedenen Thieren, so über den Nestbau der Glanzstaare, des Trauerdrongos, über Gewohnheiten von Meerkatzen und zweier Cobraarten, von welch letzteren ich mehrere erschoß; auch waren wir im Angeln recht glücklich und fingen zum erstenmale die im Marico sonst häufigen Aale, von welchen schon Stücke im Gewichte von 13 Kilo erbeutet worden waren.

Am 26. März erreichten wir Tschuni-Tschuni, wo uns Mr. Clark verließ, um über die Stadt der Makhosi nach Mafeking zu reisen, recte dem Transvaalgebiete auszuweichen; wir reisten in südöstlicher Richtung über das nahe Fleschfontein, eine Missionsstation der Jesuiten, wo wir hofften unseren guten Freund P. Booms begrüßen zu können. Wir fanden auch den Gesuchten vor, eben im Begriffe, eine Mission nach dem Matabelelande zu führen. Ich bedauerte ihn herzlich, da Missionäre unter dem jetzigen Regime im Matabelelande absolut keinen Erfolg zu erwarten haben; vergebens stellte ich dem P. Booms, als Superior und Vorsteher der Mission, das Nutzlose dieser Unternehmung vor; allein es war umsonst, »man

müsse sich höheren Ordensbefehlen fügen«. Sonst war der Herr Superior sehr freundlich, und die Cultur, welche er in dem früher so öden Gebiete geschaffen, die Felder und Gärten verriethen den Meister für Missionsgründungen. Er wollte Fleschfontein zu einer gediegenen Missionsstation und einer Zwischenstation zwischen dem Süden und Norden, doch auch zu einer ergiebigen Farm machen. Alles dies war ihm gelungen. Die guten Patres gaben mir die ersten Nachrichten über meine von Panda-ma-Tenka im Mai 1886 nach Hause gesandten Kisten. Meine 27 mit Sammlungen gefüllten Kisten waren mit Dr. H. und fortlaufenden Nummern gezeichnet. Pater Booms hatte mehrere seiner Kisten auf meinen Wagen beigepackt, von denen eine irrthümlicherweise mit nach Wien gesandt und eine meiner Kisten wieder an die Patres in Fleschfontain abgegeben wurde. Als ich heimkam, ließ ich selbe an das Collegium der Gesellschaft Jesu in Wien ausfolgen. Als man mir dort den Inhalt vorwies, der zum größten Theile Arbeiten der Schwarzen (eiserne Werkzeuge 2c.) zeigte, gab ich den Rath, dieselben dem k. k. Hofmuseum zu widmen, was auch die Patres thaten.

Pater Booms hielt strenge Zucht in dem auf der Farm liegenden Bakhatladorfe. Jene Männer, die sich verheiraten wollten, durften nur eine Frau nehmen, sowie sie eine zweite kaufen wollten, hatten sie die Farm zu verlassen; jene aber, welche schon in Bigamie lebten als die Mission errichtet wurde, durften eine dritte Frau nicht nehmen. So hatte z. B. ein 70jähriger Greis, Besitzer zweier Ehefrauen, heimlich ein 17jähriges Mädchen gekauft und mußte seinen Johannestrieb mit dem Verlassen der Farm bezahlen.

Nach kurzer Rast verließen wir mit einem mir von Mr. Clark geliehenen Wagen die Missionsstation und zogen gegen Linokana. Am Wege durch die steinigen Dwarsbergpässe rollte ein Thierkäfig vom Wagen, wobei eine unserer zahmen Genettas, ein Liebling meiner Frau, überfahren wurde. Eine Tagereise von Linokana — bevor wir noch den Buisportpaß erreichten, brach etwas am Vordergestell des Wagens, so daß wir nicht von der Stelle konnten, und so entschloß ich mich, da Leeb krank war und Fekete einige Wildfelle zu präpariren hatte, mit meiner Frau zu Fuß nach Linokana zu gehen und dort bei unserem guten Freunde Jensen uns

Hilfe zu erbitten. Nach einem mühsamen achtstündigen Marsche — gegen vier Uhr Nachmittags — vom Fieberschweiß durchnäßt, langten wir endlich in Linokana an. Die in Schoschong gekauften Kleider, von Haus aus von sehr zweifelhafter Güte, waren auf der Reise hieher vollkommen defect geworden und so kamen wir Beide in solchem Aufzuge an, daß uns unsere lieben Freunde gar nicht erkannten, das sagt wohl Alles, das war ein trauriges — und doch wieder, nachdem sich das Herz erleichtert — ein fröhliches Wiedersehen! Nachdem wir uns gestärkt hatten, ging es an das gegenseitige Berichten und Erzählen. Vor Allem gab mir Freund Jensen Briefe aus der Heimat, die uns sehr erfreuten, so von Frau Baronin Oppenheimer, Herrn v. Lenzendorf, Director Hackel und aus Capstadt von Herrn Poppe. Minder angenehm war mir, zu erfahren, daß der von mir mit dem Wagen von Panda-ma-Tenka gegen Süden geschickte Meintjes den Wagen und die Zugthiere nicht in Schoschong verkaufte, wie ich befohlen hatte, sondern sie bis Kimberley trieb, wo sie wegen Magerkeit fast keinen Preis erlangten. Freund Jensen sandte gleich am 3. April einen Mann mit dem nöthigen Werkzeuge zu meinem Wagen, der auch bald hereingebracht wurde.

Der gute Jensen und seine liebe Frau wetteiferten Beide, uns unsere Leiden vergessen zu machen, es wurde uns ein Wohnzimmer, eine zweite Stube als Präparateurzimmer, sowie ein Wohnraum für meine Leute eingeräumt; auch eine Art Magazin wurde hergerichtet. Mein Freund hatte auch die Güte, für uns in Zeerust einige der nöthigsten Bedürfnisse zu kaufen, das Geld einstweilen für uns vorzustrecken; obgleich er selbst arm war, denn sein Gehalt von der Gesellschaft reicht nicht aus, um ihn zu erhalten, so daß er an dem kleinen Missionsbesitze fleißig Ackerbau zu betreiben genöthigt ist. Jensen theilte im wahren Sinne des Wortes sein tägliches Brod mit uns, und ich kann unmöglich mit Worten ausdrücken, welch einen Dank die österreichisch-ungarische Afrika-Expedition diesem edlen Menschenpaare schuldig ist.

Die Zeit und Ruhe in Linokana nützten wir nach allen Richtungen aus. Wir sammelten, was uns möglich war, besonders reichlich lohnte die Arbeit auf den Gebieten der Ornis, Insecten und der winterlichen

Flora. Die vom Zambesi mitgebrachten Sammlungen wurden sofort geordnet und endlich in Kisten verpackt, und lieferten als Fortsetzung der schon heimgesendeten die Colli Nr. 88—105; selbe enthielten: Arbeiten der Schwarzen, Säugethierfelle, 415 Vogelbälge, anatomische Präparate, Vogelnester, Vogeleier, Schlangen, Conchilien, getrocknete Pflanzen, Samen, die Hölzer und Gesteinproben. Eine zweite Ladung der nach dem Unglück von Galulonga gewonnenen Forschungsresultate lag noch am Zambesi — und ich hatte um dieselben von Schoschong aus ein gemiethetes Gefährt gesendet.

Die in Schoschong gemachten Erfahrungen brachten mich in Linokana dazu, an den englischen Gouverneur des Betschuanalandes Sir Schippard und an König Khama je ein Schreiben zu richten mit der dringlichsten Vorstellung, in Schoschong einen Arzt anzustellen, um dem Ueberhandnehmen der Luës Einhalt zu thun. — Mein Schreiben, mein dringendes Mahnwort, sofort oder so bald wie möglich einen guten englischen Arzt in Schoschong anzustellen, blieb entgegen der sonstigen Liebenswürdigkeit höherer englischer Beamten und der sprichwörtlichen Gutherzigkeit Khama's unbeantwortet.

Der 26. April wird uns Allen unvergeßlich bleiben, er war der erste Festtag seit dem unseligen zweiten August des vorhergehenden Jahres, seit dem Unglückstage von Galulonga. Meine der Heimat zugesandten Hilferufe hatten die herzlichste Aufnahme in allen Schichten der Bevölkerung gefunden, und ein Brief des Herrn Poppe brachte die frohe Kunde, daß ihm für mich über 10.000 Gulden angewiesen wurden und daß zu diesem Betrage Se. Majestät unser allergn. Kaiser und Herr 5000 Gulden aus der Allerhöchsten Privatschatulle zu spenden geruhte. — Wie wurde uns Allen so leicht ums Herz, der schwere Alp, der auf uns seit Monaten lastete, war gottlob benommen; ich war nun in Stand gesetzt, den schweren Verpflichtungen, denen ich in Gazungula und in Schoschong eingehen mußte, ebenso der Schuld bei Freund Jensen gerecht zu werden, ja wir waren zum drittenmale gerettet. Einmal in Capstadt zu Beginn der Reise, dann am 2. August 1886 nach dem Kampfe in Galulonga; und nun hier auf der Rückkehr, als wir unter den unzähligen Mühsalen

und von der Last schwerer Verpflichtungen nahezu erdrückt wurden und mit sorgenvollem Auge in die Zukunft blickten.

Ich war schon gefaßt, einige Jahre in Südafrika prakticiren zu müssen, und nun schwanden alle diese Sorgen mit dem einen Telegramm. Wir sollten nun unsere liebe Heimat bald wieder sehen. Die Rettung verdankten wir in erster Linie dem »Holub-Unterstützungs-Comité«, welches, wie ich später vernahm, sofort in Action getreten, und ich erlaube mir hiemit, diesen hochedlen Herren:

Herrn Präsidenten des Exportvereins Franz Wilhelm,

ferner den Herren:

Eduard Ritter v. Hein, Vicepräsidenten,
August Artaria, Kunsthändler.
Nicolaus Dumba, Herrenhausmitglied,
Dr. Ludwig v. Geiter, k. k. Regierungsrath.
Alfred R. v. Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
Engelbert Keßler, Schriftsteller.
Dr. Moriz Lederer, Gemeinderath,
Dr. Professor Eduard Sueß, Reichsraths- und Landtagsabg.
Dr. Carl Zehden Professor,

meinen wärmsten Dank nochmals auszusprechen.

Die von mir sofort abgegebenen Beträge umfaßten die Posten:

1. Rechnung von Gazungula an Mr. Westbech, gezahlt an Mr. Wa. fl. 1124.20
2. *a)* Rechnung in Schoschong an Francis & Clark . . . » 1235.15
3. *b)* » » » » . . . » 12.50
4. » » » an Herrn Tom Fry . . . » 296.46
5. *a)* » » Zeerust an Reid für Clark . . . . . » 60.—
6. *b)* » » » » » » » . . . . . » 720.—
7. *c)* » » Capstadt an Poppe für Rev. Coillard am Zambesi . . . . . » 60.—
8. Rechnung in Linokana an Rev. Jensen . . . . . (für Frachten ꝛc. nach Kimberley in 1884 ꝛc. . » 999.—
9. Rechnung in Zeerust, Kleider, Wäsche . . . . . » 312.—

Für jeden dieser Posten besitze ich die detaillirten Rechnungen, die ein »theures Packerl« bilden.

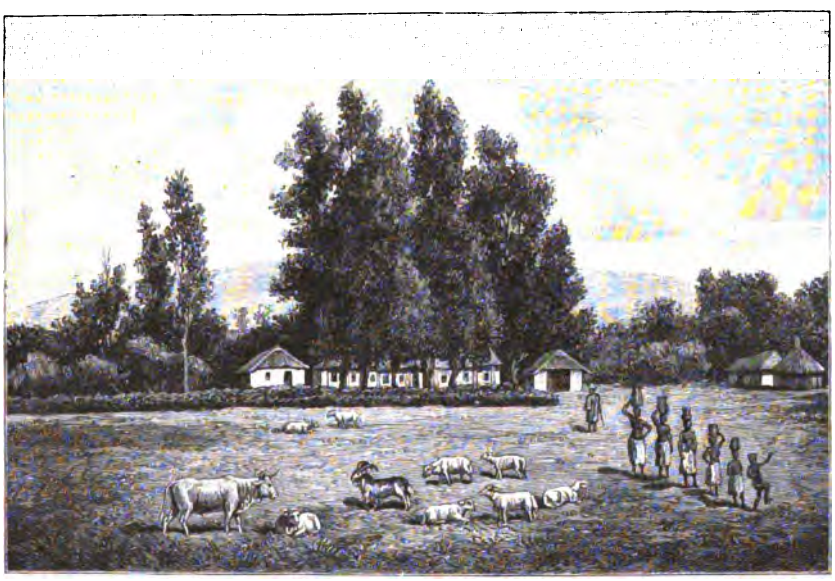
Wir lebten nach Erhalt der frohen Kunde von der Hilfe aus der Heimat sagar körperlich wieder auf und machten uns an unsere verschiedenen Arbeiten mit doppeltem Fleiß und Eifer.

* * *

Am 7. Mai spielte sich in einem Schoppen neben unserem Schlafzimmer eine aufregende Scene ab. Unter diesem Dache hielt ich meine kleine Menagerie, die sich unwillkürlich immer vermehrte. Da geschah es, daß Leeb beim Reinigen des Graslagers unserer Wolfshyäne eine mehr denn anderthalb Meter lange giftige Naja fand; die Schlange war durch den Frost ein wenig steif; nur so war es erklärlich, daß sie unserem Proteles unschädlich geblieben. Bald schwamm sie im Weingeist, um als Prachtexemplar unsere Museen zu zieren. Ich fing mehrere Rohrrüßler, nützliche kleine Raubthiere, die verwandt mit den Spitzmäusen sind, und in kurzer Zeit zahm wurden; leider konnten wir sie nach wochenlangem Gefangenhalten doch nicht am Leben erhalten. Unstreitig sind diese kleinen, mit Sprungbeinen versehenen Macroselyden beachtenswerthe und sehr interessante Geschöpfe, doch, glaube ich, müssen sie in großen, minimal drei Quadratmeter Bodenfläche haltenden Behältern gepflegt und reichlich mit Insectennahrung versehen werden. Sehr lohnend gestaltete sich die Ausbeute in der Flora; ich begann auch Zwiebeln und Knollen zu sammeln, und setzte diese Thätigkeit auf dem Zuge nach Süden immer eifriger fort und bin heute glänzend belohnt. Ich besitze in dem 1887 angelegten Glashause derzeit über 1000 Knollen- und Zwiebelgewächse zahlreicher Familien, welche sowohl 1888 als auch 1889 zu meiner Freude erblühten, und zwar ebenso gut, ja manche auf besserem Boden noch besser als in ihrem Heimatslande gediehen. Obgleich die den Matebethalkessel umschließenden Höhen höchstens 150 Meter die Sohle überragten, so erkannte ich drei ziemlich scharf unterscheidbare Vegetationsgürtel; besondere Familien waren im Thale, andere in den Schluchten der Abhänge und wiedere andere an den abgeflachten Kuppen der Berge vertreten, letztere waren die reichhaltigsten und üppigsten.

Fröſte ſetzten damals in Südafrika ausnahmsweiſe ſchon Ende April ein, ſo daß Mais und Kürbis ſtark darunter zu leiden hatten. Jede Nacht beobachteten wir Froſt, obwohl zu Mittag das Thermometer + 14 bis + 24 Grad im Schatten zeigte.

Am 8. Mai miethete ich um 180 Gulden einen Ochſenwagen und ſandte denſelben unter Fekete's Obhut mit zwei Schwarzen nach Schoſchong,



Miſſionsſtation Linokana.

um die dort inzwiſchen von Panda-ma-Tenka angelangten Sammlungen in Empfang zu nehmen und nach Linokana zu bringen.

Am 1. Juni kamen weitere und wieder erfreuliche Nachrichten aus der Heimat. Dank dem überaus eifrigen Bemühen der Herren Mitglieder des Holub-Hilfscomités und Dank der Opferwilligkeit meiner gütigen heimiſchen Freunde waren mir weitere Spenden in ſolcher Höhe zugekommen, daß nun nicht allein die Rückkehr in die Heimat völlig geſichert, ſondern mir auch die Gelegenheit gegönnt war, auf der weiteren Reiſe zur Südküſte für die Intereſſen des Vaterlandes nach jeder Richtung zu arbeiten. Zahlreiche Beglückwünſchungsſchreiben, welche uns aus der

Heimat, wie aus dem Süden zukamen, eiferten uns nur jeden Tag vom Neuen an, jeden Tag, den wir in Afrika blieben, auszunützen.

Am 5. Juni kehrte Fekete wohlauf und bei bester Laune von Schoschong zurück; mit heller Freude berichtete er, daß alle Präparate, welche ich mit schwerem Herzen in Panda-ma-Tenka zurückgelassen, ganz wohlbehalten angekommen seien; er brachte auch zwei Kisten mit in Schoschong erstandenen Arbeiten der Bamangwato und das Fell einer von ihm selbst erlegten Steinbockgazelle, sowie einige kleinere lebende Thiere. Die Sammlungen vom Zambesi wurden nun präparirt, in große Kisten gepackt und lieferten Colli von Nr. 106 bis incl. 130 zumeist große Säugethierfelle (5 Kisten), Thierschädel (6), Industrieartikel der Schwarzen (4) und den Rest füllten Vogelbälge, Hölzer, Samen, gepreßte Pflanzen, Mineralien und Vogelnester aus. Die greifbaren Resultate meiner Forschungen vom Beginne dieser Reise bis zum Ende des Aufenthaltes am Zambesi auf der Nordfahrt füllten 87, zumeist große und schwere Kisten. Das Plus bis Kiste Nr. 130, also 43 Kisten, barg das Erworbene seit dem 2. Juni 1886 auf den Reiserouten von Gazungula bis Galulonga und Galulonga bis Linokana, wobei die Resultate der Arbeiten um Linokana nicht inbegriffen erscheinen; diese 43 Kisten hätten noch um vier vermehrt werden können, wenn es uns geglückt wäre, die uns bei Galulonga geraubten Sammlungen zurückzuerobern.

Leider war ich in Linokana zeitweise so krank, daß ich tagelang gezwungen war, das Zimmer zu hüten, da beschäftigte ich mich mit dem Ordnen meiner Tagebücher, namentlich suchte ich die Erlebnisse im Nord-Zambesigebiete, für welche Zeit ich ja die meisten Tagebücher verloren hatte, aus der Erinnerung zu fixiren. Außerdem schwoll die Correspondenz bald europäisch an.

Montag den 20. Juni verließen wir mit vollstem Danke im Herzen das überaus gastliche Linokana. Der Aufenthalt ergab 23 mit Sammlungen gefüllte (bis auf vier große, zumeist mittelgroße) Kisten. Die ersten enthielten Pflanzen, Vogelbälge, Säugethierfälle, Industrieartikel der Schwarzen, Gesteinsarten und Insecten. Ich hatte für den Betrag von fl. 240 zwei Lastwagen nach den Diamantgruben von Kimberley gemiethet,

da ich von dort die Eisenbahn (die nördlichste im Caplande) benützen wollte. Unsere Reisegesellschaft hatte sich um den Sohn des Missionärs Jensen vermehrt. Ich versprach dem Vater, den jungen Mann als meinen Gast bis Wien mitzunehmen. Der junge Jensen hatte sich die Missions-Thätigkeit als Lebensberuf gewählt und sollte in Hermannsburg studiren. Es freute mich, durch die Mitnahme Ferdinands doch zum Theile dem guten Freunde Jensen für seine viele Monate lange Gastfreundschaft dankbar erweisen zu können. — Frau Jensen begleitete uns bis Kimberley, wohin sie eine Ladung Orangen und andere Producte mitnahm, um durch deren Verkauf Ferdinands Equipirung für seine Europareise vervollständigen zu können.

Da wir rasch reisten und nur auf Gestopfte-Fontein uns zwei Tage aufhielten, so war es mir nur während der Fahrt möglich, meinen Arbeiten und Forschungen nachzugehen, wenn ich neben dem Wagen hermarschirte. So legte ich auch nahezu den ganzen Weg von Linokana bis Kimberley zu Fuß zurück und sammelte dabei Insecten, Pflanzen, Vögel, Zwiebeln und Knollengewächse. Die Fahrt war in Folge der nächtlichen Fröste und oft eisigen Regenstürme am Tage im Ganzen sehr unangenehm. Wir besuchten die Malmanigoldfelder am gleichnamigen Flüßchen und ich erhielt Goldquarzproben von den Herren Reiß und Helmann. Auf der Farm Gestopfte-Fontein*, bei dem gastlichen Herrn Attwell, weilten wir $2^1/_2$ Tage, weil uns Regenschauer hinderten, weiter zu reisen; ich benützte diesen Aufenthalt zur Wiederaufnahme der Arbeiten in den Buschmanngravirungen und war bei denselben von Erfolg begleitet, da mir Herrn Attwell's Sohn wacker zur Seite stand.

Um mich für die Ueberlassung so mancher Gravirung dankbar zu zeigen, schenkte ich ihm meinen Winchester-Carabiner und er hat dieses Geschenk durch weitere Zusendung von Stücken, die ich damals aus dem Felsen nicht zu brechen vermochte, und durch eine Collection reicher Goldquarzproben aus den Klerksdorp-Hartebeest-Fonteiner Goldgruben reichlich wieder entlohnt.

* Siehe unsere Reise nach Norden.

Am Hartsflusse begegneten wir einem jungen Boerenpärchen, das auch nach Kimberley mit Orangen zog; die Leute hatten vier Zwergpapageien auf dem Wagen, welche meine Frau erstehen wollte, doch der Mann forderte einen für unsere Verhältnisse zu hohen Preis. Als er jedoch zufällig hörte, wer ich sei, machten die beiden guten Leutchen ihre Papageien meiner Frau zum Geschenke. Der Mann that dieses — wie er sagte — aus Dankbarkeit, weil ich ihn früher einmal geheilt hätte. Er entpuppte sich als jener Jüngling, der zur Zeit meiner ersten Afrikareise bei Schoschong, von dem Wagen seines Vaters überfahren, einen complicirten Oberschenkelbruch erlitten hatte. Ich hatte damals wohl nicht gedacht, den Jungen im Leben noch einmal zu sehen.

Weiter nach Süden reisend, gelangten wir über Christiana zum Vaalflusse. Das unansehnliche Grenzstädtchen schien sich heben zu wollen, man hatte eben ein für seine Entwicklung so sehr nöthiges Werk in Angriff genommen, das schon vor Jahren hätte geschehen sollen, nämlich aus dem Vaal einige Kilometer oberhalb Christiana Wasser nach dem Städtchen zu leiten. Sträflinge waren eben mit dem Sprengen des Wasserleitungsgrabens beschäftigt, was mir durch die Durchschnitte im Felsen so manch schöne Quarzdruse in die Hände spielte. Mittelst einer Fähre wurde der Vaal hier überschritten und wir betraten den Oranje-Freistaat. Zunächst zogen wir nach abwärts zum Farmer Combrink; in der Nähe seines Hauses verließen wir wieder den Fluß und wandten uns direct den Central-Diamantgruben zu.

Bevor ich der Transvaal Ade sage, will ich noch einer humoristischen Episode gedenken, welche sich auf einer Farm in der Nähe des Hartsrivers zugetragen. Frau Jensen waren zwei Zugthiere erkrankt, und sie bat einen Boer, den Farmbesitzer, er solle ihr gegen Bezahlung die Thiere auf seinem Besitz bis zu ihrer Rückkehr belassen. Die Thiere waren einfach überangestrengt. — Der Farmer schlug die Bitte ab, er wollte nicht glauben, daß die Thiere nur müde seien. Da hatte unsere Freundin einen curiosen Einfall, sie sandte ihren Sohn mit Leeb nochmals zu dem Boer mit dem Auftrage: »Saget, Dr. Holub mit seiner Frau wäre am Wagen, ihm zuliebe möge Mynheer die Ochsen hier dulden.« In einer halben

Stunde kehrten die Abgesandten mit der Zusage des Holländers zurück und bald kam eine Procession von großen und kleinen, von weißen und von braunen Griquadienern zu unserem etwa 400 Meter abseits liegenden Wagen heran, um die vier von den Maschukulumbe kommenden Leute, vor Allem die Frau anzuschauen. Schließlich schieden wir als die besten Freunde. Als nun die Besucher abgezogen waren, spielte sich in dem besagten Boerenhause noch eine komische Scene ab. Als unsere Bewunderer heimgingen, war ihnen ein vorüberreitender Boer gefolgt, der in Folge der hereinbrechenden Nacht um eine Schlafstelle ersuchte. Selbe wurde ihm natürlich sofort zugesprochen, allein da stellte sich heraus, daß schon durch Gäste alle Betten in Beschlag genommen wären. Inzwischen sprach man vom Dr. Holub. — Der junge Boer hörte zu, und als ihm die Hausfrau bedeutete, daß nur eine einzige Rastbank hier wäre und dabei auf eine etwa anderthalb Meter lange, mit Riemennetzwerk überspannte Holzbank wies, auf der er schlafen könnte, gab der baumlange Riese folgende Antwort: »Ja, ja, ich soll darauf schlafen; wohl ist diese Bank etwas zu kurz, allein es geht schon. Hat Frau Holub so viel ausstehen müssen unter den Kaffern und so lange, so kann ich es auch übers Herz bringen, mich für eine Nacht um einige Deume* kürzer zu machen, und auf der »Rustbank« zu schlafen.«

Bei Mynheer Combrink fanden wir dieselbe freundliche Aufnahme wie auf unserer Nordfahrt. Der Aufenthalt wurde nur durch die Nachricht getrübt, daß hier meine vom Zambesi heimgesandten Sammlungen zum Theile abgeladen, zum Theile auf einem Wagen belassen worden und durch fünf Monate — da kein bedeckter Raum für sie vorhanden war — Wind und Regen ausgesetzt waren, bevor sie nach Europa gesendet werden konnten. Nach der Heimkehr fand ich in Wien in Folge dieser »feuchten Behandlung« auch richtig den Inhalt dreier Kisten sehr beschädigt vor. Zwei derselben waren zwar mit verlöthetem Blech gefüttert, allein dadurch, daß der Wagen bei den Di-Nokana-Quellen umstürzte, war das Blech zerrissen und das eindringende Wasser hielt sich in den Kisten monatelang, wie in einem Blechgefäße. Da die Verdunstung nur außerordentlich langsam vor sich

* Deumen ist gleich Daumenlänge, d. h. die Knie anziehen.

gehen konnte, ging mir aller Inhalt der Kisten, besonders schöne Säugethierhäute, eine Kunstmatte der Marutse, das einzige Stück seiner Art, das ich erwerben konnte, fast zugrunde. Ich wünsche, ich wäre im Stande, mich den Gebrüdern Combrink noch einmal im Leben erkenntlich zu zeigen, denn wenn nicht diese braven Leute gewesen wären, hätten meine Sammlungen noch mehr leiden müssen. Bevor wir von Combrink's Farm schieden, gelang es mir, noch eine von den Hartebeest-Antilopen, welche im nahen Mimosengehölz von den Farmbesitzern hier im Süden noch geschont werden und die auf Geheiß für mich erlegt wurde, für die Sammlungen zu erwerben. Diese Art von Hartebeesten war ursprünglich die gewöhnlichste und über ganz Südafrika am meisten verbreitete gewesen; durch wahnsinnige Verfolgung ist sie aber so selten geworden, daß meine Sammlung unter so vielen Antilopen nur dies einzige Stück zählt. Nach einem dreitägigen Marsche vom Vaalflusse an kamen wir nach Kimberley, wo ich von der österreichisch-ungarischen patriotischen Unterstützungs-Gesellschaft freundlichst begrüßt und aufgenommen wurde.

Ich hatte vor, in Kimberley und den Minen durch zwei Wochen geologische und commercielle Studien zu machen. Das Erste, was uns sofort auffiel, waren die ungeheuer hohen Preise für alle Lebensmittel, Wohnungen 2c. Dieser Umstand bewog mich, am dritten Tage Leeb mit Fekete und unseren lebenden Thieren nach Capstadt vorauszuschicken, wo Mr. Poppe freundlichst für sie zu sorgen versprach.

XXXI.

Die Diamantenfelder von Kimberley. — Aufenthalt in Capstadt. — Heimfahrt.

Die Austro-Hungarian Patriotic-Relief-Society of Kimberley. — Ihre Gründung und ihre Zwecke. — Die südafrikanischen Diamantengruben. — Ihre Entdeckung und Geschichte. — Einige Worte über die Verwaltung und das Trapping-System. — Allgemeine Bemerkungen über die Gewinnung der Diamanten. — Die Diamantengruben als Beförderer des Wohlstandes in Südafrika. — Die geologische Zusammensetzung der Diamantenfelder. — Das »Permitt«. — Alte Freunde in the field. — Fahrt nach Capstadt. — Zur Geschichte des Caplandes. — Entgegenkommen in Capstadt und von Seite der Union-Steam-Ship-Company. — Auffindung der seit 1884 verloren gegangenen Combrink- und Attwellsendung. — Heimfahrt am Dampfer »Tartar«. — Ankunft in Wien.

Dank der opferwilligen Fürsorge Herrn J. Pam's und dem überaus freundlichen Entgegenkommen der Chefs der bedeutendsten Grubencompagnien wurde uns der vierzehntägige Aufenthalt in Kimberley so angenehm wie nur möglich gemacht. Meine Frau fühlte sich bald in einem Kreise liebenswürdiger Ladies, welche ihre Gedanken an die überstandenen Mühsale zu bannen, sie zu trösten und für die Zukunft heiter zu stimmen suchten, glücklich; ich aber fand meine Zeit vollauf mit dem Besuche der Diamantengruben ausgefüllt, wobei mir Herr Pam, der Präsident, sowie der ganze Ausschuß des österreichisch-ungarischen patriotischen Unterstützungs-Vereines mit Rath und That an die Hand gingen. Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle allen diesen Herren für die Liebe und Güte,

welche sie in so fernen Landen ihren Landsleuten zuwandten, sowie dem Bürgermeister Mr. J. Grewer den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Auch sei es mir gestattet, einige Worte über den österreichisch-ungarischen patriotischen Hilfsverein und dessen Gründung zu sprechen. Es waren eigenthümliche Ursachen, welche zur Gründung dieses Vereines führten. Kimberley und die Diamantengruben in der Umgebung beherbergen die zahlreichste österreichisch-ungarische Colonie im gesammten Südafrika. Die Intelligenz unserer Landsleute — Deutsche und Ungarn — bildeten einige Diamantenhändler und Kaufleute, die Masse bestand in Arbeitern (Deutsche, Croaten und Italiener), welche beim Grubenbau oder als Aufseher über die Schwarzen in den Gruben und beim Zerkleinern und Auswaschen der diamanthaltigen Erde beschäftigt waren. Gegenwärtig hat die Zahl unserer Landsleute in den Diamantenfeldern etwas abgenommen, weil ein Theil in den Goldfeldern der Transvaal einen bessern Verdienst zu finden hoffte. Viele der Arbeiter waren Seeleute, welche, mit heimischen Schiffen nach Südafrika gekommen, dort dieselben verlassen hatten, um in den so gepriesenen Diamantengruben ihr Glück zu versuchen. Die Sparsamkeit unserer Küstenbewohner ist ja bekannt und bei den guten Löhnen fiel der Sparpfennig wirklich reichhaltig aus. — Der Reichthum der Diamantenfelder, vor allem das glitzernde Gestein selbst, hat schon manchen Fremden in Versuchung geführt, so manchen schon zu Falle gebracht. So auch leider einige der Unsrigen, nicht daß sie Diamanten direct gestohlen hätten, als vielmehr, daß sie gestohlene Diamanten kauften oder dem Trapping-System* zum Opfer fielen, indem sie der ihnen gestellten großen Versuchung erlagen. Es geschah nun, daß einige solche traurige Fälle zufällig in kurzen Intervallen nach einander vor Gericht kamen und die Thäter zu langen Freiheitsstrafen und schwerer Arbeit auf der Straße** verurtheilt wurden.

In den Gefängnissen von Kimberley sind, was diese Vergehen anbetrifft, nahezu alle Nationen vertreten, welche sich seit 1869 in den Diamantenfeldern, um »das Glück zu erhaschen«, eingefunden hatten.

* In der Folge erläutert.

** Beim Straßenbau, Hafenbau, in den Ziegeleien und bei ähnlichen Arbeiten.

Der freundliche Leser muß also nicht denken, daß jenes »Verbrecherfieber« nur unsere Landsleute ergriffen hatte. Zur Zeit, als zufällig mehrmals hintereinander die Nemesis unsere Conpatrioten ereilte, ereignete sich der unerhörte Fall, daß sich bei einer Gerichtsverhandlung der eine Richter zu einer, die Ehre Oesterreich-Ungarns höchst beleidigenden Aeußerung hinreißen ließ, welche aus dem Munde eines Richters doppelte Bedeutung hatte. Ich will die Worte, die er gebrauchte, absichtlich nicht wiederholen und nur die Einleitung »Wieder ein Austrian« anführen. Dieser Ausspruch rief eine allgemeine Entrüstung hervor, vor allem aber im Kreise unserer Landsleute.

Bei Gelegenheit einer zumeist von croatischen Landsleuten einberufenen Versammlung wies ein seit der Entdeckung der Diamantenfelder (1874) daselbst ansässiger Deutschböhme, Herr J. Pam*, die Worte des Richters gebührend zurück, und weckte mit beredten Worten das Ehrgefühl Aller. Um die nationale Ehre auch fernerhin besser wahren zu können, ward die Gründung eines patriotischen Vereines beschlossen, wodurch Zusammenkünfte und reger Anschluß an einander bewirkt, die Liebe zur Heimat neu belebt, das Selbstbewußtsein gestärkt werden sollte, und wobei die gebildeteren und wohlhabenderen Mitglieder der Colonie versprachen, als Schirm, Schutz und Rathgeber der Hilfesuchenden und der Aermeren zu wirken. Herr J. Pam wurde zum Präsidenten des Vereines gewählt und ihm die zehn Ausschußmitglieder zur Seite gestellt. Seit jenem Tage ist kein Vergehen jener Art in der österreichisch-ungarischen Colonie mehr vorgekommen. Um sicherer zu seinem Ziele zu gelangen, suchte der Vereinsausschuß auf alle mögliche wohlthuende Weise auf die weniger Gebildeten einzuwirken. Es würde zu weit führen, über dies erfolgreiche Wirken ausführlich zu sprechen, ich will nur einen der Vereinsbeschlüsse erwähnen. Da die meisten unserer Landsleute, vom Strande der Adria stammend, durchwegs sehr religiöse Leute sind und sich daheim dem Worte und dem Rathe ihrer Seelsorger gerne fügen, so begab sich der Ausschuß zu dem Oberhirten der vom päpstlichen Stuhle neu creirten Diöcese Griqualand-West, Bischof Gaughran, einem Irländer, und ersuchte ihn, von

* Aus Abtsdorf bei Leitomischl.

der Kanzel aus veredelnd auf unsere Landsleute einzuwirken und selbst das Protectorat des Vereines zu übernehmen. In leutseliger Weise entsprach der Bischof diesem Ansuchen, und der Verein gedieh in ersprießlichster Weise.

Herr Pam wurde durch die Gnade Sr. Majestät mit der Würde eines österreichisch-ungarischen Consuls für Kimberley* ausgezeichnet; bei seinen vortrefflichen persönlichen Eigenschaften und seinen großen Kenntnissen in den commerciellen Fächern berechtigt die Ernennung des Herrn Pam zu den besten Hoffnungen für eine würdige Vertretung unserer Heimat in jenem Weltgebiete und zum besten Gedeihen des österreichisch-ungarischen patriotischen Unterstützungsvereines. Möge derselbe, sowie sein von ihm in Johannesburg, dem bedeutendsten der Transvaalgoldfelder, gegründeter Zweigverein in der ersprießlichsten Weise gedeihen!

Und nun einige Worte über die Diamantenfelder selbst: Am Südufer des Oranjeflusses, auf der Farm de Kalke, deren Besitzer der Boer S. van Nikerk war, wurde im Jahre 1867 von einem Buschmann, mit Namen Daniel Jacobs, ein $21^1/_4$ Karat schwerer Diamant gefunden, um unerkannt mit anderen kleinen Steinchen** lange Zeit unbeachtet in einer Flasche zu liegen, bis eines Abends der berühmte Straußenjäger O'Reilly, bei dem Farmer speiste. Als man im Gespräche der Steine erwähnte, die Flasche auf den Tisch ausleerte, fielen ihm sofort die glitzernden Steinchen auf.

O'Reilly ersuchte Nikerk um den schönsten und erhielt ihn als Geschenk. — Es war dies der erste gefundene afrikanische Diamant. Der Fund hatte zur Folge, daß man zwei Jahre lang am Oranjeflusse Diamanten suchte — aber ohne Erfolg! Als aber im Jahre 1869 demselben Nikerk gelang, von einem Hottentotten um 4800 Gulden einen $83^1/_2$ Karat schweren Diamanten zu erkaufen, und ihn um 120.000 Gulden wieder zu verkaufen, da bekam die Sache einen neuen Impuls. Dieser Stein, jetzt Star of South Africa genannt, hat geschliffen $46^1/_2$ Karat Gewicht, gehört dem Grafen Dudley und hat europäische Berühmtheit erlangt. Man suchte

* In dem früheren Umfange der Provinz Griqualand-West.

** Achaten, Rubinen, Katzenaugen 2c.

und fand endlich im Alluvium des centralen Vaalflusses viele Diamanten, und hier entwickelte sich rasch ein ebenso reges Leben, wie seinerzeit in Californiens und Australiens Goldfeldern, und zahlreiche Zeltstädte wuchsen wie aus der Erde empor, so: Hebron, Rivertown, Klipdrift, Gong-Gong, Waldeks-Plant, Delportshope u. A. Doch diese Diamantenfelder, in denen man im achatreichen Alluvium zumeist ebenso schöne weiße, reine Steine fand, wie die ostindischen von Golkonda und die brasilianischen von Cuyaba, wurden bald durch die Entdeckung reicherer Gruben im Norden am Modder- und Rietriver bei weitem in Schatten gestellt. Bald sprach die ganze Welt nur mehr von den Gruben von Kimberley (die reichste Grube wurde im Juli 1871 von einem Mr. Rawsstorne entdeckt), Old-de-Beers, Dutoitspan, Bultfontein.

Ich habe diese Gruben im Jahre 1873, als sie noch ganz seicht waren, schon für die Oeffnungen von Schlammkratern angesehen, als die sie sich nun, bedeutend vertieft, auch bestätigen.

Der Oranje-Freistaat hatte sofort nach deren Entdeckung alle Gruben als Staatseigenthum erklärt, kam aber darüber mit dem englischen Gouverneur in Streit, da der Griqua-Häuptling, Nikolaus Waterboer, das Gebiet als sein Eigenthum reclamirt und an England abgetreten hatte.

Der Oranje-Freistaat wich der Gewalt, allein formell endete der Streit zwischen beiden Staaten erst, als England 1,080.000 Gulden als Entschädigungssumme dem Freistaate ausbezahlte. Die Gegend wurde unter R. Southey, dem ersten Gouverneur, zu einer selbstständigen englischen Colonie erhoben, welche Stellung sie aber nicht lange behaupten konnte. Bald wurde die junge Colonie in Kämpfe mit den Süd-Betschuana und Griqua verwickelt, aus welchen sie unter dem zweiten Gouverneur Mayor Lanyon wohl siegreich hervorging, allein andere Mißerfolge in der Verwaltung ließen es im Jahre 1880 praktischer erscheinen, ihre Selbstständigkeit aufzuheben und sie dem Caplande zu incorporiren.

Die Verwaltung des Landes machte besondere, auf das Gewinnen des werthvollsten Edelsteins, sowie auch auf den Handel mit demselben und den Schutz des Eigenthums abzielende Gesetze nöthig. Diese erwiesen sich, da man zumeist nur mit der eigenen, seit der Eröff-

nung der Gruben gesammelten Erfahrung rechnete, nicht als die besten, und waren auch Ursache, daß zwischen den Diamantengräbern und der Obrigkeit bedeutende Zwistigkeiten ausbrachen und mehrmals ein »Krach« (jener von 1880—1881 war der schwerste) über die junge Colonie hereinbrach. Unter solchen Umständen wurde die Einverleibung fast von allen Seiten freudig begrüßt.

Heute sind die Gesetze vielfach verbessert, allein sie lassen noch immer so manches zu wünschen übrig, namentlich was die Sicherheit des Eigenthums anbetrifft. Trotz der Errichtung eines besonderen Gerichtshofes, eines eigenen Detectivcorps und der Verhängung überaus schwerer Strafen wurde es bis heute doch nicht möglich, dem Diamantendiebstahl und dem Handel mit gestohlenen Diamanten vollkommen Einhalt zu thun. Man hatte sich sogar gezwungen gesehen, zu einer leider nicht vollkommen zu billigenden Maßregel zu greifen, indem man das oben erwähnte Trapping-System ins Leben rief, welches darin besteht, daß jene Personen, an deren Ehrenhaftigkeit man zweifelt und von denen man denkt, daß sie die von den schwarzen Arbeitern gestohlenen Diamanten ankauften, durch heimliches Angebot von Diamanten, welche dem Detectiv-Departement gehören, in Versuchung führt.

Es ist in der That erstaunlich, daß trotz der nahezu wöchentlichen Verurtheilung solcher Fälle sich immer noch Menschen finden, welche in die Falle des Trapping-Systems gehen. Dies läßt nun schließen, daß der Diamantendiebstahl nnd die Hehlerei desselben, welche ja außerordentlichen Gewinn abwirft, noch immer in einem sehr großen Maßstabe betrieben werden, ferner daß namentlich frische Einwanderer sich dieser Speculation zuwenden, weil sie ja am leichtesten in die Falle gehen.

Das Trapping-System hat unter der besseren Bevölkerung des Caplandes viele Feinde, allein die Inhaber der Diamantengruben, die Diamantenhändler, wie nicht minder die Richter und Polizeibeamten erklären nach jahrelanger Praxis, daß auf anderem Wege dem Verbrechen überhaupt nicht zu steuern sei.

Obwohl die Diamantengruben Südafrikas erst seit dem Jahre 1869 bearbeitet werden, würde die historische Darstellung der technischen

Entwicklung der Gewinnungs- und Manipulationsmethoden höchst interessant sein. — Der mir in diesem Werke bemessene Raum gestattet mir jedoch nicht, mich ausführlicher über die Sache auszusprechen. Man wäre im Stande, mit den technischen Hilfsmitteln, die man bis jetzt zur Gewinnung der Diamanten benützte, ein nicht uninteressantes Museum zu errichten; von der einfachen Cradle (Wiege*), der primitivsten Form, bis zu den complicirten, genial gedachten Auswaschmaschinen. Welch' ein Unterschied zwischen den offenen Löchern, aus denen früher der Diamantengräber mittelst einer einfachen Kurbel in Eimern die diamantenhaltige Erde heraufholte, und den bis 300 Meter tiefen, allen Anforderungen der Grubentechnik entsprechenden Schachten, den langen, etagenförmig übereinander liegenden Horizonten und Stollen der Jetztzeit. Wie eine Rarität aus alter Zeit hat sich in Kimberley ein für den Fachmann hochinteressanter, bis 150 Meter tiefer Tagbau erhalten. Auch bezüglich der Zerkleinerung und Aufweichung des diamanthaltigen Conglomerates sind während des neunzehnjährigen Bestandes der Gruben kolossale Fortschritte gemacht worden.

Um diese Jagd nach maschinellen Verbesserungen zu begreifen, darf man nicht vergessen, erstens, daß in den Diamantfeldern einige der bedeutendsten Ingenieure Englands, Frankreichs und Deutschlands thätig sind, und zweitens, daß in Folge der in den letzten Jahren eingetretenen großen Entwerthung des Edelsteines die Production gezwungen war, die Technik ihrer Arbeit billiger und zugleich erfolgreicher zu machen.

Je gediegener die Manipulation, je vortrefflicher die Maschinen wurden, desto mehr wuchsen auch die mit der Eröffnung einer Grube verbundenen Kosten. Während sich zu Anfang des Diamantenfiebers auch unbemittelte Leute mit dem Diamantengraben erfolgreich beschäftigen konnten, und für einen Claim, ein Stück diamantenhaltiges Land neun Meter lang, neun Meter breit bei unbegrenzter Tiefe, sechs Gulden bezahlten, wurden später 30.000 Gulden und noch mehr für denselben Grund und Boden bezahlt. Jetzt sind es nicht mehr arme Abenteurer, die sich mit dem Gewinnen der Diamanten beschäftigen, sondern reiche Compagnien,

* So benannt nach der schaukelnden Bewegung.

welche mit fabelhaften Summen arbeiten, und diese Compagnien wieder sind in weiterer Vereinigung begriffen, so daß der Zeitpunkt nicht mehr ferne ist, daß die sämmtlichen Diamantengruben sozusagen in einer Hand sich befinden werden. Der Hauptzweck dieser Cartellbewegung ist, wie bei allen Cartellbestrebungen, einerseits das Sinken der Preise, welches in Diamanten sehr bedeutend war, aufzuhalten, andererseits die Protection zu monopolisiren, um dann die Preise dictiren zu können.

Das Gewinnen der Diamanten wird vielleicht auf die weniger bedeutenden, wenn auch schöne glashelle Steine reproducirenden Gruben am Vaalflusse monopolisirt werden, so daß trotz der Unmasse der Diamanten, welche bis jetzt verkauft wurden, nach Verschmelzung der noch bestehenden Gesellschaften in eine, der Werth der Steine bedeutend in die Höhe getrieben werden dürfte. — Man wird dann nur eine bestimmte Quantität produciren und die Kosten in bedeutendem Maße herabsetzen. Viele der Theilhaber an den bedeutendsten diamantengewinnenden Gesellschaften sind heute vielfache Millionäre; die meisten waren es nicht zur Zeit, als sie ihre Arbeit in Südafrika begonnen hatten. Ja so mancher von ihnen war »Pionnier«, der nichts hatte als ein Cradle, ein Zelt und einen Kochtopf, und mit einigen Compagnons gleicher Qualität in der Sonnenhitze Tag für Tag arbeitete und Abends die Ausbeute theilte oder auch nicht theilte. Heute haben solche Leute keine Aussicht mehr, heute können nur Millionäre in die bestehenden Gesellschaften eintreten.

Obgleich schon so viel über die Diamantengruben geschrieben und gesprochen wurde, so schmeichle ich mir doch, daß ein von mir geplantes größeres Werk über diesen Gegenstand auch noch ein aufmerksames und dankbares Publicum finden wird, denn es sind auf der ganzen Erde bisher keine auf einem relativ kleinen Districte beisammenliegenden Minen gefunden worden, welche so reich gewesen wären, als die Diamantengruben Südafrikas, welche in dem innern Winkel des Vaalflusses, und zwar ein Theil im nördlichen Caplande, der andere Theil im südwestlichen Oranje-Freistaate liegen. Diese Diamantenfelder haben seit den zwanzig Jahren ihres Bestandes über 70.000 Kilogramm Diamanten geliefert, welche für mehr als 550 Millionen Gulden verkauft wurden. In dieser Riesensumme

sind nicht einbegriffen die gestohlenen Diamanten und auch nicht jene Steine, welche von Privaten mit nach Europa genommen werden, sondern nur jene, welche durch die Postämter des Caplandes nach Europa befördert wurden.

Die Diamantenfelder waren und sind für Südafrika von ebenso großer Bedeutung, wie es die Goldfelder für Californien und Australien gewesen. Sie sind in erster Linie der Magnet, welcher Menschenmateriale in die unbevölkerten Wildnisse zog, in zweiter Linie ist es die Werthlosigkeit des Geldes, die starke Nachfrage gegenüber dem schwachen Angebote an alle Bedürfnisse des Lebens an solchen Plätzen, welche die Arbeits- und Unternehmungslust ungeheuer anstacheln. Der Bauer, der Kaufmann, der Industrielle, alle werden mit hochbezahlten Aufträgen überschwemmt, dieses Verhältniß stachelt die Concurrenz auf und hebt die Cultur. Der südafrikanische Farmer fand in den Diamantenfeldern für seine Arbeitskraft als Frächter jahrelang einen sehr guten Verdienst und für seine Producte ausgezeichnete Absatzgebiete, aber auch der Kaufmann, Ingenieur, Arzt, kurz die gebildeten Classen wurden aufgerüttelt, kühn und unternehmend, und so manches schlummernde Talent auf dem Gebiete des Handels und der Industrie zur Entwicklung gebracht.

Die Diamantenfelder haben, ganz ähnlich wie die Goldfelder Californiens auf dem ganzen Westen Amerikas, zur Entwicklung Südafrikas außerordentlich viel beigetragen. Auch hier ist der Minenbezirk kein eng beschränkter; namentlich seit man, nach Diamanten suchend, andere werthvolle Mineralien, besonders große Mengen Gold fand, verfolgen die Mineurs und Diggers diesen trügerischen Leitstern Fortunas immer weiter und weiter nach Norden. Jedes Jahr, ja oft jeden Monat entstehen neue Zeltstädte mit tönenden Namen; viele, um das Leben der Eintagsfliege zu führen, manche aber, um bleibende Culturstätten zu werden. — Den Mineurs folgt der Kaufmann, ihm die Post, der Telegraph, der Staat mit seinen die Entwicklung schützenden Einrichtungen und endlich der gewaltige Culturmotor unserer Zeit, die Eisenbahn, links und rechts an ihren Schienensträngen Wildnisse in Fruchtlande verwandelnd und die in allen Minenplätzen der Erde anfangs ganz abnormen Preise regulirend.

Früher kostete in Kimberley eine Flasche Bier 10 Shill., seit das Dampfroß dasselbe erreicht, kaum 2 Sh. Alle Gebiete, welche Eisenbahnstationen besitzen, sind in den Kreis der Weltmarktspreise hineingezogen; so nun auch die Diamantenfelder Südafrikas. Sie sind heute der commerzielle Mittelpunkt der ganzen Colonien, welche mit ihren Handelsbeziehungen heute bereits direct nach England, Deutschland, Frankreich, Belgien, Nordamerika, den La Plataſtaaten feste Verbindungen haben und bestrebt sind, mit Italien und Oesterreich-Ungarn in Fühlung zu treten.

Es entspricht ganz gewiß den Interessen des österreichisch-ungarischen Handels, daß die k. k. Ministerien des Aeußern und die Handelsministerien beider Reichshälften in Kimberley ein österreichisch-ungarisches Consulat errichteten und dieses Amt in die Hand eines Mannes legten, der gewiß unsere Interessen in jeder Beziehung wahren und fördern wird. Ich kann mir das Verdienst zuschreiben, Südafrika zuerst mit österreichischen Industrieartikeln bekannt gemacht zu haben, und daß meine Expedition die Anregung zu mancher Handelsverbindung zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Caplande gegeben hat.

Natürlich ist der Kampf gegen England, welches ganz Südafrika als Domäne für seinen Export ansieht, ein schwerer, aber in manchen Artikeln können wir ihn ruhig aufnehmen.

Um sich den commerciellen Einfluß zu sichern, trägt England auch staatlich sein Banner immer weiter nach Norden. Das Betschuanaland steht schon seit längerem unter einem der vollsten Abhängigkeit gleichen Protectorate, und erst in den letzten Tagen des October 1889 wurde einer »Zambesi-Gesellschaft« eine Royal Charte ausgestellt, welcher »Freibrief« wohl mit Recht als der Pionnier einer Besitzergreifung ganz Südafrikas bis zum Zambesi in früherer oder späterer Zeit angesehen wird.

Ich benützte den vierzehntägigen Aufenthalt in Kimberley, wo sich ja Alles und Jedes um die »Gruben« dreht, zu umfassenden Studien der Diamantenfelder nach allen Richtungen.

Die geologischen Arbeiten erregten in mir das höchste Interesse und zugleich eine angenehme Befriedigung, denn ich fand das bestätigt, was ich vor Jahren über das muthmaßliche Entstehen der Gruben voraus-

gesagt hatte. Damals waren die Gruben etwa 60 Meter tief und ich sprach die Meinung aus, die Gruben seien Canalröhren erloschener Schlammvulcane. Heute arbeitet man in einer Tiefe von über 300 Meter. Diese Tiefbohrungen bestätigten diese meine Ansicht vollständig.

Die geologischen Verhältnisse der Gruben sind im Allgemeinen schon durch zahlreiche Schriften so bekannt, daß ich nur wenig Neues anzuführen vermag. Die Diamanten führenden eigentlichen Gruben sind Röhren, welche durch Diorit, Melaphyr, krystallinische Schiefer, Urthonschiefer und tertiären Karrookalk führend, mehrere hundert Meter im Durchmesser haben und mit dem die Diamanten enthaltenden compact gewordenen Conglomerate angefüllt sind. Diese meist ovalen Röhren sind eben die Canäle von Schlammvulcanen.

In meiner Sammlung finden sich verschiedene diamanthaltige Erden, darunter Proben der in den tieferen Schichten felsartig erhärteten Conglomeraterden, ebenso von dem durch die warmen Massen durchbrochenen Urgestein als Nebengestein und auch Handstücke des »Hangenden«, außerdem große, schöne Arragonitdrusen, welche sich im Laufe der Zeiten in den Spalten und Rissen an der Contactfläche des Nebengesteines und der ausgetretenen diamanthaltigen Conglomeratmasse in Folge der bekannten Einsickerungs- und Ausschwitzungsprocesse gebildet hatten. Meine Sammlung zählt neben vielen interessanten Objecten auch aus den Bultfonteiner Gruben die stellenweise in Nestern vorgefundenen Nadelgesteine, eine besondere Arragonitart.

Nachdem, aus dem Innern heraufgepreßt, die heiße Schlammmasse den Diorit und Melaphyr als die ersten Widerstandsobjecte durchbrochen und die angegriffenen Partien zerkleinert und zum Theile zum Zerfall gebracht hatte, so daß selbe nun im Gange als abgerundete, mehr oder weniger zersetzte Blöcke des Conglomerats bildeten, äußerte sie in den oberen Lagen des durchbrochenen Nebengesteines eine größere zerstörende Wirkung.

Darum finden wir diese vulcanischen Gänge nach oben zu mehr erweitert. Am meisten äußerte sich die subterrane Gewalt in ihrer Wirkung

auf die sedimentären*, auf die am Urgestein ruhenden Formationen, auf das Hangende** der letzteren.

Kaum hatte sie es erreicht und war auf ihrem Wege zur Oberfläche der Erdkruste an diese zumeist feinblätterigen krystallinischen Schiefer, auf Urthonschiefer und Alluvialdepositе, also auf bedeutend geringere Widerstandsobjecte (als wie es die vulcanischen Urgesteine gewesen) gelangt, so breitete sich der Gang mehr aus und gestaltete sich gegen die Oberfläche zu förmlich zu einem Trichter. In manchen Gruben, wie in Kimberley, bildete die ausgetretene Masse sogar eine Kuppe, unbedeutende Decken finden sich fast in allen Gruben. Daraus ergibt sich eine Erklärung, warum wohl ohne Ausnahme alle Gruben (eigentlich Grubenkrater) an der Oberfläche am meisten diamanthaltige Erde führen und sich in die Tiefe hinab immer mehr verengen, folglich kubisch, mithin auch absolut ärmer werden. Diesen Satz bestätigt die Erfahrung überall, wo man größere Tiefen erbohrt hat. Heute sind die tiefsten Gruben circa 300 Meter tief. Die Tiefe, bis zu der man überhaupt gehen kann, hängt von der technischen Vollendung der Hebevorrichtungen ab. Je vollkommener und billiger diese arbeiten, desto tiefer liegt die Grenze einer lohnenden Bearbeitung der Gänge.

Die so wichtige Frage, ob die edelsteinhaltige Erde durch und durch gleich reich sei, oder aber ob sie gegen die Tiefe reicher oder ärmer sei, muß nach den bisherigen Erfahrungen dahin beantwortet werden, daß bis zu 300 Meter Tiefe das angebohrte Conglomerat eine durchaus gleichmäßige Vertheilung des kostbaren Edelsteines aufweist. Es ist auch kein wissenschaftlicher Grund vorhanden, das Gegentheil anzunehmen. Die Steigerung der Gewichtsausbeute in den letzten Jahren erklärt sich aus den technischen Verbesserungen namentlich der Waschmaschinen und aus der strengeren Gesetzgebung bei der Gewinnung der Diamanten und beim Handel mit denselben.

* Unter dem Einflusse von Wasser abgelagerte Gesteinspartien, Schichten bildend.

** In Kimberley über 270 englische Fuß.

Eine weitere in den südafrikanischen Diamantengruben vielfach discutirte Frage ist die, ob nicht die Gänge in der Tiefe zusammenhängen, so daß sie als wirkliche Zugänge zu einem unermeßlich reichen Riesenbecken aufzufassen wären.

Nach dieser Annahme würden die Kimberley-, Old-de-Beers- und die Dutoitspan-Gruben aus einem Riesengange stammen; ebenso würden die Bultfontein- und Coffeefonteiner-Gruben als aus einem Gange stammend vorkommen, jene aber von Jagersfontein einen selbständigen Gang bilden. Für die Richtigkeit oder Hinfälligkeit dieser Hypothese fehlen bisher alle positiven Erfahrungen, da müßte man viel tiefer als bis 300 Meter vorgedrungen sein.

Was die Diamantgruben am centralen Vaalflusse anbelangt, so gilt für diese natürlich das eben Gesagte nicht, denn hier sind Alluvialablagerungen einer neuen Periode, welche jedoch die Voraussetzung gestatten, daß der Fluß zur Zeit dieser Ablagerungen etwa um acht Meter höher floß und seinen Lauf über oder durch einen solchen Eruptivgang nahm und die dort weggeschwemmten Diamanten in diese Alluvialschichten deponirt habe. Mit Rücksicht auf die schönen, glashellen, den schönsten ostindischen gleichkommenden weißen Steine könnte man schließen, daß die Vaalgänge mit denen von Bultfontein, Coffeefontein ꝛc. zusammenhängen, was jedoch ihre nördliche Lage weniger wahrscheinlich erscheinen läßt.

Das Vorkommen der Alluvial-Diamanten, d. h. der angeschwemmten, verdient mit Recht die höchste Beachtung von Seiten der Mineure, denn es erlaubt Schlüsse auf die Brutstätten, d. h. große Lager, von welchen her sie das Wasser in längst vergangenen Zeiten gebracht hat.

Bei meinen Arbeiten während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes in Kimberley und den drei umliegenden Grubenstädten fand ich seitens der Vertreter der größten Grubensyndicate und Ingenieure nicht nur das größte Entgegenkommen, sondern es wurden mir sogar in der hochherzigsten Weise Stücke der diamantenhaltigen Erden für die Completirung meiner Sammlungen zur Verfügung gestellt. Zu besonderem Danke fühle ich mich aber verpflichtet den Herren Hinrichsen, Beit und Krauß.

Ich besuchte die meisten Tagbaue und den tiefsten Schacht der Central-Company in Kimberley, die für die Manipulation, das Emporholen, Wegführen, Trocknen, Zerkleinern, Zerschwemmen und Aufwaschen der diamanthaltigen Conglomerateerden benöthigten hochinteressanten Localitäten. Meine Frau staunte nicht wenig über die Masse der von der French-Company und später von der Central-Company in je einer Stunde — das Resultat einer zwölfstündigen Vorarbeit — beim Washing up vorgefundenen Diamanten, welche ein $^1/_6$ Literglas gefüllt hatten.

Herr Hinrichsen von der De Beers Cons.-Company und Madame Tucker, eine Amerikanerin, verehrten uns je ein Steinchen. Die strenge Handhabung der Gesetze bezüglich des Geschäftes mit Diamanten hat es zur Nothwendigkeit gemacht, jeden Menschen — mit Ausnahme der Gruben-inhaber — für die Provenienz eines jeden Steines verantwortlich zu machen und so darf man sich nicht so ohneweiters eines etwa geschenkten Diamanten freuen; nein, zuerst muß dem Gesetze Genüge gethan und der Stein angemeldet werden, dann bewahrt man das Geschenk wohl versiegelt, bis man sich auf dem Dampfschiffe befindet, dann erst darf man ohne jede Sorge das Päckchen entsiegeln und sich am Anblicke der glitzernden Steine erfreuen.

Die Schenkungs-Procedur in den Diamantenfeldern selbst verhält sich ungefähr, wie folgt:

Beide Theile, der edle Geber und der Beschenkte, begeben sich in die Head-office des Detectivdepartements, wo sie die Schenkung mündlich anmelden und dem Vorstande den oder die zu verschenkenden Diamanten vorlegen. Die »Steine« werden sofort besichtigt, beschrieben (Qualität und Gewicht) und in ein betreffendes Registerbuch eingetragen, darauf wird dem Beschenkten ein gestempelter Ausweisschein ausgestellt, der von beiden Parteien unterzeichnet werden muß. Dieser Schein heißt Permitt, das heißt, das Erlaubniß-, recte das Gestattungs-Document, den beschriebenen Edelstein in Folge einer Schenkung als rechtlichen Besitz bei sich führen zu können. Der Diamant wird dann in eine Blechschachtel versiegelt und so erst von dem Beschenkten in Empfang genommen. So wie sich jeder Diamantenhändler über seine Diamanten, den Kauf und

Verkauf genau aus den Registerbüchern documentiren muß, ebenso fordert das Gesetz dies auch von Privatpersonen, welche rohe, das heißt ungeschliffene Diamanten in ihrem Besitze haben.

Jeder Beamte des Detectivdepartements hat das Recht, jeden Menschen, bei dem er rohe Diamanten vermuthet, anzuhalten und zur Ausweisleistung aufzufordern. Deshalb ist die obgenannte Permitt für jeden Beschenkten unumgänglich nothwendig. Diese Procedur ist namentlich für Fremde umständlich, aber das einzige Mittel, den Diamantdiebstählen zu steuern.

Bevor ich noch die Gruben verließ, hatte ich Gelegenheit gefunden, so manchem dear old friend, so manchem Patienten aus den Tagen meiner Praxis, aus den Jahren 1872 bis 1878, die Hand zu drücken und so manchen alten Freundschaftsbund zu erneuern. Wenn je auf der Erde der Ausspruch gilt, daß sich das Verhältniß eines behandelnden Arztes zu seinen Kranken in der Regel leicht zu einem freundschaftlichen gestaltet, so gilt dies namentlich für die fernen transoceanischen Gebiete, wo sich die weißen Menschen viel rascher näher aneinander schließen. Ich gedenke hiebei einiger, dem Leser meines früheren Werkes schon bekannter Persönlichkeiten, so der Herren: Hartley* (Zeitungsbesitzers und Journalisten), des Apothekers Davison, des Auctionärs Baron Rotschild, des königlichen Registraturbeamten M. Bult und der Gebrüder Peizer und Anderer.

Mit wahrem Vergnügen begrüßte ich meine Stiefschwester »Mathilde«, jenes vortreffliche Wesen, dem ich mit Rücksicht auf meine Ausbildung in der englischen Sprache auch sonst so Vieles, Vieles zu danken habe.

Endlich hieß es doch von Kimberley scheiden. Tief gerührt drückte ich auf dem primitiven Bahnhofe den fernen Freunden die Hände und dampfte gegen Süden.

Nach einer dreißigstündigen Fahrt mit dem Quick-Train** langten wir in Capstadt an, wo wir von Bekannten und Freunden herzlich aufgenommen wurden. Besonders interessant war die Fahrt durch die Hexriver-

* In Kimberley erscheinen zwei große Tagesblätter: »Independent« u. »Diamondfield Advertiser«.

** Schnellzug, an Schnelligkeit unserem Personenzug gleichkommend.

berge, den Abfall des Hochplateaus; die röthlichen Felsenzinnen waren mit Schnee gekrönt, die Matten und Schluchten grün, das Thal unten prangte in schönster Blüthe buntfärbiger Erica- und Mesembryanthemen-Arten.

An Herrn Poppe, wie anderen alten Bekannten: Messers Trimen, königlichem Astronomen Dr. Gill, Mr. Christ, Messers St. Ledger und Dormer, Dr. Dorn (Redacteuren des Argus, der Times und des Zuid-African), Rev. Wood und Anderen fanden wir unsere alten herzlichen Freunde.

Unsere Ankunft und unsere Schicksale im fernen Norden erregten die allgemeinste Theilnahme, so daß ich aufgefordert wurde, zwei öffentliche Vorträge zu halten, was ich schon in Rücksicht auf die Stärkung unserer Reisecassa auch gerne that.

Wir hatten im Hansa-Hotel, wo das gütige Fräulein Lohmann* waltete, eine freundliche Unterkunft gefunden. Die Zeit, die mir nach der Rückkehr in der Capstadt zu verleben vergönnt war, war so kurz bemessen, daß ich nicht wußte, womit beginnen, womit enden.

Die Freunde machten ihre Rechte geltend, die Geschäfte für die Heimreise mußten erledigt werden, und meine Sammlungen und Studien erforderten ebenfalls viele Zeit. Zum Glücke fand ich allenthalben liebenswürdiges, helfendes Entgegenkommen.

Die Union Steam Ship Company ermäßigte mir die Passagepreise nach Hamburg, sowie die Frachttarife für meine Kisten auf die Hälfte der normalen Tarifsätze; sie hat mir auch später, als ich bereits in Europa war, in gleich nobler Weise für meine später nachkommenden Sammlungen die gleichen ermäßigten Preise bewilligt. In Capstadt fand ich auch die sieben, im Jahre 1884 verloren gegangenen, vom Vaalflusse und aus der westlichen Transvaal heimgesendeten, mit Vogelbälgen, Nestern, Eiern, Pflanzen und Mineralien, wie auch mit werthvollen Arbeitsproducten gefüllten Kisten; es gelang mir ferner, durch Kauf zum Theile den Schaden wieder gut zu machen, den ich im Jahre 1884 beim Heimtransporte zweier, mit prachtvollen Steinkorallen aus Mauritius ge-

* Von der Nordreise dem Leser schon bekannt.

füllter Kisten durch einen Unfall beim Einladen in den Dampfer erlitten hatte.

Mancher freundliche Leser mag sich fragen, warum ich bei der Hin- und Heimreise nicht ausführlicher über das eigentliche Capland selbst spreche. Die Gründe liegen nahe; erstens gibt es über die Capstadt und deren Umgebung schon viele Arbeiten, und zweitens zwang mich Raummangel in dem vorliegenden Werke auf Eingehenderes bis auf folgende Beobachtungen über diesen Gegenstand zu verzichten.

Ich benützte jeden freien Tag, den ich noch auf afrikanischem Boden verleben konnte, zu Ausflügen im Interesse meiner Studien. Da ging es ans Meer, um am Strande zu sammeln, zumeist aber in die schönen nahen Berge, speciell nach den Somersettbergen und einmal auf den Tafelberg, jenes Prototyp südafrikanischer Berglandschaften. Derartige Ausflüge sind nach jeder Richtung hin äußerst lohnend, für mich bildeten sie speciell eine Ergänzung meiner Studien; für dieses vorliegende Werk mag es wohl genügen, wenn ich den freundlichen Leser einlade, mich bei diesen Excursionen geistig zu begleiten und von der Höhe der verschiedenen Gipfel, welche die Capstadt umsäumen, den großartigen Rundblick zu genießen.

Nach Norden hin, nahezu am Horizonte, sehen wir die dunklen Umrisse der Robbeninsel; hell leuchtete der Leuchthurm, zu seiner Linken liegen einzelne Gebäude: eine Niederlassung der armen Irren, sowie aber auch der vom Aussatz Befallenen, die in der Gesellschaft für Ausgestoßene gelten.

Gegen Süden die hochschäumenden Wogen des atlantischen Oceans, durch die Winde und Meeresströmungen zu einer Höhe gehoben, wie sie nur an wenigen Stellen der Erde beobachtet werden kann. Vor uns die Tafelbucht mit der amphitheatralisch aufgebauten Capstadt. Die langgestreckten weißen Mauern des neuen Quai, die Eisenbahnstation, die Festung und das sandige Ufer von Woodstock heben sich markant von dem unvergleichlich schönen Bilde ab.

Gleich einem silbernen Streifen eilt das Wasser des Salzflusses dem Meere zu. Während der Fluth staut sich das Wasser zu Sümpfen, in

welchen der Forscher so manchen interessanten Fisch, so manche Conchylien und Algen findet. Oft arbeiteten wir hier stundenlang und kehrten mit reicher Beute heim.

Auch zahlreiche Vögel, namentlich Reiher, Pfeifer, Kormorane und Möven finden sich in den Sümpfen ein. Längs des sandigen Ufers waren wir so glücklich, nahe an der Stadt Algen in bunter Pracht und Anthozoen, so auch zahlreiche, interessante Meereswürmer, als: Aphroditiden, Nereiden, Syuiden und Hermeliden und ihre Baue zu gewinnen. Ueber der Flußmündung gegen Norden erbeuteten wir im Meere die interessantesten Fischformen, wie Calorhynchus und Scyllium, auch eine kleine Raja-Art sowie Sebastes, Thyrsites, Sargus, Rhinobates, Liparis, Dentex u. m. a.; manche der Arten wurden uns ob zahlreicher Eingeweidewürmer und kleiner Schmarotzerkrebse an Kinnlade, Kiemen, den Mundtheilen und Augen umso werthvoller.

Unser Blick verweilte an dem uns so bekannten Küstenstriche, dann senkte er sich tiefer, bis er die scheinbar in der Mittagshitze schlummernde Stadt berührte. Nach rechts bis an den Fuß des Tafelberges, nach links an den Löwenberg und an den Fuß des mächtigen Kolosses, von dem wir herabblickten, breitete sich malerisch die Capstadt aus. Die Stadt, auf einer Seite von prächtigem Grün umrahmt, auf der anderen Seite die tiefblaue See, auf der sich die beflaggten Segler und stolzen Dampfer schaukelten, boten ein farbenreiches unvergeßliches Bild. Wenden wir uns von diesem prächtigen Ausblicke gegen Westen zu; hier ziehen sich am Fuße des Löwenberges die beiden villenreichen Sommerfrischen: Greenpoint und Seapoint, hin. — Rosen und Jasmin, doch auch mächtige Agaven mit den riesigen Blütenrispen bilden vielfach die Hecken. In den Gärten und den Landsitzen um Capstadt begegnen wir so manchen Prachtgewächsen aus heimischer Erde doch auch fremden Typen, aus Nord- und Südamerika, Madagascar und Australien stammend, deren Vorkommen uns die Tropen ahnen läßt. Weiter schweift der Blick der westlichen Küste entlang; hier gewahren wir die steilen Abhänge der sich an den Tafelberg nach dem Süden anschließenden Zwölf Apostel; an sie schließen sich weiterhin die Houtbayberge

und anderen Felsenhöhen, die, nach Süden sich erstreckend, das eigentliche Vorgebirge der Guten Hoffnung bilden. Wildromantisch ist dieses steile und buchtenreiche, historisch so interessante Vorgebirge, welches eine tausendjährige, wilde Brandung derart zernagt und zerrissen hat, daß es jeder Schiffer der vielen Klippen und hohen Wogen wegen meidet.

Dunkel erscheint hier die Fluth — ein Zeugniß ihrer bedeutenden Tiefe, nur am Uferrand heben und senken sich braune Massen mit anscheinend riesigen Köpfen und Armen; es sind dies die Wipfel der gigantischen Fucoideen. Die häufigen Niederschläge haben selbst an den Abhängen der zum Meere abfallenden Felsenmassen zahlreiche Pflanzen zum Sprossen gebracht, und kleine Wiesen, von zahlreichen Bächen durchrieselt, mit Gebüsch dicht umsäumt, beherbergen jahraus, jahrein eine interessante Vogelwelt. Unabsehbar erscheint das gewaltige Meer im Westen; wir hören sein Getöse und sehen die hochemporgeschleuderten Wogen, wie sie, auffspritzend, wieder in sich zerfallen. Einige hundert Meter vom Ufer entfernt dampft langsam ein schwarzer Koloß vorüber; vorsichtig weicht er den versteckten Felsenbänken aus und meidet die emporragenden Riffe, welche schon vielen Schiffen ein nasses Grab bereiteten. Die Granitpartien am Meeresufer bieten ein wechselndes Bild, zuweilen von entzückender Schönheit, so in der weiter südlich gelegenen Houtbucht. Hier thürmen sich mächtige Blöcke zu Riesenterrassen auf, manche stehen isolirt da, als riesige mannigfach geformte Pyramiden, andere altarförmig, während die meisten in langen Reihen einfach das unmittelbare Meeresufer bilden. Hie und da findet sich einer davon von der Brandung glänzend glattgeschliffen. Hier bietet auch der Meeresgrund zwischen diesen Riesenblöcken ein buntschillerndes Bild. Den bunten Blüthen des Mesembryanthemum nicht unähnlich, erfreuen hier das Auge zahllose, in dichten Gruppen am Felsboden festsitzende Seeanemonen, jene prächtigen Actinien mit ihrem rosa- und carminrothen, dann hell- und dunkelgelben, blauen, violetten und grünlichen Tentakelkreis (siehe Illustration Bd. I, S. 9).

Und weiter bei unserer Rundschau vom Tafelberge aus schweift der Blick nach Süd und Südost. Die große Falsebucht mit mehreren Zweigbuchten, einem riesigen See gleich, spiegelt blau und silbern aus der Ferne

herüber; sie scheint sich in den Sandflats vom Süden, wie die Tafelbucht von Nordwest, gegraben zu haben. Das Gegentheil hatte wohl stattgefunden. Hier wälzten sich vor Jahrtausenden die Wellen des atlantischen Oceans, bis die Gegenströmung und die je sechs Monate abwechselnd wehenden Passatgegenwinde in der Mitte dieser Meerenge Kalkmassen und Kaolin aufzuthürmen und dann mit Sandmassen zu überlagern begannen. So entstanden nach und nach die Sandflats, welche das Festland und die südwestliche Capbucht allmälig mit einander verbanden und letztere in eine Halbinsel umwandelten.

Auch den Blick auf diese Sandflats geworfen — wie reich entlohnt er nicht den Tafelbergtouristen.

Unter uns das bewegte Bild zahlreicher Orte und Städtchen, in denen die vornehme Welt der Capstadt sich ihre Castles erbaut, das Cap'sche Dorado, geschaffen hat. Pinienwälder, Eichen- und Eucalyptus-Alleen, gelbblühende Port Jakson-Weiden, Zitter- und Silberpappeln, Thuja, Rhus und Cypressen bilden Dickichte, Gruppen und Zäune. Feurighell glänzen die Früchte der Orangenstämme; schwer mit Obst scheinen die Citronenbäume beladen, aus derem tiefen Grün die lichten Villen mit ihren bunten Dächern blinken. An den Schluchten der Berge entlang erglänzt das Silberblatt der Leurodendron, weithin schimmernd und schillernd, soweit der Wind die dichtbelaubten Aeste schüttelt.

Siehst Du das saftige Grün, das diese Villengruppen und Orte umsäumt? Es ist das Grün der Weinrebe, und Constantia, eine dieser Sommerfrischen, liefert den besten Rebensaft in diesem südlichen Himmelsstriche. Nach Osten und Süden, an dem schönen Saume der Villenorte, welche eine Eisenbahn mit einander verbindet, dehnen sich die Sandflats aus, lange Jahre hindurch lagen sie brach; doch auch an sie kam die Reihe. Büsche und Bäume wurden gepflanzt, um den heftigen Südoststürmen zu wehren, und Niederlassungen waren eine weitere Folge. Compositen und Ericaceen, Irideen, Gramineen, sowie auch zahlreiche Leguminosen bilden die reiche Flora, die in dem sandigen Boden doch so wohl gedeiht.

In den letzten Jahren hatten sich hier Colonisten niedergelassen, welche, von Europa kommend, sich alsbald die Anerkennung erwarben, daß sie auch diesem so arm scheinenden Boden Nutzen abzugewinnen verständen. Es sind Deutsche, deren eisernem Fleiß und Geschick der Capstadter Markt so manch' wohlschmeckendes und wohlfeiles Gemüse und treffliche Butter zu danken hat. Ueber diese Sandflats weiter schweift der Blick nach Osten, wo die Sommerfett-Höhenzüge und Kuppen und die ersten Terrassen des Hochplateaus landeinwärts zu den Horizont begrenzen.

Wir hatten mehrmals auch den Teufelsberg bestiegen, der leichter zugänglich als sein höherer Genosse ist, und brachten stets eine reiche Ausbeute von Schmetterlingen und lilienartigen Gewächsen heim. Die klimatischen Verhältnisse dieses Landes bringen es wohl mit sich, daß Zwiebel und Knollen bildende Formen, die lilienartigen Irideen, Amaryllideen, Oxalideen ꝛc. so wohl gedeihen und zusammen ein beträchtliches Percentverhältniß der Cap'schen Flora ausmachen. Die von Knollen und Zwiebeln ausgehenden Wurzeln gehen tief in die Erde und versorgen die Pflanzen mit Feuchtigkeit selbst dann, wenn monatelang kein Regen gefallen, und gewähren eine herrliche Flora, wo sonst die Gegend von der Dürre kahl gebrannt erscheint. Dabei ist der Boden in seiner großen Ausdehnung, Laterit, viel seltener Humus, welcher Laterit so leicht Feuchtigkeit aufsaugt, selbe aber schwer abgibt.

Besonders ergiebig nach dieser Richtung war ein Ausflug nach den Sommerfettbergen. Wir folgten bei der Besteigung dem Laufe des Lorenzrivers und schlugen auf der Farm Laaste Gift (etwa 5 Kilometer westlich von dem letzteren, an einer Stelle, wo der Oberlauf des Flusses, von zahlreichen und starken Quellen von beiden Ufern gespeist, in seinen Mittellauf übergeht, unser Lager auf. Die Lage unseres Camp war eine reizende.

Nach Westen hin öffnete sich das Thal und wir sahen deutlich an seiner Mündung die Stadt Sommerfett-West im schönen Grün der Gärten gelegen, und noch weiter hin nach Westen leuchtete uns die felsige Cap-Halbinsel mit der tiefblauen Falsebucht entgegen.

Hinter uns und zu beiden Seiten hatten wir einen geschlossenen Thalkessel, dessen äußerster Abschluß die 2 bis 8 Kilometer von unserem Lager entfernten steilen Felsenwände des Hottentott-Holland-Gebirges bildeten. Zwischen unserem Camp und diesen hohen, röthlich grauen Felsenmassen erheben sich vielgestaltige, durch breitere oder engere Thalrisse vielfach gegliederte Vorberge. Diese bilden das ganze Jahr eine einzige grüne Matte, da sie mit ihren Kesseln und Sümpfen Riesenreservoirs für die Niederschläge des Winters bilden. Hier grünt und sproßt Alles, während sonst in der Sommerdürre alle Vegetation abstirbt. Dann treiben auch die Farmer des Lorenzriverthales und die von Stellenbosch und anderen naheliegenden Plätzen ihre Heerden zur Sommerweide nach diesem Kessel. Sämmtliche Schluchten, namentlich jene, die am Fuße schroffer Felsenwände liegen, sind mit Laubbäumen, welche die wichtigsten und bedeutendsten Holzarten des Caplandes repräsentiren, oft zu einem undurchdringlichen Dickicht verwachsen; was nicht wenig beiträgt, die anmuthige Scenerie des Lorenz-Quellenkessels nur noch interessanter zu gestalten.

An den Bächen, die von schönen Laubbäumen überwölbt erscheinen, wächst die Hemitelia, ein schöner Baumfarn und so manche schöne Iridee und Liliacee, Oxalis und andere bedecken stellenweise in bunter Blütenpracht den Boden. Mir werden diese stillen Haine stets unvergeßlich liebe Plätze bleiben, nicht nur ihrer Lieblichkeit und landschaftlichen Schönheiten wegen, sondern auch der reichen wissenschaftlichen Ausbeute halber, die sie mir gaben. In dem Cameliengrün der Bäume lebte und regte sich eine fröhliche Welt. Der schrille Pfiff des Neujahrsvogels mischte sich mit dem Flötenruf der Pirolarten, die in den Wipfeln an ihren kunstvoll in einer Zweiggabel befestigten Nesterbauen so schwer zu erspähen waren. Herzlich klingt der Ruf der kleinen Gold- und Kupferkukuke, monoton das Tip-Tip des Honiganzeigers.

Wirr durcheinander spricht das Gezwitscher einiger Gesellschafter aus dem dichteren Gebüsch. Fliegenschnäpper, Meisen und Brillenvögel scheinen aneinander gerathen zu sein, um sich das Recht, in den Cunonia-Zweigen jagen zu dürfen, streitig zu machen. Laut hämmern die Spechte auf die angegriffenen Bäume los, sich zum Wipfel emporarbeitend, um

dann oben, flach anliegend, für längere Zeit verstummt Umschau zu halten. Bunte Schreivögel bemerkte man hie und da, auch Eisvögel fehlten nicht, doch am herzlichsten zog mich der melancholische Ruf der Maskentaube an, wenn der Tauber hoch über mir im dichten Geäste sein Weibchen umgirrte.

Wir nützten unsere Zeit aus und sicherten uns so manche Holzprobe auch Farnbaumstämme, Steinbrecharten der Abhänge, Ficusarten und verschiedene Proteaarten aus den steilen Schluchten, die in den senkrechten Wänden eingeschnitten erscheinen, für meine Sammlung.

Hendriks, der überaus zuvorkommende Eigenthümer der Farm und sein Schwager Maree halfen uns oft beim Jagen und bei der Arbeit, sie stellten uns auch bereitwilligst ihre Pferde zur Verfügung. Bei einem der ersten Ausflüge war ich so glücklich, an einer Bergkuppe einen Klippspringer mit dem Carabiner zu erlegen (Bd. I, S. 17). Leeb und Fekete ververschafften uns eine Greysbockgazelle. Die Klippspringer möchte ich die Gemsen Südafrikas nennen, sie bewohnen die höchsten Felsen von der südlichen Meeresküste an bis zum Zambesi und wohl darüber hinaus. Es ist eine der zierlichsten Antilopenarten und hat wohl das dichteste und gröbste Haar, so daß letzteres nicht zu Pelzwerk, doch vortrefflich zum Ausstopfen von Sätteln ꝛc. verwendbar ist. Sie sind sehr scheu und flüchtig, darum so schwer zu erjagen, jedoch, jung eingefangen, werden sie sehr zahm, was ich wiederholt zu beobachten Gelegenheit fand. Wir selbst haben eines der Thiere mit der Flasche aufgezogen — leider starb es an einer ansteckenden Krankheit, die es von den Schwarzen, welche es mir zum Kaufe anboten, empfangen haben mußte. War meine Frau längere Zeit vom Wagen abwesend und kam sie dann heran, lief ihr der »Billi« stets entgegen und zupfte sie winselnd am Gewande, um so ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Billi blieb uns unvergeßlich. Es gelang mir, für die Sammlung eine vollständige Familie dieser Klippspringer, obwohl aus verschiedenen Gegenden zusammengesucht, zu erbeuten. Ebenso erlegten wir mehrere Greysbockantilopen. Der Greysbock, wohl nach den Blauböcken die kleinste südafrikanische Gazelle lebt im Lorenzriverthale zumeist an und in den Gras- und Binsendickichten um die Quellen und Bäche herum. Sein Fell

mag röthlichbraun bis braungrau genannt werden, es ist dicht und grob, das Haar ein Uebergang von dem des Klippspringers zu der Qualität des Haares der eigentlichen Gazellen. Ich war nicht wenig erstaunt, nachdem ich dieses Thier auf meiner ganzen Landtour zwischen der Küste und dem Zambesi nicht angetroffen, es in den Hügeln des Albertslandes am Zambesi wieder zu finden. Ich kann mir sein Auftreten so weit nördlich nicht anders erklären, als daß es sich längs der Küste von Capstadt bis zur Zambesimündung verbreitete und dann das Thal des Zambesi aufwärtswanderte.

Unter den erbeuteten Thieren befindet sich auch eine Familie, die ich dem Wilddieb Brinks, dessen Vater früher nahezu den ganzen Lorenzriverkessel im Besitze gehabt, zu verdanken habe.

Es mag mir gestattet sein, dieser Episode mit einigen Worten zu gedenken, denn dieser sogenannte Wilddieb ist eine echt südafrikanische typische Figur. Brinks war der berühmteste und zugleich berüchtigste Mann im Thale. Und obwohl ihm unsere Gastfreunde nicht hold waren, so verwiesen sie uns doch an ihn, um mehr Säugethiere für unsere Sammlung erwerben zu können. Ich »bestellte« bei ihm eine Greysbockfamilie spät an einem Abend, und früh am nächsten Morgen bei Tagesanbruch fand sich schon sein schmieriger Junge in meinem Zelte ein, mit dem Berichte, daß die gesuchten Thiere schon für mich bereit lägen. Brinks war eben der gewandteste, nie fehlende Jäger weit und breit. Er wußte, wie die Leute sagten, sicherer zu jagen, als der Silberschakal und die Hyäne, vielleicht daß es ihm der Leopard zuvorthat, wenn sie beide demselben Wilde, z. B. einer Antilope nachstellten. Kam aber ein Leopard mit Brinks selber zusammen, so zog auch er im Kampfe mit dem Wilddieb stets den kürzeren, trotzdem daß dabei Brinks, entgegen anderen Leopardenjägern nie die Kugelwaffe, sondern stets nur ein Schrotgewehr zum Anschlag brachte.

Die schönste Gazelle des Lorenzriverberges — und auch bis nach der Transvaal hin ist der Bergrehbock, der Holländer. Etwa von Rehgröße und hellgelblichgrauem Fell, zeigt das männliche Thier ein Paar spitze und an 20 bis 30 Centimeter lange, gerade emporstehende Hörner, eine überaus gefährliche Waffe. Da wo die Hörner über 15 Centimeter lang

erscheinen, verunstalten sie den Kopf des Thieres, allzulang und dünn erscheinen sie in einem Mißverhältnisse zum letzteren. Die Bergrehbockgazelle lebt an den obersten und gebüscharmen Vorbergen, am liebsten da, wo an den Bergen herabgerollte Riesenblöcke den Boden in ein Steinfeld verwandelten. Sie lebt stets in Rudeln, die Greysbockgazelle dagegen in Pärchen oder einzeln. Ich erwarb in Capstadt auf der Rückkehr einen Ramm.

Im Lorenzriverthale selbst waren ich und meine Freunde nicht so glücklich, eines zu erbeuten. Mein bester Schuß war einst auf 500 Meter, wobei die Kugel, wie wir uns nachher zu überzeugen vermochten, etwa 5 Centimeter unter der Brust des Thieres den Felsen traf.

Ein anderes interessantes Thier des Lorenzriverkessels ist der Cynocephalus Babuin, der Pavian. Im Folgenden stelle ich die erste Begegnung mit ihnen dar.

»Haben Sie das Geschrei vernommen?« — »Ja, was soll es bedeuten?« fragte Leeb, der wißbegierige Botaniker. — »Paviane sind es, lieber Mann, südafrikanische Babuine, wie sie zu Tausenden Bergeskuppen im Caplande bewohnen.« — Das Gebell wiederholte sich, bevor ich noch eine Erklärung abgeben konnte; es war das heisere »Ho-ug-hu eines ergrauten Pavianvaters, secundirt von dem jammervollen Nachklang zweier hoffnungsvoller Sprößlinge, welche mit wahrem Klagegeschrei für den Moment den Chorus schlossen. Meine Gefährten lachten bei Anhörung dieser komischen Cantate hell auf und gaben den Gruß zurück, der, vom Echo in den Felsen unrichtig verdolmetscht, die »Vierfüßler« dort oben so aufzuregen schien, daß sie wie auf ein Geheiß durcheinander zu bellen begannen. Nun erst sahen wir, wie zahlreich die Heerde gewesen; von verschiedenen Punkten des Felsenkranzes über uns tönte die Sprache des Aergers hernieder. Da sahen wir einzelne von Block zu Block, von Kante zu Kante springen, am jähen Abgrund sorglos hin- und herwatscheln, nach Wurzeln grabend; sie fühlten sich dort oben vollkommen sicher und unterdrückten nicht im geringsten ihren Unmuth über die Störung. Wir lagerten am Rande eines Gehölzes, das als schmaler Streifen, von Riesenblöcken durchsäet, sich am Fuße einer zumeist senkrechten, mehrere hundert Fuß

hohen Felswand dahinzog. Zur Rechten erhob sich ein steiler Felsenkegel, der Hort der Paviane.

»Sie steigen herab!« rief plötzlich Fekete aus. Die Affen kamen etwa zwanzig Meter tiefer, bis an die Wand einer dort oben beginnenden Schlucht und schienen uns eingehender zu betrachten. Da dröhnte ein dumpfer Fall, von einem Kollern im Gehölze gefolgt, und ein zweiter. »Sie werfen Steine herab!« schrie Leeb. Nacheinander kamen einige große Steine, einmal sogar ein schwerer Block in die Tiefe herabgerollt. Die Paviane thun dies mit Vorliebe, wenn sie von steilen Felsen herab einen Feind unter sich erblicken, doch sie thun ein Gleiches auch ohne jede aggressive Absicht zu ihrem eigenen Nutzen auf allen schroffen und auch schiefen Bergpartien, wo ihre Lieblingsspeise, reichliches Gewürm und Spinnen, Insecten und Scorpione zu finden sind. Um diesen Thieren beizukommen, kippen sie zahllose Steine und Blöcke um, die sie dann ihrem weiteren Schicksale überlassen. Für diesmal blieben sie uns die Erklärung schuldig, ob die herabrollenden Blöcke eine nothwendige Folge ihres Souper oder ob sie uns zugedacht, ein Ausdruck ihres Aergers gewesen.

Mynheer Hendriks hatte mir seine Jagdhunde zur Verfügung gestellt und so nahmen wir sie stets mit, so oft wir ausgingen, denn, den Leoparden wohl kennend, waren sie dem Sammler im Dickichte die besten und umsichtigsten Warner. Zwei hatten schon mehrmals mit Pavianen angebunden, waren aber in allem im Nachtheil geblieben. Der beste Hund für Paviane, den Herr Maree, der Schwager Hendriks' besessen hatte, war ihm leider meuchlings erschossen worden. Die stärksten Pavianmännchen blieben bei einem Kampfe mit ihm auf dem Platze. Um zu würdigen, was das sagen will, braucht man nur das Gebiß eines erwachsenen männlichen Cynocephalus anzusehen.

Unsere Hunde hatten auch bald die Affen zur Flucht gezwungen, das heißt, während einige der stärksten Patres die Hunde beschäftigten, floh der Rest nach oben bis an den Felsen. Dort brachten die Alten ihre Jungen auf einige für uns unzugängliche Stellen in Sicherheit und wandten sich dann nach links und nahmen auf einer Höhe weiterhin westlich, zwischen Gestein, zornig bellend, Stellung. Bei unserer Annäherung

nahmen die Männchen Zuflucht zu den dichtesten Bäumen, ohne daß wir dies ahnten, da die Hunde, den Busch verlassend, einem Nachzügler zu folgen begannen. Doch dieser wußte sich wohl zu erwehren, obgleich von den Hunden stets verfolgt; denn erst spät kehrten die Verfolger zurück, wobei der Jüngste an den Schenkeln nur zu deutliche und blutende Abdrücke der Pavianzähne trug.

Freund Hendriks untersuchte das dichte Gehölz und es gelang ihm endlich, einen von der Nachhut zu erblicken. Aus einer dichten Baumkrone kam — als er zufällig emporblickte — ein Blattregen auf ihn hernieder. Einen Augenblick darauf öffneten sich die Zweige und ein Paviangesicht glotzte ihn an, um sofort wieder zu verschwinden. Das kluge Thier hatte sich auf die oberste Spitze geschwungen, hierauf mit allen Füßen die Aeste herangezogen und sich so von unten her zu verstecken gesucht, was ihm auch so ziemlich gelang. Hendriks schoß hinauf und sah, daß das herabrollende Thier am Maul und am Halse stark blutete. Doch der Pavian erfing sich an einem Aste und schwang sich mit einem Satz ins nächste Dickicht. Ein zweiter Schuß traf nicht; das Thier war umso weniger zu finden, als von den Bergen Nebel niedersanken und mich zwangen, die Verfolgung aufzugeben.

Zur Zeit der Weinlese suchen die Paviane die auf der anderen Seite der Berge gelegenen Weingärten auf, da selbe bis an die senkrechten Partien hinanreichen, und wiederholen ihre Raubzüge sogar dann, wenn bereits hie und da die Cadaver der von den Wächtern erschossenen Thiere herumliegen und den Genossen zur Warnung dienen sollen.

Unter einem Riesenblock, der, von einer Baumgruppe überschattet, in der Wolfseisenschlucht an ihrem Ausgange aus den senkrechten Wänden lagert, hatte ich den Bau eines Stachelschweines gefunden und am selben Abend meine Leute mit dem Tellereisen hingesendet. Das Thier fing sich in einer der drei folgenden Nächte; ließ jedoch nur Hautstücke und Stacheln zurück; am vierten Morgen aber fanden die Diener eine getigerte Ginsterkatze (Genetta tigrina) im Eisen (Bd. I, S. 16). Sie hatte sich, wie es in der Regel hier zu Lande gefangene Katzen- und Schakalarten zu thun pflegen, den gefesselten Fuß, doch diesmal unter der gefaßten Stelle abgebissen und war der

Verblutung erlegen. In der Regel heilen ſolche Wunden auffallend raſch, außer wenn die Thiere das Fleiſch von den zerſchmetterten Knochentheilen abzunagen beginnen. So war uns eine Genetta tigrina, die ich aus dem Houtbuchtthale geſchenkt bekam, verblutet. Das Thier hatte ſich den Fuß ſo zerbiſſen, daß die Vorderarmknochen hervorblickten. Ich entſchloß mich, da die Ginſterkatze an der Wunde zu kauen nicht aufhören wollte, den Theil zu amputiren, fand jedoch die Wunde gangränös und das Thier ſtarb auch an Blutvergiftung in ſelbiger Nacht. — Bevor wir noch von Laaſte Gift ſchieden, fing ich in einem unmittelbar am Loche aufgeſtellten Tellereiſen, kaum zweihundert Schritte weit von dem Farmhauſe ab, ein zweites prachtvolles Exemplar der Genetta tigrina, hellgrau, oben bräunlichgelb mit ſymmetriſchen ſchwarzen Längs-, Quer- und Rundflecken und dem ſchönen weißſchwarz geringelten, langen Schweif. Das ſchöne Thier war nicht ſchwer verletzt, ſo daß ich es in einem Käfig gefangen halten konnte. Binnen ſieben Tagen ließ die Wildheit des Thieres bedeutend nach und ſpäter war es ganz zahm, nur die im Hofe herumlaufenden Hühner konnten die alte Wildheit hervorrufen. Da ſprang das ſonſt im Heu ſich bergende Thier empor, lief im Käfige hin und her, der Schwanz ſträubte ſich und kam zur vollen Geltung; ich ſandte es dem kaiſerlichen Thiergarten zu Schönbrunn zu.

Dieſe Ginſterkatze trägt unter der Zahl ihrer Geſchwiſterarten das ſchönſte Gewand. Sie ſcheint aber im Innern nicht vorzukommen und ſich nur längs der Küſte vorzufinden, ohne auch hier häufig zu ſein. Sie iſt die größte der Arten, verwegen und blutgierig, wie die Geſammtſippe. Im Jahre 1874 hielt ich mir zwei Genettae vulgares, von denen in einer Nacht das ſtärkere Thier in einem Anfalle unnatürlicher Feindſchaft den ſchwächeren Genoſſen tödtete und dieſem die Haut ſammt dem Fleiſche von dem Kopfe weggefreſſen hatte; am Morgen ſah ich es noch immer am Halſe ſeines Opfers kauen. Ein origineller Fall der Verwegenheit der Genetta tigrina wurde mir von Mynheer Maree, dem Mitbeſitzer von Laaſte Gift berichtet. Ein Jahr vor meiner Anweſenheit weckte ihn in einer mondhellen Nacht lautes Hühnergeſchrei aus dem Schlafe. Maree kam eben zu rechter Zeit, um eine getiegerte Ginſterkatze in die Flucht zu jagen.

Eine Stunde später wiederholte sich dieselbe Scene, nur daß der Hausherr bereits zwei sterbende Hühner vorfand. Auch diesmal entkam der Räuber. Gegen Morgen weckten Maree die Enten durch ununterbrochenes Zetergeschrei ein drittesmal während jener Nacht. Aergerlich ob der wiederholten Störung sprang auch Mrs. Maree aus dem Bette, während ihr Gemahl als Waffe einen arg verrosteten Cavalleriesäbel zur Hand nahm. Frau Maree, die vorauseilte, rief ihn schon um Hilfe an. Sie hatte die Ginsterkatze eine mit allen Kräften widerstrebende Ente davonschleppen sehen. Es gelang ihr, das unglückliche Opfer bei den Füßen zu packen und nun zerrten Mensch und Thier, je an einem Theile der armen Ente. Die Katze hatte sich fest in den Hals verbissen und ließ nicht eher nach, als bis sie ein wuchtiger, doch falscher Hieb, der sausend tief in den Rasen neben ihr hineinfuhr, zur Flucht brachte. Zu ihrem Verderben flüchtete sie in die Arena ihres ersten Sieges — in den Hühnerstall; Herr und Frau Maree hinterdrein; hier nun holte Maree zum zweitenmale aus und hieb das Thier fast mitten durch.

Die Genetta-Arten sind zahlreich und zumeist local verbreitet; die weitverbreitetste ist die Genetta vulgaris, die schönste und größte die pardina. Trotzdem ich die ungezähmten erwachsenen Thiere blutdürstig nennen muß, so kann ich von den gezähmten das Gegentheil behaupten, ja sogar sagen, daß diese marderartig gebauten Katzenarten Südafrikas — wenn sie als junge Thiere eingefangen und aufgezogen werden, bedeutend zahmer sind, als alle übrigen afrikanischen Viverriden, Feliden und wilden Caniden.

Zwei dieser Thiere, welche ich in Panda-ma-Tenka am Zambesi gehalten, wurden so zahm, daß sie mir auf Schritt und Tritt folgten, daß sie, wenn ich schrieb, auf meinen Schultern spielten oder auf meinem Schoße lagen.

Mit unserem Lieblingshund schlossen sie innige Freundschaft. Ein Jahr später erwarb ich in Schoschong drei junge Ginsterkatzen. Eine starb sofort, die andere, welche sich anfangs sehr wild zeigte, wurde nach und nach zahm; leider fiel ihr Behälter während der Fahrt vom Wagen und das Thier starb an den Verletzungen, die es dabei erlitt.

Noch zuthunlicher zeigte sich die dritte Genetta, die wir Tic nannten. Mit Vorliebe neckte sie das das Tukanweibchen und den nicht minder-zahmen Milan. Stets suchte sie alle kleinen, länglichen Gegenstände zu erhaschen, führte mit vorgestecktem Kopfe einen Stoß nach ihnen aus, um sie dann zu erfassen, wobei sie die Oberlippe zurückzog. Jedes ungewöhnliche, wenn auch noch so geringe Geräusch schreckte das Thier und es nahm seine Zuflucht unter der Bettdecke, in dem Papierkorb oder kletterte eiligst an mir empor. Mit Vorliebe suchte Tic durch Löcher und Röhren zu schlüpfen; wenn erschreckt, sträubte sie die Rückenhaare und machte den Schwanz so buschig, daß sich selbst phlegmatische Besucher eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnten. Spielte sie mit lebenden Objecten, stellte sie sich auf die Hinterbeine und fiel plötzlich nach vorne und auf ihr Opfer los.

Diese ihre Bewegung glich eher dem Angriffe eines Bären als dem einer Katze. Insecten biß das Thier den Kopf ab und ließ sie liegen, während ich an anderen das Gegentheil beobachten konnte. Am possirlichsten geberdete sie sich während unseres Aufenthaltes in Linokana vor unserem Schlafengehen. Da jagte sie mit Daisy herum, kroch in die Stiefel und suchte dieselben wegzuzerren und hatte es namentlich auf unsere Zehen abgesehen, so daß wir uns ihrer kaum erwehren konnten. Je mehr wir uns vor Tic zu schützen suchten, desto verwegener und vorsichtiger führte sie ihre Angriffe aus, dabei überrollte sie sich oft und suchte, am Rücken liegend, die wehrende Hand zu fassen. Die zu präparirenden Vogelbälge beschäftigten ihre Denkkraft so sehr, daß sie ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen für gut fand. Dafür auf der Stelle bestraft, wich sie seitdem diesem Platze jederzeit aus. Das Thier war sehr reinlich und wählte sich für gewisse Zwecke den Spucknapf oder mit Erde oder Sägespänen gefüllte Cigarrenschachteln.

Wir hatten über hundert Thiere mit der Milchflasche aufgezogen und hatten dieselben immer wieder unter dem Drucke der endlosen und schweren Mühsale, Heimsuchungen und Unglücksfälle eingebüßt. Tic war eines der zahmsten, uns aber das liebste von allen geworden. Unser Hund Daisy hatte zu keinem seiner Genossen so innige Freundschaft gefaßt, als wie zu

diesem Ginsterkätzchen; umso mehr ist es zu bedauern, daß das Thier denn doch von ihm getödtet worden ist.

Am zweiten Tage, an Bord des »Tartar«, als das Schiff gewaltig »rollte« und die armen Thiere hin- und hergeworfen wurden, flog auch unser armes Ticchen gegen ihren Genossen an, den ich »laut Reglement« wenigstens auf die ersten Tage in einem Kasten sperren mußte, an und dieser, auch seekrank geworden und in sehr übler Laune, schnappte nach ihr und zwar so unglücklich, daß eine halbe Stunde später Tic an ihrer Verletzung verendete.

Das nächste Thier, dem ich ein eingehendes Studium widmete, war das kleine Ichneumon (Herpestes caffer); dieses Thier ist ein verwegener, nicht sehr vorsichtiger Geselle, der weniger, wie die Ginsterkatzen, in der Luft wittert, als vielmehr, mit niedergehaltenem Kopfe längs der Erde schleichend, alles Eßbare auszuschnüffeln sucht. — Während die ersteren auf ihr Opfer oder selbst auf einen stärkeren Feind in der Weise losfahren, daß sie beim Beschleichen den Kopf mit dem Körper in eine Horizontale bringen, senken die Ichneumone den Kopf bis an die Erde und fahren dann stoßweise mit dem Vorderkörper auf den Gegenstand ihres Zornes los, wobei sie gleichsam mit dem Kopf ihren ganzen Körper zu schützen suchen. Eine gleiche Größe, wie die verschiedenen Genettae zeigen die verschiedenen Arten der Ichneumone, die den Uebergang zu den Scharrthieren bilden.

Von mehreren Exemplaren des Griseus und Caffer zeigte nur ein Thier der letzteren Art aus den Sommersettbergen eine auffallende Fügsamkeit.

Auf das Gebot des »Menagerie-Inspectors« Oswald machte er verschiedene Luftsprünge, bevor ihm die Nahrung verabreicht wurde. Schon vom dritten Tage an fraß er aus der Hand. In einer Ecke seines provisorischen Behälters auf den Hinterbeinen sitzend, beäugelte er Alles auf das eingehendste, leider nur Alles zu eingehend; denn bald hatte er den Verschluß zu seinem Gefängniß so gut studirt, daß er auch die Haltlosigkeit des Bindfadenbeschlusses begriff und in einem unbewachten Mo-

mente hatte er dieſen zerbiſſen, ſich das Pförtchen geöffnet, um auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden.

Am Zambeſi und im Salzſeebaſſin im Bamangwatolande erbeutete ich noch weitere Ichneumonarten, ſo daß ſelbe in meiner Ausſtellung eine beſondere Gruppe darſtellen werden.

Während unſeres Aufenthaltes in Laaſte Gift erbeuteten wir ſieben Ichneumone der kleineren Art, aber auch mehrere Exemplare der großen grauen Ichneumone, welche hier, wie auch in der Houtbucht in dem die Thalſohle bedeckenden Prionium-Dickichten (einer Palmite), die beliebteſten Schlupfwinkel finden. Die zahlreichen Sumpfratten und mehrere Arten Blindmolle (Georhychi) und Macroſeliden, ſowie die zahlreichen in den Palmiten niſtenden Vögel bilden, außer den vielen im Sumpfe lebenden Fiſchen und Krabben, ihre Hauptnahrung.

Außer den genannten Raubthieren beobachteten wir auf den Sommerſettbergen, nahe vor Capſtadt, auch noch Leoparden.

In den Sommerſettbergen gibt es im allgemeinen nicht mehr viele Leoparden, doch werden daſelbſt jährlich einige dieſer Raubthiere getödtet.

Die für die bequemen ſüdafrikaniſchen Holländer ſtellenweiſe nahezu unzugänglichen Felſenhöhen und ihre zahlloſen Schluchten, die ſtellenweiſe undurchdringlichen Gebüſche, die wild durcheinander geworfenen Felſentrümmer, hohes Gras und dichtes Schilf in den Sümpfen bieten den Raubthieren die erwünſchteſten und unzugänglichſten Schlupfwinkel. Außer zahlreichem Wilde fallen ihnen auch Schafe und Böcke, doch zumeiſt Fohlen und Kälber zum Opfer.

Die im Lorenzriver-Thale ergrauten Holländer wußten mir nur von einem einzigen Falle zu berichten, wo ein Leopard, wohl nur im äußerſten Hunger einen erwachſenen Ochſen angriff, wobei das Raubthier wohl die Schulter des Rindes zerfleiſchte, ohne es jedoch tödten zu können. Mein über den Leoparden als Feind des Menſchen gewonnenes Urtheil hat hier im Lorenzriver-Thale inſoferne eine Erweiterung erfahren, als ich die Leoparden in dieſem ſüdweſtlichen Theile des Caplandes bedeutend feiger als ſonſt im Innern Afrikas vorfand. Es wurde mir hier kein Fall berichtet, daß ſich ein verwundeter Leopard zur Wehre geſtellt hätte, was

mir sonst nahezu als eine Regel ohne Ausnahme bekannt war. Wie schon erwähnt, war J. Brinks, der im Lorenzriver-Thale als Wilddieb bekannte Holländer, der beste Leopardenjäger in Hottentott-Holland, wie dieser Theil des Caplandes genannt wird. J. Brinks hatte als Pächter auf Mr. Maree's Farm bereits mehrere Leoparden, darunter einen ebenso großen als verwegenen kurz vor meiner Ankunft erlegt.

Brinks präparirte das Fell, Hendriks kaufte es ihm um 4 Pfd. St. ab und machte es mir bei meinem Besuche zum Geschenke; es ist das Fell des größten der vier Leoparden, die in meiner Ausstellung erscheinen werden.

Jeder dieser Ausflüge bereicherte meine Sammlungen. Es würde mich zu weit führen, alle die gewonnenen Stücke, darunter viele für meine künftige Ausstellung, aufzuführen.

Ueber dieser vielseitigen Arbeit verann die Zeit in unglaublich rascher Weise.

Unerbittlich rückte der Tag des Abschiedes heran. Je näher er kam, desto schwerer wurde mir um's Herz. Eine jener geheimnißvollen Regungen des menschlichen Herzens ließ mich allen Jammer und alles Elend, das ich die letzten Jahre im schwarzen Erdtheile durchkosten mußte, vergessen, und ließ mir fast alles im rosigen Lichte erscheinen, was ich in furchtbarer Noth und Pein durchlebt hatte.

Von den Maschukulumbe bis an's Cap war uns in allen schweren Stunden der Gedanke der endlichen Einschiffung in unsere liebe Heimat der erlösende Leitstern gewesen, und nun, da der Dampfer, der mich von Afrika entführen sollte, vor mir seebereit seine schwarzen Wolken ausstieß, beschlich mich ein stilles Weh und ich hauchte beim Verlassen des Festlandes ein leises »Auf Wiedersehen!« vor mich hin.

* * *

Wir schifften uns nach Europa auf dem »Tartar« ein und fanden bei dem Herrn Capitän Travers, den Herren Schiffsofficieren und den Herren Mitpassagieren eine herzliche Aufnahme. Die Fahrt war angenehm, nur hatte ich trotz der sorgsamsten Pflege Seitens Leeb's und Fekete's den Verlust einiger lebender Thiere, darunter einiger Lieblinge meiner Frau,

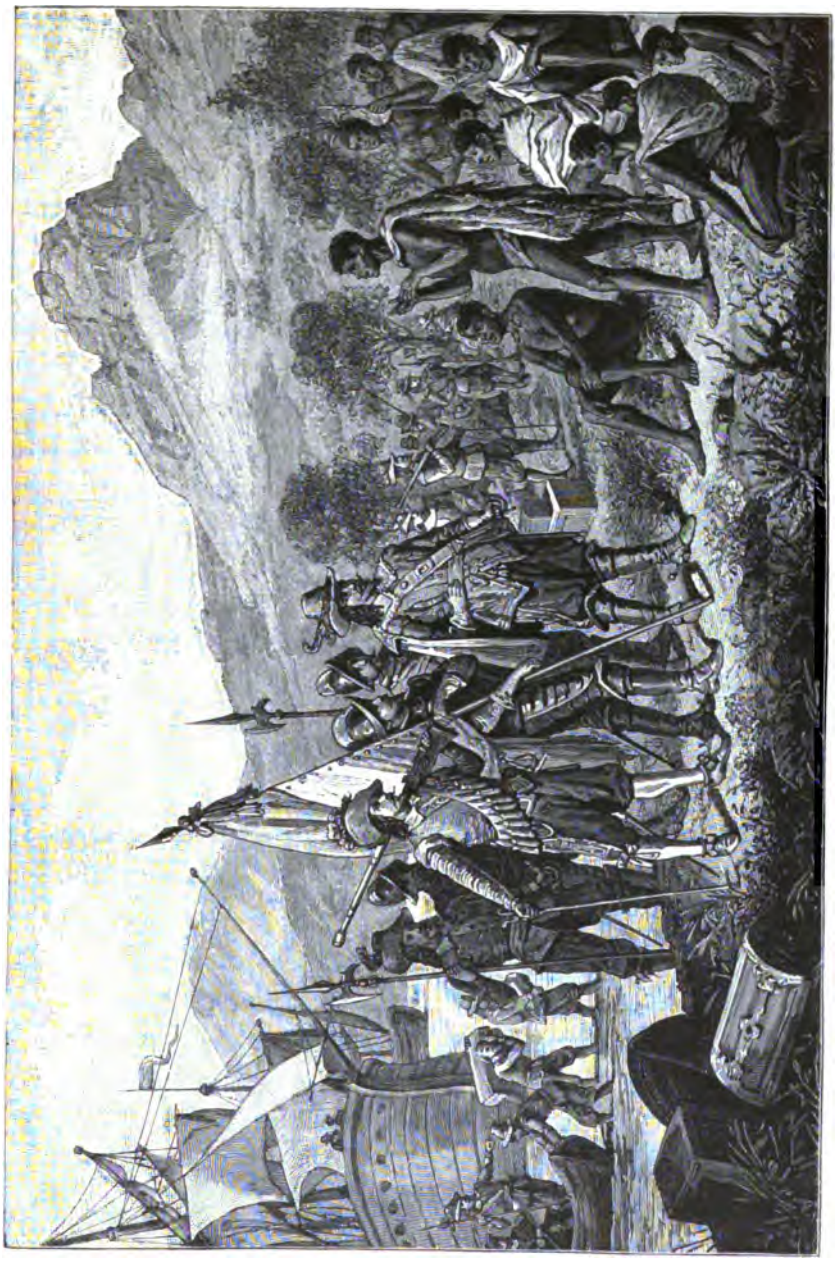
zu beklagen. Die rasche Ueberfahrt bot nichts Außergewöhnliches. In Gesellschaft ihrer Freundin Frau Michaelis besuchte meine Frau Funchal auf Madeira, das sie noch nicht kannte. Mir kürzte vielfach die Zeit die Lectüre einer gerade damals neu erschienen, aus Archivacten gearbeiteten Geschichte des Caplandes von Herrn Noble.

Vielleicht interessirt sich mancher Leser ebenfalls für dieselbe. Darum möge hier das Wichtigste kurz erwähnt werden. Ich halte diesen Auszug auch darum für werthvoll, weil eine derartige Zusammenstellung der geschichtlichen Ereignisse des Caplandes bisher in der ganzen deutschen Literatur fehlte.

Ende des XV. Jahrhunderts sollte den Portugiesen endlich der Lohn für ihre hundertjährige, mühevolle Entdeckerarbeit, welche Schritt für Schritt die Westküste Afrikas entschleiert hatte, werden. Die portugiesischen Entdeckungserfolge knüpfen sich an viele Namen. Denn nie gab die Regierung demselben Admirale zweimal ein Commando, um so keinem besonders verpflichtet zu sein.

Im August des Jahres 1486 sandte Johann II., König von Portugal, unter dem Commando von Bartholomäus Diaz zwei Schiffe von je 50 Tonnen Gehalt zur Erforschung der Küste Afrikas, und die Seefahrer landeten zum erstenmale an der Mündung des gegenwärtigen Oranje-Rivers, von ihnen Cape Voltas, und später in der Bleesh-Bay, von ihnen die Bucht der Kuhhirten »Los Vanquiros« genannt; nächstdem landete man auf der St. Croix- (Santa Cruz) Insel und darauf an der Mündung des gegenwärtigen Fishrivers, welcher Fluß von den Portugiesen der Infantafluß genannt wurde; es war jedoch erst auf ihrer Rückreise, zu der Bartolomäus Diaz und Joa Infanta durch den Widerstand ihrer Mannschaft bewogen wurde, daß Diaz das Gebirge der eigentlichen Caphalbinsel entdeckte, welche von Diaz in Folge des hier herrschenden stürmischen Wetters das Cap der Stürme (cabo tormentoso) genannt wurde.

Auf Diaz folgte Vasco de Gama, der das von dem Könige von Portugal mit Rücksicht auf den gebotenen Seeweg nach Indien Cabo de Boa Esperanza benannte Cap der guten Hoffnung, im Jahre 1497 umsegelte, in Natal — Port Natal — und in Mozambique landete und im



Van Riebeck nimmt Besitz von der Cap-Halbinsel.

Mai des folgenden Jahres Indien glücklich erreichte. Auf der Reise längs der Capküste landete er in der gegenwärtigen Moselbucht, wo er mit den Hottentotten in Unterhandlungen trat. Im allgemeinen blieb das Cap in der nächsten Zeit nach Vasco's Entdeckung wohl gefürchtet und gemieden, allein bei schönem Wetter ankerten oft spanische, englische und holländische Schiffe in der Tafelbucht, um sich mit frischem Wasser und Schlachtvieh für die langwierige Fahrt nach Indien zu versorgen.

John Noble, dem Geschichtsschreiber des Caplandes,* zufolge hinterlegten die ausfahrenden Schiffe häufig Nachrichten aus der Heimat, und jene, die sie nach der Heimat über ihre Fahrt von Europa nach den Tafelbergen senden wollten, in Steinpyramiden auf dem Meeresufer. Die aus Indien Heimfahrenden suchten nach solchen »Briefkästen«, welche oben am Deckstein den Namen des Schiffes, das die Post eingelegt, eingemeißelt führten, und entnahmen die gesuchten Documente. So ging es bis zum Jahre 1652, als die holländisch-ostindische Compagnie unter Grant, dem Gouverneur der holländischen Generalstaaten, die Tafelbucht in Besitz nahm.

Mynheer Johann Anton van Riebeck, der das Capland schon besucht und große Seereisen im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie unternommen, wurde zum ersten Gouverneur ernannt. Riebeck verließ Holland am 24. December 1651 mit den drei Schiffen: »Dromedaris«, »Reijger« und »Goode Hope« und landete in der Tafelbucht am 6. April 1652. Da, wo sich nun der Paradeplatz in Capstadt erstreckt, zwischen der Eisenbahnstation und der Kaserne, wurde das erste kleine europäische Fort auf südafrikanischem Boden erbaut, wozu am 10. April der erste Spatenstich gemacht wurde. Man trat in Tauschhandel mit den Hottentotten und sandte Expeditionen in das Innere des Landes aus, worüber auch genaue Tagebücher geführt wurden, welche sich jetzt noch im colonialen Archive vorfinden. Van Riebeck wurde bei seinen Arbeiten von den Schiffscapitänen David Connick, Johann Hoegsat und Simon Turver unterstützt. Ihre Seeleute waren noch von der Seereise so hergenommen, daß Riebeck und

* »Official Handbook of the Cape of Good Hope«. — Von John Noble, Schriftführer des cap'schen Parlaments, im Auftrage der Capregierung zum Behufe der »Colonial Exhibition in London« veröffentlicht.

die Officiere selbst zur Arbeit greifen mußten. Am 6. Juni ward dem reformirten Schiffscaplane William Barenck Wyland ein Kind, der erste Europäer auf afrikanischem Boden, geboren.

Elandantilopen, Hartebeeste und Löwen sah man täglich vom Fort aus. Eines Tages tödtete ein Löwe einen Ochsen nahe bei und wurde Tags darauf, mit Hilfe einer großen Schafheerde, welche man als eine Schutzmauer benützte, in einer Felsenschlucht in die Enge getrieben und hier mit einer Luntenmuskete von einem der Holländer mit drei Kugeln durch den Kopf geschossen. Da erst zeigten die Hottentotten Muth, doch man gestattete ihnen nicht, das Fell des Löwen zu vernichten. In selber Nacht suchte die Löwin, die am Fuße des Tafelberges in einem Dickicht ihr Heim aufgeschlagen hatte, nach dem Herrn Gemal und fraß unbewußt von seinem Fleische, das man vor das Fort geworfen hatte.

Statthalter van Riebeck behandelte die Hottentotten sehr gut und nachsichtig, ja er ließ sie sogar nicht bestrafen, als von einigen der Ueberlandwohnenden, welche zeitweilig die Küste besuchten, ein junger Holländer getödtet wurde. Van Riebeck erließ nur Anordnungen über die Manier der Begrüßung, die in einer heftigen Umarmung bestand. — Nachdem sich die braunen Menschen über und über mit Fett angeschmiert hatten, war den Holländern dieser Begrüßungsmodus, der ihnen stets einen Anzug vollkommen verdarb, nicht sehr angenehm.

Im Jahre 1650 ließen sich die ersten Boers in dem gegenwärtigen Rondebusch, nun an der Capstadt—Kalk—Bult-Bahn gelegen, nieder; es waren neun Soldaten, die nach beendeter Dienstzeit ihre Verabschiedung genommen und nun unter dem Schutze der ostindisch-holländischen Compagnie die ersten selbstständigen Ackerbauer für Südafrika abgaben. Als die Hottentotten, ein Zweigstamm der Garachonquas, sahen, daß die Weißen das Land zu bebauen anfingen, überfielen sie die Heerden dieser ersten Pflanzer und so entstand 1659 der erste Colonialkrieg in Südafrika. Die wenigen Europäer, verstärkt durch die Bemannung einiger zufällig in der Bucht gelandeten Schiffe, schlugen die Hottentotten in zwei Gefechten, wobei sieben der letzteren fielen und ihre Hauptleute gefangen wurden. — Im Jahre 1672 wurde ein größeres Stück Land bis zur Saldanhabucht von

zwei Hottentotten-Chiefs an die Holländer im Auftrage der heimischen Regierung verkauft. Jene neun und die folgenden Ansiedler waren Soldaten im Dienste der ostindisch-holländischen Compagnie; es waren Deutsche und Holländer, die ersteren hatte Deutschland an Holland für seine Kriege geliefert. Die ersten Ansiedler wurden anfangs von der Compagnie mit allem Nöthigen versorgt und waren auf drei Jahre hin steuerfrei; nach Ablauf dieses Zeitraumes mußten sie ein Zehntel des Ertrages der Viehzucht und des Ackerbaues an die Compagnie abgeben. Da die Ansiedler, obwohl freie Bürger genannt, ihre Producte nur an die Compagnie und nur für gewisse Preise verkaufen und Alles von ihr beziehen mußten, nichts an vorbeifahrende fremde Schiffe veräußern und auch nichts billiger als wie von der O. J. Compagnie ankaufen durften, ermannten sie sich im Jahre 1658 zu einem Gesuche um Abstellung dieser Hindernisse, dabei eine gute Entwicklung der Colonie befürwortend. Doch van Riebeck sah sich nicht bemüssigt, Abhilfe zu schaffen, suchte vielmehr die Schwächen der Ansiedler den Anforderungen, die, wie er meinte, ihrem mit der Compagnie geschlossenen Vertrage zuwiderlaufen, entgegenzusetzen.

In Folge seines Erfolges in Südafrika wurde Commandant van Riebeck zum Gouverneur von Malakka und später zum Secretär der Ministerial-Regierung in Batavia ernannt; sein Sohn brachte es bis zum Gouverneur-General (erster Statthalter) der holländisch-ostindischen Besitzungen. Unter van Riebeck's Nachfolgern ist Simon van der Stell zu nennen (1679 bis 1699). Im Jahre 1680 zählte die europäische Colonie bereits 600 Seelen. Im Jahre 1688—89 wurden 300 französische und piemontesische nach den Generalstaaten geflüchtete Hugenotten von der Compagnie nach Südafrika befördert, und von dieser Emigrantengruppe rühren jene französischen und italienischen Namen her, die gegenwärtig dem Besucher des Caplandes auffallen müssen. Der Machtspruch der 17 Verwaltungsräthe der O. J. Compagnie in Europa verbot die französische Sprache in Schule, Kirche und bei öffentlichen Berathungen, Holländisch sollte zur Umgangssprache werden. Inzwischen hatte man die Besitzung der Compagnie weiter ins Land ausgedehnt. Unter den folgenden Gouverneuren fanden ununterbrochen Reibungen zwischen der Compagnie und den »freien Bürgern« statt. Die letzteren

suchten die eisernen Contractbande wenigstens zum Theile zu lösen; man gestattete nur, daß die Bürger ihre Lebensmittel auch an fremde Schiffe direct absetzen könnten. Trotzdem wurde die Lage den freien Bürgern unerträglich und dies umsomehr, als die Gouverneure eine sehr strenge Etikette beanspruchten und diese nach und nach, wie z. B. van Bykra Tulbagh, noch schärfer zugespitzt wurde. Dieser Held bestimmte unter Anderm in seinem Galanthomme-Codex: »wer einen Schirm tragen dürfe, wer Spitzen, Silber und ähnliche werthvolle Stoffe benützen könne, wie viele Diener und wie viele Pferde ein jeder Stand besitzen dürfe, sogar den Stoff und die Mode für Brautanzüge und Trauerkleider, die Farbe der Kutscherlivréen 2c. 2c. 2c. wurde angeordnet. All' dies bewog endlich einen Theil der »freien Bürger«, recte europäischen Sclaven im Dienste einer europäischen Republik, inlands zu ziehen und von da an unter großen Entbehrungen ein elendes Nomadenleben zu führen. Um die Macht über diese Emigranten nicht zu verlieren und ihnen mit Rücksicht auf ihr Gebahren den Hottentotten gegenüber Schranken zu legen, wurde im Jahre 1745 in dem Lager zu Swellendam und 1786 in Graaf—Reinet eine Landdrostie (Districts-Hauptmannschaft) errichtet und die Küste östlich bis zur Mündung des großen Fishrivers und das anliegende Land einwärts von der ostindischen Compagnie annectirt. Bei ihrem Vordringen in das Innere des Caplandes kamen diese Nomaden — Boers (freie Bürger) — auf die großen, von Wild wimmelnden und von Buschmännern bewohnten Karrooflächen. — Die Boers schossen das Wild nieder, um ihre Rinder zu schonen, der Buschmann aber, seiner Nahrung beraubt, da sein Bogen und Pfeil dem durch den Gebrauch der Feuerwaffe scheu gewordenen Wilde nichts anhaben konnte, überfiel die Rinder der Weißen und brachte sie bei Seite; darauf folgte ein Vertilgungskrieg von Seite der Boers, der zu den schimpflichsten Makeln der Geschichte des Caplandes geworden. Die Schuld lag zum Theile in dem Verwaltungsprincipe und in dem Niedergange des Prestige der holländisch-ostindischen Compagnie; selbe hatte außer in Capstadt keine Garnison und diese war kaum hinreichend, um die nächste Umgebung des Ortes zu schützen; die Buschmänner begingen Diebstähle; die Regierung hatte keine Mittel, sie zu bestrafen, und so sahen sich die »freien

Bürger« gezwungen, sich selbst zu helfen. Allenthalben vereinigten sich mehrere Boers zu einem »Commando«, zu dessen Führung die Regierung einen der Tauglichsten aus der Truppe zum Fieldcornet bestimmte. — Diese Commanden unternahmen wahre Hetzjagden gegen die Buschmänner und schufen sich in dieser Race einen Todfeind. In den acht Jahren (von 1786—1794) fielen im Districte Graaf — Reinet 200 Europäer den Buschmännern zum Opfer, wogegen von der Regierung 2500 Buschmänner als erschossen angeführt wurden, während de facto die Zahl unstreitig bedeutend größer war.

Allein den Ansiedlern drohte noch eine andere Gefahr, und zwar an der Ostgrenze, wo das kriegerische Kafferelement sich auszubreiten begann und den Fischriver streitig zu machen suchte. Die Kaffern waren die A-Makoma, welche die benachbarten Gonaqua-Hottentotten unterworfen hatten. Diese A-Makoma bekriegten dann die A-Matembu und diese so geschlagen und ihrer Heerden beraubt, überfielen dann die Niederlassungen der Holländer, was den ersten Krieg mit den Kaffern zur Folge hatte. Die A-Matembu wurden von den »freien Bürgern« unter van Jaarveld geschlagen und ihnen 5300 Stück Rinder weggenommen, darunter viele der den Boers von den Besiegten kurze Zeit zuvor gestohlenen Heerden.

In 1780, während seines Krieges mit Holland, suchte England das für Ostindien so wichtige Capland in Besitz zu nehmen; eine Ueberrumpelung wurde jedoch durch französische Hilfe unter Admiral Luffranc vereitelt, der bei den Cap-Verdischen Inseln der englischen Flotte bedeutenden Schaden verursachte und rechtzeitig dem Caplande 3000 Soldaten zum Schutze zuführte und daselbst zurückließ. — In Folge des durch die Kriege bedingten Ausbleibens von Speciesthalern von Holland aus wurde Papiergeld in Umlauf gesetzt, und da dessen Einlösung von der Compagnie nur zum Theile und lässig erfolgte, wurden immer Klagen von Seite der freien Bürger des Caplandes im Heimatslande laut. Endlich wurden von den Generalstaaten zwei Commissäre nach der Capstadt und nach Ostindien gesendet, um in das Regierungssystem und das Gebahren der ostindischen Compagnie Einsicht zu nehmen. — Es waren die Herren Alderberg und Frekenius, welche jedoch nur eine unbedeutende Abhilfe

brachten und als Regierungsvertreter der Generalstaaten Mynheer Sluyskeu zurückließen, dem die hervorragendsten Beamten der ostindischen Compagnie als Beirath an die Seite gestellt wurden.

Durch dieses Collegium wurde factisch der Alleinherrschaft der ostindischen Compagnie ein Ende gemacht. — Alles dieses jedoch half den Schwierigkeiten an der Ostgrenze des Caplandes nicht ab; diese gestalteten sich nur noch trauriger, und so erhoben sich im Jahre 1795 die Bewohner der Grenzdistricte, unter denen die Vertreter der französischen Besitzung Ideen von Jacobinismus und Gleichberechtigung gesäet, und vertrieben die Beamten der ostindischen Compagnie, welche in Graaf-Reinet als Stellvertreter der Regierung die Amtsgewalt in Händen hatten. Vielleicht wäre es damals zur Gründung einer Republik gekommen, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß eingetreten wäre, welches die Aufmerksamkeit der Aufständischen von ihrer traurigen Lage ab nach Capstadt lenkte. Der durch französische Truppen vertriebene Prinz von Oranien suchte Zuflucht in England und die englische Regierung sandte mit seiner Uebereinstimmung eine Flotte unter Admiral Eldestone und Truppen unter den Generälen Clarde und Craig nach dem Cap, welche das Capland am 14. September 1795 auch im Namen des Königs von England in Besitz nahmen. Im folgenden Jahre machten die Holländer einen Versuch (neun Schiffe mit 342 Kanonen und 2000 Mann) unter Admiral Lucas, das Capland wieder zu gewinnen, doch wurde diese Expedition von Admiral Elphinstone in der Saldanha-Bay überrascht und ohne Gegenwehr gekapert. Im Jahre 1803 kam das Capland in Folge des Friedens von Amiens wieder an Holland, doch die Batavische Republik nahm die Stelle der holländisch-ostindischen Compagnie ein und ein Mynheer Janssen wurde ihr Vertreter, während de Mist die Generalstaaten vertrat. Die staatliche Regierung führte sofort eine gerechte Verwaltung ein, welche weniger, wie es früher der Fall war, in Allem und Jedem von den Launen einer mercantilischen Gesellschaft abhing.

Drei Jahre später, als sich die Sachen schon befriedigender gestaltet hatten, erhielt das Land wieder eine Aenderung seiner Regierungsgewalt. England, welches inzwischen die Bedeutung des Caplandes als Navigations-

station nur zu wohl erkannte, sandte eine Flotte unter Admiral Sir David Baird aus, welcher nach heldenmüthiger Gegenwehr von Seite des Gouverneurs am 19. Jänner 1806 das Cap in Besitz nahm. England hält das Capland seitdem im Besitz, doch zahlte es im J. 1810 an die Niederlande als Entschädigung eine Summe von nahezu 30 Millionen Gulden aus.

Wie erwähnt, hatten die Engländer das Capland von 1795 bis 1803 vorübergehend besetzt; in dieser Zeit verwendete das englische Home-Government gegen 20 Millionen Gulden zum Besten der neuen Colonie.

Caplands Export bezifferte sich zu jener Zeit auf nicht mehr denn fl. 180.000 im Jahre und seine europäische Bevölkerung auf nicht mehr als 25.000 Seelen. Die englischen Gouverneure: Generalmajor Craig und sein Nachfolger Macartney schafften die Tortur und das Rad ab (unter Billigung der englischen Regierung in London) und führten die Hinrichtung durch den Strang als Todesstrafe ein. — Im Jahr 1806 begann die erste Buchdruckerpresse in Capstadt, recte in Süd-Afrika ihre epochemachende Arbeit. Noch mehr Freiheiten brachten die Jahre 1803—1806, während das Capland zur Batavischen Republik gehörte.

Die Engländer beließen den »freien Bürgern« alle Rechte, die ihnen die Batavische Republik gegeben, es wurden ihnen im Laufe der Zeit noch größere Zugeständnisse gemacht. Selbstredend hatten ganz im Geiste jener Zeiten alle diese Privilegien und Freiheiten nur für die Weißen Geltung. — Die Farbigen waren Ganz- oder Halbsclaven; als inferiore Rasse verachtet und rechtlos.

Im Jahre 1806, wie Mr. Noble aus seinen Archivstudien berichtet, zählte das Capland 73.663 Seelen, davon 26.720 Europäer. In der Gesammtzahl finden sich:

Europäer		Hottentotten		Sclaven	
Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
14.169	12.551	8607	9050	19.056	10.230

Heute haben die englischen Besitzungen am Cap eine Größe von mehr als 250.000 engl. Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von mehr denn $1\frac{1}{4}$ Millionen Einwohner. Die historische Entwicklung dieser Colonie zeigt so manche höchst interessante, von allen anderen Colonialgeschichten

abweichende Züge. Das Charakteristischeste ist wohl der Kampf der Weißen untereinander, welcher dadurch bis auf den heutigen Tag in Flammen erhalten ist, daß die Holländer sich nie mit der Herrschaft der Briten versöhnen konnten.

Nur in einem Punkte standen beide Parteien häufig Schulter an Schulter, im Kampfe gegen die Eingeborenen, speciell gegen die kriegerischen Kaffern. Diese den Indianern Amerikas in Vielem ähnlichen Stämme sind jetzt nach nahezu achtzigjährigem Kampfe zwar gebrochen, aber noch immer nicht vollständig unterworfen, oder gar der Cultur gewonnen. Die feigen, faulen Hottentotten, unter holländischer Herrschaft stark unterdrückt, müssen heute als nützliche, wenn auch untergeordnete Arbeiter im Rahmen des Culturbildes am Cap angesehen werden.

All' die Kaffernkämpfe, sei es der einzelnen Colonisten oder der englischen Regimenter, zu schildern, wäre für unsere Leser höchst ermüdend, obwohl sie ganz ebenso interessante Episoden enthalten, wie die Indianerkämpfe des »fernen Westens«. Ich will nur von Einigem, und zwar für die Erweiterung des britischen Besitzes Entscheidendem, Erwähnung thun. Sie enden immer mit der Niederlage der unter sich uneinigen Stämme, welche dann zuerst unter englisches Protectorat kommen. Dieses Protectorat verwandelt sich dann nach längerer oder kürzerer Zeit in eine regelrechte Unterwerfung.

Wann und wo England mit seiner Eroberung stehen bleiben wird, kann heute Niemand sagen, umsoweniger, als täglich neue Funde von Gold und Diamanten weiße Ansiedler immer weiter nach Norden locken, und als die Gebiete am Cap die einzigen in ganz Afrika sind, in welchen europäische Ansiedler wirklich als Farmer prosperiren können. Die herculischen Boergestalten und ihre oft mit 18—20 blühenden Kindern gesegneten Familien beweisen wohl mehr als alle gelehrten Abhandlungen, wie das Capklima auf europäische Einwanderer, selbst in der fünften oder sechsten Generation, wirkt. — Doch nun wieder zu unserer Colonialgeschichte selbst.

Der erste englische Gouverneur nach der zweiten Besitznahme war Sir David Baird 1806. Der zweite Earl Caledon 1807—1811; derselbe machte sich verdient durch die Errichtung eines Postverkehres mittelst be-

rittener Postboten, gab dem Gesetze, das die Hottentotten behandelte, weitere Clauseln und errichtete den Circuit Court, d. h. einen Gerichtsstuhl, der periodisch die Städte des Landes besucht, um den High Court (Gericht höherer Instanz) abzuhalten. Sclavenverkauf und Einfuhr von Sclaven wurde abgeschafft, Earl Caledon unterdrückte auch eine Sclavenrebellion unter Lous, Hooper und Kelly und hatte Unruhen an der Ostgrenze zu bekämpfen. Sein Nachfolger, Sir John Francis Cradock (später Lord Homden), hatte diese Pacification noch weiterhin auszuführen. Hunderte von Kaffern, die, der Unruhen und Gräuelthaten am eigenen Herde halber, ihre Heimat verlassen, durchzogen als Marodeurs die östlichen Landestheile, plünderten und mordeten, so daß endlich unter General Graham drei Truppenkörper gegen sie entsendet wurden. Die Marodeur-Kaffern wurden aus dem Lande getrieben.

Der nächste Gouverneur, im J. 1814, war Lord Charles Somerset. Unter ihm fand die Bezoidenhout'sche Rebellion statt, welche die feindliche Haltung vieler Boers mit Bezug auf die Hottentottenfrage klar zu Tage treten ließ und mit der Niederwerfung der Rebellion endete. Die verurtheilten Mitglieder wurden hingerichtet. Ihre Hauptschuld lag in der Aufreizung der Kafferstämme an der Grenze gegen die Regierung. Die Insurrection begann damit, daß ein gewisser Bezoidenhout es nicht gestatten wollte, daß die Regierung ihn wegen einer schlechten Behandlung seines Hottentottendieners zur Verantwortung zog. Im J. 1817 intervenirte die Capregierung für ihren Freund, den Kaffernhäuptling Gaika, der von den anderen Häuptlingen geschlagen worden. D'Slambi, der Kaffernchief, und Consorten wichen wohl Colonel Brereton aus, allein sie konnten ihre Heerden nicht davon bringen und so erbeutete der Colonel Tausende von Rindern. Dies bewog D'Slambi, sowie die mit ihm verbündeten Kaffernhäuptlinge, zu einem offenen Kriege gegen die Colonisten, und sie erschienen plötzlich 10.000 Mann stark vor Grahamstown, um dort die befestigte Kaserne anzugreifen; sie drangen bis an den Kasernenhof vor, allein sie wurden in die Flucht geschlagen und ließen etwa 800 Todte am Platze, davon 102 im Kasernenhofe. Unter allen diesen Kämpfen hatten die Colonisten von der Ostgrenze sehr viel zu leiden, aber auch die übrigen Districte, denn die

englischen Truppen und das sogenannte capische Regiment (zumeist aus Hottentotten gebildet) waren nicht zureichend gegen die kriegslustigen Kaffern und so wurden Commandos der »Freien Bürger« aufgerufen, welche von 1811—1815 und von 1817—1819 auf eigene Kosten im Felde lagen. Diese Thaten der Boer-Commanden gehören zu den Heldenthaten und schönsten Opfergaben, welche die Boerbevölkerung dem Caplande geboten und dargebracht hatte, und wiederholt wurde in den englischen Depeschen vieler Boer-Field-Cornets, einzelner Krieger und ganzer Commandos, auf das ehrenvollste gedacht. Es nimmt mich Wunder, daß sich Romanschriftsteller und Novellisten diese an aufregenden Episoden so überreiche Periode der Geschichte des Caplandes nicht zur Behandlung gewählt, sie bietet so reichlichen Stoff, doch wäre wohl dabei die genaueste Ortskenntniß eine conditio sine qua non. Man baute Forts an der Ostküste und Lord Somerset (wohl die einzige gute That im Laufe seiner Regierung) faßte den Entschluß, die Ostdistricte, so fruchtbar und schön, mit Europäern reichlich zu bevölkern; dazu nun nahm er englische Emigranten in Aussicht. Diese Emigranten sollten die Ansiedler an der Ostgrenze verstärken und so den Anfällen der Kaffern kräftigeren Widerstand leisten, als es bis dato der Fall gewesen. In England billigte man diesen Plan, warf dazu 600.000 Gulden aus. — Im April 1820 langten die ersten Emigranten in der Algoa-Bay an und gründeten Port Elizabeth. Im Ganzen zählte diese Emigration 5000 Seelen, denen zumeist der gegenwärtige District von Albany zugewiesen wurde. Mit dieser rein englischen Colonie war der Gedanke, die Boers allmählig durch Masseneinwanderung englischen Blutes zu unterdrücken, in die Praxis eingeführt worden. Lord Somerset war ein Jahr in England und während dieser Zeit hatte Sir Donkin die Angelegenheiten der Emigranten in staatsmännisch kluger und zugleich auch väterlicher Weise geordnet und sich Verdienste um das Land erworben; da ihm jedoch Lord Somerset nicht gewogen war, also mehr aus einem persönlichen Motive, stellte dieser nach seiner Rückkehr aus England seinen Erlässen viele Gegenordres entgegen, darunter die meisten so schädlicher Natur, daß sich die Colonisten zu einer gerechten Anklage bei der englischen Regierung in London gezwungen sahen, und er endlich abdanken mußte.

Im Jahre 1824 erschien zum erstenmale in Capstadt der »South African Commercial Advertiser«, die erste Zeitung und die Messrs. Fairbains und Pringle waren die ersten südafrikanischen Redacteure. Da diese die eigenmächtige Handhabung der Gesetze durch Lord Somerset angriffen, wurde die Zeitung wiederholt confiscirt, bis die englische Regierung in London sich ins Mittel legte und die Zeitung der Willkür der Behörde entzog und sie nur dann als strafbar ansah, wenn sie directer Beleidigung, Schmähung oder gemeiner Verbrechen beschuldigt, vor dem Gerichte strafbar wird, nicht aber dann, wenn sie ihrer Entrüstung gegen die ungerechten Maßnahmen eines Statthalters oder seiner Beamten Ausdruck gibt!*

Generalmajor Bourke wurde im Jahre 1826 Gouverneur; vor seinem Regierungsantritte hatte das Capland inzwischen bedeutende politische Rechte von dem Mutterlande zugestanden erhalten. Man beschränkte die Willkür des Gouverneurs mit einem Beirathe, dem Executive Council (einem Ministerium), installirte einen obersten Gerichtshof, bestehend aus dem Gerichtspräsidenten und drei Präsidialrichtern (a Chief — Justice and three Puisne — Judges). Alle sechs Monate hatte jeder der Letzteren in jeder Stadt der Colonie, wo sich eine Bezirkshauptmannschaft — magistracie — vorfand, Gericht zu sitzen; diese Bezirkshauptleute waren Civilbeamte und Richter, hatten zweimal wöchentlich Gericht zu halten. Alle Farbigen — solche, die nicht Sclaven waren — des Caplandes wurden den Europäern — also alle Eingeborenen des Landes (denn Sclaven waren nur eingeführte Neger von der Ostküste und Madagascar) in allen Rechten gleichgestellt und so die Magna charta für Südafrika promulgirt. Im Jahre 1828 wurde das Katflußthal mit Hottentotten bevölkert, um sie als eine Grenzbesatzung gegen die Grenzkaffern zu benützen.

Der nächste Gouverneur war Sir Lowry Cole und sein Nachfolger in 1834 Sir Benjamin Durban, in welchen Jahren auch die Freilassung aller Sclaven zum Gesetze wurde. Unter diesem Gouverneur wurde eine allgemeine Einschränkung in allen Ausgabsposten, auch jenen der Gehalte höherer Beamten eingeführt und namentlich der Gouverneursgehalt als

* Dieses Gesetz ist bis zum heutigen Tage in Kraft geblieben.

der höchste von 120.000 auf 60.000 Gulden pro Jahr reducirt. Die Unruhen an der Ostgrenze gingen in 1834 von neuem an. Macomo und Tyalis, Kaffernhäuptlinge, die sich, ohne darum anzusuchen, willkürlich auf dem capischen Gebiete niedergelassen, wurden über die Grenze geschafft und dies führte zu einem neuen Angriffe von Seite der Kaffern, wobei in den ersten Jahren an fünfzig der zerstreut an der Grenze wohnenden Farmer niedergemetzelt wurden; auch diesmal wurden die Kaffern nach achtmonatlichem Kampfe geschlagen, und nun siedelte man den Rest der Fetcari, eines Zulustammes, der vor Jahren von Osten her erobernd vorgedrungen und von den vereinigten Kaffernstämmen geschlagen worden war, als Grenzler gegen die Kaffern an, welche Ansiedler sich auch bis an die letzten Tage dem Caplande gegenüber als treue Bundesgenossen erwiesen haben. Sir Durban dehnte die Ostgrenze bis zum Keiriver aus, was jedoch von England nicht gebilligt wurde, und da sich der Gouverneur dieser Entscheidung nicht fügen wollte, zu seiner Entlassung führte. Von 1825 an, besonders aber in den Jahren 1835—1837 begannen die Boers, denen unter dem stets wachsenden englischen Elemente immer ungemüthlicher wurde, massenhaft zu emigriren. Die Ursache davon waren die alten Reibungen mit der englischen Regierung, zumeist die Gleichberechtigung der Schwarzen und die Freilassung der eingeführten Sclaven betreffend. Auch eine Geldfrage, die Abschaffung des rix-dollars-Papiergeldes, an das die Holländer so gewöhnt schienen, und die Einführung des Silbergeldes für alle englischen Besitzungen that das Seine, um die an das Alte und Herrkömmliche gewohnten Gemüther zu beunruhigen. Die Emigranten zogen unter den Führern: Retief, Maritz, Potgieter, Uys und Pretorius nach den Gegenden des heutigen Natal und des Oranje-Freistaates. Nach Durban folgte als Gouverneur-Stellvertreter Mr. Stockenstroom. Der Häuptling Sandilli, als der hervorragendste Kafferchief, schürte und kräftigte den gesteigerten Muth der Kaffern, denen in Folge der verfehlten Politik der englischen Regierung in London, trotz der Siege Sir Durban's, das bis zum Keiriver eroberte Land wieder zurückerstattet worden war, er nahm die hochherzigen Zugeständnisse der englischen Regierung nur für Schwäche und begann im Jahre 1846 — unter einem nichtigen

Vorwande — in aller Eile gegen die Europäer einen erbitterten Krieg. Die englischen Truppen wurden bei Beernshill geschlagen, doch das Blättchen wendete sich bald. Die Kaffern wurden nach dieser Niederlage zumeist mit Hilfe der Boercommandos von Sir Stockenstroom und den Boer-Commandanten Sir John Moltens und Mrs. Onkruydt, Joubert, Pringle und Du Toit geschlagen; Sandilli ergab sich und Kreli, der Gaika-Chief, schloß Frieden. Maitlad folgte dem Gouverneur Sir Durban, ihm wiederum General Pottinger und diesem Sir Harry Smith, der die Keiskoma zur Ostgrenze und den Oranjefluß zur Nordgrenze des Caplandes bestimmte und das englische Protectorat bis zum Keiriver ausdehnte, so wie es schon vor zwölf Jahren Gouverneur Sir Benjamin Durban gethan. Im Jahre 1850 erneuerten die Kaffern den Krieg mit der Niedermetzelung zahlreicher Ansiedler, als diese eben ihre Weihnachten zu feiern begannen. Dieser Krieg zog sich in die Länge. Die schlecht angebrachte Sparsamkeit der englischen Regierung übersah, daß eine größere Truppenmasse, wenn auch nur zehn Jahre an der Ostgrenze gehalten, für immer die Kaffern niederwerfen und den Kafferkriegen für immer ein Ende machen konnte. Die vielen Kriege, die man in London häufig den Colonisten in die Schuhe schob, kosteten bedeutend mehr Opfer an Menschen und Geld, als eine in größerem Maßstabe ausgerüstete Armee an Auslagen und Mannschaftsverlust hätte verursachen können — und erreichte dennoch ihr Ziel nicht! Das Elend an der Ostgrenze hatte auf Jahrzehnte hin kein Ende. Mr. Noble gesteht es nicht ein, daß die sich immer wiederholenden Niedermetzelungen der Grenzer, da ein jeder Kaffernkrieg mit einem plötzlichen Ueberfall von Seite der Eingebornen begann, die englischen Colonisten unzufriedener, die holländischen gegen die englische Regierung nur noch mehr feindlich gesinnt machen mußte.

Wie das in solchen Fällen immer geht, suchte auch hier sowohl die Regierung in London, wie die Gouverneure in Capstadt sowohl berechtigte, wie unberechtigte Klagen der Colonisten durch Strenge niederzuhalten, wodurch das Verhältniß nur erbitterter und der Ruf nach einer freien Verfassung immer lauter wurde. Die Spannung kam zum Platzen, als man von London aus 300 Sträflinge nach dem Caplande sandte, um

daselbst eine Sträflingscolonie zu errichten. Einstimmig erhoben sich Alle, und ein solcher Schrei der Entrüstung wurde laut, daß sich die Regierung in London gezwungen sah, bevor noch die Colonisten zu den Waffen gegriffen hatten, das zu diesem Zwecke nach dem Caplande mit 300 Sträflingen abgesandte Schiff »Neptune« wieder abzuberufen und nach Van-Diemensland abgehen zu lassen. Endlich gingen die Bitten der cap'schen Bevölkerung in Erfüllung; 50 Districte des Landes hatten Herrn Fairbaim und Sir A. Stockenstroom nach London gesendet, die Wünsche der Colonisten zu unterbreiten und man war in London klug genug, diesen Wünschen zum großen Theile zu willfahren.

Am 1. Juli 1854 wurde das Parlament im Caplande unter dem Gouverneur-Stellvertreter Darling eröffnet. Sir Georg Grey als Gouverneur machte sich um das Capland hochverdient. Seinem Rathe zufolge widmete die englische Regierung dem Caplande zu Zwecken der öffentlichen Arbeiten jährlich 400.000 Gulden, das Capland dotirte 600.000 Gulden jährlich zur Erhaltung eines berittenen Polizeicorps an der Ostgrenze »the Cape Mounted Police« und die Kaffern wurden zur Arbeit beim Baue der Gebirgsstraßen ꝛc. herangezogen. Doch vom Kaffernlande drohte eine neue Schwierigkeit. Plötzlich tauchte ein schwarzer »Prophet«, Umhlagoza auf, befahl, einer Vision gemäß, alle freien Kaffern sollten ihre Rinder tödten, damit würden die Geister der Kaffernhelden aus ihren Gräbern emporsteigen und den Kaffern zu den Heerden der Europäer und Fingo (Feteari) verhelfen.

Man tödtete alle Rinder — Hungersnoth war die Folge davon, 25.000 Kaffern, zumeist Frauen und Kinder, starben dabei und ganze Districte wurden entvölkert. Sir Grey war klug genug, diese sofort durch Europäer zu besetzen, wobei ihm auch die im Caplande ausbezahlte, für den Krimkrieg geworbene, allein nicht in Action gebrachte deutsche Legion zu Statten kam; diese Anglo-German-Legion siedelte man am Buffalo-Flusse an. Sir Grey's Regierung muß überhaupt als eine sehr glückliche für das Capland bezeichnet werden. Unter ihm wurde im Jahre 1857 mit dem ersten Bahnbau begonnen; es wurden Brücken gebaut und Hafenbauten in Angriff genommen, neue Districte errichtet und neue Orte gegründet. In

Folge des allgemeinen Aufschwunges stieg der Export von 1854—1864 von 9,173.532 fl. (1854) auf 31,135.128 fl. (1864). Die Schafwolle, deren Ausfuhr allein von 85.674 Centner auf 362.966 Centner gestiegen war, bildete schon damals den Hauptexportartikel.

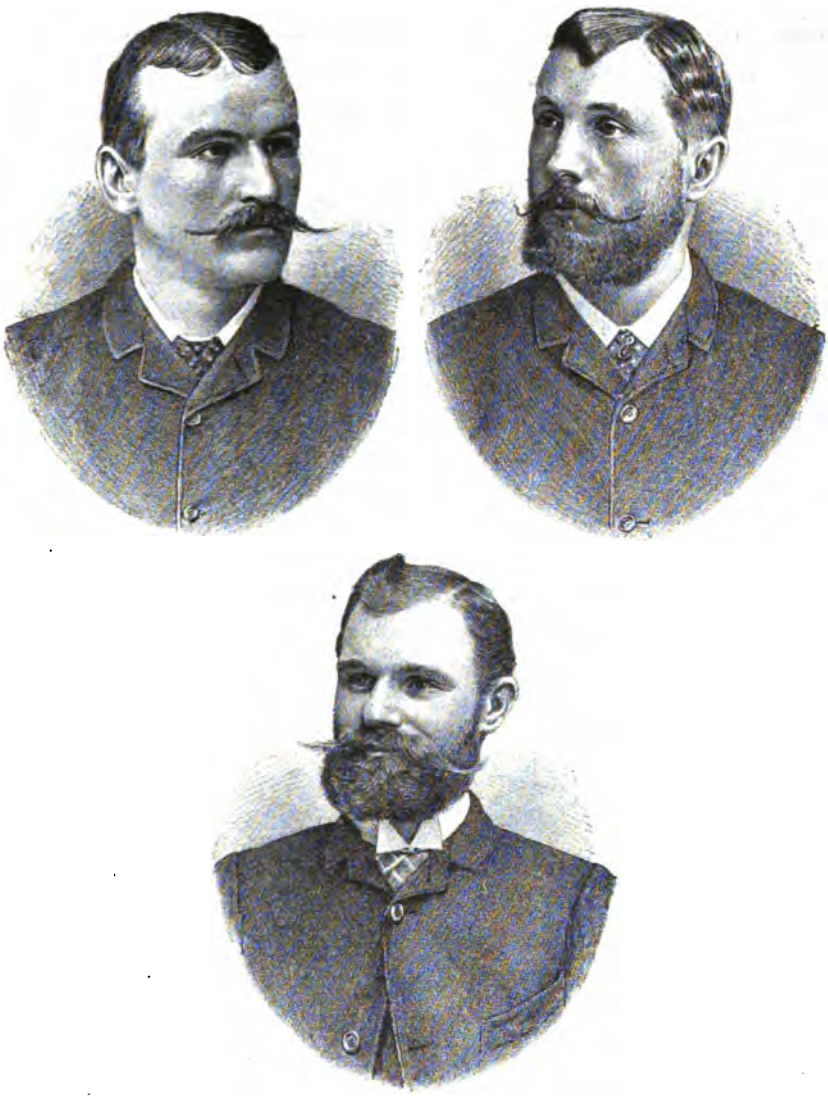
Sir P. E. Woodhouse wurde Sir Grey's würdiger Nachfolger.

Einen schweren Streitpunkt im politischen Leben der Cap-Colonie bildete seit langem die Verantwortlichkeitsfrage der Ministerien. Diese wurden seit 1853 von der englischen Regierung gewählt und waren nun dieser gegenüber für ihre Handlungen und Beschlüsse verantwortlich. Das Ministerium und nicht das Parlament votirte die Gesetze. Endlich im Jahre 1872, unter Sir Henry Barkly, wurde am 22. November laut Parlamentsbeschluß in beiden Häusern (im Unterhause [House of Assembly] mit einer Majorität von zehn Stimmen, im Herrenhause [Legislative-Council] von einer Stimme) das Responsible Government am Cap eingeführt; die Minister wurden von da an von dem englischen Gouverneur, doch aus der jeweiligen Majorität des Hauses, gewählt. Das erste verantwortliche Ministerium war das »Ministerium Molteno«.

Nicht ohne Besorgnisse hatte man um jene Zeit die Inbetriebsetzung des Suez-Canales, welcher den Seeweg wieder vom Cap weg und nach dem Mittelmeere verlegte, mit erlebt, allein das Auffinden der Diamantfelder und die damit zusammenhängende Masseneinwanderung schwächte diese nur allzu begründeten Besorgnisse wesentlich ab. In Wahrheit erschien auch die Lage der Cap-Colonien Mitte der Siebenziger Jahre als eine sehr günstige.

Der Export des Landes hob sich bis auf 60,000.000 Gulden pro Jahr. Die Volkszählung im Jahre 1888 zeigte eine Bevölkerung von 1·4 Millionen Seelen, davon 100.000 Europäer.

Die Viehzucht ergab: Pferde 205.985, Maulthiere und Esel 29.318, Zugochsen 421.762, Stiere, Kühe, Schlachtochsen und Kälber 689.951, Schafe edlerer Racen 9,986.240, Fettschwanzschafe 990.423, Angoraziegen 877.988, gewöhnliche Ziegen (eingeborne Racen) 2,187.214, Schweine 116.738, zahme Strauße 21.751.



Meine Begleiter Fekete, Leeb und Haluschka.

Der nahezu zwanzigjährige Frieden an der Ostgrenze hatte den Colonisten die Drangsale der Kaffernkriege vergessen lassen, als diese plötzlich 1870 wieder aufstanden und auf dem Responsible Gouvernement bald schwere Sorgen verursachten. — Sir Bartle Frere gerieth in Zwiespalt mit den Ministern und setzte sie ab, ohne einen Beschluß des Parlamentes abzuwarten. Dies führte die ersten Differenzen zwischen ihm und einem Theile der Colonisten herbei, was umsomehr sehr zu bedauern ist, da wohl Sir Bartle Frere neben Sir E. Grey sich als der bedeutendste und tüchtigste der englischen Gouverneure am Cap erwiesen.

Das Parlament beschäftigte sich zu jener Zeit mit wichtigen militärischen Fragen. Man begnügte sich nicht damit, die Bildung von Volontär-Corps zu begünstigen, im Falle der Noth sollte eine allgemeine Wehrpflicht vom 18. bis zum 50. Jahre eingeführt werden. Ein weiterer Beschluß dictirte die Entwaffnung sämmtlicher Eingeborner, was jedoch bei den Basutos am Caledon auf heftigen Widerstand stieß. Die Basutos waren im Kriege mit den Oranje-Freistaate-Boers im Jahre 1868 nahezu vernichtet, als Gouverneur Sir Philip Wodehouse sich ihrer annahm und einen Theil ihres Gebietes für sie — doch unter englischem Protectorate, das schon im Jahre 1871 in directe Oberherrschaft verwandelt wurde — erhielt. Dieser Act, so menschenfreundlich er auch den Basuto gegenüber war, schadete nach einer anderen Richtung hin, er schürte den Haß zwischen dem Boeren-Elemente und den Engländern, und die Engländer selbst hatten ihre Freundlichkeit den Basuto gegenüber einige Jahre später — und zwar eben bei jenem Entwaffnungsversuche — schwer zu büßen. Unter englischer Obhut gediehen die Basuto so wohl, daß sie übermüthig wurden und die Entwaffnungsbill bis auf einige wenige Zweigstämme auch nicht zur Geltung bringen ließen, ja ihre eigenen Genossen, die der Entwaffnung zustimmten, mit Tod bedrohten.

Im Jahre 1880 war nahezu der ganze Stamm in offener Revolte gegen das Capland, der Aufstand hatte einen Krieg im Ost-Griqualand und Kaffraria zur Folge, wobei der englische Magistratsrath Herr Hope mit zwei Begleitern meuchlings ermordet wurde. 2000 Reguläre und ein Boer-Commando schlugen diesen Angriff nieder, man bot nun alles auf, um

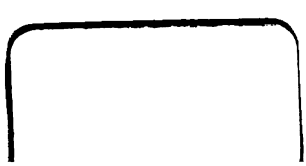
auch der Basuto Herr zu werden. Sir Bartle Frere wurde wegen seiner Zulupolitik abberufen und Sir Hercules Robinson an seine Stelle gesetzt. Nach manchen mißglückten Pacificationsversuchen übernahm die englische Regierung in London im Jahre 1883 die Verwaltung des Landes, welches nun direct unter dem Colonial-Ministerium in London steht. Das Capland hat nun im Falle eines Deficites im Basutolande jährlich eine Summe, die 240.000 Gulden nicht übersteigen darf, zu den Ausgaben des Basutolandes beizutragen, so lautete die wichtigste der Bedingungen, unter denen die englische Regierung in London das Basutoland vom Caplande in eigene Regie übernommen hat. An der Ostgrenze wurden im Jahre 1877 Tembuland, Bomvanaland und Galekaland zum Caplande mit einbezogen, so daß nun der Umtata die Ostgrenze bildet.

Viel bedenklicher, ja wahrhaft aufregend für die cap'sche Regierung waren in letzter Zeit die deutschen Colonisationsversuche, Sir Bartle Frere schlug der englischen Regierung vor zehn Jahren die Annectirung der Westküste bis zu den portugiesischen Besitzungen vor, man entsprach seinem Antrage nur insoweit, daß man sich mit dem kleinen Wallfischbuchtbesitze begnügte; er verlangte in London auch die Ausdehnung der englischen Macht bis zur Delagoa-Bay, auch diesem Wunsche entsprach man nicht! Man hat damals nicht hinreichend viele Steine finden können, um sie als Dank nach Sir B. Frere zu werfen, heute aber denkt man wohl in England ganz anders über diese Sache. Sir Bartle Frere hat in den Colonien sein Lehrgeld gezahlt, er war ein Colonist. Man kann ein sehr kluger und erfahrener und auch anerkannter Staatsmann auf europäischem Boden sein, durch Klugheit und Stärkung der Lebensquellen seines Landes große Erfolge in Europa erreichen; allein wenn man nicht selbst jenseits der Oceane Jahre lang gearbeitet, wird man im Handumdrehen kein Colonialverweser, und Colonien lenken wollen, ohne daß man sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt und dabei von Europa aus regiert, bleibt für immer ein verfehltes Vorgehen. Sir Bartle Frere modert wohl schon, die, welche ihn abberufen haben, leben und erkennen ihre verfehlten Maßregeln; in der afrikanischen Colonialpolitik steht Sir Bartle Freres Name obenan.

Was England damals in Afrika spielend hätte erreichen können, wird ihm heute Conflicte mit den Colonialmächten bringen. Herr Noble scheint in seinem Handbuche Sir Bartle Frere wohl nicht gut gesinnt — er spricht nicht viel von ihm — und doch muß dessen Name stets in Ehren genannt werden.

Sir Bartle Freres politisch größte That war die Niederwerfung des in seiner Art bedeutenden Kaffernhäuptlings Cetewajo, wodurch die Macht der Kaffern endgiltig gebrochen worden war. Jedem Reisenden wird aber Sir Bartle Freres unvergeßlich bleiben, als der größte Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen unter allen Gouverneuren des Caplandes. Er hätte sich vielleicht mehr populär gemacht, wenn er, wie so manch anderer Gouverneur, Wettrennpferde gehalten und selbst am Rennplatze erschienen wäre.

Doch nun zurück zu unserer Heimreise, deren Ende ich mit wenigen Worten vorführen will.

Wir landeten anfangs September nach einer achtzehntägigen Fahrt in Southampton. Zwölf Tage verblieben wir in England als Gäste unserer Freunde Mr. Philipp und Mrs. Butler und reisten dann via Hamburg nach Wien. Mit größter Dankbarkeit werden wir uns stets der freundlichen Aufnahme in Hamburg und des glänzenden Empfanges, der uns am Nordwestbahnhofe in der Residenz zu Theil wurde, erinnern.

Der Tag, da ich und die Meinen als Mitglieder der österreichisch-ungarischen südafrikanischen Expedition so begeistert von einer tausendköpfigen, allen Ständen angehörigen Menge empfangen wurden, ist einer der schönsten Ehrentage meines Lebens gewesen; weil aber jeder solche Empfang seiner tiefsten Bedeutung nach in erster Linie nicht den Reisenden, sondern der Wissenschaft, der sie dienen, gilt, so war jener Tag auch ein Ehrentag für die Wiener, die stets und allerorten für wissenschaftliche Thaten Herz und Sinn verrathen.